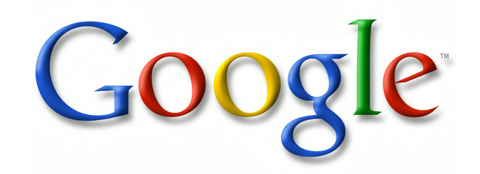
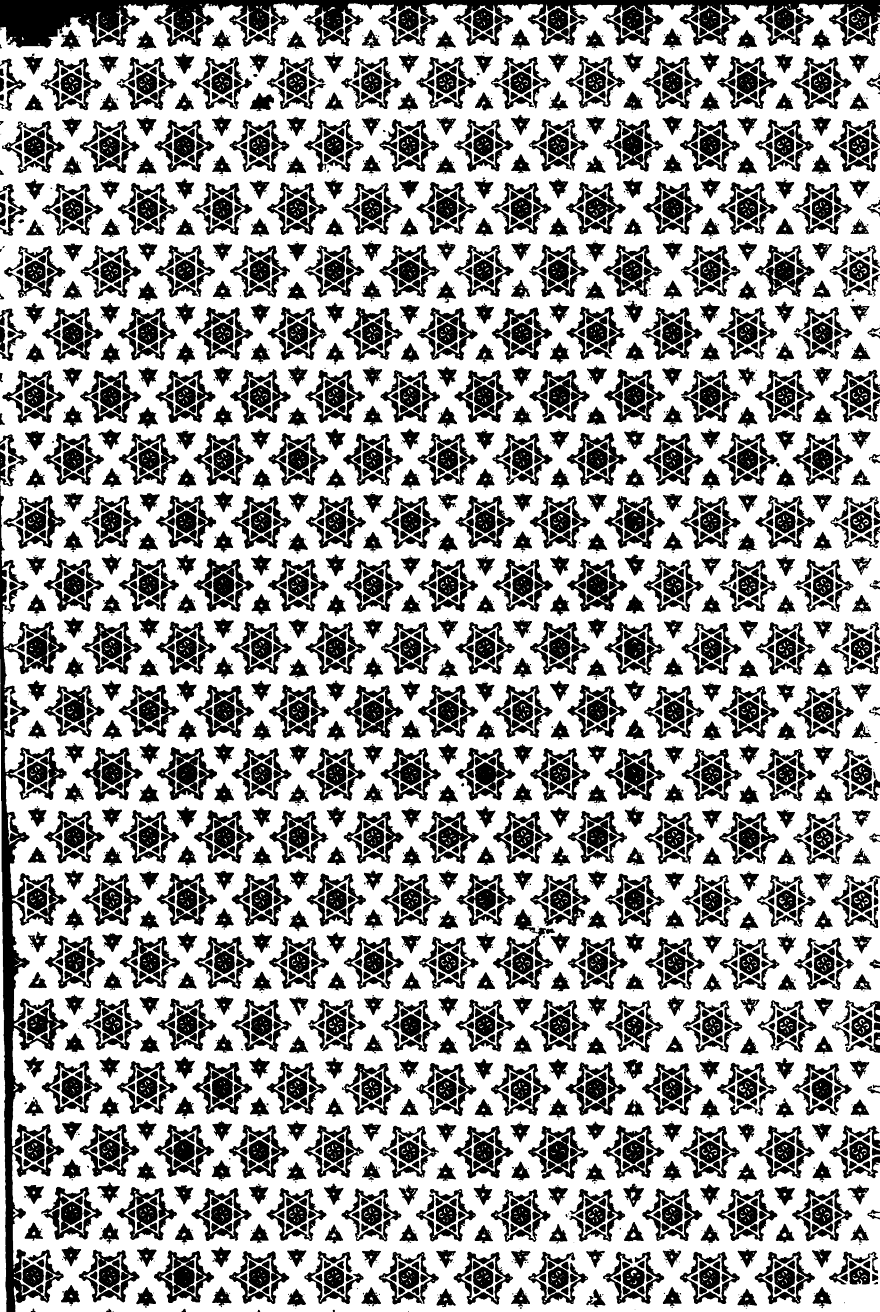








Jeremias Gotthelf

(Albert Bitzius)



Volksausgabe seiner Werke im Urtext

Dritter Band:

Leiden und Freuden eines Schulmeisters

Zweiter Teil

Besorgt von Ferdinand Vetter



Bern
Verlag von Schmid & Francke
vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1898

Jeremias Gotthelf

(Albert Bitzius)

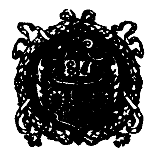
Leiden und Freuden

eines

Schulmeisters



Zweiter Teil



Bern

Verlag von Schmid & Francke

vormals J. Dalp'sche Buchhandlung

1898



Erstes Kapitel.

Der erste Winter im neuen Amte.

Diesmal klopfte mir das Herz, als meine Schule begann. Ich wußte nun, daß es einem fehlen könne in einer Schule, auch wenn man sich noch so geschickt glaubt; daß also das Gelingen in einer Schule nicht von der Geschicklichkeit des Lehrers allein, sondern von seinem Betragen, von der Art und Weise, wie er sich in und außer der Schule gibt, abhängt.

Daß meine Gelehrsamkeit nicht weit her sei und mein Unterricht selbst eine Stümperei, das sah ich noch nicht ein. Ich begriff noch immer nicht, wie man von einem Schulmeister verlangen könne, daß alle Kinder sollten rechnen und schreiben lernen, und noch viel weniger fiel mir ein, daß die Kinder lernen sollten, selbst zu setzen, daß sonst das Schreiben ihnen nichts nütze. Ich begriff noch gar nicht, wie man eine Schule in Klassen abteilen und so gar vieles möglich machen könne, was bei der alten Unordnung unmöglich schien. Als man anfing, eine ganze Klasse zusammen im Takt lesen zu lassen, zu furchtbarem Ohrenzwang für alle, welche nicht kalbslederne Trommelfelle hatten, da glaubte man, eine Entdeckung gemacht zu haben, über welche aus man nicht mehr könne, auf die das tausendjährige Reich bald folgen müsse. Hatte ein Kind der

Bevorrechteten aufgesagt, so sagte man ihm: Du kannst jetzt schreiben; und zu den andern: Lerit. Von einer eigentlichen Stundenabteilung war keine Rede; darum wurde und wird sie noch an vielen Orten für unmöglich gehalten.

Wenn man besonders gut im Strumpf war, so wurde konstruiert und zweimal in der Woche katechisiert aus dem Fragenbuch. Das waren die stabilsten Stunden. Die Hauptsache für den Lehrer war, daß er Fleiß habe, d. h. daß er unermüdlich von einem Kind zum andern renne und alle so oft als möglich aufsagen lasse, und daß er sich Mühe gebe, ihnen zu zeigen: d. h. vorzumachen und zu korrigieren.

Diese Aufgabe zu erfüllen bangte mir nicht, und über die Forderung, daß alle schreiben und rechnen lernen, dachte ich nur das, daß ihre Unhaltbarkeit von selbst sich dargeben werde. Aber die traurigen Erfahrungen hatten in meine Selbstgenügsamkeit doch das Loch gemacht, daß mir bange ward 150 Kinder zu meistern, mich bei ihnen in Respekt zu setzen und in Respekt zu erhalten, und in der Schule die notwendige Ordnung festzustellen.

Ich hatte es erfahren, daß es in einer Schule zugeht wie in einer Ehe. Beide haben ihre Flitterwochen oder Honigmonde, und während derselben lauscht der schlauere Teil dem andern seine schwachen Seiten ab und setzt sich in die Stellung, in der er bleiben will. Dünkt es nun den ehrlichen überlisteten Teil, es sei genug geflitterwöchelt, es sei nun einmal Zeit zu sagen, was auch er eigentlich wolle und wie es künftig gehen solle; so vernimmt er zu seinem großen Erstaunen, daß es just so gehen solle, wie es just gehe, daß da nichts mehr zu ändern sei. Und versucht er es dennoch und möchte sich auf einen andern Fuß setzen: ja dann zerrinnen die Himmel. Regengüsse strömen, dumpfer Donner grollt, späte Reife fallen

nieder, drückende Schwüle wechselt mit frostigem Winde, und bei allem chupet die Sonne, sendet nicht Licht, spendet die rechte Wärme nicht, und trübe wird es am Ehehimmel. O, wer kennt das Chupen, das Grollen, das Sticheln, das Aufbegehren, das Verwundertthun nicht, wer kennt die Schlußworte nicht: wenn ich das gewußt hätte, wenn ich das gedacht hätte! Wer weiß nicht, daß dann hier selten wahre Einigkeit stattfindet, sondern entweder eine stumme Unterwerfung von der einen, unbedingte Oberherrschaft von der andern Seite, oder aber ein dreißig- bis vierzigjähriger Krieg, je nachdem die Teile ein zähes Leder haben? Je mehr nun ein Mensch in seliger Überschwenglichkeit meint, das verstehe sich von selbst, daß es gehe, wie er wolle, desto eher kömmt er unter den Pantoffel oder sieht sich zu einem ewigen Keifen, das nichts abträgt, verdammt. Nun herrscht bei den Schulmeistern gar zu gerne diese Überschwenglichkeit, und arglos blampen sie in ihr Amt hinein. Bei den Kindern aber herrscht Schlauheit; sie fühlen sich die Schwächeren; darum lauschen sie auf die schwachen Seiten des Stärkern, um durch sie Meister zu werden.

Zu diesem Auffassen der schwachen Seiten treibt die Kinder eine Art Instinkt, und selten wird ein Kind ein Jahr alt, ohne der Eltern schwache Seiten zu kennen und benutzen zu können. Mit dem gleichen Instinkt fassen sie jede neue Erscheinung auf, die in ihr Kinderleben trittet, und fassen ihre Eigentümlichkeit meist weit schärfer auf als ältere Leute, denen das eigene Ich, vorgefaßte Meinungen, gehegte Absichten und hundert Gegenstände die Augen blenden. Nun trittet nicht bald etwas wichtigeres in der Kinder Leben hinein als ein Lehrer, bei dem sie einen bedeutenden Teil ihrer Zeit zubringen sollen, der als Oberer Wohl und Weh zufügen kann. Wie sie nun dem Lehrer seine Macht nehmen, ihn entwaffnen, lähmen, täuschen,

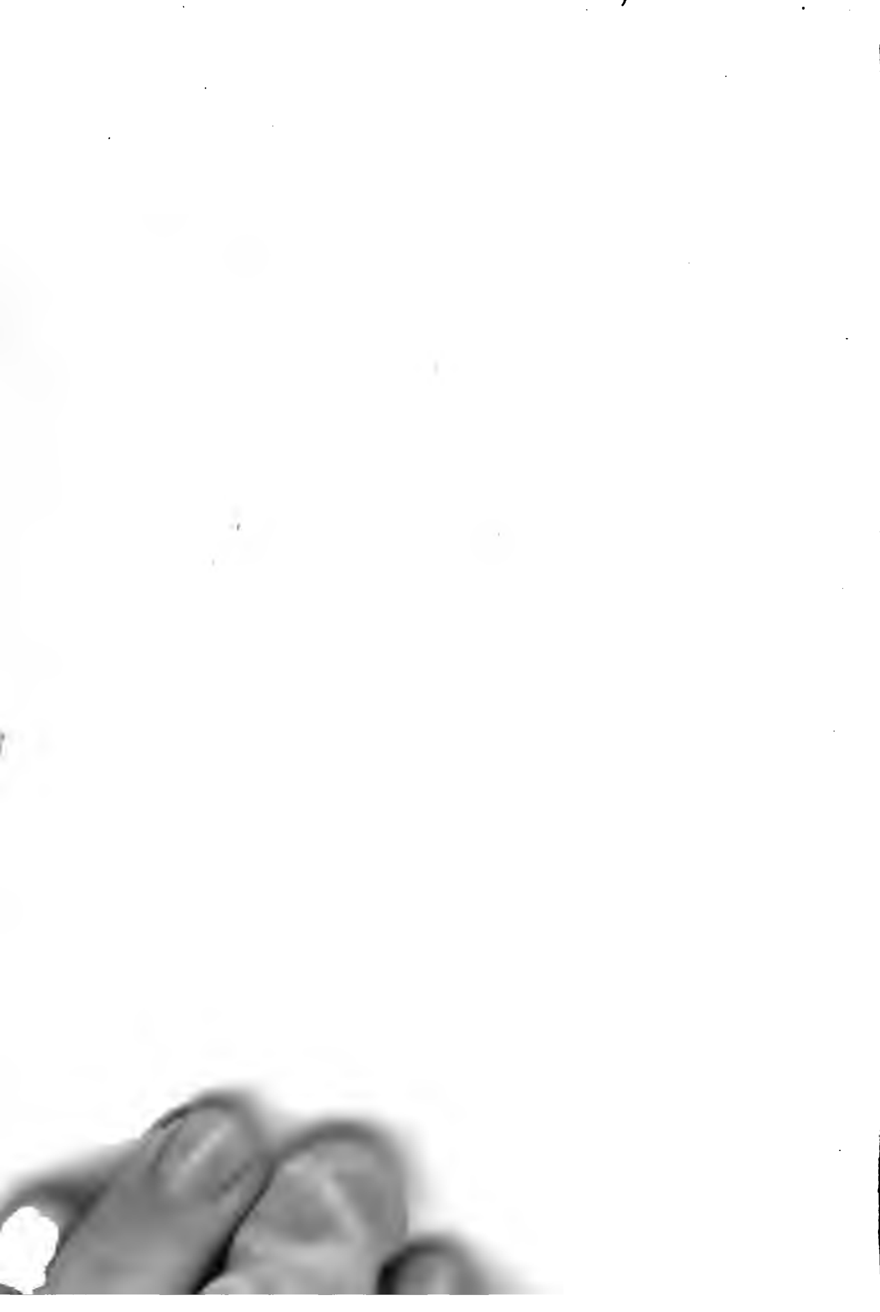
ihm trotzen können, das ist der Kinder Augenmerk. Sie beobachten die ersten Tage gar manierlich; allmählich strecken sie ihre Fühlhörner aus, immer weiter und weiter; stoßen sie an, so versuchen sie es auf andere Weise, bis sie wissen, woran sie sind, und das alles sehr selten mit Bewußtsein, sondern instinktmäßig. Wehe nun dem Lehrer, wenn er bewußtlos ist, wenn er, wie Obere es so gerne pflegen, vor lauter Oberherrlichkeit nichts anders sieht als eben diese, wenn er dieses Tasten der Kinder nicht fühlt und ihm nicht zu begegnen weiß mit Liebe und Ernst; denn weiß er das nicht, so wird er auch bei den trefflichsten Lehrtalenten nimmer gewinnen der Kinder Liebe und Achtung. Eine vernünftige Schulzucht gelingt nimmer, die Schule wird entweder zuchtlos oder ein Zuchthaus. Nun fühlte ich dunkel etwas von diesem; fühlte das Gewicht des Anfanges, des ersten Eindruckes; ich wußte, daß ich in meiner frühern Schule durch zu große Milde zum Spott geworden war, und ward zuerst versucht, ins Gegenteil zu fallen. Nun kann es nichts Unglücklicheres geben, als wenn ein an sich sanftmütiger und fast schwacher Mensch den Bramarbas und Eisenfresser spielen will. Alle Augenblicke fällt er aus seiner Rolle; männiglich sieht des Esels Ohr hervorgucken aus der Löwenhaut. Er hat verloren Spiel; denn trotz der Löwenhaut macht er Eselsstreiche, und als Esel wird er behandelt von jung und alt. Auch das fühlte ich.

So erwachte ich am ersten Schulmorgen mit ordentlichem Herzklopfen, und es nahm nicht ab, als ich die ersten Schulkinder kommen sah und hinüber zu ihnen mußte. Es waren ihrer nicht viele und so ging es recht gut. Ich war ernst aber weich gestimmt, fühlte mich nicht veranlaßt durch meine Stimmung, mit den Kindern den Narren zu treiben, oder sie lachen machen zu wollen, und das kam mir wohl. Einen Berg hin-

unterfahren, ohne zu spannen, in hellem Trabe, kann nur ein guter Kutscher und wird es selten noch thun; ein ungeschickter bricht Hals und Beine. So kann nur ein sehr gewandter sattelfester Lehrer Spaß in der Schule treiben, und dazu noch selten; und doch versuchen das Tölpel am meisten und führen dabei etwas, das Witz sein soll, ins Feld, das aber dem Witz gerade gleicht, wie eine Kuh dem König Salomo. So katechisierte ein Schulmeister: Was ist das Himmelreich nicht? Nicht Essen und Trinken. Jo, Kinder, nicht Essen und Trinken, nicht einmal Bärendreck erhalten wir dort. Ich polterte aber auch nicht, erschreckte die Kinder nicht, spielte nicht den Bölima, glaubte nicht, daß erst alle Kinder ins Bockshorn müßten, bevor ich recht anfangen könne.

Ernst und weich begann ich meine Schule, und es ging recht gut. Die Kinder betrachteten mich scharf; aber bei dem Betrachten blieb es. Als ich bei meinen geschwellten Erdäpfeln und einem Restchen Milch zu Mittag saß, hätte ich gerne ein Mäuschen und bei allen Tischen im Dorfe sein mögen, um zu hören, was die Kinder zu erzählen wüßten und wie ich ihnen gefallen hätte. Ach und am Abend wäre ich gar zu gerne zu jemanden hingegangen, um zu vernehmen, was gesagt worden, um mich rühmen zu hören oder doch wenigstens Anerkennung zu finden. Aber mit dem Denken, was die Leute sagen möchten, mußte ich mich begnügen. Niemand hatte mich aparti kommen heißen und frühere Erfahrung schreckte mich ab.

Meine Kinder waren die einzigen Menschen, mit denen ich umging, bei denen ich ordentlich sein und mit ihnen reden konnte. Die Schulstunden wurden mir daher eigentliche Erholungsstunden, auf die ich mich freute; jedes Schulkind war mir eine liebe Erscheinung, die mich aufheiterte. Weil ich Freude an den Kindern hatte, so empfanden sie auch welche an mir;



Jeremias Gotthelf

(Albert Bitzius)



Volksausgabe seiner Werke im Urtext

Dritter Band:

Leiden und Freuden eines Schulmeisters

Zweiter Teil

Besorgt von Ferdinand Vetter



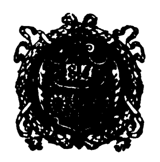
Bern
Verlag von Schmid & Francke
vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1898

Jeremias Gotthelf
(Albert Bitzius)

Leiden und Freuden eines Schulmeisters



Zweiter Teil



Bern
Verlag von Schmid & Francke
vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1898



Erstes Kapitel.

Der erste Winter im neuen Amte.

Diesmal klopfte mir das Herz, als meine Schule begann. Ich wußte nun, daß es einem fehlen könne in einer Schule, auch wenn man sich noch so geschickt glaubt; daß also das Gelingen in einer Schule nicht von der Geschicklichkeit des Lehrers allein, sondern von seinem Betragen, von der Art und Weise, wie er sich in und außer der Schule gibt, abhängt.

Daß meine Gelehrsamkeit nicht weit her sei und mein Unterricht selbst eine Stümperei, das sah ich noch nicht ein. Ich begriff noch immer nicht, wie man von einem Schulmeister verlangen könne, daß alle Kinder sollten rechnen und schreiben lernen, und noch viel weniger fiel mir ein, daß die Kinder lernen sollten, selbst zu setzen, daß sonst das Schreiben ihnen nichts nütze. Ich begriff noch gar nicht, wie man eine Schule in Klassen abteilen und so gar vieles möglich machen könne, was bei der alten Unordnung unmöglich schien. Als man anfing, eine ganze Klasse zusammen im Takt lesen zu lassen, zu furchtbarem Ohrenzwang für alle, welche nicht kalbslederne Trommelfelle hatten, da glaubte man, eine Entdeckung gemacht zu haben, über welche aus man nicht mehr könne, auf die das tausendjährige Reich bald folgen müsse. Hatte ein Kind der

Bevorrechteten aufgesagt, so sagte man ihm: Du kannst jetzt schreiben; und zu den andern: Lerit. Von einer eigentlichen Stundenabteilung war keine Rede; darum wurde und wird sie noch an vielen Orten für unmöglich gehalten.

Wenn man besonders gut im Strumpf war, so wurde konstruiert und zweimal in der Woche katechisiert aus dem Fragenbuch. Das waren die stabilsten Stunden. Die Hauptsache für den Lehrer war, daß er Fleiß habe, d. h. daß er unermüdlich von einem Kind zum andern renne und alle so oft als möglich aufsagen lasse, und daß er sich Mühe gebe, ihnen zu zeigen: d. h. vorzumachen und zu korrigieren.

Diese Aufgabe zu erfüllen bangte mir nicht, und über die Forderung, daß alle schreiben und rechnen lernen, dachte ich nur das, daß ihre Unhaltbarkeit von selbst sich dargeben werde. Aber die traurigen Erfahrungen hatten in meine Selbstgenügsamkeit doch das Loch gemacht, daß mir bange ward 150 Kinder zu meistern, mich bei ihnen in Respekt zu setzen und in Respekt zu erhalten, und in der Schule die notwendige Ordnung festzustellen.

Ich hatte es erfahren, daß es in einer Schule zugeht wie in einer Ehe. Beide haben ihre Flitterwochen oder Honigmonde, und während derselben lauscht der schlauere Teil dem andern seine schwachen Seiten ab und setzt sich in die Stellung, in der er bleiben will. Dünkt es nun den ehrlichen überlisteten Teil, es sei genug geflitterwöchelt, es sei nun einmal Zeit zu sagen, was auch er eigentlich wolle und wie es künftig gehen solle; so vernimmt er zu seinem großen Erstaunen, daß es just so gehen solle, wie es just gehe, daß da nichts mehr zu ändern sei. Und versucht er es dennoch und möchte sich auf einen andern Fuß setzen: ja dann zerrinnen die Himmel. Regengüsse strömen, dumpfer Donner grollt, späte Reife fallen

nieder, drückende Schwüle wechselt mit frostigem Winde, und bei allem chupet die Sonne, sendet nicht Licht, spendet die rechte Wärme nicht, und trübe wird es am Ehehimmel. O, wer kennt das Chupen, das Grollen, das Sticheln, das Aufbegehren, das Verwunderttthun nicht, wer kennt die Schlußworte nicht: wenn ich das gewußt hätte, wenn ich das gedacht hätte! Wer weiß nicht, daß dann hier selten wahre Einigkeit stattfindet, sondern entweder eine stumme Unterwerfung von der einen, unbedingte Oberherrschaft von der andern Seite, oder aber ein dreißig- bis vierzigjähriger Krieg, je nachdem die Teile ein zähes Leder haben? Je mehr nun ein Mensch in seliger Überschwenglichkeit meint, das verstehe sich von selbst, daß es gehe, wie er wolle, desto eher kömmt er unter den Pantoffel oder sieht sich zu einem ewigen Keifen, das nichts abträgt, verdammt. Nun herrscht bei den Schulmeistern gar zu gerne diese Überschwenglichkeit, und arglos blampen sie in ihr Amt hinein. Bei den Kindern aber herrscht Schlauheit; sie fühlen sich die Schwächeren; darum lauschen sie auf die schwachen Seiten des Stärkern, um durch sie Meister zu werden.

Zu diesem Auffassen der schwachen Seiten treibt die Kinder eine Art Instinkt, und selten wird ein Kind ein Jahr alt, ohne der Eltern schwache Seiten zu kennen und benutzen zu können. Mit dem gleichen Instinkt fassen sie jede neue Erscheinung auf, die in ihr Kinderleben trittet, und fassen ihre Eigentümlichkeit meist weit schärfer auf als ältere Leute, denen das eigene Ich, vorgefaßte Meinungen, gehegte Absichten und hundert Gegenstände die Augen blenden. Nun trittet nicht bald etwas wichtigeres in der Kinder Leben hinein als ein Lehrer, bei dem sie einen bedeutenden Teil ihrer Zeit zubringen sollen, der als Oberer Wohl und Weh zufügen kann. Wie sie nun dem Lehrer seine Macht nehmen, ihn entwaffnen, lähmen, täuschen,

ihm trotzen können, das ist der Kinder Augenmerk. Sie beobachten die ersten Tage gar manierlich; allmählich strecken sie ihre Fühlhörner aus, immer weiter und weiter; stoßen sie an, so versuchen sie es auf andere Weise, bis sie wissen, woran sie sind, und das alles sehr selten mit Bewußtsein, sondern instinktmäßig. Wehe nun dem Lehrer, wenn er bewußtlos ist, wenn er, wie Obere es so gerne pflegen, vor lauter Oberherrlichkeit nichts anders sieht als eben diese, wenn er dieses Tasten der Kinder nicht fühlt und ihm nicht zu begegnen weiß mit Liebe und Ernst; denn weiß er das nicht, so wird er auch bei den trefflichsten Lehrtalenten nimmer gewinnen der Kinder Liebe und Achtung. Eine vernünftige Schulzucht gelingt nimmer, die Schule wird entweder zuchtlos oder ein Zuchthaus. Nun fühlte ich dunkel etwas von diesem; fühlte das Gewicht des Anfanges, des ersten Eindruckes; ich wußte, daß ich in meiner frühern Schule durch zu große Milde zum Spott geworden war, und ward zuerst versucht, ins Gegenteil zu fallen. Nun kann es nichts Unglücklicheres geben, als wenn ein an sich sanftmütiger und fast schwacher Mensch den Bramarbas und Eisenfresser spielen will. Alle Augenblicke fällt er aus seiner Rolle; männiglich sieht des Esels Ohr hervorgucken aus der Löwenhaut. Er hat verloren Spiel; denn trotz der Löwenhaut macht er Eselsstreiche, und als Esel wird er behandelt von jung und alt. Auch das fühlte ich.

So erwachte ich am ersten Schulmorgen mit ordentlichem Herzklopfen, und es nahm nicht ab, als ich die ersten Schulkinder kommen sah und hinüber zu ihnen mußte. Es waren ihrer nicht viele und so ging es recht gut. Ich war ernst aber weich gestimmt, fühlte mich nicht veranlaßt durch meine Stimmung, mit den Kindern den Narren zu treiben, oder sie lachen machen zu wollen, und das kam mir wohl. Einen Berg hin-

unterfahren, ohne zu spannen, in hellem Trabe, kann nur ein guter Kutscher und wird es selten noch thun; ein ungeschickter bricht Hals und Beine. So kann nur ein sehr gewandter sattelfester Lehrer Spaß in der Schule treiben, und dazu noch selten; und doch versuchen das Tölpel am meisten und führen dabei etwas, das Witz sein soll, ins Feld, das aber dem Witz gerade gleicht, wie eine Kuh dem König Salomo. So katechisierte ein Schulmeister: Was ist das Himmelreich nicht? Nicht Essen und Trinken. Jo, Kinder, nicht Essen und Trinken, nicht einmal Bärendreck erhalten wir dort. Ich polterte aber auch nicht, erschreckte die Kinder nicht, spielte nicht den Bölima, glaubte nicht, daß erst alle Kinder ins Bockshorn müßten, bevor ich recht anfangen könne.

Ernst und weich begann ich meine Schule, und es ging recht gut. Die Kinder betrachteten mich scharf; aber bei dem Betrachten blieb es. Als ich bei meinen geschwellten Erdäpfeln und einem Restchen Milch zu Mittag saß, hätte ich gerne ein Mäuschen und bei allen Tischen im Dorfe sein mögen, um zu hören, was die Kinder zu erzählen wüßten und wie ich ihnen gefallen hätte. Ach und am Abend wäre ich gar zu gerne zu jemanden hingegangen, um zu vernehmen, was gesagt worden, um mich rühmen zu hören oder doch wenigstens Anerkennung zu finden. Aber mit dem Denken, was die Leute sagen möchten, mußte ich mich begnügen. Niemand hatte mich aparti kommen heißen und frühere Erfahrung schreckte mich ab.

Meine Kinder waren die einzigen Menschen, mit denen ich umging, bei denen ich ordentlich sein und mit ihnen reden konnte. Die Schulstunden wurden mir daher eigentliche Erholungsstunden, auf die ich mich freute; jedes Schulkind war mir eine liebe Erscheinung, die mich aufheiterte. Weil ich Freude an den Kindern hatte, so empfanden sie auch welche an mir;

weil mir die Schulstunden wie Augenblicke entschwanden, so wurden sie ihnen auch kürzer und sie kamen gerne in die Schule. Dieses merkte ich schon nach einigen Tagen, daß die, welche anfangs gekommen waren, selten fehlten; und fehlten sie, so klagten sie mir das nächste Mal, der Vater oder die Mutter hätten sie nicht gehen lassen. Aber trotzdem tasteten doch die Schüler nach meinen schwachen Seiten und suchten ihren Willen von meinem Willen frei zu machen, mein Wort unbeachtet zu lassen. Ich merkte es, und das ist schon viel; ich ließ es nicht unbemerkt hingehen, und das ist noch mehr. Eine Bemerkung fruchtete anfänglich, aber bald schon nicht mehr; es mußte ein Verweis folgen, dem Verweis eine Strafrede, eine Appellation an die Kinderliebe 2c. Hier blieb ich eine Zeitlang, und vielleicht zu lange, stehen und predigte zu lange.

Es ist nichts thorrechter, als wenn ein Lehrer allzuoft und allzulang ins Predigen fällt; er richtet wahrhaftig nichts aus, als daß er sich selbsten unglücklich und bitter, den Kindern Langeweile macht. Daß den Kindern das Predigen Langeweile macht, weiß jeder, der der Kinder Flüchtigkeit kennt. Ein Kommandowort, ein kurzer ernster Zuspruch dringen durch, während eine Predigt abläuft wie Regen vom Dach. Das Predigen bringt aber den Lehrer in ein ordentlich Elend hinein. Das Predigen bringt ihm ein Vergrößerungsglas vor Augen, darin sieht er seine Treue, der Kinder Flüchtigkeit; seinen Willen, der Kinder Ungehorsam; seine Liebe, der Kinder Undank. Das alles kommt ihm, je länger er predigt, desto greller, furchtbarer vor, und je nach seiner Eigentümlichkeit wird er immer zorniger oder immer gerührter, auf alle Fälle immer elender, und sagt den Kindern Dinge, vor denen er bei nüchternem Zustande erschrecken, ehrliche andere Leute blinzen müßten. Er entwürdigt sich vielleicht gar so weit, daß er

Eltern, Verhältnisse ꝛc. in seine Predigt bringt, oder gar sagt: sie verachteten ihn nur deswegen, weil er so arm sei; wenn er reicher wäre, so würden sie schon mehr Respekt vor ihm haben. Pfui, wenn ein Lehrer so was Kindern vorwirft, es mag auch noch so viel Wahres daran sein! Aus lauter Gutherzigkeit fiel ich in diesen Fehler, und, einige kleine Strafen abgerechnet, wäre ich vielleicht hier stehen geblieben, wenn nicht einige tüchtige Bursche mit breiten Rücken und trotzigen Köpfen mich da auf bessere Mittel gebracht hätten.

Es war ein Anlaß, ich weiß nicht mehr: ob ein Märit, oder ein Gemeinwerk, oder ein Knechtentag, kurz es war ein Tag, an welchem nicht gedroschen werden konnte. Da redeten die Bursche mit einander ab, zur Schule zu kommen und zu sehen, wie der Schulmeister einer sei, und ihn zu fecken, wie weit sie es wohl treiben könnten mit ihm. Wenn nun ein halb Dutzend Bursche, von denen jeder seinen Mütt Korn trägt, in eine Schule zusammen einrücken, so tasten die nicht lange, sondern fallen gleich mit der Thüre ins Haus. Protzig traten sie ein, protzig setzten sie sich, wo sie wollten; thaten, als ob sie der Schulmeister gar nichts angehe. Ich war ganz verdutzt von dem Betragen dieser Bursche, das akurat aussah wie das Betragen von einem halb Dutzend Jünkerleins unter dem sogenannten Plebs, d. h. unverschämt und grob. Ich hustete, ich machte: Bscht, ich sagte: Still! sie merkten von dem allem nichts. Sie rissen sich Bücher aus den Händen, drehten sich um, redeten nach allen Seiten. Ich begann Vorwürfe zu machen, sie achteten sie nicht: ich fing an zu predigen von bösen Buben, welche die Schule störten; wie viel sie mir zu leid thäten damit ꝛc. Sie lachten dazu. Das nun machte mich böse und ich drohte, und die Bursche, die wahrscheinlich dachten: ihre ältern Brüder seien am Märit und thäten wüst,

und wenn sie nun nicht das Recht hätten z'Märit zu gehen, so hätten sie doch das Recht, ebenfalls wüst zu thun und zwar in der Schule — lachten nur lauter und flüsterten sich in die Ohren. Da wurde ich böse, griff nach dem Lineal und wollte einem auf die Hand geben, und da er sich dagegen sträubte, gab ich ihm auf den Rücken, und walkte noch zwei oder drei tüchtig durch, die mir den Lineal nehmen wollten; so tüchtig, daß mir der Arm ordentlich weh that. Aber Ruhe war nun geschaffen und kein Mensch machte mir darüber Vorwürfe.

Hätten die Buben die Oberhand gewonnen, so würde man tüchtig gelacht und die Alten schmunzelnd gerühmt haben: sie hätten ganze Kerlisse, die hätten es dem Schulmeister greiset, wo er ihnen hätte befehlen wollen, wie den andern. Nun da ich den Handel gewonnen und die Bursche mit blauen Rücken heimgekehrt waren, fand man mich vollkommen im Recht und wunderte sich nur, daß ich ein so Checher sei; man hätte mir das gar nicht angesehen. Freilich wird auch mancher Pädagoge neuester Zeit schreien: Bewahre Gott, welche Rohheit, welch schlechter Lehrer, der noch zu Schlägen seine Zuflucht nimmt! Ja, du gutes Männlein, schreie nur; ich weiß wohl, was Mode ist, aber die Mode wechselt eben, weil keine Mode das absolut Rechte oder Wahre umfaßt. Ich habe auch nicht alles auf dem Prügeln; aber auf einen harten Klotz gehört ein scharfer Keil; was man nicht bürsten kann, muß man ausklopfen. Ich möchte da kein System aufstellen, z. B. daß man anständig erzogene Kinder nicht schlagen solle, oder daß bei roh erzogenen Kindern Schläge notwendig seien. Man findet unter den vornehmsten Kindern welche, denen die Rute oder eine Ohrfeige mit Verstand sehr heilsam wäre, wenn sie nicht etwa den Trost haben, es dem Papa sagen, klagen zu dürfen und wenn dieser Papa nicht etwa gar der Kanzler ist, der den

frechen Schläger in den Carcer schickt dafür. Dagegen findet man Kinder, welche mit Schlegel und Weggen erzogen sind und durch und durch erhärtet scheinen; aber sie sind nur gegen Schlegel und Weggen gehärtet, und das erste Wort der Liebe geht in die Seele hinein, und mit solchen ungewohnten Worten richtet man fürder alles aus. So sind Schläge äußere Heilmittel für Krankheiten der Seele, die sichtbar werden, sind chirurgische Operationen; im rechten Augenblick angewendet, wirken sie manchmal ohne alle innere Hülfe, ja da wo alle innere Hülfe nichts gefruchtet hätte — so bei Kindern und Erwachsenen. So jagte einmal eine Mutter ihr Kind in vollem Zorn ums Haus; in voller Angst schrie das Kind erbärmlich: Ach, Großmutter, hilf! ach, Großmutter, hilf! Auf der Straße ereilte die Mutter das Kind, warf es zu Boden, kniete auf dasselbe und schlug es auf unmütterliche Weise, in ihrem Zorn nichts hörend, nichts sehend, was um sie vorging. Das sah ein handfester Bauer auf seinem Wägelein, wohlgemut vom Berner Märit kommend. Das Feuer kam ihm ins Dach; hinter der Frau hielt er sein Pferd, stieg ab und steckte der Frau so einen recht tüchtigen Berner Klapf, daß sie über ihr Kind wegfiel. Er aber stieg, ohne ein Wort zu sagen, gelassen auf sein Wägelein und fuhr davon. Als er zurückblickte, sah er die Frau mit offenem Munde mitten in der Straße stehen, wie ein Ölgötze, und ihm nachsehen. Aber seither hat man bei jenem Hause niemals mehr ein solches Geschrei des Kindes gehört. Hätten da wohl Zusprüche geholfen, und wenn sie vom Pfarrer gekommen wären? Das unerwartete, unmittelbare, im rechten Augenblick angewandte äußere Mittel wirket besser zuweilen als die längsten Kuren; aber um es recht zu gebrauchen, mangelt es eben nicht Gelehrsamkeit, sondern einen sicheren Takt oder Instinkt, wenn ihr wollt, oder Menschenkenntnis meinetwegen.

Aber, wie gesagt, schnell und rasch muß die Anwendung solcher Mittel sein; lange Vorbereitungen dazu im Angesicht des Patienten, oder gar damit verbundene Ceremonien oder förmliche Feierlichkeiten, Spektakelstücke zeugen eben von dem Unsinn, der so lange in den Schulen herrschte. Darum aber auch läßt sich kein System darüber abfassen. Da kann der Lehrer nicht in sein Heft schreiben: Hier pflege ich Schläge anzubringen, wie ehedem die Göttinger Professoren an die Ränder ihrer Hefte sollen geschrieben haben: Hier pflege ich einen Witz zu reißen.

Eine Schule, wo das Prügeln systematisch würde, mahnte mich an jenes Waisenhaus, wo alle sechzig Buben, große und kleine, gesunde und krankne, wenn ich nicht irre, alle Jahre zweimal sämtlich laxieren mußten, ich weiß nicht, ob zwei oder drei Tage lang alle miteinander. So wurde aber ehedem in den Schulen geprügelt auf dem Lande und in den Städten. Und wenn man erzählen hört, wie z. B. die Berner Buben Schläge erhielten Vormittag und Nachmittag, mit Ruten, Stöcken, Fäusten, wie sie bluteten und ächzten, so begreift man wohl, wie ein Abscheu gegen das Prügeln bei denen einreißen mußte, die so geprügelt wurden, begreift, daß so geprügelte Väter keinem Lehrer zutrauen, mit Verstand prügeln zu können, weil kein Lehrer solchen an ihnen zeigte, und daß man daher allen Lehrern das Prügeln radikal abstellen oder verordnen wollte, daß sie in jedem gegebenen Fall die Erlaubnis ihrer Obern dazu einholen sollten, was das Thorrechteste von allem wäre. Aber mit dem Bade soll man das Kind nicht ausschütten. Soll man in jedem Waisenhause nun gar keinen Knaben mehr laxieren, weil früher sechzig auf einmal laxieren mußten?

Freilich ist das die beste Schule und zeuget von der besten Gesundheit der Kinder, in welcher solche Strafen am seltensten

vorkommen, wo der Lehrer die Herzen zu heilen, den Ausbrüchen der Krankheit zuvorzukommen weiß. Denn allerdings muß so mancher nur deswegen prügeln, weil er nicht sieht, was im Anzuge ist, oder weil sein Ansehen bei den Kindern oder ihre Liebe zu ihm nicht so groß sind, daß sie zu natürlichen fort und fort wirkenden Heilmitteln werden. Bringt dann ein Lehrer es noch so weit, daß er in Anwendung solcher Strafen wirklich gerecht sein kann, ohne den Kindern ungerecht zu erscheinen, so will ich den Hut vor ihm abziehen. Ich meine nämlich: wenn er es dahin bringt, daß er auf die gleichen Fälle nicht immer die gleichen Strafen müsse folgen lassen und doch die Kinder überzeugt bleiben, daß er vollkommen gerecht und gleichmäßig gestraft habe, so hat er es weit gebracht. Jede Strafe ist nämlich von Seite des Lehrers nie eine Züchtigung, sondern ein Heilmittel. Kann ein Arzt nun mit einem Löffel voll Trank heilen, soll er dann einen ganzen Hafen voll einschütten oder gar Arme und Beine abnehmen? Das würde man doch unvernünftig finden. Darum studiert der Arzt die Natur seiner Kranknen; nach dieser richtet er seine Heilmittel ein, und je besser er die Natur kennt, desto kräftiger werden seine Mittel anschlagen. Nun sollte von Rechtes wegen der Lehrer auch nie strenger strafen als es gerade zur Heilung nötig scheint. Nun wissen wir, daß die einen Naturen härter und zäher sind als die andern, also der Krankheitsstoff viel fester bei ihnen sitzt und viel gewaltsamere Mittel zur Austreibung mangelt als andere. Bringt es nun ein Lehrer dahin, daß die Kinder dieses begreifen und es dulden ohne Ärger, daß der Lehrer bei gleichen Fehlern oder Vergehen auf andere Weise und härter oder gelinder straft, je nach der Natur des Fehlenden, so habe ich Respekt vor ihm. Freilich muß der Lehrer, um dieses zu können, vier Dinge verstehen. Er muß dieses selbst begreifen, muß Menschen begreifen, ihre verschiedenen

Naturen auffassen und nachdenken können über ihre zweckmäßigste Behandlungsweise. Aber so lange Lehrer nicht einmal über einen Unterrichtsplan nachdenken wollen, kann man ihnen nicht zutrauen, daß sie über die Naturen der Kinder nachdenken mögen.

Er muß zweitens jede Brille ab seiner Nase thun können und namentlich die Brillen, wodurch er Chüechli, Brot, Rüppstücki oder gar Hamme sieht statt Kinder, und auch die, durch welche ihm die eigenen Kinder ganz anders vorkommen als andere.

Er muß des Zornes, jeder Aufwallung Meister sein können, denn der Zorn macht blind und unvernünftig. Was würde man zu dem Arzte sagen, der in der Täubi einem armen Teufel ein halbes Pfund Opium verschreiben würde statt höchstens ein halbes Quintli?

Und wenn der Lehrer ein Kind eines Mutwillens wegen züchtigt in vollem sichtbarem Zorn, muß das Kind sich nicht selbsten fragen: Wer züchtigt dann den Lehrer um seines Zornes willen? Mich ist Mutwillen angekommen, ihn der Zorn, welches ist nun ärger?

Und viertens endlich muß er das Schmuggeln lassen können. Er muß nämlich keine Branntenweinflasche unter dem Kuttensecken in die Schulstube und ins Gänterli schmuggeln, um dort ihr seine häufigen Besuche abzustatten oder sie auch nicht in der Nebenstube besuchen, die liebe Freundin. Wenn dann der Branntenweingeist klafterlang dem Lehrer aus den Augen sieht und aus dem Munde Feuer speit, und dieser Geist im Lehrer dann die Kinder braun und blau prügelt, ihnen alle sieben Regenbogenfarben auf den Rücken prägt — was müssen wohl die Kinder von einem solchen Lehrer denken? Muß ihnen nicht beifallen die Geschichte der zwei vom Teufel besessenen Gergesener, die unter die Schweine fuhren? Müssen sie nicht bei sich selbsten

wünschen, ihr besessener Lehrer möchte auch unter die Schweine fahren statt unter Kinder?

Meine Prügelten hatte also gute Wirkung gethan und ging nirgends übel an, und doch war, je mehr die Kinder sich mehrten, desto weniger Stille und Ruhe in der Schule. Ich kann nicht sagen, daß die Kinder nicht gehorchten, sobald ich ihnen befahl; aber es war augenblicks wieder im alten. Ich klagte einmal meine Not dem Pfarrer. Dieser gab mir einen guten Rat, der viel half, aber doch nicht radikal; das Hauptmittel kam mir erst später zu. Nachdem er meine Schule betrachtet hatte, sagte er mir: „Die meisten Lehrer haben den gleichen Fehler wie die meisten Leute. Wenn diese sehen, so hören sie nicht; wenn sie hören, so sehen sie nicht, und wenn sie selbsten reden, so können sie weder sehen noch hören. Sie können nur einer Thätigkeit mit Bewußtsein sich hingeben; während sie das eine Organ, z. B. das Auge, mit Bewußtsein beschäftigen, vernimmt das Ohr wohl allerlei; allein was das Ohr vernimmt, vernimmt der Mensch nicht; seine Seele ist im Auge, nicht im Ohr, und ein Organ, in dem die Seele nicht ist, bringt dem Menschen nichts zu. Nun ist es allerdings das Bequeme, Gewöhnliche, seine Seele nur an einem Orte zu haben, und die Leute, die nicht geweckt sind, begreifen gar nicht, daß die Seele an verschiedenen Orten sein oder vielmehr die Thätigkeiten verschiedener Organe auffassen oder leiten könne zu gleicher Zeit. Ihr seht viele Mägde z. B. Rübli jäten oder Flachs. Sie denken bei dieser einförmigen Arbeit an ihren Kilter, warum er gestern nicht gekommen, ob er etwa bei Durse Joggis Bäbi gewesen sei ꝛc. Ruft ihnen nun ein-, zwei-, dreimal, sie hören euch nicht; ihre Seele kann nicht vom Kilter und von Durse Joggis Bäbi weg ins Ohr. Beobachtet Kindermägde, wie wenig sie hören, wenn sie ihren Schatz sehen, wie wenig

sie sehen, wenn sie ihn sprechen hören. Laßt Knechte heimkommen zum Essen, ihre Seele ist beschäftigt mit dem Gedanken: ob Kraut oder Schnitz auf dem Tische seien, oder ob der Sauerkabis auch Schmutz bekommen habe oder nur die Kelle; legt ihnen Werkzeug aller Art neben und vor die Füße, sie werden es nicht aufheben, nicht einmal sehen; ihre Seele ist nicht im Auge, sondern beim Sauerkabis und zwar ungeteilt. So wird es begreiflich, daß in einer Stube voller Leute eine Menge Dinge geredet werden, die einen sie nicht hören, und die, welche sie hören, nicht sehen, was dabei getrieben wird.

„Vollends wenn ein Mensch redet und mit Eifer redet, so scheint er meist taub und blind zu sein, weil er gerade nur bei seiner Rede ist und weder die Gesichter sieht, die andere schneiden, noch das Gähnen hört, das hinter ihren Händen hervor quakt. Nun sollte von früh an der Mensch gewöhnt werden, aller Thätigkeiten seiner Organe sich zu bemeistern, zu gleicher Zeit mit seiner Seele allgegenwärtig zu sein im ganzen Körper. Zu dem Ende ist sie eben geistig und nicht ein Erdäpfel oder eine Rübe.

„Der Mensch muß zu gleicher Zeit sprechen, sehen, hören, lernen; ja, was noch schwerer ist, er muß lernen an zweien Orten zu gleicher Zeit sehen, zwei Reden zu gleicher Zeit hören. Wer einmal sich daran gewöhnt hat, der weiß nichts mehr anders; es geht ihm das von selbsten zu, es ist sein natürlicher Zustand; ja, er muß sich zusammennehmen, wenn er seine Seele ungeteilt einem Gegenstande widmen und durch nichts anders sich davon will abziehen, unterbrechen lassen. Nun wird aber keiner ein guter Knecht und kein Stüdi eine gute Magd, wenn sie nicht offne Augen und Ohren haben, wenn sie nicht gwahrig sind, d. h. wenn sie das, was ihre Sinne ihnen zuführen, nicht schnell und auf einmal aufzufassen vermögen, sondern nur immer langsam eins nach dem andern.

„Aber in noch viel höherem Grade bedarf ein Lehrer dieser Eigenschaften, wenn er einer Schule und besonders einer großen Schule recht vorstehen will. Er muß in der ganzen Stube gegenwärtig sein; die Kinder müssen zum Bewußtsein kommen, daß der Lehrer alles in derselben wahrzunehmen imstande sei, daß er gar keinen Rücken habe, hinter dem sie Unziemliches treiben können. Und dieses Bewußtsein entsteht bei den Kindern gar bald, wenn sie merken, daß der Lehrer alle sieht, während er einem zuhört, daß er auf alle hört, während er einem zusieht, und daß er beides hört und sieht, während er selbsten spricht. Dieses alles muß sich aber geben nicht auf eine gezierte Weise, nicht äußern durch ein Hin- und Herschießen, sondern als ob es sich von selbsten verstünde, so sein müßte. Es ist kaum eine Eigenschaft des Lehrers, welche die Kinder so schnell auffassen als diese, so viel Respekt davor haben, und durch sie kömmt man hundert Unarten zuvor, erspart sich also auch hundert Strafen, eben so viele Unterbrechungen, und die Schule erhält erst dann ein ordentlich Aussehen.

„Und es ist wohl nichts Schöners, als wenn bei aller Thätigkeit der Lehrer in unerschütterlicher Ruhe über seiner Schule steht, wenn er zur Seele der Schule wird, die allenthalben ist und doch nirgends sich aufdrängt. Nun, sagte der Pfarrer, ist aber das ein gar seltenes Ding und eine Menge Lehrer haben gar keinen Begriff von dieser Allgegenwärtigkeit, keinen Begriff von der Möglichkeit, zu sehen und zu hören zugleich, und keinen Begriff von der Notwendigkeit dieser Eigenschaft. Wenn die Kinder sich leicht etwas in acht nehmen, so können sie machen was sie wollen. Es ist, als ob wenigstens drei Viertel einer Schulstube hinter des Lehrers Rücken liegen würden, in denen jedes machen kann, was es will. Und wenn es einmal zu wüst geht und der Lehrer befiehlt Stille, so ist wohl einen Augenblick

Stille, bis und so lange die Kinder glauben, der Lehrer höre jetzt nicht mehr, sondern er sehe wieder, oder er sehe nicht mehr, sondern er höre oder er rede, und sehe und höre nicht mehr, merke durchaus nicht, was um ihn weiter vorgehe, achte nicht darauf, ob seinen Befehlen Folge geleistet werde. Ihr werdet es in hundert Schulen bemerken, daß Befehle nur ungefähr so lange fruchten als die Worte tönen an den Wänden.

„Da machte mich jüngst ein Freund lachen“ — so redete noch immer der Pfarrer. „Dieser, der Freund nämlich, ist ein gar majestätischer Mann. Mit seinen ehedem schwarzen jetzt gespregelten Augenbraunen glaubt er wenigstens ebensoviel ausrichten zu können, als weiland Jupiter. Er klagte mir gar schrecklich über die Unordnung in seiner Schule. „Ja“, sagte er und stemmte die Hände in die Seiten, „wenn ich schon rufe: Stille! so bschüßt's nüt, nicht länger als ein Minute oder zwei. Und dieses Stille rief er so laut, daß es mich allerdings wunder nahm, daß niemand aus einem Fenster fiel, und mich wunderte, daß die Kinder in der Schule nicht stille wurden. Denn dieses donnernde Stille erschreckte einen Trupp Hühner, die eben ihr Morgenbrot zu sich nahmen, so, daß sie auseinander liefen und flogen, der Hahn über ein Dach weg, und den ganzen Tag sich nicht mehr zu zeigen wagten. Aber die Kinder werden es halt eben gewohnt gewesen sein, und da kann man tausendmal Stille rufen und noch die Augenbraunen runzeln dazu, und wenn sie so schwarz gefärbt wären wie dem Satan seine, das hülf' alles nichts; das Kind weiß wohl, was es macht und machen darf.

„Und in diesem Fehler, Schulmeister, seid auch Ihr!“ schloß der Pfarrer, „Ihr könnt nur in einer Ecke Stille behalten und nicht in der ganzen Stube, eben weil Ihr nicht in der ganzen Stube gegenwärtig seid. Versuchet meinen Rat,

er wird sicher helfen; aber freilich, es wird Euch schwer ankommen anfangs".

Das dünkte mich eine strenge Zumutung, und wenn sie zehn Jahre später geschehen wäre, so würde ich gedacht haben, der d.... Pfaffe wolle mich kujonieren. Indessen fing ich das Ding doch an zu versuchen und es leuchtete mir bald ein, daß ich mehr Ordnung in die Schule erhielte, wenn es mir möglich wäre, achtsamer zu sein. Aber es ward mir schwer, besonders wenn ich sprach. Da war es mir, als ob ich mit den Augen die Worte suchen müßte im Kopf, wie beim Lesen im Buche, und als ob die Ohren aufpassen und entscheiden müßten, ob ich die rechten gefunden und hervorgebracht. Aber wenn man etwas will und sich Mühe gibt, so bringt man es doch irgendwohin, auch wenn man schon erwachsen ist. Ein wahr Unglück ist, daß nicht mehr Lehrer solche Neuerungen versuchen wollen. Ich meine nicht neue Methoden, neue Terminologieen u. s. w., sondern sich selbst zu beherrschen, Unarten abzulegen, auf neue und bessere Weise sich darzustellen. Aber, aber, die unglückliche Selbstgenügsamkeit, Selbstgefälligkeit oder Suffisance, wie der Weltsch sagt!

Ich hatte auf diese Weise viel weniger Ursache aufzubegehren; die Kinder wurden mir daher lieber, besonders die Mädchen. Ja, lacht nur, Leute, es ist doch so. Gewiß werdet ihr heutzutage keinen Lehrer finden, der es macht wie jener alte Pfarrer. Der haßte die Weiber furchtbarlich und kehrte sich in den Unterweisungen immer den Buben zu; den Mädchen aber wendete er den Rücken. Diese, darüber teils geärgert, teils zum Mutwillen gereizt, trieben allen möglichen Spuk. Der alte Pfarrer sah nie hinter sich, wie wüst es auch gehen mochte, und wenn Schimpfwörter nicht halfen, so schlug er mit seinem Meerrohr hinter sich, aber wieder ohne zu sehen,

wohin. Man kann sich den Jux denken, den die Knaben dabei hatten und auch die Mädchen, da sie selten getroffen wurden.

Die Buben sind von Natur roher, wilder und besonders unbedachtsamer, rücksichtloser, die Mädchen weniger roh und besonders bedachtsamer, mehr berechnend und feiner fühlend. (Doch will ich wetten, bei Lehrerinnen würde das Verhältnis sich anders herausstellen.) Das Mädchen weiß schon früh, daß sein Lehrer ein Mann ist, und diese zu berücksichtigen, von früher Jugend an, lehrt es ein Instinkt. Es will ihm gefallen und es findet, wenn der Lehrer nur einigermaßen die Nase mitten im Gesicht hat, Gefallen an ihm. Wie manches Mädchen hat daheim schon gesagt: Üse Schumeister ist doch e hübsche! Hat das je ein Bube gethan? Das Mädchen hütet sich, dem Lehrer zu mißfallen, fühlt tief ein Wort von ihm und weiß, meist sich selbst unbewußt, in die Stimme, in die Augen, in sein ganzes Thun und Lassen so manches zu legen, was den Lehrer anziehen muß. Wenn dem Lehrer etwas zu bringen ist, wer erzwingt es, dasselbe zu tragen, Knaben oder Mädchen? wer läuft der Mutter mehr nach, um sie zu mahnen, daß man dem Schulmeister lange nichts gebracht und daß, wenn man frisch backe, man ihm doch ein Brot bringen wolle — Knaben oder Mädchen?

Abgesehen davon, daß ein Lehrer Mädchen weniger zu strafen braucht, macht schon ihr Wesen an sich mehr oder weniger Eindruck auf ihn; er fühlt sich zu ihnen hingezogen, und die Aufmerksamkeit, die sie ihm widmen, vergiltet er wieder. Man achte nur einmal auf den Ton der Stimme, ob nicht eine ganz andere Modulation darin liegt, wenn er frägt: Hans, chast mr's säge? Oder: Bäbeli, weisch du's öppe? Da es nun immer so gewesen ist, so fällt dieser Unterschied, den der Lehrer

zwischen Knaben und Mädchen macht, nicht auf; ja der Lehrer sagt ganz ungeniert: die Meitscheni seien ihm viel lieber, sie seien viel ördlicher, er habe nicht halb so viel mit ihnen zu thun, als wie mit den Buben. Niemand wird den geringsten Anstoß daran nehmen. Nur muß der Lehrer sich hoch in acht nehmen vor zwei Dingen: er muß sich hüten, daß seine allgemeine Liebe nicht eine specielle werde, daß er nicht ein Mädchen vor den andern auszeichne, ihm den Hof mache, sonst hat er es mit allen verspielt. Er muß sich zweitens hüten, daß er nicht gegen die Mädchen ekelhaft wird und zudringlich, daß er die Schule mit einem Abendsitz verwechsle und irgend fühlbare Zeichen seiner Liebe gebe, so sehr es ihn auch jucken mag, Backen zu tätscheln oder sonst etwas, sei es nun in Primarschulen oder Arbeitsschulen.

Er meint vielleicht, das habe gar nichts zu bedeuten. Wohl, das bedeutet etwas; er fühle sich nur selbst den Puls, so weiß er, was es bedeutet. Aber alle seine Schüler wissen es, ohne ihm an den Puls zu greifen. Die Buben verhöhnen ihn, und die Mädchen werden erbittert und schämen sich, und wenn es den Alten zu Ohren kömmt, so gibt es Lärm. Überhaupt (vide das frühere Kapitel über das Verhältnis von Mann und Weib) darf der Lehrer nie die Schwäche darstellen, sonst kömmt er unter ihren Pantoffel, und wenn er später eine Schülerin heiraten sollte, so kömmt er unter einen noch tüchtigern Pantoffel und wird kaum anders vor seiner Frau reden dürfen, als mit weinerlicher Stimme und höchst verlegenen Gebärden. Es wären hier Exempel zu erzählen. Er muß die Kraft darstellen, die anzieht, die anzieht nicht mit Absicht, nicht mit einem angenommenen Wesen irgend eine Rolle spielend, einen Esel darstellend; sondern die anzieht ohne Absicht in wahrer Liebeswürdigkeit durch ein wahrhaft männlich

Wesen, dessen Grund Ernst und Liebe ist, das sich darstellt fern von jeder Künstlichkeit in Milde und Kraft. Ein solches Wesen bringt selbst die Buben zu Liebe und Anhänglichkeit, geschweige dann die Mädchen. Die Mädchen haben, so sinnlich sie sein mögen, doch einen eigenen Zug zu höhern bessern Naturen; nur müssen diese doch nicht in gar zu wüster Hülle sein. Daher sieht man so unendlich oft die Schülerin an den Lehrer sich hängen gegen den Willen der Eltern; so sagen es wenigstens die Romane. Aber auch ohne die hat man sehr viele Beispiele von Lehreren, die ihren Schülerinnen immer warm im Herzen blieben, denen bei des Lehrers Anblick die Augen ganz eigen glänzten, denen in den Tiefen wieder auftauchte die entschwundene Jugend, der Frühling des Lebens, die knospende Liebe mit all ihrem Wogen, ihrem Regen. Und wie manches Mädchen fühlte nicht eine Langeweile, eine Öde im Herzen, wenn der Unterricht aufhörte, die es sich nicht zu erklären wußte?

Je mehr der Lehrer die Kraft darstellt, je weniger er sich reißen läßt zu Tändeleien und Spielereien, desto unschädlicher bleibt, ja desto nützlicher wird diese Liebe oder Anhänglichkeit. Zum Bewußtsein durch Erklärungen kommt sie nicht; die Blume geht nicht auf, nur die Knospe bildet sich verschämt zwischen Blättern, genährt und hervorgelockt durch milde kräftige Luft. Das Mädchen, gewöhnt an diese reine bessere Luft, empfindet Ekel gegen die unreine; vor seine Seele hat sich das Bild einer edlen Seele gestellt, die hat sein Herz erwärmt. Wieder eine edle Seele verlangt es, um dasselbe in Glut und Flammen aufgehen zu lassen. Wohl zieht viel und oft durch das Verlangen der Seele die Schwäche des Fleisches einen Strich oder ein Geldsack legt sich schwer auf dasselbe. Allein untergehen wird in dieser Seele doch selten ganz die Sehnsucht nach edleren

Wesen, und schwere Seufzer ringen denselben sich entgegen, durch schwere Leiden oft; und oft endet das Ringen nicht, bis die Augen sich wieder öffnen in einer andern Welt. Es wird mancher bedächtliche Lehrer bedenklich den Kopf schütteln über meine Rede und unverblümt sagen, ich rede Thorrechtes. Ich glaube es nicht. Ich meine nur zur Sprache zu bringen das Bestehende, damit dasselbe begriffen und vernünftig benutzt werde.

Zum Beweis, daß ich es auf alle Fälle redlich meine, will ich aufrichtig bekennen, wie es mir ergangen. Damals freilich wußte ich nicht, daß es mir so erging, und wenn jemand es mir gesagt hätte, so wäre ich böse geworden oder hätte ihn ausgelacht. Aber doch that es mir allemal wohl, wenn ich zu den Mädchen kommen konnte, um sie zu überhören. Ich sparte sie manchmal auf bis zuletzt, wie man auch den Dessert zuletzt isset, und nach dem Sprüchwort den Bauer nicht gerne auf den Herrn setzet. Es lachte mir allemal das Herz im Leibe, wenn ich eins der ältern Mädchen in die Schule kommen sah, und es war mir recht öde in der Stube, wenn keins derselben da war. Manche Viertelstunde ging ich früher in die Schulstube, um, wie ich mir sagte, Federn zu schneiden. Das Fedennschneiden kam mir aber gewöhnlich erst in Sinn, wenn ich von jenen Mädchen eins oder einige bereits in der Schule wußte. O, es ist recht wunderlich, was dem Menschen alles einfällt, um etwas thun zu können, das er weder sich noch andern bekennen will, dem er keinen Namen geben möchte. So ist mancher Mann ein wahrer Salomo in der Erfindung von Vorwänden, etwas zu laufen. Es ist ihm nicht um das Laufen, sondern um den Schoppen oder die Halbe, die er beim Laufen trinken kann, denn seiner Frau darf selten einer rund aus sagen: Frau, i will ga-n-e Halbi ha. Aber narrochtig that ich

mit den Mädchen nicht; es that mir nur wohl, bei ihnen zu sein, und dummes Zeug schwatzte ich nicht mit ihnen. Sie begannen gewöhnlich in ihrer geschwätzigen Natur das Gespräch, und ich brauchte nur hie und da ein freundlich Wort zu erwidern, so ward ihnen angeholfen und ich vernahm gar allerlei, das mir nützlich war. Und wenn ich zufällig nicht gleich hinüber kam, so hatten auch sie Einfälle, in meine Stube zu kommen oder mich hinüber zu rufen. Da ich mir also nicht vergab, so verlor das schulmeisterliche Ansehen durchaus nichts; im Gegenteil hüteten sie sich recht mädchenhaft, mir einen Verdruß zu machen, und ein einzig strenges Wort fand allezeit weichen Boden. Möglich auch, daß mein weichmütig, wehemütig Wesen (in den Städten würde man sagen, es sei ein interessanter Anflug von Melancholie gewesen) ihr Mitleid erregte; denn man will wissen, daß solche Stimmung bei einem Mann auf Mädchen ganz besondere Wirkung thue, da eine Art Instinkt sie zu dem Amte des Tröstens treibt.

Sie suchten mir auch gefällig zu sein, wie sie nur konnten. Sie sahen, daß mir das Kehren der Schulstube (das ich zweimal in der Woche vornahm und nicht bloß einmal, wie es hie und da noch geschieht, wo man es bitzli D . . . mehr oder minder nicht scheut) sehr beschwerlich war. Von nun an hatte ich gar nichts mehr damit zu thun; die Mädchen schlugen sich fast darum und putzten mir meine Stube, daß es eine Freude war. Und weil ich zusah, verrichteten sie die Arbeit mit einer Rührigkeit, einer Schnelligkeit, welche sie zu Hause kaum an den Tag legten.

Noch sehe ich, wie einmal ein armes Mädchen vor der Schule um mich herumstrich, immer eine Hand im Sack. Endlich zog es einen Apfel daraus hervor, von den schönsten einen, gelblicht mit roten Backen zum Malen. Er war sicher der

schönste, den das Mädchen seit Jahren gehabt. Mit einem ganz eigenen Zagen bot es mir ihn an und sagte: „Schumeister, meut dr nit öppe-n-e-n-Öpfel?“ Ich antwortete vielleicht etwas kurz: „Ich wott dir dini Öpfel nit esse, bhalt du-ne nume.“ Da wurde das Mädchen ganz rot, schlug seine schwarzen Augen mit einem ganz eigenen bittenden Ausdruck zu mir auf und sagte: „Schumeister, nät mr-ne ab, es isch gwüß e guete.“ Ich konnte natürlich nicht widerstehen, und das Mädchen hatte nun keinen Apfel zu essen denselben Nachmittag, und doch war es von einer Fröhlichkeit wie sonst nie; ein sinnig Lächeln saß beständig auf seiner Stirne. Wer sagt mir, was in des Meitschis Herzen vorgegangen vor dem Geben, bei dem Geben und nach demselben? Um dieses Apfels willen wurde dieses Mädchen aber auch meine Eva.

So rückte das Examen heran, für Kinder und jüngere und ältere Schulmeister, die ihres Amtes leben, ein wichtiger Tag. Es wohnt in den Kindern ein Trieb, das zu zeigen, zu bewähren, was sie gelernt haben, zugleich mit einer Bangigkeit über den Erfolg, einem Zagen: ob es ihnen wohl gelingen möchte, zu bestehen? Ach, daß dieser Trieb im Kinde und diese Bangigkeit nicht gepflegt werden, daß sie nicht geführt werden aus der Schulstube ins Leben, daß das Kind nicht gelehrt wird, daß jeder Lebenstag ein Examentag vor Gott sei, und daß alles Lernen nichts abtrage, wenn es einem nicht dazu helfe um in dem Examen vor Gott zu bestehen! Aber nein, zwischen Schule und Leben, zwischen Kirche und Haus hat die Zeit Klüfte ausgefressen und tolle Menschen haben sie noch tiefer gegraben, und Brücken darüber sind nicht gebaut, und hinüberspringen sollen die Menschen von einem Uferrand zum andern: da brechen aber viele den Hals, andere die Beine, und die meisten können nicht begreifen, warum man sie bei dieser Gefährlichkeit von

dem einen zum anderen hinüberjage, statt jemand da ruhig sitzen zu lassen, wo er einmal sitzt. Die Kinder freuen sich aber auch auf den Lohn ihrer Arbeit, auf die schönen blanken Batzen, welche ihnen leider jetzt durch die eidgenössischen Münzlümmeleien verkümmert werden. Die Mädchen freuen sich, ohne Tschöpli in den weißen Hemdeärmeln wieder als lustige Sommervögel zu erscheinen, und nur hie und da sieht man an schönen haustäglichen Examentagen traurig ein blasses Kind in einem traurigen Tschöpli. Ach, das arme blasse Kind hatte kein gebleichtes weißes Hemde oder keine ganzen Ärmel an seinen zwei Hemdchen; es darf sie nicht sehen lassen, muß seine Ärmchen traurig verstecken in die abgetragene Hülle, muß die andern rauschen und funkeln sehen in den steif gestärkten, weißen, bauschichten Ärmeln. Ach! da ist wohl keine Frühlingsfreude in dem kleinen Herzchen; in den Augen sitzt die Scham und zieht sie nieder, und nur der blanke Batzen wirft einen Schimmer der Freude über die blassen leidenden Züge.

Ach, ich habe schon manchmal mein Ohr gelegt an solche kleine arme Herzchen, die so vieles sehen müssen und nichts besitzen, die in Not und Kümmernissen gespiesen und getränket werden, die, sobald sie zum Bewußtsein gelangen, von den Eltern ihre Armut vernehmen und täglich Zeugen sind von dem Jammer, den die Eltern verhandeln. Da habe ich vernommen, was die Menschen nicht ahnen, sinnige Gedanken und tiefe Gefühle, habe sie weinen hören im Herzen. Aber was mich weinen machte, war, wenn diese kleinen Herzchen sich einmal freuten, freuten über Dinge, die andere Menschen nicht sehen, reiche Kinder achtlos zertreten, und diese Freude war so rein, so kindlich und umwob so schnell den eingegrabenen Kummer, wie reiche Kinder sich nimmer freuen können. Aber selten jemand denkt an die Freude armer Kinder, als unser liebe Herrgott,

der bunte Steinchen für sie geschaffen, schöne Blümchen und Stecken, krumme und gerade. Ach, die erwachsenen Menschen wissen selten mehr, was rechte Freude ist!

Aber wenn ich mein Ohr lange an einem Ratsherren-herzen gehabt oder sonst an einem Magnatenherzen, oder an den Herzen reicher Herren- oder Baurenweiber oder sonst an den Herzen von allerlei Grümpel, und da ganz trübselig und wirbelsinnig geworden bin, so suche ich mir wieder ein armes blasses Kind und lege mein Ohr an sein Herzchen, um wieder zu mir selbst zu kommen, d. h. zu verharren in der Liebe. Ich habe aber schon manchmal gedacht, wenn ich mein Ohr so an ein schwammiges üppiges Herz gelegt, und da Dinge vernahm, daß mir fast Hören und Sehen verging, welch Lärm es wohl absetzen würde, wenn der Besitzer des Herzens den Lauscher wahrnehmen würde? Wäre es ein Mann, so würde er nach Ohrfeigen greifen; wäre es ein Ratsherr, so würde er dem Großen Rat ein Dekret vorlegen, um dieses bei Halsesstrafe zu verbieten, unterdessen mich hinter Schloß und Riegel thun lassen. Und die Weiber, o Himmel! die Weiber würden ihre Halstücher mit Gufen verstecken, ihre Herzen mit Mäntelenen verpolstern, und wenn alles nichts helfen würde, Zetermordio schreien; und würden mich verschreien weit ärger noch als Potiphars Weib den armen Joseph. So würden die Weiber schreien mit schwammigen üppigen Herzen; aber solche Herzen haben gottlob nicht alle Weiber oder Mädchen. Es gibt deren viele, die ich kenne, die würden wohl auch rot werden und etwas vorziehen wollen, wenn sie mein Ohrenläppchen so nahe an ihnen bemerken würden; aber es ist die holde Scham, die die reichsten Reize am schüchtersten oder stolzesten zu verhüllen strebt, nicht der Schrecken der Kokette, der man hinter falsche Haare oder einen hölzernen Busen kömmt.

Doch von solchen schönen reichen Herzen ist jetzt nicht Zeit zu reden, nicht Zeit auszuplaudern, was ich da erlauscht, sondern zu alten und jungen Schulmeisterherzen muß ich zurückkehren, die mit freudigem Bangen oder banger Freude den Examentag erwarten. Ach, so Schulmeisterherzen mahnen mich eigentlich auch an arme Kinderherzen, die an gar kleinen Dingen sich Freude machen müssen, denn größere sind ihnen nicht beschert. Den in der Schule vergossenen Schweiß merkt niemand mehr; von der ausgestandenen Not und Mühe nimmt man nicht Notiz, und wenn der Schulmeister so recht zeigen will, was er gemacht hat, was freilich blutwenig ist gewöhnlich und niemand wichtig scheint als ihm, so strecken die Manne die Beine lang von sich, der Ammann gähnt verstohlen; aber der Stiel entrinnt ihm noch und tönt gewaltig durch die Stube, und er rutscht zum Pfarrer und sagt: „Es düecht mi, er sött afe gnue ha u nimme möge; i wett ihm's säge, er söll fertig mache.“ Vielleicht fällt hie und da ein Lob über eine schöne Schrift; aber wenn der Vater des Skribenten da ist, so denkt niemand, daß der Schulmeister das Schreiben ihn gelehrt, sondern rühmt dem Alten den hoffnungsvollen Sprößling. Der nimmt behaglich das Lob ein, spreizt die Beine auseinander, nimmt den Spiegel gravitätisch aus der Westentasche und sagt endlich: „Ja es isch ordlich gnue u-n-er het gseit dahem, er hätt's no viel brever welle mache, aber dFedere sig ihm nit guet gsi u di angere heige geng am Tisch gstoße.“ Das sind des Lehrers Freuden. Und wenn man ihm nachrühmt, sie hätten brav aufgesagt, aber das Lesen hätte etwas besser gehen können, und wenn man ihm dann ein klein Trinkgeld für das Wüschen und Heizen erkennt mit dem ausdrücklichen Beisatz: man sei es eigentlich nicht schuldig, aber man habe es den anderen auch gegeben und man wolle jetzt nichts anderes mehr anfangen, so

hat er für ihn einen reichen Freudentag gehabt. (Freilich an manchem Orte wird es heutzutage besser.)

An meinem Examen zu Gytiwyl hatte ich nicht einmal solche Freuden; der Pfarrer, der es nicht böse meinte, aber doch in seiner Hastigkeit gerne in alles redete, verpfuschte mir den ganzen Tag. Beim Auswendigaufsagen gebot er auf einmal und unerwartet, daß alle Kinder die Bücher aus den Händen unter die Tische thun sollten. Er hasse das beständige Gucken ins Buch, wo man einige Worte mit den Augen auffasse, die Ladung ausspucke und schnell wieder eine neue hole. Das mahne ihn gerade an einen Pfarrer, der seine Predigt ablese und immer drein und draus sehe, wie ein Huhn, wenn es Wasser trinkt. Übrigens sei das gar nicht auswendig gesagt, und mit allem Lernen wüßten und behielten die Kinder nichts, wenn sie sich immer auf das Buch verlassen könnten. Das war ganz richtig. Aber meinen Kindern, die sich einmal an das Buch gewöhnt hatten, ging es wie Kindern, die an ein Lülli gewohnt sind und ohne dasselbe gar nicht schlafen können oder wollen, sie mögen noch so schläfrig sein. Sie konnten nicht recht aufsagen, wußten mit ihren Händen nichts anzufangen, kamen von vorn herein schon aus dem Concept, und das Aufsagen, auf das ich bedeutende Mühe verwendet hatte, ging grundschlecht.

Beim Konstruieren hoffte ich nachzubessern und es ging recht gut. Die Wer, Wessen ꝛc. wußten die Kinder richtig aufzufinden und der Chorrichter sagte: was es doch immer für neue Moden gebe, allbets habe man von dem nichts gewußt und einmal er wüßte nichts damit zu machen. Allbets habe man toll leren bete, das es fry gchutet heig, und damit sei man auch durch die Welt gekommen und habe besser husen können, als mancher, der alles wisse, was in den Bücheren

sei. Da fiel mein fürwitziger Pfarrer wieder ein, als ich am schönsten im Zuge war, und fragte: „Kinder, ihr habt da von Cederen geredet, was ist das für ein Ding?“ Große Stille. „Ist's ein Mensch, oder ein Tier?“ „Ein Tier“, sagte endlich eins. „Ist es ein vierfüßig, oder ein kriechend Tier?“ „Ein vierfüßiges“, war die Antwort. „Ein Ochs oder ein Esel?“ „Ein Esel.“ — „Nein“, sagte der Pfarrer, die Cederen sind Bäume. Aber sagt mir nun, was bedeutet das „Wort Libanon, ist das auch ein Baum, oder ist's ein Vogel?“ „Es ist auch ein Baum“, sagten mehrere. „Ist's eine Tanne oder ein Pflaumenbaum?“ „Es ist ein Pflaumenbaum“, war das Resultat langen Nachsinnens. Der Pfarrer schmälte die Kinder, daß sie das nicht wüßten. Du mein Gott, was vermochten sich die Kinder dessen; ich hatte es ihnen ja nie gesagt! Und wer hätte es ihnen sonst sagen sollen? Der Ammann sagte auch dem Pfarrer: einmal er hätte es auch nicht gewußt, und es habe ihn nie wunder genommen. Er finde, das trage gar nichts ab, wenn man den Kindern alles erklären wolle, das mache sie nur gwunderig und dann wisse man zu Hause nichts mit ihnen anzufangen. Er finde immer, der Glaube sei die Hauptsache: es heiße ja, daß der Glaube allein selig mache.

Wenn so einem Schulmeister, der alles am Fädelt zu haben glaubt, am Examen nur eine Floh über den Weg springt, so nimmt er es schon aufs Puntenöri, geschweige dann solche Dinge. Freilich sagte mir am Ende der Pfarrer: er sei gar wohl mit mir zufrieden gewesen; ich habe mir Mühe gegeben und habe Rat angenommen, und wenn ich mir wolle gesagt sein lassen, daß man auch erklären müsse und nicht nur konstruieren, so werde alles gut kommen. Aber wie kann man etwas erklären, das man selbst nicht weiß, das einem niemand gesagt hatte? Mein Normallehrer, der nicht wußte, was Pa-

lästina war, der hatte mir auch nichts von Cedern und Libanon gesagt, und was er mir noch alles anderes nicht gesagt hatte, das würden alle Bücher der Welt kaum fassen. Der Gerichtsäß gab mir auch ein gar gut Lob und sagte: ich sei ihnen gar anständig; ich sei für mich gewesen und hätte niemand aparti plaget, und wenn ich etwas gewollt, so hätte ich es ordentlich bezahlt, entweder auf der Stelle oder doch auf die Zeit, wo ich es versprochen. Und das sei ds Brävst a-mene Schumeister. Und wenn er dann schon nicht alle neuen Moden nachmachte, so sei das graglych, sie hätten ihm doch nichts darauf.

Das war wieder etwas Balsam auf die Wunden, aber wieder zwei Feuer eröffnet gegen den armen Schulmeister. Was den einen recht war, schien den andern unrecht. Wer will es verargen, wenn man aus Instinkt ins Lavieren gerät, bei allem Schein von Bewegung es doch nicht von der Stelle bringt! Doch so weit dachte ich damals nicht. Etwas getröstet folgte ich der Einladung, mit dem Manne eine Halbe zu trinken; ich hoffte noch dies und jenes Erfreuliche für mich zu hören. Allein ich täuschte mich. Nachdem abgehandelt war, was am letzten Bern-Märit die Kühe gegolten und das Korn, kam man ins Prozedieren und da wurde man mit einer Halbe nach der andern fertig, aber nicht mit dem Prozedieren.

Zweites Kapitel.

Ach Gott! wenn die Liebe nicht wär, wie vernünftig man wär!

Ist das Examen und die Winterschule zu Ende, so ist manchem, als ob ihm ein Zentner ab dem Herzen falle. Dem einen fällt das lästige Schulhalten weg, das ihm ungefähr ist wie Fabrikkindern das Fabrikgehen, dem andern die schauderhafte Geldlosigkeit, in welcher er seit Monaten geschmachtet. Er erhält seine paar Batzen Lohn fürs ganze Jahr und kann seine Sonntagsschuhe plätzen lassen für bar Geld. Auf das Geld hatte ich mich gefreut, hatte gedacht, besser meinem Verdienst nachhängen zu können. Aber als die Schulkinder fortgingen, konnte ich nicht aufhören, ihnen nachzusehen, bis sie mir aus den Augen waren; eine ordentliche Wehmut kam mich an, und als am andern Morgen keines kam, die Schule leer blieb, da fühlte ich es auch unerträglich leer in mir. Ums Haus herum stund ich, stund in alle vier Ecken desselben und sah nach allen vier Weltgegenden, ob denn nicht etwa ein Bein von einem Schulkinde zu erblicken sei. Endlich kam ein kleiner Junge mit zwei Schafen und einer Schnudernase daher und weidete die erstern an einem Gartenzaune.

Nun mit dem redete ich einige Worte und ging dann an meine Arbeit. Aber es hatte mir doch nicht recht gewohlet, und ich konnte nicht begreifen, warum gerade dieser schmutzige Junge mir erschienen sei und nicht jemand anders. Als es eilf Uhr läutete und ich vom Webstuhl in die Küche ging, um für mein Mittagsbrot zu sorgen, sah ich von Weitem beim Brunnen einige weiße Hemdeärmel und erkannte bald zwei der

ältesten Schulmädchen. Nun weiß ich nicht, wie es kam, aber ich hatte auf einmal auch beim Brunnen zu thun, und wie ein Wirbelwind fuhr ich unter sie. Das Gespräch war freilich nicht halb so hitzig als mein Kommen; aber einige freundliche Worte wurden doch gewechselt, und eines derselben sagte: es hätte es heute immer gedünkt, es sollte in die Schule gehen. Das that mir gar zu wohl! Nur wurmte mich die Bemerkung des anderen Mädchens: wenn es dann auch nicht mehr in die Unterweisung gehen könne und der Herr ihm erlaube, so wisse es vor Langerweile nicht was anfangen. Ich konnte nicht recht fassen, daß so ein Mädchen auch nach der Unterweisung sich sehnen könne und nicht bloß nach der Schule. Von nun an war der Brunnen mein Lustplatz, mein Kasino, meine Promenade, mein Palais-royal. Ich wusch alles viel fleißiger, bedurfte viel mehr Wasser als sonst; am Samstag nachmittags ging ich sogar mit meiner Kaffeekanne und meinem Züber zum Brunnen, um sie zu fegen, mußte mich aber dabei nicht wenig auslachen lassen. Die Mädchen behaupteten immer, ich mache so lange an der Kanne, daß ich Löcher hinein reibe und alle Samstag frugen sie mich: ob sie den Kaffee noch halte?

Es kostete mich manchmal Mühe, dumme Witze zu unterdrücken, bei Gelegenheiten das handgreifliche Schäkern zu lassen, allein ich war ein so tüchtig gebranntes Kind, daß ich noch nicht vergessen hatte, wie das Feuer brenne. Die Wunde war nicht schnell zugeheilt worden; sie hatte auseitern müssen, und was ich dabei gefühlt, das wollte ich nicht zum zweiten Mal empfinden. Nur Quacksalber streichen auf jegliche Wunde gleich einen heilenden Balsam oder gar ein Heftpflaster; es gibt Wunden, die ausbluten, auseitern müssen, wenn sie gut heilen sollen. So ist's auch mit den Seelenwunden und Eiterbeulen. Ich bin fest überzeugt, Tausende von Büchern und Millionen

Meine Liebe war noch gar keine besondere, sondern nur eine allgemeine, und ans Heiraten dachte ich gar nicht; ich dachte ans Fürsparen. Ich hatte Freude an den wenigen Neuthalern, die ich im Gänterli hatte, und an den zwei neuen Hemdern, welche ich hatte machen lassen. Ich zerlegte oft in Gedanken meine Bedürfnisse, die erforderlichen Anschaffungen und daneben mein Einkommen und meinen Verdienst, und ich fand allemal, daß ich ein Schönes bei Seite legen und in wenig Zeit meine Orgel werde zahlen können. Dann rechnete ich weiter und sparte in Gedanken immer mehr für und wurde am Ende ein recht wohlhabender Mann. In diese Rechnungen brachte ich nie eine Frau und noch weniger Kinder.

So verfloß der Sommer, und auf den Winter und die Schule, die er mitbrachte, freute ich mich. Aber so ganz füllte sie doch mein Herz nicht aus. Denn beim Brunnen traf ich noch oft mit den Mädchen zusammen, denen der Herr zu Ostern erlaubt hatte, und am meisten eben mit jenem, das mir den schönen Apfel gegeben hatte. Es wohnte nicht weit vom Brunnen, hieß Mädeli und war eines armen Schuhmachers Tochter. Eines Schuhmachers, wie es viele gibt, die ihr Lebenlang nie das Handwerk recht erlernt hatten, nie Leder kaufen konnten, die sechs ersten Wochen, nachdem sie als Meister sich gesetzt, die Modeschuhmacher des Ortes waren und später höchstens gut genug, Pechschuhe zu machen, Knechten und Mägden Schuhe zu plätzen und hie und da auf einer Stör 3 Batzen per Tag zu verdienen. Mädeli war des Vaters jüngstes Kind und seine Haushälterin, da seine Frau gestorben war und seine anderen Kinder ihn verlassen hatten. Mädeli war schlank und hoch, hatte aber nicht so herzschöne Backen wie Milch und Blut, bei denen es einem dünkt, wenn man sie nur etwas chnuste oder müntschle, so müßten aus der einen Backe einige

Kacheln Milch spritzen kühwarm und aus der andern einige Dutzend Kartoffel trolen schön mehlicht und aufgesprungen.

Mädelis Haut hatte etwas von der Schuhmacherwerkstatt angenommen. Freilich war sie nicht so schmutzig pechgelb wie die Haut eines Altgesellen oder einer fünfzigjährigen meisterlichen Pechseele; sie hatte nur das Gelblichte, das, mit dem Bräunlichen vermischt und mit einem roten Anhauch, gleichsam dem himmlischen Tau, übergossen, die wundersame Haut bildet, welche in ihrem sammetnen Schmelz unendlich anzüglicher ist, als das schönste Rot und Weiß, auch wenn beides auf das Kunstgerechteste gemischt wäre. Mädelis Haar war schwarz und seine Augen dunkel und tief, wie gemacht um darin zu ertrinken. Es ist recht eigen, wie es Augen gibt von unergründlicher Tiefe. Die Seen, bewohnt von Nixen oder Seefräuleins, die, wenn man nur einen Finger ins Wasser steckt oder nur einen Blick hineinwirft, einen ergreifen bei Finger oder Blick und hinunterziehen auf den Grund, wo es dem Fischlein so wohlig wird, sind das wohl nicht schöner bräunlicher Mädchen tief dunkle Augen?

Es ist doch wunderlich, wie es Augen so verschiedener Art gibt und so wunderliche Arten. Es giebt Augen, sie mahnen mich an weiß angestrichene Mauren. Wenn die Sonne darauf scheint, glänzen sie blendend; hat man sich an den Glanz gewöhnt, so sieht man, daß es nur Kalch ist, was glänzt, und hinter dem Kalch ist eben nur eine Mauer kalt und hart, und wie bekannt haben Mauren weder Herz noch Seele. Andere gibt es wieder, die mich mahnen an Teiche. Teiche haben bekanntlich auch kein Herz, keine Seele, keine Tiefe, und aus ihrem Grunde quillt nichts heraus als höchstens bei trübem Wetter ein bischen Schlamm; aber auf ihrer Oberfläche spiegeln sie alles ab, Sonne, Mond und Sterne, und jedes Manns-

gesicht, das in sie guckt. Dann gibt es auch wieder Augen gerade wie ein Hundsgesicht, dem man ein Stück Fleisch vorhält. Diesem Hundsgesicht läuft es feucht in den Augen und im Munde zusammen vor lauter Glust und Gierigkeit. Auch sind wieder Augen wie Spinngewebe mit der Spinne in einer Ecke. Die Spinne sieht man nicht, das Spinngewebe achtet man nicht; aber wenn eine Fliege dem Gewebe sich nähert, dann fängt es an in der Ecke zu blitzen, und kömmt die Fliege ins Gewebe, dann springt die giftige Spinne mit ihren giftigen Äugelein heraus, und man weiß, wer da ist. Auch sind Augen wie Wetterleuchten oder wie der sogenannte Brenner. Wenn die Hitze groß ist, so leuchten sie schalkhaft und munter; aber sie regnen nicht, sie donnern nicht, und wenn die Hitze vorüber ist, so sieht man auch gar nichts mehr von ihnen und an ihnen.

Es gibt noch gar viele Augenarten, von denen ich aber jetzt nicht reden will, da ich noch zu sagen habe, daß über Mädelis Augen geschweifte schwarze Bogen sich wölbten, rund wie die Wölbung über Kirchenfenster, durch welche gute Augen hineinschauen können ins dunkle geheimnisvolle Heiligtum. Auf einem in lieblichen und zarten Anschwellungen sich endenden Halse stund das kurze feste Kinn und trug den nicht kleinen, nicht großen Mund, der reine weiße Zähne barg und ohne Worte redete, ohne Unterlaß teilnehmend und schalkhaft. So sprachen bald die Augen, bald der Mund, bald beide zusammen, und doch störte keins das andere, und mitten inne stund verwundert die Nase, horchte gwundrig auf die Wechselrede und verstund doch so wenig davon wie ein Welsch, wenn einer vernünftig redet, nämlich deutsch. Und dieses Gesicht war alle Tage gewaschen, was viel heißt. Die schlanken Finger (o wie ich die eingedrückten oder abgestumpften Finger nicht leiden mag, die aussehen wie Beißzangen oder Mandelweggli!) waren

gewöhnlich gewaschen und die schwarzen Haare selten hoggis poggis unter die Kappe gewurstet, sondern glatt und gescheitelt gestrählt. Die Stirne war heiter und glänzend, ohne eben mit Speckschwarte gerieben zu sein, wie manche Mädchen zu thun pflegen, wenn sie glänzen wollen. Doch würde mancher Mann dem lieben Gott danken, wenn seine Frau, die den Glanzteufel im Leibe hat, kein teureres Mittel ihren Teufel zu befriedigen brauchte, als eben nur Speckschwarte.

Allen so geplagten Männern würde ich raten, ihren respektiven Gemahlinnen zum Neujahr statt allem andern einige tüchtige Pfund Speck und Schwarten zu verehren. Möglich, daß das Mittel hülfe, besonders wenn die geschenkten Pfünder teils in die jährlichen Büdgets, teils in unbezahlte Contos eingewickelt wären.

Die ganze Gestalt, die nicht üppig, aber springfedrig und ebenmäßig war, war säuberlich übergossen und hatte etwas Nettes, auch wenn keine Strümpfe an ihren Beinen und manchmal die Schuhe die besten nicht waren. A propos, werden naseweise Fräulein und Herrlein sagen: von welcher Sorte waren dann Mädelis Füße? Ihr guten Tröpflein! Auf dem Lande sieht man gar nicht auf die Füße, sondern auf die Beine, und Füße so breit, daß sie barfuß auf dem Meere wandeln könnten, würde man hundertfältig den kleinsten Füßchen vorziehen, an denen aber Beinchen wären, die man durch ein Nadelöhr fädmen könnte.

So war das Meitschi beschaffen, das ich mehr als andere am Brunnen traf, das ich am Brunnen am meisten vermißte, das mir besonders wohl gefiel in seinem rührigen, raschen Thun, seinen ernsten Augen und freundlichen Mund, ohne daß ich nur ahnete verliebt zu sein. Aber es ward mir immer lästiger mein Alleinsein, und ich fing an Beschwerden zu fühlen, von

denen ich keine Ahnung gehabt hatte. Bei jedem Knopf, der mir absprang, seufzte ich über die Qualen dieses Lebens und dachte, wie komod es wäre, wenn jemand mir ihn annähen thäte. Hatte ich die Schule zu Ende gebracht, so dünkte es mich schrecklich, daß ich noch kochen müsse, und als glückliche beneidete ich alle, die aus der Schule ohne weitere Präliminarien an den bereits gedeckten Tisch sich setzen konnten. Und hatte ich abgegessen, so kam mich das Seufzen ganz besonders an, denn nun mußte ich noch abwaschen; und hatte ich abgewaschen Teller und Pfannen, so hatte ich gewöhnlich einen tüchtigen Bräm an Kleidern oder Gesicht und mußte an mir zu riblen anfangen. Unter solchen Seufzern sang ich oft aus Herzensgrund: Ach wie ist das Leben schwer hier auf dieser Erden! Hatte ich diese Last so recht grusamklich gefühlt, so fing ich in meinen einsamen Abendstunden an nachzudenken: ob solchem Elend nicht abzukommen sei? In die Kost zu gehen, fiel mir ein; aber nähte man mir dort dann die Knöpfe an, plätzete man mir meine Strümpfe und wusch man mir nach Notdurft? O du liebe Zeit, was trägt doch mancher Mensch für Zeug, nur weil er von Tag zu Tag vergißt, dasselbe waschen zu lassen!

Und wie fatal ist's, wenn man am Sonntag sich verschlafen hat und in die Predigt sollte, und schlaftrunken zum Schaft springt, um ein sauber Hemde anzuziehen, und man keines darin sieht?

Und wie noch fataler ist's, wenn man ein sauber Hemd findet, aber an dem Kragen desselben keine Knöpfe oder Häftli mehr, um ihn einzuthun, oder den Kragen halb durchgerissen, oder sonst einen Schaden, den die derbe Faust der Wäscherin in das verwaschene Zeug gerissen und wohlweislich verschwiegen hatte? Was soll dann so ein armer Teufel von Mensch,

dem es nicht einfällt die Hemder zu untersuchen, wenn er sie abzieht, und noch viel weniger, wenn die Wäscherin sie zurückbringt, anfangen mit seinem zerrissenen Hemde? Not bringt Erfahrung. Er zieht es in Gottes Namen an, aber er nimmt dann das größte Halstuch, das Gilet, an welchem die Knöpfe am weitesten hinaufgehen, und verbirgt so die Schäden, die er nicht heilen kann, vor der Menschen Augen. Wenn man im Sommer so einen behalstuchten, eingeknöpften Menschen sieht, so denke man nur zuversichtlich: oha, dem happeret's am Hemde!

Ich kam immer mehr darauf, daß eine Frau das radikalste Mittel sei gegen alle diese Übel. Eine Frau würde mir kochen und abwaschen, und ungesorget könnte ich zu Tische sitzen. Eine Frau würde dafür sorgen, daß ich nicht nur am Sonntag ein frisch gewaschenes tragbares Hemde hätte, sondern sie würde es mir zum Bett geben und mir sogar den Kragen einthun. Eine solche Frau würde mir Wascher- und Näherlohn ersparen, würde mir pflanzen und spinnen und noch spulen obendrein. Es wurde mir immer einleuchtender, daß eine Frau, auch wenn sie keinen Batzen hätte, einen ordentlichen Fund, eine eigentliche Spekulation für mich wäre. Ich war immer deutlicher überzeugt, daß ich es mit einer Frau weit besser werde machen, weit mehr fürsparen können, als ohne Frau. So eine Frau esse nicht so viel, dachte ich, und wo eines genug hätte, da sei sicher auch für zwei.

Es ist recht lustig, wie die Menschen verschieden rechnen, und einer an der Rechnung des andern nichts begreift, und wie der Mensch in verschiedenen Altern verschieden rechnet, und in einem Alter die Rechnung des frühern Alters nicht mehr verstehen kann. Man sagt oft von diesem oder jenem Menschen: Der weiß zu rechnen! Thorheit! Es rechnen alle Menschen, und

der meisten Menschen stilles Denken ist gar nichts anders, als beständig Rechnen. Die Menschen aber werten die Dinge anders. Was die einen als ein Plus ansehen, sehen die andern als ein Minus an und umgekehrt. Was die einen mit keinem Auge ansehen, bringen die andern als Hauptfaktoren in Anschlag. Und endlich ist's, als ob die einen viel mehr oder ganz andere Augen hätten, als die andern; denn wie die einen immer viel sehen, viel mehr Zahlen, als da sind, sehen die andern immer zu wenig, viel weniger, als vorhanden. Deswegen begreifen die Menschen ihre gegenseitigen Rechnungen so wenig, lachen oder schelten einander aus und seufzen zu Zeiten: I weiß nit, was i o gsinnet ha!

Und woher kömmt dieses verschiedene Rechnen wohl? Das Ding läßt sich verschieden ausdrücken: es kömmt daher, weil in den Menschen verschiedene Rechenmeister sind. Bei den einen rechnet das Herz, bei den andern die Sinne, bei den dritten der Verstand, bei den vierten die Selbstsucht oder irgend eine andere Leidenschaft. Jeder dieser Rechenmeister rechnet anders, und jeder für sich allein falsch. Das fühlt der Mensch am besten, bei dem diese Rechenmeister abwechseln, und bald einer bald der andere an der Tafel sitzt, und immer einer den andern ausschimpft, daß es dem Menschen sauübel wird dabei.

Vermag der Mensch nun nicht jeder Leidenschaft das Rechnen zu verbieten, der Begeisterung ausgenommen (die man uneigentlich auch zuweilen als Leidenschaft ansieht), freilich darauf gefaßt, daß die den Abschluß der Rechnung in die Ewigkeit hinausstellt; vermag er nicht die Vernunft zum Rechenmeister zu erheben, der die Aufgaben stellt, und Herz und Verstand zu vereinen, daß sie zusammen rechnen, und vermag er diese nicht duldsam zu stimmen, daß sie den Sinnen auch zuweilen

ein Wörtchen, freilich nur ein untergeordnetes, vergönnen, so bleibt er sein Lebenlang ein armer Teufel im Rechnen, verrechnet sich immer, und, was das peinlichste ist, vermag doch selten den Fehler zu finden, bis es zu spät ist. Und wenn zuweilen einer den Fehler findet, und nun einen andern Rechenmeister an das Rechnen setzt, so rechnet ihm dieser wieder falsch und der letzte Fehler ist ärger als der erste. Darum, ihr Menschen, verwundert euch nicht, wenn ihr in der Schule schon die vier Species durchgemacht habt samt den Brüchen und vielleicht sogar die Algebra, und ihr doch keine Lebensrechnung anzusetzen und durchzurechnen vermögt. Könnt ihr aber das nicht, so pfeife ich euch auf all euer Rechnen; es hilft wohl zu Batzen, aber nicht zum Glück. Traurig aber ist's, daß man so wenige Lehrmeister fürs rechte Rechnen findet, und so viele Lehrer aller Art in eilf Fächern Hexenmeister sind und doch dieses Hauptfach nicht kennen.

In meiner Rechnung also stund eine Frau als Plus, nicht als ein zehrender, sondern als ein einbringender Posten, und nicht weil ich auf Vermögen rechnete, sondern auf ihr Kochen, Pflanzen, Waschen und Plätzen. Obgleich dieses Rechnen in mir immer lebendiger wurde und immer häufiger wiederkehrte und erzeugt ward durch eine geheime Neigung, die mir selbst noch geheim war, so bewegte es mich denn doch noch nicht zum eigentlichen Suchen einer Frau. Durch eine besondere Güte Gottes wird das, was wir thun, in den meisten Fällen gar langsam in uns vorbereitet, damit wir demselben zuvorkommen oder es regeln könnten, wenn wir nämlich Augen hätten zu sehen, Ohren zu hören und einen Verstand zu begreifen.

Einst holte ich Wasser beim Brunnen, Mädeli stund mit seinem Kessel eben an der Röhre, eine alte Frau wartete und

ein ander Mädchen wusch Erdäpfel im Südeltrögli. Ich war pressiert; denn wenn ein Schulmeister von 11 bis 1 Uhr kochen und abwaschen soll, so hat er keine Zeit zu verlieren. Mädeli wußte das wohl, und wie es sehr oft that, so auch diesmal. „Schumeister", sagte es, „gät mr eue Chessel, i will=ne fülle, i cha sauft e weni warte." Damit nahm es mir denselben aus der Hand, stellte den seinigen bei Seite und den meinigen unter die Röhre. Stillschweigend stunden wir neben einander und sahen dem Wasser zu, wie es nach und nach den Kessel füllte. Drüben hatte die alte Frau mit giftigen Blicken uns betrachtet, böse darüber, daß Mädeli lieber einem jungen Schulmeister seinen Kessel abgenommen, als einer alten Frau. Endlich sagte sie: „Meitschi, meinst öppe, du sygist dRebekka, u dr Schumeister nit ume dr Elieser, sondern dr Isaak selber? Es düecht mi, du söttisch daheim z'viel z'thüe ha, as das de da chönntisch dr Narre trybe u em Mannevolk ga ufz'warte." Der erste Teil der Rede machte mich lachen; darum achtete ich den zweiten wenig, und ging mit meinem Wasser lachend nach Hause, ohne etwas weiters zu denken oder irgend Gewicht auf die Worte zu setzen.

Es vergingen ein bis zwei Tage, es verging eine Woche; ich traf Mädeli nicht mehr beim Brunnen. Da ward mir alle Tage bänger und jeder Tag länger, und als ich es einmal von weitem sah mir entgegen kommen und in ein Gäßlein ausbiegen, sobald es mich erblickte, da konnte ich es nicht länger aushalten. Ich konnte gar nicht begreifen, was das Meitschi ankam, welche Klapperei wohl stattgefunden haben möge? Unter meinen zwei paar Schuhen stöberte ich so lange herum, bis ich etwas fand, das ich dem alten Schuhmacher zum Ausbessern bringen durfte. Es war Nacht und kalt, der Schnee girrte unter den Füßen und in den gefrornen Fensterscheiben glitzerten

funkelnd die sonst düstern Öllampen. Vor ihrem Häuschen wußte ich erst nicht, sollte ich am gefrornen Fensterlein oder an der verschlossenen doppelten Küchenthüre anklopfen. Da hörte ich in der Küche das Reiben des Harnischplätzes in der Pfanne, wußte also Mädeli in derselben und klopfte bei ihr an. Der obere Teil der Thüre ging alsobald auf und Mädeli frug: „Wer het dopplet? E, Herr Jeses“, setzte es alsobald hinzu, „seid ihr es, Schumeister?“ Das schien mir ein recht freudiges Verwundern zu sein. Ein paar Schuhe hätte ich da, an welchen mir der Vater was machen sollte, antwortete ich und trat in die Küche, und wollte da nach einigen Vorreden Mädeli fragen: was es dann eigentlich habe? Aber halte doch niemand jungen Mädchen lange Vorreden! Mädeli trat in ihr Stübchen mit einem raschen Schritt und hieß mich nachkommen, der Ätti sei da. Ich mußte nun hinein, und fort war das Meitschi wieder.

Mit dem Schuhmacher konnte ich nun plaudern und seine Geschichte anhören, wie er auf seiner Wanderschaft in der Fremde gewesen, weit weit hinter Murten, bis gerade da, wo der große See aufhöre, und wie da ganz andere Menschen seien als hier. Sie sagten dort drü Manne und drü Frauen, und redeten überhaupt eine ganz andere Sprache, die hier der Hundertste nicht verstünde. Dem hörte ich mit einem Ohr gar andächtig zu und mit dem andern auf Mädeli in der Küche, immer hoffend, es werde bald hereinkommen. Und als es endlich hereinkam, wollte es ein ander Fürtuch umbinden, um ins Dorf herunter zu gehen, unter dem Vorwand, Öl zu holen. Das wollte nun der Alte nicht geschehen lassen und balgete mit ihm; es hielte sich seit einiger Zeit gar nicht mehr zum Spinnen, und in der Haushaltung thue es, wie wenn es noch nie etwas angerührt hätte; er wisse gar nicht, was mit ihm auch sei.

Es solle jetzt ans Spinnrad sitzen; sonst sehe es der Schulmeister, was es für eins sei und wie nütnutz. Ich meinte: das werd öppe nit so bös sy; die Meitschent hätte mengisch öppis, me wüß nit was; es werde schon bessere. Mädeli warf mir einen langen Blick zu und setzte sich schweigend ans Rad. Da ich von ihm nichts als einsilbige Antworten erhielt und der Alte mir auch nicht kurze Zeit machte, so ging ich endlich wieder. Als das Meitschi mir herauszündete, frug ich es, diesmal ohne Vorrede: ob ich ihm etwas zu Leide gethan oder sonst öppis gefehlt hätte; es dünke mich nicht wie sonst? „Nit daß ich wüßt“, sagte es, „guet Nacht, Schumeister, dr Ätti het kes Liecht u balget, we-n-i lang mache.“ Somit stund ich wieder alleine und wußte nun nur so viel, daß das Mädchen wunderlich oder böse über mich sei. Ich wurde nun auch böse und fand, es sei nicht der Mühe wert, um ein solches Meitschi sich weiter zu bekümmern; es thue so vornehm und stolz, wie eine Herrentochter und habe doch hinten und vornen nichts. Aber je böser ich mich stellte, desto mehr ging das Ding mir im Kopf herum, und sobald man nicht mehr gleichgültig werden kann, so hat es gefehlt.

Endlich brachte mir der alte Schuhmacher meine Schuhe wieder mit der Entschuldigung: daß ich sie schon früher erhalten hätte, wenn er sein Meitschi hätte zwingen können, sie zu bringen, aber wenn er ihm den Gring abdräit hätt, so hätt's es nit tha. Er glaub afe, es syg dr Hochmuet, der ihm dr Gring verdräyt heyg. Es sei gar e tolle Küherbub afe es paar Mal vor sym Fenster gsi, und da werde es meinen, es hätte ihn schon, und Schuhe vertragen wäre seinen Ehren ein Abbruch.

Wahrscheinlich war ich feuerrot geworden, als ich das vernahm, und wo ich ging und stund, wurde ich des Sinnens

nicht los, wie Mädeli sich schon mit Buben abgeben möge; so schlecht hätte ich es nicht geglaubt und noch dazu mit Küherbuben, die ja immer thäten wie ungeleckte Bären? Zum Pfarrer hatte ich gewollt, ihn aber nicht angetroffen, und ging in der Dämmerung wieder nach Hause. Vor mir sah ich ein Mädchen und holte, mit längern Schritten behaftet, dasselbe bald ein. Es war Mädeli, das Salz geholt hatte. Wir erschraken beide und beiden ward bange ums Herz. Ein Mädchen ist an sich ein banges Wesen, und aus Mädelis Selbstgeständnissen habe ich nachher erfahren, daß, was man für Stolz, Kälte oder gar Abneigung nimmt, gar oft nichts anders als Bangigkeit ist. Bangigkeit im Bewußtsein der Schwäche, Bangigkeit, die einen Sturm erwartet, den abzuschlagen man nicht Kräfte genug fühlt. Darum macht Suffisance so viel Glück bei Mädchen, und die widerwärtigsten, aber zuversichtlichen Menschen nehmen die Preise vor weg, während so manche blöde Seele leer ausläuft, weil sie sich durch die mädchenhafte Bangigkeit, die aussah wie entschlossene, verhaltene Feindseligkeit, vom Sturme abschrecken ließ, wie die Krähwinkler vor gemalten Kanonen davon liefen und die bekannten sieben Schwaben sich nicht an einen Hasen wagten. Wir liefen neben einander her, ich frug bald dies und das; aber Mädeli wurde immer tröckner und kürzer. Da wurde auch ich wieder bitterer und böser und frug endlich: wann es wolle verkünden lassen? Das Meitschi sah mich groß an und sagte: es müsse erst einen haben, ehe es verkünden lassen könne. Nach langem Hin- und Herspätzeln sagte ich endlich: ds Kühers Bub würde es ungern haben, wenn er hörte, wie es ihn verleugnete. Da blieb Mädeli stehen, eine zornige Röte stieg ihm durch die Backen auf bis zu den Augen und rasch frug es: „Was meinet dr damit, wer het ech öppis vo ds Kühers Bub gseit?“ Ich wollte zu späßeln fortfahren: aber Mädeli

sagte: „Schumeister, we mr no öpper öppis vo ds Kühers Bueb seit, so schilt-i druf, u jez wott i wüsse, wer ech neuis drvo gseit het, sust ha-n-i nüt me uf ech.“ Da mußte ich endlich mit der Sprache hervor. Laut auf fing nun das Meitschi zu jammern an, daß die Leute so was von ihm sagen könnten, der Vater es bestätige, und daß ich es glaube, das daure es am meisten, das sei nicht bravs von mir.

Ob dem Jammer schmolz mein Herz. Bei Mädchenthränen sind Männerherzen gerne wie Wachs im Ofen; nicht die gleiche Wirkung mehr machen Weiberthränen. Ich bin aber auch überzeugt, sie sind sich chemisch nicht gleich. Ich fing an, mich zu entschuldigen und zu trösten. Es sei gar nicht böse gemeint, sagte ich, aber es sei gegen mich so wunderlich gewesen und gar nicht mehr wie sonst, daß es mich auch böse gemacht; auch der Vater habe es ja anders gefunden, und da hätte ich glauben müssen, was er gesagt. Ich hätte es fragen wollen, was es gegen mich habe; aber es habe mir ja nie gewartet. Es solle es mir doch jetzt auch sagen, was es gegen mich hätte; sonst müsse ich doch glauben, was die Leute sagen. Nach manchem Zögern, manchen Ausflüchten vernahm ich endlich in von Husten viel unterbrochenen Worten, daß ich ja beim Brunnen es auch ausgelacht, als es in guter Meinung mir Wasser gegeben und die alte Frau es so ausgeführt. Mein Gott, daran hatte ich nicht gedacht! So geht es einem, der nicht Ironie und Witz versteht, der nicht weiß, wie tief solche Anspielungen bei Mädchen einschlagen und sie gewöhnlich zum Bewußtsein bringen, und dieses Bewußtsein nun sich verpallisadiert, die Offenheit in Verschlossenheit verkehrt, wodurch gar oft Herzen, die nicht mehr zum Verständnis kommen können, getrennt werden. Ich hatte jene Worte, hatte mein Lachen vergessen, aber in Mädeli war beides tief gedrungen; es erriet sich und glaubte

sich erraten, und daß ich bei diesem erraten gelacht, das that ihm wehe.

Nun war wieder die Reihe an mir, mich zu versprechen. Das that ich dann auch ganz ehrlich und redlich, so daß Mädeli mir anfing zu glauben, wieder traulich zu mir aufsah und ohne Husten erzählte, wie unwohl es dabei gewesen und wie weh ihm der Gedanke gethan habe, daß auch ich es nicht gut mit ihm meine. So gab sich eine recht gründliche Versöhnung, eine innige Vertraulichkeit, und wir waren miteinander im Dorfe, ehe wir es uns versahen. Und kaum hatte ich noch Zeit, schnell und leise die Hoffnung auszusprechen, daß es wieder zur gewohnten Zeit beim Brunnen sein wolle, und ein Nicken zur Antwort erhalten, als begegnende Leute uns trennten und jedes seinem Häuschen zu mußte.

Ein heimlich Wort mit einem Mädchen sprechen, will schon was sagen, aber was eine Versöhnung, ist's doch nicht. Es gibt nichts gefährlicheres, aber auch nichts schöneres zwischen Mädchen und Knaben, als eine Versöhnung. Wie die einem den Kopf so heiter und lustig, das Herz so leicht und doch so voll macht! Aber, Mädchen, hütet euch davor, sie sind gefährlich. Wie Liebeszank in untern Ständen viel häufiger ist als in obern, so sind da die Versöhnungen auch viel häufiger, viel inniger, viel gefährlicher. Gut wenn die Wege zur rechten Zeit auseinander gehen, dann gibt's wohl auch Hochzeiten, aber nicht Kindbetten vor denselben oder ohne dieselben. Kurios auch, daß die Mädchen so vieles herbeiziehen, das Versöhnungen nötig macht. Geschieht das absichtlich?

Ganz eigen war es mir selben Abend zu mute, und nachts in den Träumen sah ich Mädeli mir Knöpfe annähen, hörte es rufen: „Mannli, chumm, i ha gchochet; u sä, da hesch es suferS Hemli u-n-es glättets.“ Und aus den Träumen der Nacht gir

der Gedanke, Mädeli zu heiraten, in die Träume des Tages über. Immer notwendiger schien es mir, eine Frau zu nehmen, immer unerträglicher ward mir meine häusliche Bürde, immer glücklicher ward ich, wenn ich das Meitschi sah, und immer klarer zeigten mir meine Rechnungen, daß ich es nirgends besser machen könne, als gerade mit Mädeli.

Drittes Kapitel.

Wie eine Wäscherin zum praktischen Professor wird.

Da brachte mir eines Samstags abends die Wäscherin meine paar Hemdchen gewaschen wieder. Ich nahm sie ab und legte sie hin ohne weiter nachzusehen, da ich gerade daran war, mir die Schuhe für den Sonntag zu putzen. Als ich die Hemder in den Schaft thun und eins für Morgen z'weg legen wollte, fehlte mir mein bestes, das gar kenntlich war an schön gestichelten Löchlein um den Kragen und vornen herunter. Ich wußte gar wohl, daß ich es auch zu waschen gegeben, und lief daher über Kopf und Hals zu der Wäscherin und forderte dasselbe zurück. Diese stellte sich ganz verwundert, wollte nichts darum wissen, fragte, warum ich nicht gleich es gesagt hätte, daß mir etwas fehle? Hintendrein könnte ein jeder kommen und sagen: mir fehlt dies oder das. Sie hätte da viel zu thun, wenn sie einem jeden Bescheid und Antwort geben wollte oder müßte. So könnte einer komod und wohlfeil zu vielen Hemdern kommen. Kurz, die Frau brauchte ihre Zunge wie ein Wascherweib, wälzte die Vorwürfe absichtlichen Betruges auf mich zurück, verdächtigte mich auf die schamloseste Weise. Sie sagte mir ins Gesicht, man

habe sie schon lange vor mir gewarnt, sie werde noch Verdruß von mir bekommen, sie solle sich in acht nehmen. Jetzt erfahre sie es und sie begehre gar kein Stücklein mehr von mir zu waschen; sie werde es aber allen Leuten sagen, was ich für einer sei und wie ich es ihr gemacht hätte. Ich wußte auf ihren Wortstrom nichts zu erwidern als: „Du bisch e wüesti Frau, schäm di, i hätt nit glaubt, das es selligi Wyber gäbt.“

Das waren aber alles nur blinde Schüsse gegen ihre Kartätschen, so daß ich nichts besseres anzufangen wußte, als davon zu laufen, froh, daß das Weib mir nicht nachlief. Als ich aus dem Bereich des Feuers war, fing mein Kopf an immer mehr aufzuschwellen und zu brennen. Neben aller Not nun noch den Verlust und neben dem Velust die Verdächtigung und das Verbrüllen — das hatte ich von meinem ledigen Leben. So wollte ich es nicht länger ertragen, einmal mußte die Sache ab Ort und am besten doch, während ich noch einige Hemder hatte. Und hatte ich einmal eine Frau, so hoffte ich, werde sie den Reden der Wäscherin wohl die Spitze zu bieten wissen. Ohne nun weiters mich zu besinnen, stürmte ich auf das Schuhmacherhäuschen zu. Ob ich klopfte, weiß ich nicht; wenigstens auf den Bescheid wartete ich nicht, und fand Mädeli im düstern Stübchen alleine, kämmend sein langes, schwarzes Haar, vor sich ein alt Buch, Arndt Schatzkästlein wahrscheinlich. Als ich hineinplötschte so ungestüm in's stille Stübchen, sprang Mädeli erschrocken auf, faßte mit der einen Hand das Licht und zündete nach der Thüre hin, während die andere die langen alle auf einer Seite herabwallenden Haare zurückhielt. Und als ob das Lämpchen selbst Freude hätte an dem lieblichen in Schrecken erglühten Mädchen, warf es seinen hellsten Schein auf dessen Gesichtchen und über dessen Gestalt.

Vor mir stand lautlos das erleuchtete Mädchen, eher einer staunenden Fee als einem kämmenden Schuhmachermeitschi gleich, und ich brüllte dasselbe, ohne nur recht die Augen aufzuthun, an: „Mädeli, ich mueß e Frau ha, wotsch mi näh, wetsch mi hürate?“ Da erschrak Mädeli noch mehr; die Hand, welche die Lampe hielt, erzitterte und Öl trat in den Docht. Finster, fast erlöschend, brannte das Lämpchen, als ob es eifersüchtig geworden wäre und mir Mädeli verhüllen wolle, und Mädeli sprach: „E, Herr Jses, Schumeister! was het's gä, was sinnet er o, was chunt ech a so ungereinisch!“ Da stürmte ich allerlei untereinander in meinem Zorn, von Nichtmehraushalten, von Hemdern, Wäscherinnen, Heiraten und Kochen, daß der Tausend klug werden konnte daraus. Da mußte Mädeli noch einmal sagen, es wisse gar nicht, was ich eigentlich meine.

Endlich vermochte ich die Geschichte mit meinem Wäscherweib verständlich zu geben, aus welcher dann Mädeli soviel begriff, daß ich zornig geworden über meinen Verlust, über die Unverschämtheit des Weibes in Verzweiflung geraten sei und nun, statt mich in dieser Verzweiflung zu hängen an einen Nagel, an ein Weib mich hängen wolle. Darum antwortete Mädeli auch auf meine erneuerten Anträge: „Schumeister, es isch ech nit Ärst, we dTäubi us ech isch, su heit er mi o vergesse, mr wey lieber nüt me drvo rede, eh dr e grauni Sach gmacht heit.“

Da wurde ich dringlicher und sprach von Liebe und Zuneigung; aber noch immer fand ich keinen Glauben, sondern immer die Antwort: i wüß im Zorn nit, was ich mache. Da wurde ich noch dringlicher und inniger, setzte mich zu Mädeli auf die Bank und sagte ihm, wie ich nicht erst jetzt ans Heiraten mit ihm gedacht, wie es schon lange mir im Sinne gelegen, von allen Meitschene mir am besten gefallen;

wie mein Herz mich zu ihm gezogen, und mir immer am wöhlsten in seiner Nähe gewesen. Wie ich aber nie recht gewußt, woran ich mit ihm wäre; bald sei es freundlich gewesen, bald habe es mich geflohen. Jetzt aber hätte mich der Zorn nur gestärkt, einmal zu vernehmen, woran ich sei und ob ich meinem Knabenelend nicht ein Ende machen könne. Es solle mir doch recht nicht zürnen, daß ich so gekommen sei, und mir glauben, daß ich es schon lange lieb gehabt und ohne ihns nicht mehr sein könne. Es solle mich doch ja recht nicht verstoßen. Ich hatte es bei der Hand gefaßt und sah ängstlich ihm ins Auge. Und sein Auge trübte sich und füllte sich mit stillen Thränen, und während es seine Hand mir ließ, und diese Hand die meine fester umfaßte, schüttelte es wehmütig seinen Kopf und die losen Haare und sagte: „I cha's nit glaube, Schumeister, daß dr mi lieb heiget, u daß dr mi scho lang begehrt heiget! ach, i bi nume es arms Meitschi, u wer wett mi begehre!" Und in ein lautes Weinen brach das arme Mädchen aus, legte Kopf und Arme auf den Tisch und ließ in vollen Fluten rinnen Ströme der tiefsten Wehmut. Ich tröstete so gut ich konnte; aber es brach immer wieder in Jammer aus und rief: „Ach dr tusig Gottswille, Schumeister, löt mi sy u heit mi nit für e Narr!" Da fing es denn doch an mir wieder warm im Kopf zu werden und ich frug: ob es denn Ursache hätte zu glauben, daß ich ein so schlechter Kerli sei, der Meitscheni so für einen Narren hielte? ob es je etwas so schlechtes von mir gesehen oder gehört habe? Mädeli hängte ihr Köpfchen, hielt mir an, ich sollte doch recht nicht zürnen, aber sie hätte ihren bestimmten Grund dazu, aber sagen könne sie mir den nicht. Ich aber wollte ihn wissen, begehrte mehr und mehr auf, während Mädeli sich immer fester an mich schmiegte und mir anhielt, doch ja das nicht zu begehren. Aber

je mehr eins nachgibt, desto hartnäckiger wird das andere. Ich behauptete: wenn ich Mädelin lieb wäre, so hätte es mir von Anfang geglaubt und würde jetzt den Grund auch sagen dürfen. Das erschütterte das Meitschi: es kapitulierte endlich mit mir dahin, daß es die Sache mir leise ins Ohr sagen wolle; laut dürfte es wahrhaftig nicht. Ich hielt mein Ohr hin, aber es kitzelte sein Atem mich so wunderlich, bald sprach es so leise, daß es gar oft wiederholen mußte: „Dr heit nie bigehrt by mr z'ligge.“ Da fiel ich wie aus den Wolken und wollte nicht begreifen, wie es daraus etwas hätte schließen können. Aber als Mädeli sagte: es hätte gedacht, wenn ich es lieb hätte, so würde ich auch machen, wie andere Bursche, die Mädchen liebten; die gingen alle zu ihnen oder versuchten wenigstens zu ihnen zu kommen; ich aber sei kein einzig Mal vor sein Fenster gekommen und habe nie gefragt, ob ich bei ihm liegen dürfe. Da hätte es doch sicher glauben müssen, ich wolle es für einen Narren halten, und wenn es mir ernst wäre, so thäte ich auch wie die andern Buben. Da begriff ich Mädeli.

Nun war es wieder an mir zu erklären, wie das gekommen. Ich erzählte, wie es mir früher ergangen, Stüdi mich zum Besten gehalten, Lisi mich angelockt und mißbraucht, wie mir das ganze Dorf aufgepaßt und mich zum Gespött gemacht habe. Wie ich da mir vorgenommen, mich solchem Elend nicht mehr auszusetzen, weil ein Schulmeister an einem fremden Orte immer ein verkaufter Mensch sei, und weil es mich denn doch dünke, es schicke sich nicht recht für einen Schulmeister, wenn er zu Kilt laufe, oder gar mit den Buben herumhürsche. Ich hätte den Pfarrer so manchmal gegen den Kiltgang predigen hören und hätte selbst beim 7. Gebote dagegen so reden müssen, da es in Müslis Analysen so stehe, daß ich gefunden hätte, es sei

viel nützer für mich, wenn ich mich dieser Sachen enthalte, und hätte deswegen ein festes Gelübde abgelegt, das ich auch gehalten bis dato. Deswegen solle es mir doch recht nicht zürnen und deswegen mich etwa nicht wollen.

Alles dieses begleitete Mädeli mit den gehörigen Gebärden und Ausrufungen. Über die Weibsbilder ließ es manchen Ton hören und meinte, alle Weibervölker müßten sich dessen schämen, daß es sellige gebe, und man könne sich nicht wundern, wenn die Mannsbilder nicht besser wären und viele meinten, sie könnten mit jedem Meitschi machen, was sie wollten. Wenn es aber das nur gewußt hätte und wie leid es ihm nun sei, daß es mich mißkannt, und wie es sich schämen müsse, daß es an sellig Sachen nur gesinnet! Ich tröstete wieder und fragte es nun auch: ob es mich denn eigentlich lieb habe und begehre, meine Frau zu werden. Da hob Mädeli seine schönen Augen auf und schlang den Arm um mich und sagte: „O Schumeister, myr Lebelang ist mr nie ke Mönsch so lieb gsi wie dir; i ha geng glaubt, i vrsüng mi, daß mr nit emal dr Vatter so lieb gsi isch wi dir. Aber dä het mi geng balget u het mi nie grüemt, u die angere Meitschi hei mi vrachtet, wil i nit so schöni Kleider gha ha wi si, u dBuebe hei mr geng neuis fürgha, u dir syt dr erst Mönsch gsi, wo mi nie balget het und geng fründli mit mr gsi isch. Da het's mi grad vo Afang a dunkt, i möcht für ech durs Für laufe, u we-n-i nume ech öppis chönnt z'Gfalle thue. U-n-i ha mängisch pläret daheim, daß i denkt ha, die angere müeßten-ech lieber sy as i, wil si hübscher syge u fürnehmer, u schöneri Kleider heyge.“ U als es us dr Schuel cho syg, heig es e Längiziti nah mr gha, es heig's dunkt, es well's töde, u we-n-es mi nume vo wytem gseh heig, so heig es ihm scho gwohlet. Und wo es gwüßt heig, daß i o zum Brunne chömm, so heig's es dunkt, mi heig ihm

verehret, weiß kei Mönsch wie viel. U-n-es heig mengisch gsinnet u gstunet, es wüß nit was, u we me-n-ihm grüeft heig, su heig es nüt ghört, bis me-n-ihm i dOhre brüelet heig. U wo du di alti Frau ds Gspött mit ihm gha heig, da heig es du gmerkt, was es stuni, u-n-es heig si mengisch fast z'tod pläret, wenn es däicht heig, es syg nume es arms Meitschi u niemer acht si sinere u-n-i frag ihm o nüt na u werd nit so-n-es arms Meitschi näh. U de heig es denkt, es well nie manne, sondere syr Lebtig ledig blybe; aber es müeßi es niemer meh uslache u niemer meh amerke, daß es mi lieber heig als die angere Mönsche. U de we-n-i mit ihm fründlich gsi syg und es gment heig, es syg mr lieb u-n-i doch de nüt heig welle säge vo bi-n-im ligge, da heig es es fast welle zersprenge. U-n-es chönn's no jetzt nit glaube, daß mer Ärst syg u daß i so-n-es arms Meitschi öppis schätzi. I chönt ja uslese unter den schönsten und reichsten Meitschene; es düech's, es sölt mr's keis chönne absäge. Da war dann wieder die Reihe an mir, zu beteuren, wie es mir lieber sei als andere Meitscheni; und wie ich an seiner Liebe gezagt, der Küherhub mich eifersüchtig gemacht, und wie Mädeli ein Meitschi sei, das für einen Landvogtsbub zu gut wäre.

Solche Wechselrede ist gar süß und doch gar wunderlich. Man wird nicht satt zu hören und muß dann doch auch darein reden; und wenn man zu reden begonnen hat, so kann man wieder nicht aufhören, bis das andere aus vollem Herzen mit süßen Worten übersprudelt. Wir saßen so wonnereich aneinander, hatten die Hände zusammengelegt, sahen einander tief in die Seele hinein; in die Seele, die nun unser war und an deren Gewinn wir nicht satt uns freuen konnten. O, es ist so herrlich eine neue Seele sein nennen zu können, und doch können so viele Menschen sich nur über neue Kleider freuen, und so manche

Braut nur über den Hochzeitrock. Die armen Leute mit ihren armen Freuden!

„So, so, das geht lustig zu; wenn die Katze aus dem Hause ist, so tanzen die Mäuse!“ erscholl es auf einmal dicht vor uns. Wir fuhren auseinander und sahen den Papa Schuhmacher vor uns stehen, der von einem lustigen Schulmeister zu reden anfangen wollte, während Mädeli verschämt sich in eine Ecke drückte. Ich aber ermannte mich, trat dem redenden Schwiegerpapa mitten in seine Rede und erklärte: daß ich nichts unehrliches begehrt, sondern Mädeli gefragt hätte, ob es meine Frau werden wolle, und Mädeli habe nicht Nein gesagt und so hätten wir uns zusammen gefreut, daß wir zusammenkämen, wenn er nichts dawider hätte.

Da warf sich mein Schuhmachermeister in die Brust und meinte: das lasse sich noch luegen. Sein Mädeli sei ein Meitschi, wie es weit und breit keines gebe; das wäre für einen Bauren gut genug und nicht so für den ersten besten. Und wer ihm dann die Sache machen solle, wenn Mädeli heirate? eine Jungfrau vermöge er nicht! Man sei nur angeführt mit Meitschene; habe man sie groß gefüttert und ihnen alles angehängt, was man auf- und anbringen könne, so flögen sie aus, dem ersten Hudel zu, der sie wolle, und lassen die Alten im Stich. Wenn sie auch noch an die Alten dächten und ein Eckli zu erheiraten suchten, wohin sie die Alten mitnehmen könnten, so wäre das ein anderlei. Es frage sich, ob er mir das Meitschi gebe; wenn das noch ein wenig warte und öppe o thue, wie die andern Meitschi, so chönn das einen guten Schick machen, wenigstens ein Kühheimat fehle dem sy Seel nicht. So polterte der Alte und wollte lange nicht auf gute Worte hören. Als ich endlich sagte, meine Eltern hätten auch zwei Kühe zuweilen, und im Schulhaus werde wohl auch Platz sein für ihn, und Mädeli

der Gedanke, Mädeli zu heiraten, in die Träume des Tages über. Immer notwendiger schien es mir, eine Frau zu nehmen, immer unerträglicher ward mir meine häusliche Bürde, immer glücklicher ward ich, wenn ich das Meitschi sah, und immer klarer zeigten mir meine Rechnungen, daß ich es nirgends besser machen könne, als gerade mit Mädeli.

Drittes Kapitel.

Wie eine Wäscherin zum praktischen Professor wird.

Da brachte mir eines Samstags abends die Wäscherin meine paar Hemdchen gewaschen wieder. Ich nahm sie ab und legte sie hin ohne weiter nachzusehen, da ich gerade daran war, mir die Schuhe für den Sonntag zu putzen. Als ich die Hemder in den Schaft thun und eins für Morgen z'weg legen wollte, fehlte mir mein bestes, das gar kenntlich war an schön gestichelten Löchlein um den Kragen und vornen herunter. Ich wußte gar wohl, daß ich es auch zu waschen gegeben, und lief daher über Kopf und Hals zu der Wäscherin und forderte dasselbe zurück. Diese stellte sich ganz verwundert, wollte nichts darum wissen, fragte, warum ich nicht gleich es gesagt hätte, daß mir etwas fehle? Hintendrein könnte ein jeder kommen und sagen: mir fehlt dies oder das. Sie hätte da viel zu thun, wenn sie einem jeden Bescheid und Antwort geben wollte oder müßte. So könnte einer komod und wohlfeil zu vielen Hemdern kommen. Kurz, die Frau brauchte ihre Zunge wie ein Wascherweib, wälzte die Vorwürfe absichtlichen Betruges auf mich zurück, verdächtigte mich auf die schamloseste Weise. Sie sagte mir ins Gesicht, man

habe sie schon lange vor mir gewarnt, sie werde noch Verdruß von mir bekommen, sie solle sich in acht nehmen. Jetzt erfahre sie es und sie begehre gar kein Stücklein mehr von mir zu waschen; sie werde es aber allen Leuten sagen, was ich für einer sei und wie ich es ihr gemacht hätte. Ich wußte auf ihren Wortstrom nichts zu erwidern als: „Du bisch e wüesti Frau, schäm di, i hätt nit glaubt, das es selligi Wyber gäbt.“

Das waren aber alles nur blinde Schüsse gegen ihre Kartätschen, so daß ich nichts besseres anzufangen wußte, als davon zu laufen, froh, daß das Weib mir nicht nachlief. Als ich aus dem Bereich des Feuers war, fing mein Kopf an immer mehr aufzuschwellen und zu brennen. Neben aller Not nun noch den Verlust und neben dem Velust die Verdächtigung und das Verbrüllen — das hatte ich von meinem ledigen Leben. So wollte ich es nicht länger ertragen, einmal mußte die Sache ab Ort und am besten doch, während ich noch einige Hember hatte. Und hatte ich einmal eine Frau, so hoffte ich, werde sie den Reden der Wäscherin wohl die Spitze zu bieten wissen. Ohne nun weiters mich zu besinnen, stürmte ich auf das Schuhmacherhäuschen zu. Ob ich klopfte, weiß ich nicht; wenigstens auf den Bescheid wartete ich nicht, und fand Mädeli im düstern Stübchen alleine, kämmend sein langes, schwarzes Haar, vor sich ein alt Buch, Arndt Schatzkästlein wahrscheinlich. Als ich hineinplötschte so ungestüm in's stille Stübchen, sprang Mädeli erschrocken auf, faßte mit der einen Hand das Licht und zündete nach der Thüre hin, während die andere die langen alle auf einer Seite herabwallenden Haare zurückhielt. Und als ob das Lämpchen selbst Freude hätte an dem lieblichen in Schrecken erglühten Mädchen, warf es seinen hellsten Schein auf dessen Gesichtchen und über dessen Gestalt.

Vor mir stand lautlos das erleuchtete Mädchen, eher einer staunenden Fee als einem kämmenden Schuhmachermeitschi gleich, und ich brüllte dasselbe, ohne nur recht die Augen aufzuthun, an: „Mädeli, ich mueß e Frau ha, wotsch mi näh, wetsch mi hürate?" Da erschrak Mädeli noch mehr; die Hand, welche die Lampe hielt, erzitterte und Öl trat in den Docht. Finster, fast erlöschend, brannte das Lämpchen, als ob es eifersüchtig geworden wäre und mir Mädeli verhüllen wolle, und Mädeli sprach: „E, Herr Jses, Schumeister! was het's gä, was sinnet er o, was chunt ech a so ungereinisch!" Da stürmte ich allerlei untereinander in meinem Zorn, von Nichtmehraushalten, von Hemdern, Wäscherinnen, Heiraten und Kochen, daß der Tausend klug werden konnte daraus. Da mußte Mädeli noch einmal sagen, es wisse gar nicht, was ich eigentlich meine.

Endlich vermochte ich die Geschichte mit meinem Wäscherweib verständlich zu geben, aus welcher dann Mädeli soviel begriff, daß ich zornig geworden über meinen Verlust, über die Unverschämtheit des Weibes in Verzweiflung geraten sei und nun, statt mich in dieser Verzweiflung zu hängen an einen Nagel, an ein Weib mich hängen wolle. Darum antwortete Mädeli auch auf meine erneuerten Anträge: „Schumeister, es isch ech nit Ärst, we dTäubi us ech isch, su heit er mi o vergesse, mr wey lieber nüt me drvo rede, eh dr e grauni Sach gmacht heit."

Da wurde ich dringlicher und sprach von Liebe und Zuneigung; aber noch immer fand ich keinen Glauben, sondern immer die Antwort: i wüß im Zorn nit, was ich mache. Da wurde ich noch dringlicher und inniger, setzte mich zu Mädeli auf die Bank und sagte ihm, wie ich nicht erst jetzt ans Heiraten mit ihm gedacht, wie es schon lange mir im Sinne gelegen, von allen Meitschene mir am besten gefallen;

wie mein Herz mich zu ihm gezogen, und mir immer am wöhlsten in seiner Nähe gewesen. Wie ich aber nie recht gewußt, woran ich mit ihm wäre; bald sei es freundlich gewesen, bald habe es mich geflohen. Jetzt aber hätte mich der Zorn nur gestärkt, einmal zu vernehmen, woran ich sei und ob ich meinem Knabenelend nicht ein Ende machen könne. Es solle mir doch recht nicht zürnen, daß ich so gekommen sei, und mir glauben, daß ich es schon lange lieb gehabt und ohne ihns nicht mehr sein könne. Es solle mich doch ja recht nicht verstoßen. Ich hatte es bei der Hand gefaßt und sah ängstlich ihm ins Auge. Und sein Auge trübte sich und füllte sich mit stillen Thränen, und während es seine Hand mir ließ, und diese Hand die meine fester umfaßte, schüttelte es wehmütig seinen Kopf und die losen Haare und sagte: „I cha's nit glaube, Schumeister, daß dr mi lieb heiget, u daß dr mi scho lang begehrt heiget! ach, i bi nume es arms Meitschi, u wer wett mi begehre!" Und in ein lautes Weinen brach das arme Mädchen aus, legte Kopf und Arme auf den Tisch und ließ in vollen Fluten rinnen Ströme der tiefsten Wehmut. Ich tröstete so gut ich konnte; aber es brach immer wieder in Jammer aus und rief: „Ach dr tusig Gottswille, Schumeister, löt mi sy u heit mi nit für e Narr!" Da fing es denn doch an mir wieder warm im Kopf zu werden und ich frug: ob es denn Ursache hätte zu glauben, daß ich ein so schlechter Kerli sei, der Meitscheni so für einen Narren hielte? ob es je etwas so schlechtes von mir gesehen oder gehört habe? Mädeli hängte ihr Köpfchen, hielt mir an, ich sollte doch recht nicht zürnen, aber sie hätte ihren bestimmten Grund dazu, aber sagen könne sie mir den nicht. Ich aber wollte ihn wissen, begehrte mehr und mehr auf, während Mädeli sich immer fester an mich schmiegte und mir anhielt, doch ja das nicht zu begehren. Aber

je mehr eins nachgibt, desto hartnäckiger wird das andere. Ich behauptete: wenn ich Mädelin lieb wäre, so hätte es mir von Anfang geglaubt und würde jetzt den Grund auch sagen dürfen. Das erschütterte das Meitschi: es kapitulierte endlich mit mir dahin, daß es die Sache mir leise ins Ohr sagen wolle; laut dürfte es wahrhaftig nicht. Ich hielt mein Ohr hin, aber es kitzelte sein Atem mich so wunderlich, bald sprach es so leise, daß es gar oft wiederholen mußte: „Dr heit nie bigehrt by mr z'ligge." Da fiel ich wie aus den Wolken und wollte nicht begreifen, wie es daraus etwas hätte schließen können. Aber als Mädeli sagte: es hätte gedacht, wenn ich es lieb hätte, so würde ich auch machen, wie andere Bursche, die Mädchen liebten; die gingen alle zu ihnen oder versuchten wenigstens zu ihnen zu kommen; ich aber sei kein einzig Mal vor sein Fenster gekommen und habe nie gefragt, ob ich bei ihm liegen dürfe. Da hätte es doch sicher glauben müssen, ich wolle es für einen Narren halten, und wenn es mir ernst wäre, so thäte ich auch wie die andern Buben. Da begriff ich Mädeli.

Nun war es wieder an mir zu erklären, wie das gekommen. Ich erzählte, wie es mir früher ergangen, Stübi mich zum Besten gehalten, Lisi mich angelockt und mißbraucht, wie mir das ganze Dorf aufgepaßt und mich zum Gespött gemacht habe. Wie ich da mir vorgenommen, mich solchem Elend nicht mehr auszusetzen, weil ein Schulmeister an einem fremden Orte immer ein verkaufter Mensch sei, und weil es mich denn doch dünke, es schicke sich nicht recht für einen Schulmeister, wenn er zu Kilt laufe, oder gar mit den Buben herumhürsche. Ich hätte den Pfarrer so manchmal gegen den Kiltgang predigen hören und hätte selbst beim 7. Gebote dagegen so reden müssen, da es in Müslis Analysen so stehe, daß ich gefunden hätte, es sei

viel nützer für mich, wenn ich mich dieser Sachen enthalte, und hätte deswegen ein festes Gelübde abgelegt, das ich auch gehalten bis dato. Deswegen solle es mir doch recht nicht zürnen und deswegen mich etwa nicht wollen.

Alles dieses begleitete Mädeli mit den gehörigen Gebärden und Ausrufungen. Über die Weibsbilder ließ es manchen Ton hören und meinte, alle Weibervölker müßten sich dessen schämen, daß es sellige gebe, und man könne sich nicht wundern, wenn die Mannsbilder nicht besser wären und viele meinten, sie könnten mit jedem Meitschi machen, was sie wollten. Wenn es aber das nur gewußt hätte und wie leid es ihm nun sei, daß es mich mißkannt, und wie es sich schämen müsse, daß es an sellig Sachen nur gesinnet! Ich tröstete wieder und fragte es nun auch: ob es mich denn eigentlich lieb habe und begehre, meine Frau zu werden. Da hob Mädeli seine schönen Augen auf und schlang den Arm um mich und sagte: „O Schumeister, myr Lebelang ist mr nie ke Mönsch so lieb gsi wie dir; i ha geng glaubt, i vrsüng mi, daß mr nit emal dr Vatter so lieb gsi isch wi dir. Aber dä het mi geng balget u het mi nie grüemt, u die angere Meitschi hei mi vrachtet, wil i nit so schöni Kleider gha ha wi si, u dBuebe hei mr geng neuis fürgha, u dir syt dr erst Mönsch gsi, wo mi nie balget het und geng fründli mit mr gsi isch. Da het's mi grad vo Afang a dunkt, i möcht für ech durs Für laufe, u we=n=i nume ech öppis chönnt z'Gfalle thue. U=n=i ha mängisch pläret daheim, daß i denkt ha, die angere müeßten=ech lieber sy as i, wil si hübscher syge u fürnehmer, u schöneri Kleider heyge." U als es us dr Schuel cho syg, heig es e Längiziti nah mr gha, es heig's dunkt, es well's töde, u we=n=es mi nume vo wytem gseh heig, so heig es ihm scho gwohlet. Und wo es gwüßt heig, daß i o zum Brunne chömm, so heig's es dunkt, mi heig ihm

verehret, weiß kei Mönsch wie viel. U-n-es heig mengisch gsinnet u gstunet, es wüß nit was, u we me-n-ihm grüest heig, su heig es nüt ghört, bis me-n-ihm i dOhre brüelet heig. U wo du di alti Frau ds Gspött mit ihm gha heig, da heig es du gmerkt, was es stuni, u-n-es heig si mengisch fast z'tod pläret, wenn es däicht heig, es syg nume es arms Meitschi u niemer acht si sinere u-n-i frag ihm o nüt na u werd nit so-n-es arms Meitschi näh. U de heig es denkt, es well nie manne, sondere syr Lebtig ledig blybe; aber es müeßi es niemer meh uslache u niemer meh amerke, daß es mi lieber heig als die angere Mönsche. U de we-n-i mit ihm fründlich gsi syg und es gment heig, es syg mr lieb u-n-i doch de nüt heig welle säge vo bi-n-im ligge, da heig es es fast welle zersprenge. U-n-es chönn's no jetzt nit glaube, daß mer Ärst syg u daß i so-n-es arms Meitschi öppis schätzi. I chönt ja uslese unter den schönsten und reichsten Meitschene; es düech's, es sölt mr's keis chönne absäge. Da war dann wieder die Reihe an mir, zu beteuren, wie es mir lieber sei als andere Meitscheni; und wie ich an seiner Liebe gezagt, der Küherhub mich eifersüchtig gemacht, und wie Mädeli ein Meitschi sei, das für einen Landvogtsbub zu gut wäre.

Solche Wechselrede ist gar süß und doch gar wunderlich. Man wird nicht satt zu hören und muß dann doch auch darein reden; und wenn man zu reden begonnen hat, so kann man wieder nicht aufhören, bis das andere aus vollem Herzen mit süßen Worten übersprudelt. Wir saßen so wonnereich aneinander, hatten die Hände zusammengelegt, sahen einander tief in die Seele hinein; in die Seele, die nun unser war und an deren Gewinn wir nicht satt uns freuen konnten. O, es ist so herrlich eine neue Seele sein nennen zu können, und doch können so viele Menschen sich nur über neue Kleider freuen, und so manche

Braut nur über den Hochzeitrock. Die armen Leute mit ihren armen Freuden!

„So, so, das geht lustig zu; wenn die Katze aus dem Hause ist, so tanzen die Mäuse!“ erscholl es auf einmal dicht vor uns. Wir fuhren auseinander und sahen den Papa Schuhmacher vor uns stehen, der von einem lustigen Schulmeister zu reden anfangen wollte, während Mädeli verschämt sich in eine Ecke drückte. Ich aber ermannte mich, trat dem redenden Schwiegerpapa mitten in seine Rede und erklärte: daß ich nichts unehrliches begehrt, sondern Mädeli gefragt hätte, ob es meine Frau werden wolle, und Mädeli habe nicht Nein gesagt und so hätten wir uns zusammen gefreut, daß wir zusammenkämen, wenn er nichts dawider hätte.

Da warf sich mein Schuhmachermeister in die Brust und meinte: das lasse sich noch luegen. Sein Mädeli sei ein Meitschi, wie es weit und breit keines gebe; das wäre für einen Bauren gut genug und nicht so für den ersten besten. Und wer ihm dann die Sache machen solle, wenn Mädeli heirate? eine Jungfrau vermöge er nicht! Man sei nur angeführt mit Meitschene; habe man sie groß gefüttert und ihnen alles angehängt, was man auf- und anbringen könne, so flögen sie aus, dem ersten Hudel zu, der sie wolle, und lassen die Alten im Stich. Wenn sie auch noch an die Alten dächten und ein Eckli zu erheiraten suchten, wohin sie die Alten mitnehmen könnten, so wäre das ein anderlei. Es frage sich, ob er mir das Meitschi gebe; wenn das noch ein wenig warte und öppe o thue, wie die andern Meitschi, so chönn das einen guten Schick machen, wenigstens ein Kühheimat fehle dem sy Seel nicht. So polterte der Alte und wollte lange nicht auf gute Worte hören. Als ich endlich sagte, meine Eltern hätten auch zwei Kühe zuweilen, und im Schulhaus werde wohl auch Platz sein für ihn, und Mädeli

bittend ihn streichelte und ihm versprach, ihn nie zu verlassen: da ließ er allmählich die Milch herunter und nach einigem Brummen: so ein Meitschi sei doch dr dümmst Hung von der Welt, gab er sich zufrieden und erklärte: wenn es nicht anders sein könne, so wolle er das Wüstest nicht machen; aber säge müsse er, daß er nicht geglaubt, nume e Schumeister zum Tochtermann zu bekommen; so einer sei gerade zu ästimieren, wie gar niemer, und verlassen auf sie könne man sich auch nicht; unter hunderten sei kaum einer, der selber gschlüfe mög, fürschwyge de angere helfe chönn. Kurz, es that dem Mann wohl, sich einmal breit zu machen und etwas von sich erbitten zu lassen, und als das geschehen war und er alle seine Höflichkeiten an Mann gebracht hatte, so wurde er zufrieden, ergötzte sich an dem Gedanken: was wohl die Leute sagen werden, daß sein Meitschi schon einen Mann bekäme, während manche reiche Tochter keinen kriegen könne, und schoß nebenbei allerlei Witze auf uns ab.

Es war spät geworden, der Alte schläfrig. Er sprach vom zu Bette gehen und ich rüstete mich zum weggehen. Da fragte er: was das bedeuten solle, seit wann es der Brauch sei, daß ein Hochzeiter um diese Zeit von seinem Mädchen weglaufe; ob das neue Moden seien, oder ob ich zu vornehm sei, bei seinem Meitschi z'ligge? Ich stotterte etwas, daß ich nicht gewußt, ob es ihm recht sei, und daß ich gar gerne dableiben wolle, wenn er nichts dawieder habe und Mädeli nichts. Mein Gelübde war vergessen; dem Alten konnte ich doch nichts davon sagen, und dann schien's mir so traut, bei Mädeli länger zu sein in seinem geheimnisvollen Kämmerlein in verschwiegener Nacht. Aber Mädeli schüttelte den Kopf und bat mich heimzugehen ihm zu Lieb und Gefallen; es glaube sonst, ich hielte nichts auf ihm. Der alte polterte nun auf das Mädchen los: was das für bolders

Flausen seien; es werde nicht besser sein wollen, als seine Alte auch gewesen, und es solle nicht glauben, wenn es einen Schulmeister kriege, so werde es eine Herrenfrau; das sei noch eine ganz andere Art von Krebsen. Wir sollten machen, daß wir ins Nest kämen, und da nicht so zimpferlich thun wie zwo Welschlandtöchtere. Ich stimmte dem Alten immer mehr bei. Aber Mädeli kehrte sich nicht an ihn, bat so treuherzig und sah mir so liebherzig in's Auge, bat nur um diesen Gefallen, sonst müsse es sich sein Lebtag vor mir schämen, daß es mir seine Gedanken bekannt, führte mich so sanft zur Stube aus, verabscheidete mich draußen mit einem so brünstigen aber kurzen Kuß, daß ich auf der Gasse stand, ehe ich mich versah, nichts mehr sah, als einige Augenblicke noch düstern Lampenschein, und nichts mehr hörte, als noch einige Spott- und Schimpfreden des Alten. Da stund ich nun, um ein Hemde ärmer und um eine Braut reicher; und von einem Hemde und zu einer Braut hatte mich ein wirklich eigentlich Wascherweib gebracht, das mir Couragi gemacht.

Es ist doch wirklich dumm vom Staat, wenn er Professoren besoldet und das noch ordentlich, um den Jünglingen, bei den Gymnasiasten anfangend, Mut zum Heiraten zu machen. Es mag ein Professor auch das mögliche thun, so viel zu leisten als ein Wöscherweib; er mag hundertmal ausrufen: nicht Heiraten sei nur Feigheit, drum frisch gewagt! Er mag akurat thun, wie ein Wöscherweib; so nachdrücklich und wirksam, wie eines, wird er nimmer.

Viertes Kapitel.

Von den Verdrießlichkeiten eines Bräutigams.

Erinnert sich noch jemand, wie er es trieb, als ihm sein Götti oder die Gotte den ersten neuen Batzen gab? Wie er den nicht aus der Hand brachte, höchstens auf Zureden der Mutter in den Hosensack auf Augenblicke, aber schnell ihn wieder hervorzog, und wie er jedem Menschen sagte: „Lue, was mir dr Götti gä het!“ und wie der Batzen mit ins Bett mußte, wenigstens am Abend der letzte, am Morgen der erste Gedanken war? Ungefähr so macht es einer, wenn er zum erstenmal eine Braut hat, eine Braut nämlich, die er einigermaßen liebt und mit der er sich einigermaßen meint. Und ich stund alleine auf der Gasse und mußte mich einzig spazieren führen in mein einsames Häuschen, wo ich keinem Menschen es sagen konnte, daß ich eine Braut hätte und wie eine. Das war eine lange Nacht; es schien mir gar nicht Tag werden zu wollen, und ich glaube nicht, daß ich mein Lebtag an einem Wintersonntag meinen Kaffee so früh z'weg hatte und so früh z'weg war, um in die Predigt zu gehen. Ich hatte mich geputzt nach Vermögen und wenigstens dreimal das Halstuch anders umgelegt und sah mehr als dreißigmal nach der Uhr, ob es nicht wohl Zeit sei, zu gehen?

Endlich machte ich mich auf die Beine, aber niemand war noch auf dem Wege; kein Meitschi sah ich hinter mir, keines vor mir. Mädeli hatte einen Sinn mit mir und wahrscheinlich war ihm die Nacht nicht kürzer vorgekommen als mir, und vielleicht war ihm wohl mehr als ein Seufzer entronnen, daß es an ihrer Länge Schuld sei. Er war auch frühe parad; aber so ein alter Schuhmachermeister läßt sich durch eine Braut

nicht aus seinem Plamp bringen, höchstens zu einem Fluch: was das für es dolders Pressier sei hüt, und es werde noch lange frühe genug kommen, um an die Füße zu frieren und Langeweile zu haben. Ja, wenn der Pfarrer es könnte, wie der hinter Murten, so wollte er nichts sagen; der habe gepredigt, daß der Kalch von den Wänden gefahren sei, und auf das Kanzelbrett habe er geschlagen, daß es einen hoch aufgesprengt und es einem Wunder genommen habe, daß er es habe mögen erleiden. Ja, da sei es noch der wert gewesen, z'Chilche z'ga; aber hier könne keiner nichts, und im Winter sollte man es ihnen ganz abstellen. So machte er eher langsamer als geschwinder, daß ich ganz die Hoffnung aufgab, Mädeli zu sehen in der Kirche. Endlich, als man schon zu singen angefangen, kam es herein. O, wie wohl that mir das und wie ein ganz anderes Gesicht machte ich, wahrscheinlich eines, wie die Erde, wenn die Sonne sie anscheint. Was weiter kirchliches vorging, weiß ich nicht. Meine ganze Seele, alle meine Wahrnehmungskraft lag in meinen Augen und diese Augen sahen ein Stücklein von Mädelis Haaren und Stirne, und da blieben sie vor Anker unverwandt. Das Säumeitschi hätte mir wohl etwas besser z'weg sitzen können, wie andere Meitscheni auch thun; allein es hatte sich hinter eine Bäurin gepflanzt, die einen Kopf hatte wie einen Bombenkessel, und dort blieb es fest und unbeweglich. Nur beim aufstehen und niedersitzen wußte es mir ein Äugelein zuzukehren, um sich zu überzeugen, ob ich noch immer ans gleiche Ort sehe. Nach der Predigt wollten mich einige Schulmeister aufhalten und mir brichten von einer neuen Mode Schul zu halten, wo die Kinder, wie die Soldaten auf der Schützenmatt, auf und ab marschierten; man nenne sie die gegenseitige, weil die Kinder immer gegen einander sehen müßten. Mir brannte aber der Boden unter den Füßen; ihren gelehrten Er-

örterungen entwand ich mich gewaltsam. Leider fand ich Mädeli nicht alleine, sondern der lange Chorrichter ging mit ihr und noch einige Meitschi. Und der Chorrichter erzählte den Meitschene lange Geschichten vom Chorgericht, und wie das einere ergehe, wenn sie vor Chorgericht müsse, und wie sie dann den Chorrichter müsse holen lassen, wie sie da ane chneue müsse, wenn sie kindbetten wolle, und wie der sie, wenn sie am nötlichsten thue, fragen müsse: ob sie den rechten als Vater angegeben? Da erlese es sie und er sei schon manchmal dabei gewesen, daß eine gar nicht habe kindbetten können, bis sie mit der Wahrheit fürecho syg. Wenn man einere das anwünsche, so könne kein Doktor nichts machen, bis sie den rechten füre gä heyg. Dann machte er einige praktische Anwendungen auf die Mädchen, die bang und andächtig zugehört hatten, und ermahnte sie: sie sollen sich in acht nehmen, und wenn sie das Ungfell hätten, so sollten sie gleich mit dem rechte füre. So konnte ich mit Mädeli gar nichts reden; aber ansehen konnte ich es doch vom Kopf bis zu den Füßen, wenn nicht etwa der lange Chorrichter, wie ein dicker Schatten, zwischen uns trat.

Ich hoffte nun, es komme in die Kinderlehre, doch umsonst; Mädeli ließ sich nicht sehen, wohlweislich. Ein rechtes Meitschi hat hundertmal mehr Verstand als ein Schulmeister. Was hätte das für eine Kinderlehre geben müssen, wenn Mädeli da gesessen und meine Gedanken und Augen immer bei ihm gewesen wären? Was das für einen langweiligen Nachmittag gab! und wie ich immer bei mir werweisete, ob ich nicht auch am hellen Tag zu ds Schuhmachers könne; das gehe ja niemand etwas an und die Leute würden es doch bald vernehmen. Aber ich hatte nicht mit Mädeli darüber gesprochen, wußte nicht, ob es dasselbe etwa ungern hätte, und wartete und wartete so, bis es dunkel ward. Da steckte ich meine Tubakpfeife an und füllte meinen

Tubakseckel zu, um meinen Schwiegerätti mit dreikreuzerigem traktieren zu können, und wollte eben das Licht abblasen, da klopfte noch jemand. Ich meinte schon, es sei etwa Mädeli; aber da trat herein des Ammanns Knecht und sagte: „Schu-meister, du mueßt mr neuis schrybe.“ Damit zündete er seine Pfeife auch an, pflanzte sich auf den Ofen so lange er war, und brichtete erst lange von einer Kuh, welche wieder stierig geworden sei. Als ich ihn mit Mühe von diesem Kapitel abbrachte und wissen wollte, was ich schreiben solle, da blies er dicke Wolken aus seiner verschlammten Pfeife und etwas verlegen sagte er: „He, Schumeister, üsi Magd, wo z'Wiehnecht furt isch, het mr gschrybe u het mr bifohle, daß i ere antworte söll, u jetz, Schumeister, mueßt du so-n-e Antwort ere schicke.“ O Herrgott! wie mir da die Ungeduld im Blute krabbelte! Aber wenn einmal so ein Hans oder Benz auf dem Ofen liegt, mit einer Pfeife im Gesicht, so bringt da keine Ungeduld mehr etwas ab.

Ich wußte also nichts besseres, als so schnell möglich mich hinzusetzen, nahm Papier vor mich und fragte: „Nun Hans, was soll ich schreiben?“ — „Myra was d'witt; mach du ume so-n-e Brief, das me cha vrmache u-n-uf dPost thue.“ — „Aber du muesch mr doch säge, was i dry mache söll i Brief.“ — „He, i weiß das auf my S..l nit; du sottsch das wüsse, Schumeister, was me so i-n-e Brief macht.“ — Ich sagte, es werde im Brief, wo er bekommen habe, wohl etwas gewesen sein, darauf hätte geantwortet werden sollen. — Ja, das wisse er nicht, sagte Hans, er hätte sich auf das Gschribel nit chönne vrstah. — Ich fragte nach dem Briefe. — Ja, den habe er behalten wollen und ihn im Liblitäschli gehabt; allein heute beim Melken habe das Blöschli gar ein dreckig Uter gehabt und kein sauber Stroh hätte er im Stalle gehabt; da hätte er

den Brief genommen und dem Blöschli das Uter damit abgewischt und ihn dann weggeworfen, weil er ganz voll K.. dreck gewesen. Aber das mache nichts ja, i söll nur neuis i Brief mache, was ich wolle; das sei doch ja gleich. — Ich fragte allerlei und brachte endlich heraus, daß ich schreiben solle: der Zingel habe zwei Kälber gehabt, beides Stierenkälber, und gebe einen ganzen Kessel voll Milch, und die neue Magd sei ihm nicht anständig; sie brauche ihm gar viel Stroh für die Schweine und verleg ihm den Säumist nie. Darnebe wär sie bravi gnue, aber aparti sust hätte er noch nichts mit ihr gehabt. U we sie wieder z'sämme chöme, su söll es ihm de e Halbi zale, dr Brief heig-ne 6 Xr. gchostet u de löi er's no grüeße. So viel brachte ich endlich heraus und stilisierte das, so gut ich in meiner Ungeduld konnte.

Endlich war ich fertig, aber Hans begehrte nicht fort; er war gewillet, mir den Abend durch kurze Zyti zu machen. Er nahm den Brief, sagte: „Dankeigisch, Schumeister, oder chost er neuis?“ und blieb liegen. Ich durfte nicht sagen, daß ich zu Schuhmachers wolle; sonst hätte er gesagt, er komme mit. Nach langem Sinnen wußte ich nichts anders zu machen, als notwendiges Reden mit dem Wirte vorzuschützen. Kam Hans mit, so konnte ich ihn dort sitzen lassen; kam er nicht, desto besser, so brauchte ich auch nicht hin. Hans sagte: er habe die Holzschuhe an u-n-es schick ihm si nüt, i dene i's Wirtshus z'ga. Aber i söll ume ga; er mög sauft erwarte, bis ich wiederkomme; es schick ihm si gar wohl da uf em Ofe. Ohne weitere Komplimente ließ ich ihn nun liegen und eilte über Hals und Kopf zu meinem Meitschi.

Es ist kurios, wie der Brautstand eine Zeit der Sympathie ist, oder, wie Gelehrte sagen würden, wie zwei Brautleute in eine Art magnetischem Rapport zusammen stehen; was das

eine fühlt, fühlt auch das andere; die gleichen Gedanken steigen zu gleicher Zeit auf, die gleichen Bedürfnisse wandeln sie zu gleicher Zeit an. Mädeli hatte nach mir blanget, so gut wie ich nach ihm, und zu seinem Blangen war noch die Angst gekommen: was das Ausbleiben zu bedeuten hätte, ob ich reuig geworden, oder sonst etwas? Da hatte es sein Näschen zwischen der Küchenthüre hinaus ins Freie gestreckt, bis es rot angelaufen war und es endlich endlich mich daher schnupen hörte. Da fuhr es erst zurück und ward bange ums Herz und dann wieder fröhlich und öffnete die Thüre, und hatte nun keine so große Eile mehr mich in die Stube zum Alten zu stoßen, und keine Angst, als mein Gesicht etwas nahe zu dem seinen kam. In der Stube saßen wir gar fröhlich beisammen, und Mädeli zog aus dem Ofenguggeli ein sorgsam zugedecktes Kacheli mit Kaffee und legte mir Brot vor, und hatte eine gar herzliche Freude, mich zum ersten Mal speisen und tränken zu können, und noch dazu mit so gutem Kaffee; denn zu dieser Kanne hatte es drei Bohnen mehr genommen, als gewöhnlich, nach der Tradition von seiner Mutter her, zu nehmen waren. Nun kam gar manches zur Sprache, was gestern im Sturm der Gefühle nicht berührt wurde.

Fünftes Kapitel.

Von den Verhandlungen über Hochzeittag und Ehesteuer.

Wir hatten gar nichts davon geredet, wann Hochzeit gehalten werden solle. Schon am nächsten Sonntag wollte ich

verkünden lassen. Mit beiden Beinen hätte ich gerne auch diese Zwischenzeit übersprungen. Mir und Mädeli gab ich ganz ehrlich als Grund an, daß ich in vier oder fünf Wochen längstens wieder müsse waschen lassen, und wer mir dann waschen solle, wenn ich noch keine Frau hätte? Zu jenem Wäscherweib werde ich doch nicht mehr sollen? Aber der Alte und Mädeli waren nicht dieser Meinung. Über Mädelis ganzes Wesen zuckte freilich ein Strahl glühender Freude, als es sah, wie ernst es mir sei; denn vor lauter Freude hatte es noch immer gezagt und gezweifelt wie Thomas; aber es überlief es doch ganz heiß, sich in vier Wochen schon als Frau zu denken. Gar viel hätte es noch z'weg zu machen, meinte es, so daß es bis zu jener Zeit unmöglich fertig sein könne. Und der Alte schüttelte noch mehr den Kopf ob solchem Pressieren. Er vermöge zwar seinem Meitschi nichts mitzugeben, und aparti neue Kleider könne er ihm auch nicht machen lassen; die, welche er ihm habe machen lassen, wo es vom Herrn gekommen sei, seien aber noch wie neu und thäten es sauft. Aber öppe ein oder zwei Hemder, ein Paar Schuhe und ein Paar Strümpfe, das wolle er doch sehen zu machen; aber dazu brauche es mehr Zeit als vier Wochen. Wenn er zu uns komme, so bringe er allweg noch etwas Hausrat mit, und das werde mir auch komod kommen.

Daß ich keine Ehesteuer erhielt, und Mädeli zum Trossel nicht mehr als ein neues Hemd oder zwei, erschreckte mich gar nicht, hätte ich es doch eben so lieb auch ohne das genommen. O ich hatte jetzt in dieser Beziehung gar hundsgemeine Gedanken und wirklich die Hoffnung, von der Liebe leben zu können, die ich jetzt eigentlich zum erstenmal zu einer bestimmten Persönlichkeit recht fühlte, obgleich ich von Jugend auf die Meitscheni gerne gesehen und bereits zwei Liebesgeschichten gehabt hatte. Hätte ich vornehmere Gesinnungen gehabt, so hätte

ich da mit meinem Schwiegerpapa zu märten angefangen; denn einen Bruder oder Vater hatte ich nicht, dem ich des Anstands wegen den Handel auftragen konnte, wie man es da thut, wo man ein besonders feines Gefühl für Anstand besitzt. Da märtet man dann zusammen bis aufs Blut schriftlich und mündlich, und gibt sich auf die feinste Weise die unverschämtesten Dinge zu verstehen, und bricht den Handel doch nicht ab. Und wenn man recht vornehm ist, so handelt man nicht um einige Dublonen, sondern um 100,000 Pfund oder Franken. Bringt man mit tausend Mühen und Betteleien bei allen Großmamas und Tantes etwas mehr zusammen, etwa 104,000 L., so hält man sich für geborgen, kann leben comme il faut und stellt wenigstens ein Schoßhündchen, einen Pipo an, wenn auch kein Pferd. Hat man aber weniger zusammen gebracht, so zückt die Welt die Achsel, redet verblümt von Erdäpfel-Mariage. Die Leutchen fühlen sich selbst gedrückt; eine Art Verschämtheit sieht man ihnen von weitem an, und man glaubt alle Augenblicke aus ihrem wehmütig verzogenen Munde zu hören, was einst ein ehrlicher Hans Ulli sagte: Rych sy mr nümme, aber doch no geng fürnehm. Und mit bedenklichem Mitleiden wird von den armen Leutchen, ces pauvres gens, gesprochen und den großen Entbehrungen, denen sie sich unterziehen müßten. Imaginez-vous, ma chère, sagt Tante Marianne, pas seulement es dritts Plättli mag's-ne zieh, nit emal geng a-me-n-e Sunntig; c'est donc bien fâcheux. Freilich bestunden der guten Tante Marianne ihre dritten Plättli oder das sogenannte Entremets gewöhnlich entweder aus Apfelschnitzen oder Haberbrei oder einem Erdäpfelstock, die man aber mit gar schönen Namen getauft hatte. Solche Armut ist oder war aber verdammt komod, um zu Pöstleins zu kommen. Denn diesem Elend, in dem man freilich ein Salon hatte, aber kein drittes Plättli, und im

Salon nur alle Winter einmal die Societät und höchstens drei Soirées, mußte doch abgeholfen werden. Es geschieht aber doch auch, daß ein solcher Handel sich zerschlägt, rumpiert, weil man bei genauerem Nachrechnen fand, daß das Ding sich dennoch nicht standesgemäß gebe. Da ist's nun wirklich bewunderungswürdig, mit welcher Naivität die Leute das sich gestehen und mit welcher christlichen Resignation sie aus einander gehen, sich gegenseitig kaltblütig sagen: Adieu ma chère! Adieu mon cher! Da sieht man den wahren bon ton; da zeigt sich, was feine Lebensart heißt; da sieht man die wahre Abgeschliffenheit. O so eine Abgeschliffenheit ist ein gar köstlich Ding, und nicht zu verwundern ist's, wie viele Menschen sich viel darauf einbilden, ihr alles darein setzen, alle Leute mit einer tiefen honte ansehen, die nicht abgeschliffen sind wie sie. So ein Abgeschliffener (verkürzt Schliffel) zu sein, ist ein komod Ding; denn diese Abgeschliffenheit ist das Vorrecht und zu gleicher Zeit das erste Kennzeichen des Vornehmseins. Es kostet aber viel, vornehm zu werden, liebe Leute; das Reiben und Ribeln geht nicht umsonst. Es kostet euch ungefähr das, was es einen reichen Kadetten kostet, bis er Offizier ist. Der muß sich auslachen lassen, der muß zu essen und zu trinken geben, muß im Spiel sich ausziehen, durch Anliehen ausbeuteln und zu dem allem Spaß mit sich treiben lassen; der muß sein, was ehedem der Fuchs unter den Studenten war, wo es hieß: Fuchs stopf mir die Pfeife, Fuchs bezahl, Fuchs binde mir die Schuhe; nur mit dem Unterschied, daß das Studenten-Fuchsentum nur ein halb Jahr oder höchstens eines dauerte, jenes aber anderhalb bis drittehalb Generationen. Enfin wer seine Haut dick genug dazu glaubt und auch seinem Geldseckel traut, daß sie beide das Schleifen ertragen mögen, der versuche es.

Freilich hätte der Handel nur um noch ein Hemd, ein Gloschli und höchstens um einen Kittel gehen können und nicht

um 30- oder 60tausend Pfund; aber am Ende ist Handel doch Handel. Dieser Handel wird allerwärts getrieben, aber doch, je vornehmer man sich glaubt, um so offener und naiver treibt man ihn. Wahrscheinlich aus dem Grunde, weil ein Vornehmer glaubt, alles was er thue, sei auch vornehm und niemand habe da von ferne (das Recht wollte ich sagen; o nein, das Recht zu kritisieren spricht einem nur ein Großrat ab) den Verstand, ihn zu kritisieren. Ist noch niemand aufgefallen, welch bedeutender Unterschied man macht zwischen vornehm und nobel? Noblesse hat dann schon wieder die höhere Bedeutung von nobel verloren und ist bloß das Hauptwort von vornehm.

Wenn also nicht vornehm, so hoffe ich doch nobel gehandelt zu haben, als wir ohne Märten zusammentraten und jedes nur in der Liebe des andern seine Rechnung fand. Diese Rechnung legte uns freilich viel Entbehrungen auf, brachte uns in manche Not; aber wir versanken doch nicht in der Not; die Not erzog uns, rief Kräfte in uns auf; die Not gab Erfahrungen, die Erfahrungen brachten Läuterungen, von denen ich sonst keinen Begriff erhalten hätte.

Solche Erfahrungen und Läuterungen machen das wahre Fuchsentum dieser Welt aus, das eine obere Hand geordnet hat und leitet und das die darin Bestehenden nobel macht. Darum, Leute, sucht es nicht mutwillig, aber scheut es auch nicht feige. Macht es euch auch nicht vornehm, so macht es euch doch nobel. Und seid ihr schon vornehm, so thut einmal eure Augen auf und seht, wie herrlich und imponierend einer aussieht, wenn er vornehm und nobel auf einmal aussieht, und wie lächerlich manchmal und andermal traurig einer aussieht, wenn er imponieren will und nicht nobel drein sieht, weil er nicht nobel ist. Am traurigsten und am lächerlichsten sind denn doch die, welche weder vornehm noch nobel aussehen und es nicht sind

und doch imponieren wollen. Das sind wirklich wahre Spektakelleute, und mich wundert, daß ihnen nicht die Gassenjungen nachlaufen. Man sieht solche zu Stadt und Land.

Doch, wo gerate ich hin! Von meinem alten Schwiegerätti, der ehrlichen Pechhaut, weg, mit der ich nicht märtete um sein Meitschi, auf alte und neue Junker, die imponieren wollen und nicht können, die um alles handeln und märten, um ihre Meitscheni und um andere, um ihre eigenen Sachen und um andere Sachen. Nehmt es nicht für ungut, alt und neue Herren; aber eben das Pech, an dem so viel kleben bleibt und wo man, was einmal klebt, nicht mehr losbringen kann, brachte mich von meinem Schwiegerätti weg in eine so vermessene Gedankenreihe.

Bei meinem Schwiegerpapa war aber leider nichts kleben geblieben als gerade das Pech selbst und einige Erinnerungen aus seinen Wanderungen hinter Murten; daher preßten ihm auch seine geringen Versprechen schwere Seufzer aus. Ich wollte mich dadurch nicht abschrecken lassen, wollte versprechen, alles Nötige selbst anzuschaffen; er solle gar keine Kosten haben. Aber er fragte mich, ob ich dann so viel Geld hätte, und ob ich nicht daran gedacht hätte, daß noch viel andere Dinge anzuschaffen seien, und ob es nicht für einen Schulmeister gescheuter sei, mit dem Heiraten zu warten, bis die Schule zu Ende sei, wo man dann Zeit habe, dem Züg nahz'sinne u nahz'laufe, und wo noch sein Lohn fällig sei. Nach langem Hin- und Herreden mußte ich endlich einwilligen zu warten bis nach dem Examen, mußte am Ende wieder heim in mein Bett, ungeachtet der Alte schalt, während ich schmollte, brummte, anhielt.

Sechstes Kapitel.

Wie die Leute uns in die Mäuler nehmen.

Daß ich zerstreut in der Schule war, wird man begreiflich finden, und eben so begreiflich, daß mein abendliches Visitenmachen bei Schuhmachers den Leuten auffiel. Wäre ich alle Nächte hin zu Kilt gegangen, so hätten die Leute ganz einfach gesagt: „Dr Schumeister geit zu Schuehmachers Mädeli," und wären vielleicht nur darüber uneinig gewesen, ob ich es nehmen werde oder nicht. Daß ich aber um 6 Uhr abends hin ging und um zehn Uhr heim kam, das fiel gewaltig auf. Da wurde gewaltig viel geredet von denen, die sich die Mühe nahmen, um uns sich zu bekümmern. Es kamen viele Leute mit verlöcherten Schuhen des Abends hin, nur um zu sehen, was wir da mit einander trieben, und der Schuhmacher hatte lange nicht so viel zu thun gehabt. Obgleich nun die Leute gar nichts Böses sahen, höchstens daß ich gerne so nahe als möglich bei Mädeli saß und in seine Augen sah, so fanden sie denn doch Ursache genug, uns recht unehrliche Dinge nachzureden, behauptend, wenn ich etwas ehrliches mit dem Meitschi wollte, so würde ich zu ihm gehen, wenn andere Buben auch zu ihren Meitschene, d. h. zu ihnen die Nacht durch in ihr Kämmerlein und Bett, und würde nicht so da bei ihm hocke in der ungeraden Zeit, wo es kein ehrlicher Mensch thue, d. h. beim Licht und in der Gegenwart des Vaters. So viel vermag Sitte und Vorurteil. Daß sie aber Mädeli eben deswegen zu meinem Mensch machen wollten, erfuhren wir lange nicht.

Der Pfarrer sagte mir einmal, als ich mich bei ihm verabscheidete, es sei ihm leid, daß er allerlei Gerede von mir vernehmen müsse. Er glaube zwar nicht daran, aber ich solle mich doch in acht nehmen. Nach einigem Verwundern und Erörtern

vernahm ich, daß die Leute mir nachsagten, ich wolle oder hätte Mädeli zu meiner Hure gemacht. Ich bekannte dem Pfarrer, daß wir Brautleute seien, nach Ostern verkünden lassen wollen, und daß wir gemeint hätten, es sei für einen Schulmeister anständiger, wenn wir so zusammen kämen statt wie die andern; ich sehe es aber wohl, es sei doch besser und anständiger, es zu machen wie andere Leute. Der Pfarrer aber brannte auf, daß mir so was jetzt nur in Sinn stiege, nachdem ich mich so brav benommen bis dahin. Im Gegenteil werde er am Sonntag eine Predigt darüber halten und den Leuten sagen, was sie seien und wie sie nicht einmal wollten, daß andere besser würden. Ich hielt ihm gar hart an, daß er das doch nicht thun solle; aber erst auf das Versprechen, daß ich nicht zu Kilt gehen wollte, entsprach er auch mir. Wir beide gingen aber brummend auseinander. Jeder glaubte dem andern allzuviel nachgegeben zu haben. Er glaubte eine wichtige Gelegenheit versäumt, einen krebsartigen Mißbrauch abzustellen, und um ein in die Hände gekriegtes Musterbild andere zu versammeln. Ich meinte um des Eigensinns des Pfarrers willen noch länger dem Tadel mich preisgeben zu müssen; ich meinte, das klügste wäre, zu thun wie andere Leute; das sei doch das anständigste, und alle früher gemachten Erfahrungen waren ordentlich wieder vergessen. O, es ist gar schwer, Erfahrungen nicht nur zu machen, sondern sie auch zu behalten, nicht irre zu werden an ihnen.

Es ist auch gar schwer nicht nur für einen Schulmeister, sondern für Wissende und Gebietende dieser Erde, in jedem gegebenen Falle zu entscheiden, wo bei dem rechten Mann oder Christ die Accommodation anfangen und aufhören, der Widerstand beginnen und unterlassen werden soll: Accommodation und Widerstand gegen öffentliche Meinung und übliche Sitte. Offenbar liegt hier der Entscheidungsgrund nicht in Nutzen oder

Schaden, überhaupt nicht in den Folgen, sondern er liegt in dem, was recht ist. Nun aber ist denn doch Vervollkommnung, vernünftiger Fortschritt im Zwecke des Menschengeschlechts. Es ist aber klar, daß unbesonnenes, übereiltes Entgegentreten das Böse fördert, Gutes zerstört. Daher ist's schwer zu entscheiden, wann man das Unkraut aus dem Weizen nehmen, wann man es lassen soll bis zur Ernte. Aber traurig ist's, wenn man die Feigheit der Menschen sieht in dieser Beziehung. In aufgeregten Zeiten, wo die Meinung alles, die Sitte wenig gilt, da sieht man Menschen mit der niederträchtigsten Niederträchtigkeit Sklaven der öffentlichen Meinung werden und keine andere Meinung haben als die, welche gerade Trumpf ist und welche Leib und Leben schützen, ein Pöstlein bringen kann, während die gleichen Feiglinge die übliche Sitte auf die frechste Weise höhnen im einfältigen Glauben, nun sei einmal die Zeit gekommen, wo man nicht mehr achte auf Sitte und Zucht, wo im Gegenteil der der Größte auch unter den Menschen sei, welcher die größte Sau unter den Säuen wäre. Die Dummköpfe wissen nicht, daß es Zeiten gibt, wo man an Orten, z. B. in N.d.u, nichts hört als Frösche, Frösche und wieder Frösche. Wird daraus ein vernünftiger Mensch schließen, es seien nun keine Menschen mehr, sondern lauter Frösche, und für ihn die höchste Zeit, auch ein Frosch zu werden, um nicht einzig ein vernünftiger Mensch zu bleiben?

Können nun das die Höchsten nicht, so ist es Schulmeistern auch nicht zu verargen, wenn sie es nicht können, wenn sie z. B. in jedes dreckige Horn blasen, das man ihnen vor das Maul hält, und dann wieder Dinge sich erlauben, die weder im Alten noch im Neuen Testament erlaubt sind.

Mädeli weinte, als ich ihr sagte, was die Leute uns angedichtet hätten, und wir beschlossen nun, uns förmlich als

Brautleute zu erklären, und nicht die Gemeinde erst mit dem Geheimnis von der Kanzel aus zu überraschen, wie es sonst auf dem Lande der Brauch ist. Da verhüllt man die Geschichte so lange sie zu verhüllen ist, sagt nichts vor den Leuten, bis man verkündet ist und läßt unter zehn Malen wenigstens sechse nicht verkünden, bis man muß.

Was nun die Leute für Augen machten, als sie das hörten, als sie sahen, daß ich einst ungescheut für Mädeli beim Krämer ein Nastuch und einen Fingerring kaufte, und ein andermal es zwang, selbst mit mir zum Krämer zu gehen, um sich Tschöplituch auszulesen, denn das ältere Tschöpli schien mir doch nicht gut genug zum Hochzeittschöpli.

Ich hätte dem Meitschi alles anhängen können, was ich gehabt, und alle Tage mußte es mir abwehren, nicht so narrochtig zu thun; wir würden das Geld sonst noch brauchen. Dann sang es mir gewöhnlich das bekannte Lied:

My Schatz, we du de z'Märit thuesch gah,
Su chrämerle nit geng so viel.
We du de dys Güetli verchrämerlet hesch,
Was soll i de mache mit dir?

Was nun aber das den Leuten zu reden gab, und wie sie an unsern Brautstand nicht glauben wollten und immer meinten, ich meine: ich sei ein Herr und müsse es machen wie ein Herr, d. h. ein Maitreßli haben und dieses mit Geschenken überhängen!

Die Weiber wiesen Mädeli auf. Sie litten das, der Tütschel soll sie hudeln, nicht, daß ich, wenn ich sie heiräten wolle, nicht bei ihr läge, und wäre ich der Schultheß z'Bern; da söll's eine mache wie dr anger; das wurd z'letzt süsch lustig gah, we me e-n-iedere mache ließ, wie är wett. Da chönnt ja eine, we-n-er z'Nacht nit bi syr Brut wär, bi-n-ere-n-iedere Huer sy, we's ihm gschmöckti. U de-n-es Schuelmeisterli syg de notti

nüt z'fürnehm für z'Chilt z'gah. Und die Meitscheni führten mich aus, hießen mich zu ihnen zu Kilt kommen; ich könne ihrethalben Tags kommen, wenn ich mich des Nachts fürchte; sie wollten dann die Fellladen zuthun. Aber so einen Mann im Sack kaufen, so einen nehmen, der nie bei ihnen gelegen hätte, möchten sie nadisch doch nit, u we sie z'letsch gar kene überchämte.

Wir mochten nicht erwarten, bis wir durch das Verkünden unsern Ernst zeigen und die Leute etwas gschweigen konnten.

Siebentes Kapitel.

Wie ich mit Mädeli auf Reisen gehe.

Endlich wurden die Tage länger. Der Schnee verließ die Felder; Lerchen sah man auf den Äckern wieder und in den Baumgärten die Merzenglöcklein, der Kinder Lust. Die Schuljugend wurde wilder und ungezähmter; neue Lebenslust fuhr in sie, ihr Blut schien heißer zu werden; eine Regsamkeit durchströmte sie, mit der der Schulmeister gewöhnlich seine liebe Not hat. Er bringt sie nicht vom Stöckeln weg, nicht mehr in die Stube herein, wenn sie einmal draußen sind.

In den Gärten sah man wieder Weiber; in den Baumgärten wurde bschüttet und schöne weiße Waschen hingen, in einfacher Reihe aufgespannt, damit sie desto größer schienen, allenthalben zum Trocknen an der lieben Sonne; Merzenstaub wirbelte auf den Straßen und lustig wälzten in demselben sich die Hunde.

Mit Mädeli hatte ich je länger je mehr abzureden und konnte doch nie recht mit ihm ausreden. Wir mußten ans Pflanzen denken und wußten nicht recht, was und wie viel von

diesem und jenem, und wußten nicht recht, durfte Mädeli mir dabei helfen. Es schämte sich fast dessen, ehe wir verheiratet waren. Und zwischenein redete es mir immer mehr von meinen Eltern, meiner Heimat, fragte, ob ich ihnen meine Heirat geschrieben, ob sie nicht kämen, ob ich nicht hin wolle, daß ich am Ende einmal fragte, ob es etwa mit mir kommen wolle, um auch zu sehen, wo ich daheim sei. Mädeli meinte, das sei ihm gar das rechte; es hätte schon lange gedacht, es wäre doch nicht recht, wenn es sich meinen Eltern nicht anrekommandieren würde; es seien doch immer die Eltern, und sie meinten es vielleicht jetzt besser mit mir als früher. Überdies nahm es Mädeli doch auch wunder, wie unser Heimet aussehe und ob wir auf demselben wirklich Kühe und nicht etwa nur Geißen halten könnten. Überhaupt hat es für ein Mädchen immer einen ganz besondern Reiz, und besonders im Frühjahr, einen Tag frei in die Welt hinaus zu können. Reiche Mädchen fahren ein- und zweispännig; aber mit noch größerer Lust gehen arme Mädchen zu Fuß. Und wenn sie auch in den ungewohnten Lederschuhen Blattern bekommen, erst die Strümpfe, dann die Schuhe ausziehen und barfuß gehen, ja, wenn sie noch eine Bürde dazu tragen müssen, so ist ihr Herz doch wonnevoll, und noch ganz besonders, wenn ein Bräutigam ihnen vorausgeht und alle hundert Schritte einmal zurücksieht, ob sein Schätzli noch nachhinke, oder etwa schon am Hag liege.

Mir war das Ding auch ganz recht, und nur Schüchternheit war's, was mich so lange abgehalten hinzugehen. Wenn schon nicht feurige Liebe, eine gewisse Anhänglichkeit fühlte ich immer gegen meine Eltern. Auch spienzelte ich gerne mein Meitschi in meiner Heimat, und manchen Abend vor dem Einschlafen sah ich, wie die Weiber meiner Mitburger unter die Küchenthüre schossen bei unserm Durchgehen, und hörte, wie

dann eine Nachbäurin zu der andern sagte: „Ds Webers Peterli het no-n-es bravs Möntsch da; i hätt's nit glaubt, daß er es selligs überchäm.“ Und mich nahm Wunder, was meine Mutter dann von ihr erzähle, und ob sie nicht rühme: es sei nicht nur eine hübsche, sondern auch eine reiche, und ihr Vater hätte sieben Gesellen und das Leder für viele Jahre voraus. Ob sie es machte, weiß ich nicht; aber gelacht habe ich oft, wenn so ein Schwiegermüetti, welcher ihr Sohn eine Braut aus einem andern Dorfe vorstellte, dann von Haus zu Haus lief, und ausstrich, wie ihr Sohn eine reiche erhalte und was er alles erwybe, und wie spärlich und ärmlich dann die Braut aufzog, und dann die Mutter mit einem reichen Vetter sich aushalf, der gar geizig sei und jetzt nichts geben wolle, sondern immer sage: man könne einst dann alles zusammen nehmen, es gebe dann nur desto besser aus.

Trotz dem Liedli kramete ich Mädelin doch noch eine Kappe und ein Fürtuch, um recht stattlich mit ihm aufziehen zu können, wurde dafür auch tüchtig ausgescholten und dann doch noch zärtlicher geküßt als sonst. Es ist ein eigenes Wesen mit Bräuten und Weibern; sie lassen sich alle gerne kramen, ja viele machen den Kram zum Maßstab der Liebe; und viele, denen am Kram viel, an der Liebe wenig liegt, geben vor, nach dem Kram müßten sie die Liebe messen. Da unterscheide nun ein Mann, woran er eigentlich ist!

Das war ein wichtiger Tag für Mädeli; so weit war es sein Lebtag nicht gekommen, daher des Abredens gar viel war, und sicher manche fast schlaflose Nacht.

Mädeli wäre um Mitternacht aufgebrochen; nur mit Mühe konnte ich es dahin bringen, daß es erst um 3 Uhr das Kaffee bereit hielt. Als ich ziemlich exakt hinkam, hatte es meiner schon lange gewartet und war z'weg, so z'weg, wie die Kinder

Israel beim Auszug aus Ägypten, und hatte auch gar nichts vergessen. Z'weg sein zur abgeredeten Stunde und nichts vergessen, das ist eine gar schöne Tugend, die allen Weibern gar schön stehen würde, zwar den Männern auch. Aber es gibt halt Menschen, die nie z'weg sind, im Leben nie und auch im Tode nicht.

Am Morgen zwitschern am lustigsten die Vögel; den Tag über verstummen sie; vor dem Schlafengehen öffnen sie dann wieder ihre Schnäbelchen und schlagen bald weichmütige, bald zärtliche und bald schläfrige Triller.

Kühl war den Morgen, aber heiter der Himmel, an dessen westlichem Rande der erblassende Mond der Erde die letzten Küsse gab.

Es ward uns weit ums Herz und traulich in demselben; behaglich und vertraulich wanderten wir mit einander. Ein gewisses freudiges, unnennbares Erwarten des kommenden Tages lagerte auf unsern Gesichtern. Etwas Ähnliches fühlt jeder Reisende an schönen Morgen. Aber so ganz das gleiche fühlt nur die Braut und der Bräutigam, wenn sie zum ersten Mal allein zusammen auf den Weg sich machen, sei's zu Fuß oder zu Wagen. Sie sind nun Reisegefährten; vor ihnen liegt ein langer Weg und ein unbekannter Tag. Vereint zu Schutz und Trutz gehen sie dem Weg und dem Tag entgegen und fühlen vereint den heitersten Mut, das wonnige Bewußtsein, Lebensgefährten zu sein. Dieser Tag ist ihnen ein Vorbild ihres Lebens, der Weg die Reise durchs Leben. Möchte man denn doch die Fröhlichkeit und die Traulichkeit beim Ausmarsch den ganzen Tag bewahren, und am Abend ohne traurige Täuschungen noch inniger vereint Einkehr halten wieder in der Herberge!

O wie rosig sah es an diesem ersten Reisetage in manchem Mädchenherzen aus, und aus so manchem rosigen Mädchenherz ist ein Weiberherz geworden, inwendig gallenvoll, auswendig stachlicht, wie eines Igels wohlbekannte Haut! Weiber, wer hat euch also verhexet?

Munter ging die Wechselrede und jedes redete von sich und bekannte seine Fehler, die welche es kannte nämlich, und seine Vorsätze und seine Hoffnungen. Mädeli bekannte manche Unkunde, besonders im Pflanzen; kochen hingegen könne es, wie wir es etwa haben werden, und ich brauche es nicht zu trösten, wie jene Braut, die gar bitterlich weinte, als sie mit dem neuen Mann aus der Kirche ging. Der fragte sie endlich: „Was plärist?“ „Ach, Gott, we-n-i ume choche chönnt, aber i cha nüt, i cha nüt!“ (aus diesem Grunde könnte noch manche plären.) Da antwortete der Mann kaltblütig: „Du Göhl, deswegen plär doch nit, i ha ja nüt z'choche!“ Da soll die Braut erst recht angefangen haben zu weinen. Hingegen, sagte Mädeli, könne es nähen für den Hausbrauch und das sei ihm schon manchmal komod gewesen. Aber ich solle nicht zürnen, es sei empfindlich und möge böse Blicke und böse Worte nicht ertragen; die thäten ihm gar zu weh und die dauren es dann lange, und dann halte man ihm vor, es chupe, und doch sei es gewiß nicht das Chupen, sondern das Duuren, daß man es nicht lieber habe. Ich bekannte auch; bekannte Unschlüssigkeit und ein mißtreu Wesen, das mich aber erst angekommen. Aber eine Frau solle es gut haben bei mir, meinte ich, fast wie eine Herrenfrau und viel besser als viel Bäurinnen. Zu pflanzen hätten wir nicht so viel und dann könne sie an Schatten und Scherm bleiben, und über das Geld wollten wir nur einen Schlüssel haben; was meins sei, das sei auch seins und da könne es nehmen, soviel es wolle. Wir wollten es nicht so

machen, wie es mancher Herrenfrau (d. h. doch nicht bloß Pfarrersfrauen, sondern auch anderen Herrenfrauen) und auch noch Bauernweibern gehe, die jeden Kreuzer mit Angst und Not betteln müßten. Ich vergaß nur zu versprechen, daß Mädeli immer Geld genug vorfinden solle; aber an dem zweifelten wir nicht. Wir rechneten zusammen meinen Lohn, meinen Verdienst, wollten noch aus unsern Pflanzungen etwas lösen, und Mädeli meinte: so es Tusig wolle es doch wohl noch ein Tag in den andern spinnen und das mache immer einen Batzen. Wir überschlugen auch die Ausgaben und hätten fast Freudensprünge gethan, als sich jährlich wenigstens 25 Kr. Vorschlag zeigte, und doch hatte ich nur 300 Arbeitstage gerechnet, während doch nicht 65 Sonntage sind.

So schwand die Dämmerung, der Weg, wir wußten nicht wie, und im Umsehen waren wir in einem stattlichen Dorfe nur eine Stunde von meiner Heimat. Dort sah Mädeli sich immer nach etwas um, ich wußte nicht wornach, und vernahm endlich, daß es einen Krämer suche, um meinen Eltern etwas zu kramen nach üblichem Gebrauche. Nachdem es 1/2 Pfund Zucker und 1/4 Pfund Kaffee eingekauft und beim Bezahlen sich recht schämig und üblich bei Seite gedreht hatte, damit niemand sehe, wie wenige Bätzlein und wie mühselig es aus seinem Kittelsack hervorknüble, so fand ich denn doch auch billig, ihm eine Halbe zu zahlen. Und wie es auch sich eigelich machte und vorgab, es mög es wohl erlyde und es heig nüt nötig; so kam es mir doch nach, als ich voranging. Es ist nichts lustigers, als so ein Paar zu sehen, das ins Wirtshaus kömmt und wo die weibliche Hälfte sich gewöhnlich erst wehrte, meist aus Höflichkeit, aus Ernst selten. Der männliche Teil geht voraus und stößt noch manchmal im Vergeß die Thüre halb oder ganz zu, und oft, wenn er schon an einem Platze sitzt,

drückt sich erst das Meitschi verlegen durch die zugehende Thüre hinein, weiß nicht recht, ob es vorwärts will oder nicht, sagt verschämt: „Gott grüeß ech!“ und hat nicht ungern einen Finger im oder am Maul, weil es nicht weiß, wo es ihn sonst haben sollte.

Von da an begann es mich zu heimelen und ich hatte Mädeli tausendfältiges zu erzählen von allen Umgebungen und wer auf diesem und auf jenem Hofe wohne, und wieviel Kühe sie hätten und was das für Leute seien. Und während dem Erzählen sah ich mich immer nach bekannten Leuten um, ward immer ungeduldiger nach bekannten Gesichtern und einem bekannten Gruß. Wenn einer wieder in die Heimat kömmt, so heimelet ihn erst die Gegend, dann will er heimelige Gesichter und am Ende auch Herzen, bei denen es ihm heimelig wird. Findet er die beiden letztern nicht, dann kömmt das Heimweh auch in der Heimat. Solches Heimweh drückt schwer manches alte Herz, das nie aus der Heimat gekommen. Die mit ihm jung waren, sind heimgegangen; die, welche mit ihm die Hitze des Tages ertragen, hat der Tod in seinen Schatten gebettet, die, welche es zu seiner Hülfe, seinem Trost erzogen, sind ihm abberufen worden zu anderer Arbeit oder in der immer neu werdenden Welt ihm fremde geworden; so findet sein Auge kein heimelig Gesicht, ein Zeugnis früherer Tage, mehr, findet kein heimelig Herz mehr, bei dem ihm früher bei Leid und Freude wohl gewesen. Fremd ist's um ihn geworden. Da kömmt ihm dann das rechte Heimweh nach der rechten Heimat; unheimelig wird ihm im bekannten Lande, und er sehnt sich nach dem Lande, das kein sterblich Auge noch gesehen hat. Er weiß, dort wird ihm heimelig sein; denn dort findet er, was hier in seinem Herzen wohnte. Glücklich, wem beim Gedanken an den Himmel ein heimelig Gefühl in seinem Herzen aufdämmert! Wem aber

hier nie heimelig im Herzen wohnte, was im Himmel ist, dem würde nicht heimelig im Himmel werden, auch wenn er hineinkäme. Endlich kamen die heimeligen Gesichter und sie kannten mich recht ordentlich wieder. „E, Peter, bisch du's, i hätt di bal nimme kennt; du hesch drüyt, sit i di nüt gseh ha. Isch das dy Frau? 's isch e Bravi, du hesch geng uf di Hübschi gluegt," das war der gewöhnliche Gruß, neben dem Handlängen, welches zu unterlassen nach einigem Nichtsehen eine Beleidigung wäre, während es in der Stadt eine Beleidigung ist, d. h. bei den Herren, die sich vor dem Gemeinmachen fürchten und nichts mehr hassen, als einen Schein von Kordialität und Zutraulichkeit.

Die freundlichen Begrüßungen allenthalben thaten mir wohl. Als gar auch noch der Statthalter mir die Hand längte und sagte: ich hätte sollen mich für ihre Schule melden; sie hätten mich gerne gehabt und hätten mein Ausbleiben fast gezürnt; da ward ich ordentlich stolz und Mädeli blickte mich mit Respekt an und meinte: da müsse ich gar wohl ah sein. Ich wuchs wenigstens drei Zoll und machte mich so breit als möglich. Es ging mir aber nicht anders als verschiedenen andern Honoratioren mit verschiedenen Namen. Ich mußte oft lachen, wenn solche Standespersonen mit Visiten im Dorfe spazierten. Da traten sie viel stattlicher einher, weil sie sich mit ihren Visiten, wenn diese nämlich etwas zu bedeuten hatten, meinten und gleichsam mit ihnen sagten: ihr Leute seht, solche Leute kommen zu mir; ich muß also auch anderwärts etwas gelten und bekannt sein. Und hinwiederum, wenn die Dorfleute sie grüßten und gar den Hut zogen, so thaten sie viel freundlicher und zugleich gravitätischer, und sahen die Visiten an, fragend: ob sie denn bemerkten, wie geachtet man sei und wie gut man es mit den Leuten könne. Freilich gab es auch Honoratioren,

die vor Visiten darin eine Ehre suchten, gar niemand zu kennen, gegen niemand freundlich zu sein und recht augenscheinlich zu zeigen, daß man sich um die Canaille nicht futiere und meist nur durch den Landjäger mit ihr rede. Die Popularität ist nämlich eine Münze, die nicht immer und nicht bei allen den gleichen Wert hat.

Je näher wir unserm Häuschen kamen, um so banger ward mir dennoch, trotz aller begegnenden Freundlichkeit. Ich hatte Mädelis Vater nicht eigentlich gelogen, hatte nicht aus unserm Heimwesen einen Baurenhof gemacht. Ich hatte es nicht gemacht wie jener Schelm, der seiner Braut gesagt hatte: die Sonne in B. sei seine. Als daraufhin die gute Braut in die Sonne zu B. auf die Gschaui gekommen, die Meisterschaft ergreifen, sich Kisten und Kasten öffnen lassen, dem ganzen Personal befehlen wollte, so glaubten die Wirtsleute, die Person sei verrückt. Nach einigen nicht verblümten Reden mußte endlich der Schalk bekennen, daß er unseres Herrgotts und unser aller Sonne gemeint, die zu B. auch seine sei, wie jedes andern Burgers, und nicht das Wirtshaus zur Sonne. So hatte ich es nicht gemacht; aber im Scheine der Jugenderinnerung, in welchem alles einen größern Maßstab hat, und im Wunsche, mich recht angenehm zu machen, und im allgemeinen Drang, das eigene auszuschmücken, mochte doch manches schöner und größer geworden sein in meiner Erzählung, als es in der Wirklichkeit war. Ich ging daher immer langsamer, während Mädeli immer mehr pressierte. Es trug ein klein wenig gwundriges Herz mit sich, dachte vielleicht an eine kleine zu hoffende Ehesteuer. Wer mag sich solcher Hoffnung wohl erwehren? Es trug aber auch ein Herz voll Liebe und Freude den neuen Eltern entgegen, und solch ein Herz macht auch geschwinde Beine. So in ungleichem Schritt erreichten wir endlich unsere Umzäunung. Ach,

wieviel hatte das alles sich noch verschlechtert! Die Bäume sahen aus so strub und vermieschet als möglich; das Land war noch gelb und grau, während an andern Orten alles grünte; und das Haus, Dach, Scheiben, kurz alles sah aus, wie wenn niemand da daheim wäre. Wir trafen die Mutter im Garten, der keinen Zaun mehr hatte. Auf unsern Gruß sah sie auf, sah uns lange an und sagte endlich: „Nimmt es di de o einisch Wunger, ob mr no lebe?“ Sie reckte uns endlich die notdürftig abgewischte Hand, hieß uns in die Stube kommen, aber frug nicht, wer bei mir sei? Im Schopf schnefelte mein Bruder, ein großer derber Bursche; der sah uns spöttisch an und war noch einsilbiger als die Mutter. In der Stube stellte ich ihr meine Braut vor, die mit einfachen Worten bat: sie möchte sie für die Tochter halten, sie wolle sie für die rechte Mutter halten. Die Mutter meinte: es hätte mir nicht brauchen so zu pressieren, und Mädelin sagte sie: „Du hesch schint's o nit möge gwarte, bis e Ma gha hesch; du wirsch erfahre, was ds Hürate cha; me weiß nit, was e ledige Lyb wert isch, bis me ne nimme het. So het me's: we me alles a dChing ghänkt het, su laufe si vo eim u lö eim im Stich, we me se am mehrste mangleti.“ Mädeli bat, sie solle doch nicht zürnen, u da heig es ere neuis gchramet. — Es hätt das ume chönne la blybe; es hätt's nit brucht. — Es syg nit dr wert, meinte Mädeli, es syg ume-n-es Zeiche. — „Je nu, so dankeigisch eineweg,“ meinte die Mutter. Endlich kam aus dem Webkeller auch der Vater, bleich, hager und hustend. Er sah gar grämlich aus und klagte: wie er in seinen alten Tagen es viel böser hätte, als in den jungen, wie immer Leute da seien, wenn man zu fressen habe, aber niemand, um zu werchen. Über das ganze Haus und alle Gestalten war etwas unbeschreiblich ärmliches und verdrießliches verbreitet, und man mochte anpochen, wo

man wollte, so sprang eine neue Quelle von Verdrießlichkeit auf.

Die Mutter machte ein Kaffee, und während dem Essen jammerte der Vater: er müsse nun seit dem Neujahr das Brot kaufen und die Kuh gehe schon lange gust, da bschüße kein Geld. Das war nicht um Appetit zu machen. Die Mutter, welche glauben mochte, des Vaters Klagen seien eine Art Vorwurf für sie über schlechte Haushaltung, warf ihm vor, daß er eine so schlechte Kuh gekauft. Das erzeugte häßliche Sticheleien, und die machen auch nicht Appetit. Der Bruder mischte sich auf unverschämte Weise ein und trümpfte beide Eltern ab, und — sie ließen es geschehen. Nach dem Essen sagte ihm der Vater: er solle doch ein wenig für ihn an den Webstuhl und der Junge antwortete: da wett er e Narr sy; er heig anger Sache z'thüe, als da im Webcheller z'hocke. Draußen schlich der Schlingel mit einem Büchsli den Krähen nach. Und weil man dem Schlingel nichts sagen, nicht einmal etwas zumuten durfte, so ging es desto mehr über andere los, rücksichtslos, und ich mußte ziemlich deutlich hören, daß es bräver von mir gewesen wäre, daran zu sinnen, ihnen zu helfen, statt zu wyben. Das machen Eltern aber oft, daß, je mehr ein Kind sie plagt und aussaugt, je weniger sie ihm sagen dürfen, sie desto mehr über die andern Kinder herfahren, desto mehr von ihnen fordern. Sie denken nicht daran, daß sie gerade dadurch die Liebe, welche geben, helfen sollte, töten. Es wurde mir eng und heiß im engen Stübchen und Mädeli war das Weinen immer zuvorderst.

Mir thaten meine Eltern so leid und doch so weh. Ich sah, wo der Schuh sie drückte, und konnte doch nicht helfen, konnte die Säure nicht mehr entfernen aus ihren Gemütern, konnte das Verhältnis zu ihrem Kronprinzen nicht mehr her-

stellen, konnte das mangelnde ihnen nicht verschaffen. Was ich konnte, gab ich dem Vater im Webkeller. Er seufzte, sagte, das werde nicht viel helfen; es sei einmal so, wie es sei. Er hoffe aber, daß er bald draus könne. Doch schien ein weicheres Gefühl gegen mich ihn zu ergreifen. Er hieß mich wiederkommen, sagte zu, uns einmal zu besuchen, wenn sein Husten ihm bessere und wünschte Mädeli, daß es ihm gut gehen möge. Auch die Mutter war beim Abscheid etwas freundlicher und entschuldigte sich, daß sie Mädeli nichts zu geben hätte. Aber wenn es Kinder bekommen sollte, so wolle sie zusehen, daß sie ihm neuis machen könne. Es ist merkwürdig, wie Leute oft erst beim Abschied auftauen, und manchmal erst beim Abschied aus dem Leben.

Stumm gingen wir lange neben einander, grüßten und dankten einsilbig den Leuten, die uns noch yche z'cho hießen. Als wir vom Dorfe weg waren, fing mein Meitschi laut zu weinen an. Ich erschrak gar bitter, im Glauben, es weine getäuschter Hoffnungen wegen, es habe geglaubt, ich hätte etwas zu erben und nun gesehen, daß weniger als nichts da wäre. In diesem Sinne fing ich an zu trösten und zu entschuldigen. Aber Mädeli ließ mich nicht ausreden, sondern sagte: „Ach, Peter, glaub doch ume nit, daß i pläre, wil d'nit meh hesch, as i; du bisch mr lieber as ke Ryche. Aber we-n-i denke, daß es üs o so gah sött, daß mr enangere o so nüt chönnti verstah, u geng uf enangere stichlete, u geng es nieders sötti dSchuld sy, su wott's mr schier ds Herz zrschryße. Lieber wett i hüt no sterbe. Es chunnt mr nüt schröcklicher vor, as we zweu nüt anenangere lyde meu u eis dem angere geng seit, was ihm i ds Mul chunnt. Es düecht mi, i hätt kei fröhligi Stung meh, we du mr sellig Sache seitisch u mi so trümpftisch. Gell Peter, du versprichst mr, du wellisch mr geng alles i der Liebi säge u nit vor angere

Lüte? Lue i cha alles vo dr anäh, we d' mr's i dr Liebi seist, u i will dr dHäng unter dFüeß thue; aber stichle ume nit u füehr mi nit us. Gell Peter, du wotsch mr das verspreche?" Natürlich versprach ich es. Mädeli tröstete sich nach und nach und wir sprachen recht erbaulich über den Ehefrieden und das Eheglück, und meinten, es sei unmöglich, daß wir über einander böse werden könnten jemals. Ach Gott, das sind schöne Träume: aber wenn man nur immer wieder zufrieden wird, und die Sonne nicht untergehen läßt über dem Unfrieden! Von dem Frieden, der in der Nacht geschlossen wird, halte ich nicht viel; er ist selten haltbar, so wenig wie Wasserfarbe.

Aber unser Gespräch ging langsamer allmählich, wie die Beine. Müdigkeit setzte sich in die Glieder und mit den schweren Gliedern wurde auch die Zunge schwerer, die Seele matt. Mädeli mußte Strumpf und Schuh ausziehen, seufzte schwer über spitzige Steinchen und wollte sogar einmal fast böse über mich werden, daß ich in Gedanken fortgegangen war, als es stille stehen mußte. Das gute Meitschi merkte es aber, wie schnell es fast selbst gegen unsern Vertrag gesündigt hätte. Und wir beide nahmen uns die Lehre daraus, wie nahe Leib und Seele einander angehen, und wie wunde Füße auch eine reizbare Stimmung erzeugen und wie ein matter Körper über jede Kleinigkeit die Seele unwillig machen kann. Es ist gut, wenn man das weiß; dann kann man andere schonen zur rechten Zeit und auf sich selbsten Acht haben. Weil man aber das nicht weiß, so haben Reise- und Lebensgefährten soviel Streit unter einander, besonders wenn es mühselig geht und zu Fuße, und am meisten Streit gerade wenn es am mühseligsten geht und die Tagesreise am beschwerlichsten ist. Wir erquickten uns, ruhten aus und doch sehnten wir uns sehr nach der Heimat, und erst als ihre Lichter durch die Büsche schimmerten, wachten wir wieder auf

und schritten munterer und rüstiger der Herberge zu und wechselten wieder rascher die Worte. Froh waren wir beide, daß der Tag vorbei war, als wir uns küßten zum Abschied. Und doch war es nachher einer der Tage unseres Lebens, von denen wir am meisten redeten und dessen Andenken noch heute mich erfreut.

Achtes Kapitel.

Wie ich am Vorabend wichtiger Ereignisse stand.

Der Hochzeittag rückte immer näher. Das Gefühl, mit welchem ich ihn herannahen sah, mit welchem ich alle Abende die Tage zählte, ist ein eigenes. Ich möchte es eine freudige und ungeduldige Beklommenheit nennen, denn es ist gar seltsam gemischt. Mädeli muß es auch so gewesen sein; denn es ward allemal rot, wenn davon die Rede war. Es wäre sicher geschmäht worden, wie jene Meitscheni, welche der Schulmeister in der Kinderlehre fragte: Was ist Unkeuschheit? Bäbeli wußte es nicht, Eisi schwieg, Änni schüttelte den Kopf. Da ward der Lehrer ungeduldig und schmähte: „Was, das wüsset ihr nicht? Schämet euch, ihr seid sechszehnjährige Meitscheni u wüsset no nit, was Unkeuschheit ist!“

Mädeli wehrte sich, und das machte mich böse, gleich in der ersten Woche nach dem Ausverkünden Hochzeit zu halten. Gründe gab es vor, aber keinen rechten; Mädeli hatte einen guten Grund, aber den hielt es heimlich. Das gute Meitschi wollte mir doch auch etwas geben zum Hochzeitgeschenk, und zwar, aus dankbarer Anerkennung, weil ein verlorenes Hemde

uns zusammengebracht, ein Hochzeithemde und zwar ein schönes. Sage ein Hemde, denn unserein rechnet solche Dinge nicht nach halb oder ganzen Dutzenden, wie hoffährtige Hausfrauen, die, wenn aus einem halben Dutzend eines fehlt, im Stande sind, auch die andern fünf Stück bei Seite zu werfen, um nur nicht ungerad zu haben. Nun wollte Mädeli den Aufschub nicht etwa aus Saumseligkeit, weil es zu spät daran gedacht, oder aus Nifferei, weil die Näherin es ihm nicht gut genug machen konnte und alle Säume auf besondere Weise gemacht sein mußten, an welcher Nifferei Hochzeite scheitern können; sondern das arme Kind mußte das Geld dazu erst erspinnen und mußte von dem Spinnerlohn noch in die Haushaltung abgeben, und mußte noch dieses und jenes für sich anschaffen oder zurecht machen. Da kann man sich denken, daß Mädeli fleißig sein mußte. Auch sah das liebe Kind auffallend blässer aus; aber um so heller leuchteten die Augen mich an. Es mußte mir endlich doch den Grund des Aufschubes erklären, da ich gar zu ungestüm wurde, und daß es mir darum nicht weniger lieb ward, kann man sich denken.

Hie und da geschah es, daß Mädeli des Abends auch zu mir ins Haus kam, um zu sehen, was da sei, was ich gepflanzt hätte ꝛc. Das waren schöne Abende. Es ist ein ganz eigenes Gefühl, wenn unser Meitschi zum erstenmal über unsere Schwelle tritt, wenn es seine Augen schweifen läßt über unser Eigentum und wenn wir dann neben ihm sitzen auf unsern Stühlen. Es ist aber noch viel eigner das Gefühl, wenn eine Braut an unserer Seite sitzet, wenn unsere Augen zusammen gehen über Schränke, Stühle, Tisch und Bett, und wenn wir zusammen gehen durch Küche und Keller, Stube und Kammer. In süßem Ahnen schwebt vor uns in zauberischem Dämmerlichte die Zukunft; es wird uns so eng ums Herz und doch so wohl, der Mund

wird gewöhnlich so schweigsam, der Blick so beredt! Der Blick redet aus den Tiefen der Seele herauf; das Innerste gibt er kund, Geheimes drückt er aus, was nicht einmal zum eigenen Bewußtsein gekommen; denn in ganz eigenem unmittelbarem Zusammenhang steht das Auge mit der Seele. Was in ihr sich regt, kann sie, ohne den Verstand zu berühren, ohne erst es in Nachdenken zu läutern, durch das Auge schicken in die Welt hinein. Der Mund gibt nur obenab, was auf der Oberfläche schwimmt, was seiner Leichtigkeit wegen obenauf getragen oder was mühselig obenauf gebracht und durch den Verstand gebürstet und geglättet worden. Da saßen wir dann Hand in Hand und Auge senkte in Auge sich, und aus den Augen sahen wir hinauf ins blaue tiefe Gewölbe, in dem der Mond so silbern leuchtet, so ehrlich drein lugt, hinter dem ehrlichen Gesichte den Schalk verbergend; denn er weiß wohl, warum er des Nachts so leise und mit so ehrlichem Gesichte über die Erde geht. Was der wohl alles zu erzählen hat! und wem erzählt er wohl alles? Ins tiefe Gewölbe verloren sich unsere Blicke, in dessen unermeßlichem Schoße unzählige Welten kreisen, geboren werden und untergehen. Und wie der Blick sich verliert im unermeßlichen Schoße, so geht durch den Blick auch die Seele hinein in jene Unendlichkeit und verliert sich in unendlichen Gedanken. So saßen wir oft zusammen in stillem Frieden, ahnungsvoll die Brust geschwellt; und dann küßten wir uns leise und jedes ging seiner Ruhe zu. Wir wußten nicht, daß man das sentimental oder empfindsam nannte. Aber wenn in dieser Zeit, wo dem Menschen seine Zukunft geboren wird, wo sie noch ruht in des Schöpfers Hand, in dieser Zeit, wo eine Seele noch eine andere will, einer nichts empfindet, als irdische Lust oder irdisches Berechnen, dann sieht es seicht oder steinern aus in seiner Seele. Dann verwundere sich keiner,

wenn so einer nicht bewegt wird von unaussprechlichen Ahnungen, von einem wirklich und eigentlich göttlichen Gefühl. Beim Tiere gattet nur der Leib mit dem Leibe sich, der Mensch nimmt eine Seele in sich auf und Seelen gehen von ihm aus; das ist göttlich, ein Zeugnis seiner göttlichen Natur. Zum Gott wird jeder Mensch, wenn er in die Ehe trittet: die Ehe ist sein Reich, das er bevölkert, regiert, erhaltet, in dem er im kleinen walten will, wie Gott im großen in seinem großen Reiche. Darum ist, wer nur von Ferne seine Würde ahnet, in diesem Zeitpunkt so hoch gestimmt; traurig ist's, daß diese Stimmung nicht anhält, sie sollte durchs ganze Leben klingen. Wir konnten freilich darüber nicht reden; wir wußten nicht, was in uns sich regte so ahnungsvoll. Und so geht es sicher manchem Christeli und manchem Liseli, denen man solche Gefühle nicht zutraute.

Ein wichtiges, was wir auszumachen hatten mit einander, war der Ort, wo wir Hochzeit halten wollten, und die Art, dahin zu gelangen. Mädeli war noch nie in Bern gewesen; aber Bern war etwas weit, um zu Fuß dorthin zu gehen. Mädeli wäre nun gerne geritten (gefahren); sein Lebtag sei es noch nie geritten und es dächte doch, das müsse gar lustig sein, meinte es. Aber ich war noch nie gefahren (hatte noch kein Roß geleitet), fürchtete mich davor und sprach nicht gerne einen Bauer um Roß und Wägeli an. Mädeli stund ab von seinem Wunsche und zwar ohne bedeutendes Gewicht darauf zu legen. Es wurde ein etwa zwei Stunden weit entfernter Ort auserlesen, wo ein Wirt war, den man als gar billig rühmte.

Neuntes Kapitel.

Der Hochzeittag.

Frühmorgens brachen wir auf und fanden uns außer dem Dorfe zusammen, damit man uns nicht etwa aufhalte mit Seilen oder Stangen, um Lösgeld zu erhaschen. Am östlichen Himmel schickte die Sonne den Tag herauf; dem schläferigen Tage sandte sie Strahlen nach, welche rosenrot thronten auf den schneeigsten Firnen, und den Thälern das Kommen der Königin des Tages verkündeten. Majestätisch und feierlich stieg sie über der Erde Rand empor. Da schien sie mir stille zu stehen und verwundert mein Bräutchen anzuschauen, mit besonderer Huld und besonderm Glanz dasselbe anzustrahlen und, nur dasselbe in ihrem Lichte verklärend, zu vergessen die übrige Erde. Aber dessen wunderte ich mich nicht. Was konnte wohl die Sonne an diesem Morgen lieblicheres sehen als eben mein Bräutchen? Und die Sonne weiß wohl, was schön und lieblich ist, und vielleicht hatte ihr auch der Mond gesagt, sie solle diesen Morgen aufpassen. Mein Bräutchen glänzte so blank und weiß, so nieblich und nett, wurde so freundlich rot, wenn es mich ansah, und seine Augen funkelten so träumerisch und bodenlos in die strahlende Sonne hinein, daß mich nicht gewundert hätte, wenn die Sonne den ganzen Tag stehen geblieben wäre um meines Meitschis willen. Aber die Sonne darf nicht lange säumen; es ist noch einer ob ihr, der sie nicht stille stehen läßt.

Wir sprachen nicht viel mit einander; aber daß unsere Herzen voll waren, gaben unsere gegenseitigen Fragen kund. „Mädeli, hescht mi de eigetli o recht lieb u nimmsch mi gern?“ So frug ich. „Peter, bisch di nüt reuig u hättisch nit lieber e

Rycheri u-n-e Hübscheri?" So frug Mädeli. Und dann gaben wir uns tröstende und liebende Versicherungen mit Mund und Hand, bald wieder schweigend, sinnend und ernst. Denn es ist ein ernster Morgen, der Hochzeitmorgen, und ein ernster Gang, dem Kirchlein entgegen, wo aus zweien eins gemacht wird, die dann auf immer vereint des Lebens Last und Hitze tragen, Lieb und Leid teilen, gleichen Schrittes den Weg durchs Leben dem Ziele zugehen sollen. Wie die Hälfte zur Hälfte passe, mag eine fühlende Brust immer banger bewegen, je näher die verhängnisvolle Stunde kömmt.

Glockentöne klangen von ferne zu uns her. Wir hörten sie nicht nur, wir fühlten sie bis ins tiefste Mark hinein und gaben uns schweigend die Hände. Es war das erste Zeichen zum Gottesdienst. Die Glockentöne vermehrten sich, schienen rings uns zu umweben; ein Kirchlein antwortete dem andern und verkündete den Menschenkindern, daß es sich öffne, die Gelübde für den Vater zu empfangen und den Trost des Vaters zu spenden den leidenden Herzen.

Zusammen gingen wir zum Pfarrer, uns zur Kopulation zu melden. Es war ein würdiger alter Mann, der das Band schon manchmal geknüpft haben mochte, dem aber die Handlung denn doch nicht gemein geworden war, so daß sie ihn gleichgültig ließ und er sie handwerkmäßig verrichtete. Er richtete ernste, bedeutungsvolle Worte an uns, an mich als Schulmeister, der wissen solle, was ein guter Ehemann sei und welchen Segen eine Ehe bedürfe, und dann auch an Mädeli: wie schwer es sei, eine gute Hausmutter und eine würdige Schulmeistersfrau zu sein, nicht andern zum Ärgernis und zur Last, sondern zum Muster und zum Segen.

„So jung bist du noch, Meitschi," sagte er „hast du auch alles recht überdacht? überdacht, was es heißt, einen Schulmeister

zu heiraten, was du da zu ertragen übernimmst: böse Leute, manchmal einen übellaunigen Mann und meist Not und Mangel; und was du doch schuldig bleibst: deinen Mann zu beglücken, die Leute zu versöhnen, aus deinem Milchkrüglein der Witwe Ölkrüglein zu machen, ein fromm und froh Gesicht in allen Tagen und vor Gott und Menschen und vor dem Mann insbesondere?“

Mädeli antwortete nicht; aber zwei große schwere Tropfen rollten ihm über die Backen und fielen hörbar auf sein galanteriertes Fürtuch. Ich wurde ärgerlich über sein Schweigen, fürchtend, der Pfarrer möchte glauben, es sei ein Stock, und wollte ihm später Vorwürfe darüber machen; aber es sagte, daß ihm gewesen wäre, als ob eine eiserne Hand den Hals ihm zuschnüre. Für all Geld in der Welt hätte es nicht Atem zu einem Worte gefunden. Der Pfarrer muß es besser begriffen haben als ich, denn er sagte: „Nu, nu, Meitschi, ich will dir nicht Angst machen; aber sagen wollte ich dir, was deiner wartet in Bürde und Pflicht. Wohl dir, wenn du es fühlst, und Gott gebe dir Kraft zu bestehen.“ Darauf sagte uns der Pfarrer, es werde bald läuten; ob wir z'weg seien? Da packte Mädeli ein Wartsäckli aus und fing in einer Ecke an, seine Strumpfbändel aufzulösen, und als es einen Strumpf am schönen Beinchen heruntergestrichen hatte, um ihn dann mit einem weißeren zu vertauschen, wies uns der Pfarrer in eine andere Stube, wo die Köchin Herr und Meister schien an den Kuchifürtechen an, die herumlagen auf dem Bett und am Boden, schwarz und klebrig. Dort machte ich zum erstenmal in meinem Leben den Kammerdiener, zog die Kappenschnüre aus dem Tschöpli hervor und half auf die Kappe das Kränzlein festmachen. Das stand Mädeli ganz besonders wohl; es gab ihm etwas vornehmes oder vielmehr nobles und das Köpflein schien sich noch einmal so stolz unter

dem Kränzlein zu heben. Das Köpflein wußte wohl, daß das Kränzlein ein wohlverdientes sei und daß das Kränzlein sich selbsten meine und brüste, einmal auf eines wirklichen Mädchens Kappe zu thronen als zierlicher Jungfernkranz; darum hob das Köpfchen das Kränzchen so hoch und stolz. Ich habe manchmal gedacht, was doch auch so ein Ding, nicht Frau nicht Mädchen, das die Hände nicht mehr über dem Kopf zusammenbringen kann ohne Leibschneiden und seine Schuhe nicht mehr sehen kann vor dem in der Mitte sich antürmenden Vorgebirge, was doch so ein Ding denke, habe ich gedacht, wenn es sich ein Kränzchen aufsteckt, oder bei bereits eingetretenem Unvermögen aufstecken läßt; wenn es so in der Angst, die Hebamme nötig zu haben, ehe der Pfarrer kömmt, in die Kirche pfoselt mit seinen geschwollenen Füßen und wunderlichen Empfindungen aller Art tief unter seinem Kränzchen? Was so eins gedacht habe, habe ich nie vernommen; ich aber habe gedacht, daß so eins wahrhaftig ein schamlos Mensch sein müsse; daß es verdienete, man würde vor ihm her bis zur Kirche Spreuer säen und Spreuersäcke schwenken hinter ihm und vor ihm.

„Vergiß nicht,“ sagte Mädeli, ehe wir das Stübchen verließen, „daß wir während der Kopulation uns fest aneinander drücken müssen, damit der Teufel nicht zwischen uns kommen könne. Der Vater hat es mir noch aus dem Bette nachgerufen, als ich schon unter der Thüre war.“ Ich kannte diesen Glauben wohl und glaubte daran, daß, sobald der Teufel während der Trauung zwischen den zu trauenden eine Lücke sehe, er zwischen einfahre und sie trenne auf immer. Aber daß in diesem Glauben für junge Eheleute bildlich und einfältig aber kräftig die Wahrheit ausgesprochen sei: Haltet fest und unzertrennlich zusammen, laßt nichts zwischen euch hineinkommen, weder einen Freund noch einen Feind, weder ein Glück noch ein Unglück, weder

Leidenschaft noch Gleichgültigkeit, sondern bleibet eins für und für, das begriff ich nicht. Das begreifen noch viele nicht, die trotz allem Zusammendrängen während der Trauung immer etwas zwischen sich und den Gatten zu ziehen haben, Leute zum aufweisen, Leute um klagen zu können, Leute um zu lieben oder zu hassen, unerfüllbare Wünsche, unerträgliche Eigenheiten, giftiges Mißtrauen, oder gar alles vergiftende Eifersucht. In gar mancher ländlichen Sitte, manchem sogenannten Aberglauben ist ein tiefer inniger Sinn; aber man versteht den Sinn nicht mehr, während man noch lange am Gebrauche hängt.

Das Kirchlein war klein, düster das Licht in demselben, trübe die Fenster, in denen einige gemalte Scheiben glühten. In den Bänken waren noch drei hochzeitliche Paare, die des Pfarrers harrten, die Bräute mit frohen Gesichtern, daß sie es endlich so weit gebracht, und andächtigen Händen, die sie auf ihren hochaufgetriebenen Fürtüchern bequemlich und zusammengelegt ruhen ließen.

Endlich kam des Pfarrers ehrwürdige Erscheinung, und in klarem tiefdringendem Basse, würdig und langsam, las er die schöne Liturgie uns vor, welche durch die meisten Traureden nur verwässert wird. Ein feierliches Beben ergriff uns beide, als wir Hand in Hand an den heißen Stein traten, und als die kräftigen Mahnungsworte an uns ergingen: in Freud und Leid, in gesunden und kranken Tagen einander zu helfen und zu raten, in liebreicher Geduld je eines des andern Mängel und Schwachheiten zu ertragen. Es rannen Thränenströme über Mädelis Wangen nieder und mich fing es an zu stechen und zu brennen in den Augen. Unsere Hände legten wir so fest in einander, als ob es die Herzen selbst wären, die ewig nicht mehr auseinander gehen sollten. Aber das Ja, so

freudig es das Herz heraussandte, fand doch den Weg zum Munde nicht, sondern quoll im Halse und ließ sich ersetzen durch einen weit ausgreifenden Scharrfuß. Und als wir beten mußten zu unserm Herrgott um Segen zu unserm Bunde, um Segen im Leben, um Segen im Tode, eines betend für das andere, da versanken wir in die Andacht, die die Worte nicht mehr hört, die mit unaussprechlichen Seufzern uns bei Gott vertrittet.

Das nach einer Pause ausgesprochene Amen weckte uns wieder; wir sprachen es mit von ganzem Gemüte, aus voller Seele, und Amen, Amen klang es in uns fort und fort, bis wir, den andern Paaren nachwandelnd, ins Wirtshaus kamen. Dort nahm zur augenblicklichen Stärkung bis zum Mittagessen jedes was es wollte, wir nach alter Sitte ein gutes Weinwarm. Die jungen Weiber fingen nun an zu reden und zu rühmen und zu hecheln und zu fragen: was jeder ihren Brautstaat gekostet. Die drei Bräutigams frugen nach Karten, um mit einem Rams die Zeit bis zum Essen sich zu verkürzen. Mir ward die Zeit lang ob dem Hören und Sehen, und das beständige Sticheln, da ich nicht mitspielen wollte, trieb mich endlich hinaus. Wie ein Schmied von weitem in einem Dorfe die Schmiede wittert und ein Bäcker die Backstube, und denselben zusteuert, so ging's auch mir. Ich fand das Schulhaus bald und nicht weit davon den Schulmeister. Ein Wort gab das andere, und da wir die Tugend haben, daß es gerne einer besser macht als der andere, so mußte immer der andere, wenn einer erzählt hatte, wie er etwas mache, sagen: „U-n-i mache's so, u-n-es chunnt mr dä Weg gar guet, u-n-i weiß nit, wi's mr dr anger Weg chäm." Über diesem verging eine lange Zeit; ich verklapperte mich ordentlich, und als ich wieder gegen das Wirtshaus kam, sah ich mein Weibchen ängstlich um

dasselbe trippeln und in alle Ecken gucken. Das arme Kind hatte fast geweint, als die andern zu Tische saßen und ich nicht da war. Alleine sich hinsetzen durfte es nicht. Es suchte mich daher, fand mich nicht und war in der peinlichsten Angst, nicht begreifend, ob ich verunglückt, gestohlen worden, oder davon gelaufen sei. So einem stündigen Weibchen muß es seelenangst werden, wenn es auf einmal den Mann nicht mehr finden kann, man denke sich! Wie es sich freute, als es mich wohlbehalten die Straße auf kommen sah! Wie es doch so freundlich mir an den Arm sich hing und gar nicht mit mir branzte! Manch ander Weibchen hätte trotz der Freude Wetterwolken übers Gesicht gezogen und aufbegehrt nach Noten über mein Fortlaufen, oder hätte vielleicht den ganzen Tag mit mir gekupet, so daß es ausgesehen hätte, als wäre es gerade deswegen böse, daß ich wohlbehalten wieder gekommen. Es gibt Gemüter, die allen Dingen die böse Seite abgewinnen; es gibt Gemüter, die allen Dingen die gute Seite abgewinnen. Die erstern finden Stoff zu Klagen in jeder Freude, die andern Stoff zur Freude in jedem Jammer; die einen schütten Galle in jeden Hunghafen, die andern Balsam in jede Wunde; die einen nehmen jeden Zufall übel, die andern verzeihen jedes Wehthun; die einen sind gar unglückliche Gemüter, nassen Jahren vergleichbar, wo nichts wachsen will, während es noch um so lieber hagelt; die andern sind Gemüter wie Maiennächte, wo alles auferstehen möchte, alles grünt und duftet. Mädeli hatte der letztern Gemüter eins, und mit keinem sauren Blick versalzte es mir die Suppe, mit keinem bösen Worte verpfefferte es mir den Tag.

Nach Wirtshausweise trug man etwas langsam auf, damit wir nach Landessitte Zeit hätten das Essen so recht z'weg zu legen, daß es sich setzen konnte und Platz für immer neues

wurde. Das dauerte aber den drei Kumpanen zu lange; sie schoben das Tischtuch zurück und fingen wieder an zu spielen, obgleich ihre Weiber dagegen redeten und meinten, sie sollten doch zuerst genug essen. Sie hörten nicht darauf; sie sahen ihre Weiber nicht an, schenkten ihnen nicht ein. Sie spielten noch fort, als Mädeli und ich fortgingen. Sie spielten den ganzen Nachmittag fort. Sie achteten nicht darauf, wie einer nach dem andern von seinem Weibe gezupft und ans Heimgehen gemahnt wurde. Sie spielten den ganzen Abend fort, sahen die Schatten nicht länger werden, die Sonne nicht zu Bette gehen, achteten das Schelten ihrer Weiber nicht. Sie spielten in die Nacht hinein mit immer wütenderem Eifer, sahen den Zeiger der Uhr nicht der Mitternacht zueilen, hörten das Heulen ihrer Weiber nicht, die nun zum erstenmal am heutigen Tag so recht ergriffen waren, aber nicht von Ernst und Andacht, sondern von Wut und Elend.

Sie hörten nicht Mitternacht schlagen; aber nach Mitternacht schlugen sie einander selbst, wütend durch Wein und Verlust, und schlugen sich fürcherlich; und die Weiber heulten gräßlich dazwischen und wollten ihre Männer aus einander reißen und erhielten selbst Schläge, und eins flog hier aus, das andere dort aus. Und endlich that der Wirt seine Schuldigkeit und jagte das Gesindel zur Stube aus. Und als sie sich draußen noch saltsam geprügelt und geschimpft hatten, zog ein Paar hier aus, das andere dort aus, zerrissen, zerschlagen, fluchend und heulend. So zogen sie hinein in die Ehe. Wie mag die Ehe geworden, welche Ahnungen mögen in den Herzen der unglückseligen Weiber sich heraufgewälzt haben in jener Nacht? Aber diese Nacht war nichts als eine Vergelterin mancher frühern. Statt golden und freudevoll war sie blutig und jammervoll, war die Vorhölle zur kommenden Hölle.

Wir aber, Mädeli und ich, zogen schon früh nachmittags von der wüsten Gesellschaft weg. Wir hatten den Vater bestellt in ein Wirtshaus auf dem Wege, um ihm auch einen fröhlichen halben Tag zu machen. Wir wanderten gar fröhlichen Schrittes mit einander, mein neu Weibchen und ich. Das Gefühl, einander zu besitzen, that uns gar unbeschreiblich wohl, und machte so reizend mein Weibchen, so sinnig und wieder so schalkhaft und wieder so weich, daß ich es die ganze Zeit am Herzen hätte tragen mögen. Wir fanden den Vater schon vor und gar glücklich. Einigen Anwesenden erzählte er von seinen Wanderjahren hinter Murten und all den Wundern an Land und Leuten, die dort zu schauen seien. Und sie hörten ihm andächtig zu, was ihm selten mehr begegnete.

Von da brachen wir erst in der Dämmerung auf, um nicht tags heim zu kommen. Redselig war der Vater und merkte nicht, daß wir stumm neben ihm hergingen. Wir hatten Hand in Hand gelegt und zu denken genug, und je nachdem die Gedanken flogen, drückten die Hände fester sich.

So kamen wir heim, und mit einer Art von Ehrfurcht führte ich mein Weibchen über meine Schwelle, und mit bebender Hand schob ich den Riegel an der Thüre, und vor dieser Thüre bleibst du nun, mein lieber Leser.

Zehntes Kapitel.

Der Maienmorgen des Lebens.

Mancher hätte dieses Kapitel vielleicht die Flitterwochen geheißen; aber ich hasse das Wort, so passend es bei mancher

Ehe sein mag. Wo man sich mit allerlei Flitter geschmückt hat, teils um zu gefallen, teils um Mängel zu verbergen; wo man sich künstlich übertüncht hat aus Instinkt oder Berechnung; wo man alles Gute an sich prunkend ausgehängt, das Böse nicht bekämpft, sondern nur verborgen hat, da paßt das Wort. All diesen künstlichen unhaltbaren Flitter nimmt man noch mit in die Ehe hinein, wie den Hochzeitmaien; aber wie der verwelket, eine Blume nach der andern sich entblättert, so zerstiebt dieser Flitter; einer nach dem andern flattert in alle Winde; die Tünche fällt ab, die nackte Wahrheit trittet alle Tage greller ans Licht. Man merkt es nur nach und nach, daß es anders wird, bis endlich ein versagter Wunsch, ein hartes Wort, eine hervortretende Gemeinheit oder Bösartigkeit die Enttäuschung aufdringt. Dieser Wochen sind selten viele. Ein starker Reif beendet sie; dann folgt gewöhnlich Regenwetter oder starker Wind, beides oft sehr anhaltend, ja manchmal durch die ganze Ehe.

Besonders geschieht dieses, wo keines mit dem Wunsche, das andere zu beglücken, in die Ehe tritt, sondern mit dem Wunsche, durch das andere glücklich zu werden, jedes sein Glück und nicht das des andern im Auge hat und zu diesem Ende die Meisterschaft sucht, um alles Wasser auf seine Mühle zu leiten; wo beide diese Wünsche und dieses Streben verborgen haben klüglich und nun nach und nach es hervortreten lassen. Der Stoff zu solch unseligem Kampfe wird nur zu gerne durch ältere Leute in jungendliche Herzen gelegt. Wenn z. B. die Mutter die Tochter mahnt: nie nachzugeben, auch wenn sie Unrecht hätte; und der Vater den Sohn oder Schwiegersohn ebenfalls mahnt: von frühe an Meister sein zu wollen und der Frau den Daumen aufs Auge zu halten; oder wenn zur Ehe ein Teil beredet wird durch Vorspiegelung eines sinnlich behag-

lichen Lebens: da ist etwas Fluchwürdiges geschehen, es ist eine Ehe vergiftet worden. Da findet man Flitterwochen, und von ihrem Flitter bald keine Spur mehr.

Den Maienmorgen des Lebens nenne ich in einer rechten Ehe ihr erstes Jahr. Da knospet und blüht auf, was später seine Früchte bringen soll. Wie jeder Maienmorgen neu erfreut und neues bringt, so trittet beim echten Manne und dem echten Weibe alle Tage neue Liebeswürdigkeit hervor und es entfalten sich Keime süßer Früchte in ihnen, die sie früher selbst nicht geahnet; denn die Echtheit des Mannes und des Weibes, der wahre bleibende Wert, bewährt sich im Hause und nicht außer demselben, alle Tage und nicht nur des Sonntags. Der Maien ist der Hauptmonat des Jahres; nicht nur kann er der schönste sein, sondern von seinem Verlauf hängt der Reichtum des Jahres, die Ernte des Sommers, die Fülle des Herbstes ab. Kühle Tage schaden nichts; aber Reife zerstören Blüten und Pflanzen. Auch in der besten Ehe gibt es kühle Tage, wo verdrießliches das Gemüt erkältet. Wo man diese Kälte im Herzen nährt und mehrt und sie dem warm und liebend entgegenkommenden Herzen des andern schneidend entgegentreten läßt, da wird auch ihm die Wärme der Liebe entzogen; es entsteht der Reif, und Pflanzen und Blüten der Liebe sterben, wie wenn die erkältete Luft der Erde Wärme entzieht, daß an ihrem erkälteten Busen ihre Frühlingskinder erfrieren. Darum ist so thorrecht das sogenannte Zanken der Liebe, das man notwendig meint. Es sind Gewitter im Frühjahr; sie schaden vielleicht nicht sogleich; allein sie sind's, die die Wärme verzehren und so den Reif erzeugen. Im Sommer, wo die Wärme festen Fuß gefaßt, da vermögen sie das nicht mehr.

Darum nenne, wer sich wahren Wertes und wahrer Liebe bewußt ist, wer im andern nicht blos das erste Haustier sieht,

der Ehe Anfang ihren Maienmorgen, und nicht Flitterwochen. Namen thun mehr zur Sache als man glaubt.

Bang und verlegen mag für manches Weib, das keine Hausfrau ist, am ersten Morgen das Erwachen und Aufstehen in ihrem Hause sein. Was soll sie da anfangen? Sie weiß es nicht; sie weiß nicht was anrühren und wie, und nicht wornach fragen, und in gar bittere Verlegenheit käme manche, wenn sie der Magd befehlen sollte, was sie für den Mittag zu bereiten hätte. Und in welche wohl, wenn sie es erst selbst machen sollte, sie, die nicht einmal weiß, wie das Rindfleisch aussieht, und ob man zu einem Kalbsbratis Schaffleisch nimmt und für eine Erdäpfelröste Birenschnitz? Um einem Weibe diese Verlegenheit zu ersparen, oder sie doch wenigstens zu verlängern (die Leute schieben selbst das unvermeidliche gerne auf die lange Bank), führt man diese Weiber auf Reisen. Und da ein Bräutigam nicht immer weiß, von welcher Sorte sein Weib ist, ob eine Hausfrau oder keine, so fängt man an, alle Weiber auf Reisen zu führen, vierspännig, auf Bernerwägelein und nun bereits auch auf ihren zehen Zehen.

Abgesehen davon, daß auf solchen Reisen meist schlecht Wetter ist, daß auf Reisen gar manche Laune unnötig ans Tageslicht kömmt, gar manche Ermüdung langweilig macht, gar selten innerer Gehalt genug da ist, um Tage oder Wochen lang ohne gewohnte Beschäftigung kurzweilig zu bleiben; abgesehen davon, daß bei der Rückkehr eine Abspannung herrscht, welche das eigene Haus und das Zusammenwohnen unendlich öde und leer erscheinen und gerne eine äußerst unglückliche Stimmung gegen das eigene Haus und das Wohnen darin zurückläßt; abgesehen von diesem allem entbehrt man unendlich viel, wenn man das Walten einer sinnigen und liebenden Hausfrau am ersten Morgen und an den ersten Tagen in seinem Hause nicht

sieht, nicht mit ihr die Haussorgen teilt, mit ihr an seinem Tische und von ihren Speisen ißt.

Wie fröhlich waltete Mädeli und suchte seine besten Künste hervor, um mich zu befriedigen! feuerte mit dem wenigst möglichen Holz, ordnete in der Küche und kehrte mit schalkhaften Blicken aus mancher vergessenen Ecke hervor! Dann musterte es mein Eigentum, untersuchte die Hemder und das übrige Zeug, wollte wissen, wo ich die Plätzen hätte; denn meine Sachen mangelten das Plätzen gar sehr, und es wolle das fortan selbst machen. Geld sollten wir keines mehr brauchen für solche Dinge. Zwischendrein bekam ich ein Müntschi, und als wir alles durchgekramt, die gestrigen Kleider ausgebürstet und weggehängt hatten, trugen wir unsere Barschaft zusammen. Mädeli war ganz erstant, als es bei mir 7 Kronen bares Geld vorfand, aller der Ausgaben ungeachtet. Verschämt suchte es seinen Schatz hervor, den es mir einkehrte. Er bestund aus sechs ganzen und einem halben Batzen. Die Thränen, die ihm dabei in die Augen traten, küßte ich weg, und mein süßes Mädeli war mir mit 6½ Batzen viel lieber, als ein Galläpfel hunderttausend Pfund schwer. Es läutete Mittag, wir wußten nicht, wohin die Zeit war. Mädeli hatte viel gethan, ich nur getändelt und mich erlabet am Zusehen.

Nachmittags zügelte Mädeli, und wir suchten dem Vater Platz zu machen zum Schlafen im Gaden, zum Arbeiten in der Stube, wo bereits mein Webstuhl, mein Bett und unser Tisch war; aber wir fanden für alles Platz.

So verfloß der erste Tag, und einen glücklichern hatte ich nicht gehabt. So verflossen noch viele Tage, wahre Maientage voll neuer Freuden und neuer Lust. Mädeli pflanzte nun auch draußen gar emsig und wollte alles alleine machen, damit ich am Webstuhl verdienen könne und es vorwärts gehe mit uns.

Mädeli glaubte in der Woche nicht mehr zu brauchen zu Haushaltungskosten für uns drei, als zwei Franken, da wir ja Holz und Kartoffeln besaßen: alle Tage für einen Batzen Milch, einen Batzen Brot, für 2 Batzen Kaffee in der Woche, und das übrige für Mehl, Anken und Salz; also für Mehl, Anken und Salz nur 4 Batzen in der Woche, und doch brachte das schon 104 L. im Jahr. Freilich meinte mein Weibchen, es müsse noch manches angeschafft werden, nicht zur Hoffahrt, sondern zur Notdurft; meine Hemder besonders, die sehen aus wie ein Hühnergatter; aber wenn es brav spinne und brav pflanze, so möge das auch viel bringen. Aber daß mein Weibchen so alleine pflanze, wollte mir nicht behagen. Daß es am Morgen gegen sieben fortgehen, und mittags von halb ein bis sechs Uhr fortbleiben sollte, kam mir gar zu lang vor. Mein Weberschifflein wollte nicht laufen; ich mußte alle Augenblicke nach der Turmuhr sehen, ob der halbe Tag nicht vorbei sei? Mein Weibchen mußte mit mir kapitulieren und mich mitnehmen auf die Pflanzplätze; denn ich bewies klar und bündig, daß zwei zusammen mehr als doppelt so viel arbeiteten als eins alleine. Mädeli mußte mich gewähren lassen, und so verschwanden die Tage wie Minuten. Über unserm Arbeiten wurden wir recht reich. Wir rechneten alle Tage Ausgaben gegen Einnahmen ab und fanden der erstern immer weniger, der letztern immer mehr. Wir hatten unerwartet manches Geschenk bekommen, und manche Hand hatte sich für uns aufgethan, die wir verschlossen wähnten.

Unsere Pflanzungen stunden ganz prächtig, so daß wir aus Flachs und Hanf für das aus, was Mädeli zu spinnen glaubte, noch ein ordentliches zu verkaufen hofften. Jungen Eheleuten, und besonders einer jungen, saubern, emsigen Frau scheint unter ihren Händen alles doppelt zu gedeihen. Es ist,

als wenn die freundlichen verschollenen Erdmännchen eine besondere Lust an ihrem Treiben hätten, ihre Arbeiten pflegten und hüteten, nachts den Tau ihnen zutrügen, tags die Sonnenstrahlen ihnen milderten. Es ist übrigens merkwürdig, daß jungen Leuten das Pflanzen besser gedeiht als alten, daß namentlich Zweier behaupten wollen, mit zunehmendem Alter verderben ihnen immer mehr Schosse an den gezweiten Bäumen, bis ihnen zuletzt gar keines mehr wachse. Hat das wohl nicht der Schöpfer besonders geordnet, um die in der Natur lebenden Menschen durch eine handgreifliche Lehre aufmerksam zu machen auf den Wert der jungen vollkräftigen Jahre, die so gerne verschwendet oder verträumt oder ganz verschlafen werden?

Eines Sonntags waren wir nach der Predigt bei unserem Flachs vorbeigegangen und fanden ihn so schön, daß wir noch einige Pfund in unsere Rechnung bringen zu dürfen glaubten. Ganz fröhlich gingen wir heim und ich überschlug insgeheim, ob ich nicht diesen Abend mein Weibchen einmal ins Wirtshaus führen oder wenigstens eine Halbe Wein holen lassen dürfe. Da saß vor dem Hause neben dem Vater, der heute die Köchin machte, ein Mann, der mir sehr bekannt vorkam. O Himmel! Es fiel mir wie Berge aufs Herz. Es war der Mann, dem ich meine Orgel schuldete. Von dieser Schuld hatte ich meinem Weibchen nichts gesagt, in meinem Glück sie so viel als vergessen und, wenn sie mir schon einfiel, schnell wieder aus dem Sinn geschlagen, nie den Augenblick gefunden, sie zu bekennen. Nun kam die Eröffnung unerwartet, unvorbereitet, und durch alle schönen Träume meines lieben Weibes ein fünfzig Kronen breiter Strich.

Ich konnte Mädeli nicht antworten auf seine Frage: wer der Mann sei? Der Hals war mir zugeschnürt, wie mit einem Wellenseil.

Der Mann war gar nicht versteckt; meinem Schwiegervater hatte er bereits die ganze Geschichte erzählt und fing sogleich damit an, zu sagen: er habe nun wieder lange gewartet und hoffe, daß ich ihn einmal werde bezahlen können. Mädeli erblaßte, sah mich mit bebenden Augen an, in der Hoffnung, daß diese Rede an die unrechte Person gerichtet sei, vielleicht dem vorigen Schulmeister gelte. Als ich aber nicht verneinte, als ich mich entschuldigte mit ängstlichem Gesichte und schlotternder Zunge, da ging Mädeli hinein ins Haus, und drinnen hörte ich es weinen. Ich hatte keine Ruhe mehr bei dem Manne; ich mußte hinein, den Riß ins Herz zu heilen, zu verbinden. Ich umfaßte das weinende Weibchen, das sich an die Stubenthüre gelehnt hatte und den Kopf in die Arme verborgen. Als ich auf mein: „Plär doch nit, plär doch nit“ keine Antwort bekam, zog ich den Kopf ihm zurück, küßte die Augen und bat gar dringend und innig: es solle doch nicht so thun; die Sache sei nicht halb so bös; ich sei das Geld für keine schlechte Sache schuldig, sondern für die Orgel, und hätte sonst gar keine andere Schulden mehr als diese.

Wenn Weiber über geheime Schulden ihrer Männer kommen, so klemmt gleich eine doppelte Angst ihr Herz ein und preßt ihm Jammer aus. Sie fürchten erstlich, die geheimen Schulden kommen von geheimen Sünden, und zweitens, daß, was sie vernommen, noch bei weitem nicht alles sei, sondern immer mehr zum Vorschein kommen werde. Mädeli hatte ein gläubig Herz von Natur und den Glauben an mich nicht verloren. Als die doppelte Angst ihm genommen war, erhielt es die Sprache wieder, that die Augen auf und jammerte mir zu: „Aber um Gottswillen, warum seyst mr das o nit; warum lascht mi so Freud ha am Fürhuse u am Rechne, wie viel mr z'sämebringe? Das isch nit recht vo dir; das duuret mi so schröcklich,

daß mr selligs verheimscht.“ Ich entschuldigte mich, daß ich es immer hätte sagen wollen, aber es doch nicht über die Zunge gebracht und geglaubt, es vernehme das noch immer früh genug. „Aber hesch de o nit meh Zuetraue zue mr? I säge dr doch alles u du seyst mr nüt!“ und das pumpte neue Thränenströme ihm übers Gesicht. Ich bat ab, versprach es nicht mehr zu thun, bat nur, daß es sich zufrieden geben möge; ich wolle mir das nötigste am Munde abbrechen und arbeiten Tag und Nacht, bis alles bezahlt sei, oder die Orgel wieder verkaufen, wenn es wolle. Da faßte sich mein Weibchen. Es hatte so viel Freude gehabt an derselben, wenn wir manchmal des Abends vor dem Schlafengehen noch ein Lied dazu gesungen hatten; daß ich sie verkaufen wollte ihm zu lieb, das freute es. „Nei Peter,“ sagte es, „gang jetz zu dem Ma use; was wird er denke! Mach mit ihm so gut du kannst; mr wei luege, wie mr's mache.“ Beide Männer draußen machten ebenfalls flämmsche Gesichter, mein Schwiegervater über meine Schulden, mein Gläubiger über mein Unvermögen, zu bezahlen. Er drohte gar sehr mit Übergeben und Betreiben, warf mit anzüglichen Worten um sich, daß von Schulmeistern nichts zu erhalten sei, daß man alle publizieren sollte. Endlich ließ er mit sich reden, fing an zu hören auf Vorschläge, abschlagsweise etwas zu nehmen, so wie ich ihm ja schon mehrere Male gegeben hätte, sagte ich.

Er besinne sich an nichts als an die Zinse, sagte er.

Da rief uns Mädeli zum Essen herein. Wir hatten kein Fleisch auf dem Tische. Ich, ein Schulmeister, lebte sechsmal schlechter als Diebe, Mörder, Betrüger im Schellenhause, die in der Woche zweimal Fleisch haben, während wir nur den dritten Sonntag höchstens welches vermochten, und dann 2 Pfund höchstens für uns drei, und zu den 2 Pfund gab der

Metzger uns noch Ungentes, Beine oder Leber, und doch waren wir gesund und klagten eben nicht besonders. Auch hatten wir weder Wein noch Schnaps, welche, wie böse Leute sagen wollen, ebenfalls dort ausgeteilt werden. Ach Gott, hätte doch die Regierung einmal durch genialische Ärzte, die sich an Hähneli und Hammen so gewöhnt, daß sie meinten, sie gehörten zum Leben, oder durch einen Regierungsrat, der sich alle Tage seinen Lafitte oder Château-Margaux oder Rheinwein zu Gemüte führt, unsern Zustand untersuchen lassen, die würden sicher ein Zettermordiogeschrei erhoben haben über unser Elend, daß die Berge erzittert und sogar steinerne Herzen erschüttert und uns von Staat aus eine Kost verordnet worden wäre, die keine Schulmeisterin hätte zu kochen wissen und aparti Köche im Lande hätten herumreisen müssen, um das Kochen derselben zu lehren, eigene Schulköche, womit man dann füglich auch Dorfkochschulen hätte verbinden können, die von ungeheurem Nutzen für das ganze Land gewesen wären, besonders wenn der Staat den Stoff dazu geliefert hätte, was sich natürlich von selbst verstünde!

Wir hatten auf dem Tische nach einer Suppe Äpfelschnitze und Erdäpfelbitzli, und hätten sicher sehr wohl daran gelebt, wäre nicht der fatale Mann da gewesen, der uns das Essen versalzte und mich in beständiger Angst erhielt, er möchte aus Dummheit oder Bosheit noch allerlei erzählen von der Schnabelweid her, das wohl Mädeli, aber der Alte nicht wußte, oder er möchte so schlauseinsollende Andeutungen machen, daß mein Weibchen auf den Verdacht kommen müßte, es sei noch viel mehr geschehen, als ich bekannt hätte. Dies Wetter ging aber glücklich vorüber; denn der Mann hatte genug zu brichten vom neuen Schulmeister, der gar ein Hochmütiger sei und dessen Frau eine Hoffahrtsnärrin, die zu aller Arbeit zu vor=

nehm und zu faul sei. Sie möge nicht einmal selbsten eine Wasch halten. Sie habe mir nichts dir nichts ihr Zeug den Bäurinnen zum waschen gesandt, und als keine mehr ihre Baucherin sein wollen, es eingepackt, um dasselbe nach Bern zu schicken und dort waschen zu lassen. Das habe aber doch der Mann nicht gewollt, sondern selbst eine Wasche angestellt und selbst bauchen müssen, während seine Frau im Nest gelegen. Ja die Leute sagten viel und dick: wenn sie nur den alten wieder haben könnten; dem hätten sie es doch schier zu ruch gemacht; er wär daneben doch so-n-e styfe u-n-e freyne gsi. Solche Reden sind Ohrenbalsam für Vorfahrer, und wenn ein Vorfahrer Leute aus seinem früheren Aufenthalt sieht, und er spricht sie an, so poppelt ihm das Herz, in der Hoffnung, zu hören, es gehe unter seinem Nachfahr nicht gut, und was der frühere gemacht, lasse der wieder zerfallen; wenn er aber unverhofft des Nachfahrs Lob hört, so führt er mit dem Lobenden nicht lange Gespräche. „Adie," sagte er, „i mueß gah, und lange geht es, bis er den Kyb verworgen kann." So ist die menschliche Natur.

Da wir keinen Dessert hatten, als schwarzes Brot, von dem jedes zuletzt ein Stückchen abschnitt, und auch keinen schwarzen Kaffee, so war bald abgegessen, und nachdem Löffel und Gabeln am Tischtuch abgewischt waren, statt des Waschens, nahm die Unterhandlung wieder ihren Gang. Ich sagte, 50 Kronen sei ich noch schuldig, das bringe 2 Kronen Zins, und was wir am Kapital zusammenbringen könnten, wollten wir sehen. Er aber behauptete, seine Forderung belaufe sich noch auf 60 Kronen, und diese werde ich ihm doch nicht ableugnen wollen. Ich bat ihn, doch nachzudenken, daß ich ihm dort und dort Geld gegeben, so und so viel, und daß nun das alles so und so viel bringe. Er aber wollte von dem einen nichts wissen;

von dem andern behauptete er, ich hätte es ihm als Schadloshaltung (Stündigungsgeld) gegeben, weil er anderwärts Geld suchen müssen, da ich ihm keines hätte geben können. Der Vater sagte, ich solle doch die Quittanzen hervorsuchen, da werde es sich schon finden. Der andere rief: „Ja reych se nume, da wird es si finde.“ Allein ich hatte gar keine Quittungen und mußte es bekennen. „Gell, da gseht me nu, was du für eine bisch, so mr mis Geld ga abz'laugne,“ sagte er. Ich machte ihm bemerklich, daß ich ihm doch bereits auch einige Zinse bezahlt hätte und ja auch für diese keine Quittung gefordert, weil ich geglaubt, mit einem rechtlichen Manne zu thun zu haben. Er meinte, Zinse und Abschlagszahlungen seien verschiedene Dinge, und so gab ein Wort das andere, daß wir uns bei den Köpfen genommen hätten, wenn nicht die beiden andern dazwischen getreten wären. Endlich nach langem Märten und nachdem er mir die anzüglichsten Dinge gesagt hatte über meine Ehrlichkeit, stellten wir die Schuld auf 56 Kronen fest, und der Vater ging um Stempel zu holen. Wer am meisten Unrecht hat, begehrt am meisten auf; mit der Unverschämtheit imponiert er, bringt die andern zum Schweigen, und der große Hause sagt: Dä mueß bim Dolder Recht ha; er dörft süsch nit so ufbegehre.

Unterdessen suchten Mädeli und ich unsere Barschaft zusammen und fanden 8 Kronen 5 Batzen; 2 Kronen 6 Batzen gaben wir als Zins, und um die andern 6 Kronen auszumachen, um gerade Rechnung zu haben, fehlte uns noch 1 Batzen, den legte der Vater noch zu, und nun hatten wir keinen Kreuzer mehr im Hause. Und als der Schlingel alles hatte, forderte er noch ein billiges für seinen Gang, mußte aber mit des Kaisers Recht vorlieb nehmen; denn wo nichts mehr ist, kriegt dieser auch nichts mehr. Endlich war der böse Geist aus dem

Hause; aber ein solcher läßt immer etwas zurück, entweder Gestank oder wenigstens seinen Schatten. Dieser Schatten lag trübe und schwer auf meines Weibchens Gesicht, hing wie Blei sich an seine Füße und steckte ihm im Halse, daß die Stimme ganz verdrückt und weinerlich klang. Mir lag es in allen Gliedern und besonders auf Kopf und Augen; ich konnte beide fast nicht aufheben. Ich war in der Stube und hatte den Kopf auf den Tisch gelegt. Mädeli saß betrübt draußen auf einem Bänklein, mochte alle die vergeblichen Rechnungen noch einmal durchrechnen und vielleicht an einer neuen machen. Es war ein kühler Nachmittag, aber einer von denen, wo bei einigen Sonnenblicken es heiß wird, es ein Gewitter gibt, weil es geregnet hatte vorher, und dann unfehlbar einen Reif. Endlich hielt ich es nicht mehr aus und suchte Mädeli auf, setzte mich neben ihns, nahm seine Hand und fragte: „Traueli, zürnst mr?" Zu weinen fing es wieder an, aber nicht zu zürnen, sondern nur zu klagen. Daß es sich so umsonst gefreut hätte, daß ich ihm nicht die Sache zur rechten Zeit gesagt, daß ich ihm so viel gekramet und so gut gewesen, statt das Geld für die Schuld zu brauchen; daß wir nun keinen Kreuzer hätten und noch 50 Kronen zu zahlen, darüber verlor es kein Wort. Meine Bitten wies es nicht kalt, nicht schroff zurück, ließ keine selbstsüchtige Klage hören und ward bald wieder mein liebes, gutes, vertrauend Mädeli, dem wohl noch das Auge feucht schimmerte, wie der Boden nach einem Regen, über dessen Stirne sich aber wieder wölbte der Regenbogen der Liebe, glatt und schön. Es hatte kein Gewitter gegeben, darum gab es auch keine Kälte, darum keinen Reif.

Diese Versöhnlichkeit ist's, was die Liebe bewahrt und alle ihre zarten Blüten.

Diese Versöhnlichkeit entsteht aber nicht aus der zudringlichen, sondern aus der innigen wahren Liebe, die siebenzig siebenmal vergibt und nie die Sonne untergehen läßt über ihrem Zürnen und die am Ende gar nicht mehr zürnen kann. Diese Liebe ist aber auch die, die alles überwindet und hundertfältige Früchte trägt.

Es saßen einmal drei Sausbrüder beisammen in tiefer Nacht und hudelten auf gewohnte Weise. Da sprachen zwei von ihnen: „Was werden unsere Weiber sagen, wann wir heim kommen? Das wird etwas absetzen, und bis wir sie abschlagen, werden sie nicht schweigen.“ Und der dritte sagte: „Und meine wird gar nichts sagen und wird mir dienen und aufwarten wie ich will.“ Das wollten die andern nicht glauben, und er sprach: „Kommt und seht!“ Und sie gingen hin und der Mann schlug mit der Faust ein Fenster ein, um bequemer der Frau rufen zu können, daß sie aufthue. Sie that auf mit freundlichem Gruß und erhielt den barschen Befehl, auf der Stelle zu kücheln. Mit freundlichem Bejahen ging sie ans Werk und stellte bald eine Platte Küchli vor die drei Männer. Der Mann nahm zum Dank die Frau, führte sie auf den Abtritt und schloß sie dort ein und das Weib gab kein böses Wort. Da stunden die beiden andern Männer ergriffen auf und sagten, das sei kein Weib, sondern ein Engel, sie aber seien Teufel, diese himmlische Geduld also zu versuchen; schämen, tief in den Boden hinein, müßten sie sich. Ob solchem Thun sollten weder Sterne noch Sonne sie mehr erblicken. Und ergriffen wurde auch der erhärtete Mann ob dieser Anerkennung seines getreuen Weibes; er bat ihm ab seine Unthat, erklärte durch diese Liebe sich überwältigt, sie auch verdienen zu wollen und er hielt Wort. Die beiden andern wurden mit dem dritten ein Kleeblatt braver Männer. Sie wurden es nicht durch

keifende Weiber, sondern durch eine versöhnliche Frau, inniger Liebe voll. Solche Liebe aber wird selten gefunden in Israel; darum versuche einer nicht mutwillig, ob die Liebe, die er gefunden, eine solche sei. Junge Liebe besonders ist gar gerne empfindlich und reizbar; sie ist noch nicht im Wettersturm und Sonnenhitze fest und kompakt geworden. Darum mache ja kein Mann in seiner ledigen Zeit auf eine solche Liebe hin Schulden; solche Schulden werden schwer vergeben. Die Entbehrung, welche ihre Bezahlung fordert, muß nun das Weib teilen, während es von dem, was die Schulden erzeugte, nichts hatte; ja diese Entbehrungen fallen ihm oft alleine auf; in der Haushaltung muß das Nötigste entbehrt werden. Hat man bei ledigem Leibe Schulden gemacht, wie schwer wird es dann, ihrer los zu werden, wenn die Ausgaben durch eine vergrößerte Haushaltung alle Tage sich mehren! Und seien die Schulden noch so gering, sie sind immer ein Berg, den man vor sich hat, der einem den Atem benimmt, und des Weibes Herz wird nicht leicht, oder es sei dann ein gar leichtsinniges, bis sie abgetragen sind. Dieses Abtragen bringt einen aber furchtbarlich in Hinderlig und nimmt der Frau fast die Freude am Haushalten. Man kann das Nötige nicht anschaffen, man hat keinen Sparpfennig für Unvorhergesehenes, keinen Kreuzer, um zu rechter Zeit etwas zu kaufen: man ist beständig auf dem Trocknen, gerät am Ende in immer größere Entblößung; das Gemüt wird immer saurer, und wenn am Ende auch die anfänglichen Schulden bezahlt sein sollten, so hat man vielleicht neue gemacht, oder muß neue machen, um zu dem Notwendigsten zu kommen. Da hält es selten ein Weib liebend, froh, geduldig, vergebend aus.

Vor solchen Schulden hüte sich also jeder und besonders ein Schulmeister. Wenn einer ledig ist, so kann er es sehr

füglich machen, wenn er nicht Erziehungskosten hat. Läßt er nur das Händelen sein, streckt sich nach der Decke, gibt nicht jedem Gelüsten nach, so kann er mehr verdienen, als er braucht. Und hat einer notwendige oder mutwillige Schulden gemacht, so nehme er sie nicht in die Ehe hinein. An solchen Schulden tragen zwei viermal schwerer als eins alleine und sie sind zehnmal schwerer zu tilgen. Und kann er es nicht anders machen, muß er sie in die Ehe nehmen, so sage er es vorher, wie die Sachen stehen, und sehe, was seine Braut dazu für ein Gesicht macht. Macht eine Braut ein mißvergnügt Gesicht, nun, so läßt sich das Ding ändern; trägt aber einmal eine Frau ein solches im Hause herum zu Tisch und zu Bett, dann muß man es halt haben. Und solch mißvergnügte Weibsgesichter, auf welchen alle möglichen Leiden, Elender und Jammereien ausgedrückt sind, sind ein gräßlich Elend. Sie mahnen mich an Meerrettig, den man schabt. Man darf ihm die Augen gar nicht zukehren, sonst laufen sie einem ganz miserabel über. Solche Gesichter machen freilich einige Weiber, auch wenn die Männer keine Schulden haben. Aber wenn sie wüßten, wie solche mißvergnügte Gesichter (oft nur darüber gemacht, nicht weil eine Floh sie gebissen, sondern daß es vornen und nicht hinten geschehen) ihnen übel stehen; wie sie die Hebi (oder wie andere sagen der Hebel) sind, die alles versäuert, das Haus und das Herz, die Liebe und das Glück; wie ein solch Gesicht für die Wohlfahrt ist, was ein ungewaschen Geschirr für die Milch im Sommer, wo alles versauret im Umsehen — wahrhaftig, die Weiber würden mehr auf ihre Gesichter achten, d. h. ob sie vergnügt oder mißvergnügt seien.

Es verlasse sich ja keiner darauf, er kriege auch ein Mädeli, oder es lasse sich jedes Weib zu einem Mädeli dressieren oder traktieren; das erstere wird selten geschehen, denn die Mädeli

sind selten, das letztere noch seltener. Und wenn einer auch ein Mädeli gewinnt in der Lebens-Lotterie, so wird es gerade am tiefsten schmerzen, wenn eure Unbesonnenheiten sein Leben verkümmern, wenn es an sich ersparen muß, an sich, was ihr verthan für euch; je weniger es euch seine Entbehrungen fühlen läßt, je geduldiger, je liebevoller es trägt, desto schwerer soll es euch beugen, wenn ihr nämlich nicht Klötze seid, in Selbstsucht versteinert.

Ich war kein Klotz; darum ging es mir gar tief zu Herzen, daß jetzt mein Weibchen um meinetwillen schmalbarten solle. Es war wieder freundlich und womöglich noch inniger als sonst; aber eben das that mir um so mehr weh. Ich fing an weniger zu essen, aß kein Brot mehr nach dem Essen und arbeitete viel emsiger als sonst.

Am ersten Tage achtete mein Weibchen nicht darauf; am zweiten frug es mich, warum ich doch nicht Brot nehme. Ich schützte vor, viel gegessen zu haben, nicht mehr zu mögen. Gar ängstlich ward es, es sei mir nicht wohl, trat zu mir heran. streichelte mich mit seinen braunen Händchen, bat mich: ich sollte ga ligge, diesen Nachmittag nicht arbeiten, es wolle mir Thee anrichten — Melisenthee, der mache einem gar aparti wohl. Den Thee mußte ich trinken, ich mochte protestieren, wie ich wollte, und es ward mir gar wohl, aber nicht vom Thee, sondern von Mädelis Angst und Liebe. Man glaubt gar nicht, wie wohlig es einem wird bei den Kümmernissen und zärtlichen Sorgen, die ein junges Weibchen an den Tag legt, wenn es seinem Männchen zum ersten Mal nicht ganz wohl wird. Man möchte sein Lebtag krank sein, solch liebevoller Pflege wegen, an die ein lediger Mensch, um dessen Übelkeiten sich niemand bekümmert hatte, nicht gewohnt ist. Man ist ganz selig, dabei zu sehen, wie lieb man seinem Weibchen ist, aus

allen dessen Zügen das Herz in allen Tönen jammert: Ach stirb mr nit, stirb mr nit. Denn so ein junges Weib meint, es gehe gleich ans Sterben; eine Alte nimmt's kaltblütiger. Gar mancher Mann ist so glücklich dabei, daß er nicht gesund werden möchte, und wenn er gesund werden muß, so wird er doch so bald als möglich wieder krank, und gewöhnt sich so ans Krankwerden, um gepflegt und geliebt zu werden, daß er am Ende wirklich meint, krank zu sein, die Pflege und die Liebe (die aber gerne auch abnehmen, je häufiger sie auf die Probe gesetzt werden) nicht mehr fühlt, sondern nur die vermeinte Krankheit und ihr Elend. Es gibt aber auch Weiber, die auf Beschwerden des Mannes antworten: „Schwyg doch, du machst mr längi Zyti“, oder: „Du muesch di lyde, es wird scho bessere“, während sie ihr Hündchen auf dem Schoße streicheln und küssen und an ihr Herz drücken, wenn es eine Katze sauer angesehen hat oder ein Kind über dasselbe gefallen ist. Und während beide schreien, Hund und Kind, mörderlich, nimmt das Weib den Hund und sieht nach dessen Schaden und tröstet ihn mit zärtlichen Namen zärtlich über seinen Schrecken.

Als ich am dritten Tag gar munter und wohl aussah ob all der Liebe und der Überzeugung, daß Mädeli mir ganz verziehen habe, und denn doch kein Brot essen wollte, da sah mich mein Weibchen einige Augenblicke still und scharf an; es füllten sich ihm die Augen mit Thränen, und leise frug es mich: „Du wotsch doch nit öppe kes Brot esse, wil i so wüest tha ha am Sundi?“ Da ich nicht gleich Antwort gab und etwas verblüfft über die Nase sah, denn ich hatte gar nicht daran gedacht, daß Mädeli das merken würde, also keine Ausrede vorbereitet, und nur so hinter dem Ohr hervor konnte ich keine nehmen, so fing Mädeli an zu weinen: es hätte es doch

g'wüß nicht bös gemeint; es sei wahr, es heig wüest tha, aber es heig's doch o gar duuret, daß ig ihm nüt gseit heig, u we=n=i deswege kei Brot meh esse well, su heig äs o kei Freud meh, u well gar nüt meh esse." Natürlich protestierte ich, daß der Fehler auf seiner Seite sei, sondern nahm ihn auf die meine, und behauptete, daß es nichts als billig sei, daß ich etwas leide, da ich allein gefehlt, und es mache mir im Grunde ja wenig, kein Brot zu essen, und werde mir nichts schaden. So stritten wir eine Weile hin und her, wer im Fehler sei und wer dem andern zu verzeihen habe, und wurden doch nicht einig darüber, versöhnten uns aber doch mit einem Kuß. Dieses Zanken ist ein Zanken der Liebe, das ich wohl leiden mag. Wenn ein jedes seine Fehler sieht und bekennt, jedes die Schuld auf seine Schultern nimmt, dann sind Eheglück und Ehefrieden gesichert. Warum ist es aber meist umgekehrt?

Elftes Kapitel.

Wie eine junge Frau die Auszehrung hat.

Bald darauf wurde Mädeli blässer, sein Gang matter; es fehlte ihm bald hie bald da. In allen Gliedern liege es ihm, klagte es oft, und es dünke ihns kein Essen recht gut; wenn es einen unreifen Äpfel kätschen könne, so dünke das ihns noch am besten.

Das machte mir gar bange; aber ein Mann ist in solchen Dingen gar unbehülflich. Ich wußte nicht anders, als ihm immer anzuraten, es solle doch ja Melisenthee anrichten; aber ein Weib ist in solchen Dingen gar eigensinnig; wie gerne sie

einem Manne etwas eingüderen, sie selbst wollen kein Tropfen davon auf die Zunge nehmen. Unterdessen ward das Übel immer schlimmer; beim Essen rührte es selten einen Bissen mehr an, und sein Gesicht schien immer länger zu werden und fiel immer mehr ein um die Augen herum. Endlich fing ich an vom Doktor zu reden; aber mein Weib sagte: „Wart, es wird scho bessere.“ Und wenn es am andern Tag nicht besser war, so sagte es wieder: „Wart, es wird scho bessere,“ und doch traf ich es oft weinend an.

Ich fing an, eine Auszehrung zu fürchten. Das klagte ich einmal einer Nachbarsfrau. Die sagte mir: „Du Göhl, es wird öppis angers sy.“ Mit diesem Bescheid lief ich ganz erstaunt und erfreut zu meinem Weibchen; aber es sah mich gar böse an und meinte: ich hätte nicht brauchen der Nachbarsfrau ga z'dampe wie es ihm sei; es müßte es doch am besten wissen, wenn es etwas wäre. Aber es sei ihm ganz anders, als die Weiber sagen, daß es ihnen sei. Ich war also wieder in Angst und drückte es endlich durch, daß ich zu einem Doktor gehen durfte, der gar ein geschickter war und weit und breit berühmt mit dem Wassergschauen. Aus demselben könne er eine Krankheit Punktum sagen, sagten die Leuten, und manchmal noch, wie manchen Tag man zu leben habe. Ein altes Arzneiglas wurde aufgetrieben, das Wasser hineingefaßt und stund, während Mädeli und ich in der Küche noch zärtlichen Abschied nahmen, auf dem Tisch, wo mein Schwiegerpapa noch an seinem Frühstück war.

Endlich ward ich entlassen und wanderte rüstig dem berühmten Doktor zu, der freilich nicht passiert war, aber um desto größeres Zutrauen besaß. Auf dem Wege gesellten sich einer nach dem andern zu mir; denn an manchem Tage wallfahrtete es ordentlich hin zu dem Hexenmeister. Einer erzählte

dem andern seinen Fall, und beim Hause angelangt wurde in der Menge ringsherum wieder erzählt, was jeden bringe und was er wissen möchte, und des Doktors geschwätzige, schlaue Magd wand sich wie ein Aal unter den Leuten herum; auch seine Frau däberete soviel mit ihnen als möglich. Einer nach dem andern wurde mit seinem Gütterli vorgelassen und brachte Sentenzen uud Mittel fröhlich oder traurig aus der geheimnisvollen Kammer. Endlich kam auch an mich die Reihe, und bebend schritt ich unter die Augen des Wundermannes.

Ich blieb ihm einige Schritte vom Leibe stehen und streckte mit langem Arm meine Gutter dar. Derselbe setzte seine Brille auf, that wenige Fragen: wer ich sei, woher ich komme? und sagte endlich: „Das ist das Wasser einer schwangeren Frau; der fehlt sonst nichts.“ Da war ich ganz verdutzt und erfreut, daß der Doktor das so bald erraten ohne viel Fragen und daß meinem Mädeli nichts weiteres fehle. „Ich will dir no öppis mitgäh,“ sagte er, „es wird sich dann bald zeigen, daß es so ist. Damit leerte er mein Gütterli, schwenkte es in einen Kessel, wo diesen Morgen schon viele geschwenkt worden waren, aus, und schüttete mir eine Art von Elixier hinein, das mich 7½ Batzen kostete. Freudvoll lief ich damit heim, daß mir die Haare flogen, die Leute mich verwundert ansahen, und, als ich gegen unser Dorf kam, meine Dorfleute sich bei mir stellten und fragten: „E Schumeister, was git's?“ Da hielt ich nicht hinter dem Berge, sondern kündete allen mit lachenden Augen an: „My Frau isch schwanger, dr Dokter het mr's gseit.“ Dann lief ich ungesäumt weiter und verkündete einem andern diese fröhliche Botschaft. Doch muß ich sagen, ich verkündete sie nur denen, die mir begegneten, und lief deswegen nicht aparti in die Häuser, wie es z. B. einst einer that, der sich Kor=

poralspossen einbildete, und Korporalspossen bestehen darin, daß sich einer, der eben nicht viel mehr als ein Gemeiner ist, einbildet, er sei noch etwas mehr als ein General. Einer also, mit solchen Possen aufgeblasen, zog, als seine Frau ihm sagte: es syg öppis angers, schwarze Kleider an, die ganz ungewohnt um ihn hingen, bürstete seinen alten Hut und ließ sich in einer Gesellschaft der Honoratioren des Städtchens melden. Die wußten gar nicht, was seine feierliche Erscheinung bedeute, so schwarz und gebürstet, und sahen ganz verdutzt in sein Korporalsgesicht. Da that sich aber alsobald der Mund in demselben auf und verkündete, sich weit auseinanderziehend, so weit, daß die Ohren darüber erschracken: er wolle nur die Ehre haben, ihnen sämtlich anzukünden, daß seine Frau schwanger sei. Nach dieser wichtigen Eröffnung nahm er sich nicht Zeit, die Lachlust zu beachten, die auf allen Gesichtern blitzte, sondern nach einigen angehörten mühsam hervorgebrachten Gratulationen schob er sich wieder von dannen im stolzen Gefühl, den Leuten etwas gesagt zu haben, das sie nicht alle Tage hörten und auf eine Weise, die comme il faut sei. So nahm ich mir auch nicht Zeit darauf zu achten, wie die Leute die Köpfe zusammen steckten und hinter mir drein lachten.

Ich lief, so schnell ich konnte, unserm Hause zu, und Mädeli im Gärtlein erblickend, rief ich halb atemlos von weitem: „Mädeli, du bisch schwanger; dr Dokter het's gseit.“ Mädeli sah ganz rot auf und sagte: „Schrei doch nit so, Peter, ds halb Dorf ghört's ja; schäm di doch. Gang ase i dStube, i chume o nache.“ Beschämt zottelte ich hin und beschwerlich kam es mir nach. Dort erzählte ich, wie der Doktor e bsunderbar e gwahrige sei, wie er kaum in das Glas gesehen, ohne daß ich ein Wörtlein gesagt, als er gleich ausgerufen habe: „Die isch schwanger.“

Mädeli wollte sich stellen, als ob es dieses nicht höre und machte sich etwas zu thun; ich aber drehte es um, und freute mich gar herzlich darüber, so daß Mädeli sein Gesicht an meinem Halse verbarg und seine feuchte Freude dort vermeukte. Da hörten wir ein schallend Gelächter neben uns; es war der Schwiegerpapa. Wir beide, ärgerlich darüber, daß er unsere angehenden Elternfreuden also gestört, sahen uns um, fragend, was er dann zu lachen habe. Er aber antwortete lange nicht, und als er endlich etwas stammeln konnte, hörten wir nur: „Eh, ih schwanger, ih schwanger!“

Wir glaubten, er sei wirbelsinnig geworden, bis er deutlicher redete und sagte: der Doktor habe ihn schwanger erklärt, denn er habe Mädelis Wasser aus dem Gütterli und seines hinein gelassen; der Doktor habe also im Wasser seine Schwangerschaft gesehen, und das sei doch eine grüsliche Sache, da er bald 70 Jahre alt sei; und Lachen und Husten wollten ihn fast ersticken.

Wir stunden da wie Weiber, denen die Katze des Sonntags das Fleisch gefressen, und am Ende fing mein Weibchen an zu weinen, daß seine angehenden Mutterfreuden eitel, seine Furcht vor der Auszehrung gegründet sein sollte. Der Alte aber sagte alsobald: „Seid doch nit Göhle; was der Doktor erraten hat, das habe ich längst gewußt, ohne Wassergschau, und all Lüt z'entum hei drvo gredt.“ Weil wir aber so geheimnisvoll damit gethan und alles vor ihm verheimt, so hätte er auch nichts sagen wollen, sondern sich erlustiert an unsern Ängsten. Als er von dem Wassergschauer gehört und das Gütterli bereit gesehen, habe er dem Gelüsten, einen Streich zu spielen, nicht widerstehen können, sondern das Wasser verwechselt. Er kenne die Wasserdoktoren. Er habe lange an sie geglaubt. Als aber hinter Murten einmal einer voll gewesen, so habe er ihm ge-

beichtet und bekannt, daß es mit dem Wassergschauen meist lauter Narrentei sei. Allerdings sehe man Gallengeschichten, heftige Fieber und manchmal ihre Grade, sehe Krämpfe krampfhafter Frauen zuweilen in denselben, weiter nichts; sehe nicht einmal den Unterschied von männlichem und weiblichem Wasser. Aber die Leute wollten es einmal so; darum thue man es. Man kenne erstlich viele Leute ringsum und wisse, was vorgehe; man kenne in allen Jahreszeiten ungefähr den Charakter der Krankheiten und die jahrzeitlichen Übel; man habe allenthalben Leute, die einem Nachricht geben von Leuten, die kommen würden; man habe aparte Leute, welche die Leute ausfrägelten, welche kämen; man habe auch eigene Vorrichtungen, um die Leute zu behorchen, und wenn alles das nichts hülfe, so schieße man seinen Schuß von ungefähr in die Scheibe hinein, oder helfe sich mit einem Witz. So habe z. B. einst in der Wartstube des berühmten Micheli von Langnau einer gesagt: er habe da das Wasser von seinem Bruder, der sei von einem Kirschbaum hinuntergefallen, und nun nehme es ihn Wunder, ob der Schärer das erraten könne; wenn er das könne, dann wolle er glauben, er könne mehr als ein anderer. Der Doktor, der das natürlich gehört oder vernommen, habe, als jener seiner Reihe nach vorgekommen, das Wasser lange beschaut mit bedeutender Miene und kurz geschnauzt: „„Dy Brueder isch abe gheyt.“ Respektvoll habe der Bursche den Spruch vernommen und gesagt: „Ja, Schärer, du hesch recht; aber, schlauerweise nach Emmenthalerart einen Incident machend, fragte er aus dem Stegreif: „Aber chasch mr säge, vo was er ache gheyt isch?“ — „He vo' re Leetere.“ — „Aber chasch mr säge, wie mänge Seegel?“ — „He he, öppe acht.“ — „Jä, Dokter, du chasch nüt, er isch viel höher ahe gheyt.“ — „Säg, Bürschli,“ sagte Micheli kaltblütig, „hesch mr alles Wasser brunge?“ —

„He ni," sagte Bürschli. — „He nu," sagte Micheli, die angere Seegel sy im angere Wasser." Da vergaß das Bürschli Maul und Nase offen. Michelis Witz war über seinem gewesen; darum sagte er auch: „Wie dä isch bim Donner kene, dä cha meh as Brot esse."

So erzählte uns der Alte, um uns zu besänftigen; denn wir waren recht böse über ihn. Es gelang ihm lange nicht. Wir begriffen nicht recht, warum wir ihm glauben sollten und nicht dem Doktor; meinten, wenn der Doktor uns angeschmirt, so könne Mädeli nicht schwanger sein, der Alte möge sagen, was er wolle. Endlich mußten wir doch ans Glauben, was wir eigentlich so gerne thaten. Mit ganz eigenen Augen sah ich Mädeli, die werdende Mutter, an, und keiner Königin konnte man aufwärtiger sein, als ich meinem Weibchen. Ganz eigen schwellte sich mir das Herz, wenn ich dachte, daß ich Vater werden, und ich konnte mir das Kind gar nicht vorstellen, das von mir kommen sollte. Und Mädeli ward so zärtlich und so bange; es schien mich noch einmal so sehr zu lieben, und doch schlich es sich öfters bei Seite und mit verweinten Augen fand ich es wieder. Wenn ich es dann in die Arme nahm und nach seinem Kummer fragte, oder ob es böse über mich sei, dann schlang es sich fester an mich und jammerte, es müsse gewißlich sterben, es stehe das nicht aus. Früher wäre es so gerne gestorben, jetzt aber so ungern. Es könne nicht von mir weg, es könne mich nicht lassen, und so gerne hätte es auch das Kind gesehen; aber das könne nicht sein, das mache es so traurig; denn sterben müsse es.

Diese Hirngespinnste wollte ich ausreden, verjagen, wurde aber am Ende selbst davon angesteckt. Bald hatte es geträumt, unter seinem Zeug das Totenhemd gefunden zu haben, bald hatte eine Krähe drei Morgen hintereinander bei Tagesanbruch

auf unserm Hause gekräht, bald der Totenwurm gepickt zunächst neben unserm Bette; bald hatte es einen Klapf gegeben in der Stube wie ein Schuß, und man konnte nicht entdecken, was eigentlich geklepft. Diese Wahrnehmungen alle machten auch Eindruck auf mich und entkräfteten daher meinen Trost. Und wenn wir uns auch einigermaßen beruhigt hatten, und Mädeli in meiner Nähe zuweilen die Todesgedanken vergaß und wieder lachte, so kam, fast wie vom Teufel hergeblasen, irgend ein Weib, um die Angst von neuem anzublasen. Die erzählte dann schauerliche Geschichten, bald von erfüllten Ahnungen, und wie sich die Kindbetterin selbst gesehen hätte im Totenbaume, bald von den Schmerzen und Gefahren des Kindbettens, wie es zum erstenmal immer am härtesten zugehe, wie hie und dort eine gestorben sei, oder für ihr Lebtag ein Näggis davon getragen; von hübschen jungen Weibern, die seit der ersten Kindbetti herumschlichen wie ein Schatten an der Wand, wie wenn sie aus dem Grabe kämen, und keine gesunde Stunde mehr hätten. So erzählte ein Weib ums andere und eins schauerlicher als das andere. Hintendrein sagten sie dann wohl: „E i wett nit e Göhl sy u so Angst ha; es geyt nit allne so, u-n-im Chrieg chöme-n-o nit all Soldate-n-um, es wird dr öppe wohl guet gah; du muesch di ume nit förchte."

Daß dann aber dieser Trost nicht besonders anschlug, kann man sich denken. Es fehlte Mädeli allerdings gar viel etwas, und da gab wieder eine Frau dieses an, eine andere etwas anderes, und rieten besseres Essen an und ermahnten Fleisch und Wein zu brauchen. Da fühlte ich am bittersten meine Schulden und meine Entblößung. Das Geld vom Schullohn, das uns im Frühjahr bezahlt wird, war längstens fort; wir mußten vom Verdienst leben, und der war nicht groß. Wir hatten einen langen Winter vor uns, in welchem ich fast nichts

verdienen konnte, und eine Kindbetti, die viel kostet, und für die ein guter Hausvater allweg etwas Geld z'weg macht, und endlich sollten wir noch erübrigen, um an unsern Schulden etwas zu zahlen. Da ward es mir schwer und bang, und dennoch kräzte ich Mädeli zu, was ich konnte; aber die wollte es dann nicht brauchen und jammerte über die Kosten, die es verursache, schmähte mich über meinen Leichtsinn, das Geld jetzt wegzuwerfen, das später viel besser zu gebrauchen sei. Das war auch wieder ein Zanken der Liebe, das angehen mag. So hatten wir zu jammern, zu zanken und dann wieder abzuraten, was wir für die Kindbetti und das Kind zurecht zu machen hätten. Wir scheuten uns, jemand zu fragen, und trugen aus unsern Jugend-Erinnerungen und aus dem, was wir hier oder da sahen, zusammen, was wir konnten, und ratschlagten gründlich und bedächtlich, mit wie vielem wir es wohl machen könnten. Aber wir mochten rechnen, wie wir wollten, Geld brauchte es immer; denn wir hatten nicht alte Tücher und Hember zum Verschneiden, oder wenn wir sie verschnitten hätten, so hätten wir gar keine Betttücher und Hember mehr gehabt. Glücklicherweise gab es ein gutes Flachsjahr, gab Hanf, und aus diesem lösten wir so viel, daß wir ein Sätzlein für die Kindbetti zu haben hofften. Auch der Vater hatte Verdienst und konnte uns in der Haushaltung nachhelfen.

Der Winter kam wieder und mit ihm die Schule.

Diesmal freute ich mich nicht besonders darauf; ich hatte eigentlich anderes zu sinnen und zu thun. So ein Morgen dünkte mich oft gar lange, und ich hätte es kaum erlitten, wenn ich nicht des morgens wenigstens einmal hinüber zu meinem Weibchen gegangen wäre. Es sandte mich aber bald fort, sagend: „Los, Mannli, wie si wüest thue; gang doch übere." Oft wollte ich es überreden, mit mir in die Schulstube zu kommen;

es könne da auch spinnen oder lismen, meinte ich. Es hätte auch so gut das Recht dazu, als andere Schulmeisterweiber, die ganze halbe Tage in der Schulstube auf dem Ofen hocken, manchmal mit einem Kind auf dem Arm und an der Brust und manchmal mit keinem. Aber Mädeli wollte nicht und meinte, das sei doch nicht anständig und trage nichts ab; im Gegenteil, man versäume einander nur gegenseitig. Es sei nicht von denen eins, die meinen, die Mannen seien nur für sie da und sollten immer bei ihnen hocken, und alles la gheye-n-u lige, we de Wybere öppis dur-e Gring schieß, oder si öppis z'chlage oder z'branze heyge.

Als aber die Kindbetti, wie wir glaubten, immer näher rückte, da hatte ich denn doch fast keine Triftig mehr, und alle Stunden wenigstens einmal lief ich zu ihm hinüber und fragte: „Gspürsch no nüt, chunnt's dr afe?" Aber da wurde nichts gespürt und kam nichts; denn wir hatten gar keine Rechnung und wußten gar nicht, woran wir waren. Und weil immer nichts kommen wollte, so fingen wir wieder an zu glauben, es sei gar nichts und das ganze eine Krankheit, ein Gwulst oder eine Wassersucht. Zum Glück wurden unsere Bekümmernisse unserm Vater kund, ehe wir zum Doktor liefen oder andere Leute berieten, und der lachte uns so tüchtig aus, daß wir doch wieder zu hoffen anfingen: es sei öppis angers. Endlich weckte mich einmal des Nachts ein Gewimmer; es war Mädeli, das über Stechen, Reißen, Stüpfen, Drängen klagte und es nirgends mehr zu erleiden wußte. Mir ahnete, das könne nun die erwartete Stunde sein und mir ward wie einem Rekruten, der zum ersten Mal ins Feuer soll, wie einem auf Tod und Leben Angeklagten vor dem Geschwornengericht, ehe schuldig oder nichtschuldig über ihn gesprochen wird. Ich fragte alle Augenblicke: „Wie geyt's, chunnt no nüt?" Aber das Jammern und Wimmern

wurde immer stärker; mir lief der Schweiß bachweis um den Leib; ich wußte nichts anzufangen, als am Ende den Vater zu rufen. Der putzte mir ab, daß ich es nicht schon lange gethan, oder daß ich nicht Weiber gerufen; die müßten zueche, er wisse dem nicht zu thun. Er lief um Hülfe aus und bald waren welche da; denn für solche Dinge sind die Weiber aufwärtig und hülfreich. So eine Geburt ist manchem Weibe, was manchem Mann eine Feuersbrunst, und je ärger es an beiden zugeht, desto wöhler ist's ihnen. Ich war in gar fürchterlichen Ängsten; ich glaubte alle Augenblicke, es müßte gestorben sein, und hatte gar ein unendlich Bedauren und fragte immer, wie es gehe, und wenn ich keine Antwort erhielt, so meinte ich schon, es sei aus mit Mädeli. Aber ganz gelassen bewegten sich die Weiber herum, erzählten eine Kindbetti nach der andern und eine fürchterlicher als die andere; und wenn eine fertig war, so sagte die andere: „Das isch no nüt, aber dert isch recht gange!“ Eine machte Kaffee, eine andere betete in einem Buche, bis es ihr in den Sinn kam, daß ich der Schumeister sei und eigentlich am besten sollte beten können, und sie setzte mich an den Tisch und schob das Buch mir vor. Weder meine Frau, noch die Weiber, die zwischen durch immer schwatzten, hörten darauf, und ich wußte gar nicht, was ich sagte, sondern hörte nur immer auf das Gewimmer im Bette; aber das Beten ist Beten, und es sei bsungerbar guet, we's hert gang, sagte eine. We eine recht herzhaft bete, „so geit's de-n-e Weg, entweder dr eint oder dr anger“. Aber trotz dem Zuspruch hielt ich es doch nicht am Buche aus, sondern mußte näher zu meinem Weibchen, und doch wäre ich wieder für mein Leben gerne davon gelaufen.

Es ging lange. Es schlug Mitternacht, es schlugen Morgenstunden und noch immer war die Sache nicht ab Ort. Ich

hatte kein Bleiben mehr, war außer mir. Das Seufzen Mädelis schien mir schwächer und immer schwächer; reden konnte es kaum mehr, der Schweiß stund ihm auf der Stirne; da sagte endlich eins der Weiber mitten aus einer schauerlichen Geschichte heraus: „E me chönnti dHebamme lah cho; si isch ume e halb Stung vo hie; es mag de gah wie's will, su het me doch tha, was me chönne het, u chunnt de nit öppe i dr Lüte Müler. We's bös geit, su müeße de geng die ume ha, wo drby gsy sy." Mein Schwäher wurde abgesandt. Unterdessen kam eine dicke Küherssfrau, welche beim Erwachen vernommen, ihre Hausbäurin sei zu einer Gebärenden gerufen worden, und die nun diesen Schleck nicht versäumen wollte; denn auf den Bergen kam sie dann nicht dazu, sondern nur dazu, ihren Kühen die Zwiebelsuppen kochen zu können oder ein Milchtrank. Die war eine gar muntere und berühmte Frau; sie hatte Arme wie ein Rasentannli und Hände wie ein Dackbett und einen Lempen unter dem Kinn trotz ihrem besten Hopi. Sie konnte käsen trotz dem besten Knecht und war die durchriebenste aber auch rohste Frau, die jemals zu Berg gefahren; die wußte, wie man im Einverständnis mit dem Manne die Knechte um den Lohn bringen kann; die kannte Ränke und Schwänke, wie kein Mensch einer dicken Küherin zutrauen würde. Diese Frau stund breit vors Bett und sah dem Ding ein wenig zu und schüttelte immer mehr den Kopf und machte ein immer finsterer Gesicht, und endlich brach sie aus und warf den Weibern vor, sie seien dolders Stöck und wüßten alle nichts; so geh das üser Lebtag nicht; sie müßten die Frau aus dem Bett nehmen und auf den Gring stellen, „da geet's de, mi armi türi Seel. J ha zwölf Ching gha u di mehrste uf em Berg übercho, u-n-es isch albe hert zuegange; de het mi allbets dr Ma u öppe-n-e Chnecht oder zwe gno u he mi uf-e Gring gstellt u de isch's bim Dolder gange wie gsch . sse."

Das Weib, nicht an lange parlamentarische Verhandlungen gewöhnt, schritt sogleich zur Ausführung seines Vorschlages, stieß die andern Weiber, welche diese Entbindungs-Manier nicht kannten und über dieselbe, wie über alles neue, etwas ungläubig die Köpfe schüttelten, bei Seite, faßte meine Frau an, die nicht wußte, was geschehen sollte, und rief mir, der ich wieder hinter das Gebetbuch gestoßen war, zu: „Seh, du Stürmi, hör du jetz uf mit dim Tschäder u chumm hilf hie, das thuet jetz nöter, süsch erworget dr ds Ching, u dFrau gaht susch druff." Ich in meiner Seelenangst gehorchte alsobald, griff gewaltig zu und war eben im Begriff mit der Küherin die Frau aus dem Bett zu heben, die gar kläglich jammerte und bat, sie doch sein zu lassen, während ich sie immer tröstete: „Schwyg du ume, es wird de scho bessere," als durch die Thüre die Hebamme eintrat. „Grüß Gott", sagte sie, „und helf Gott", und trat rasch zum Bette vor, als sie unser Bühren sah. „Was weyt dr, was soll's gäh?" fragte sie. „He du Narr, was soll's gäh, uf-e Gring stelle wee mr se, chumm heb da, we d' nit z'für-nehm bisch!" sagte die Küherin. „Dr löht die ume sy", sagte die Hebamme, „u thüet mr die enangere na wieder i's Bett, u-n-i hätt nit glaubt, daß dr söoli uwitzig wärit, Schumeister." Ich, ganz verdutzt, hätte Mädeli fast fallen lassen; die Küherin schien nicht willens, sich meistern zu lassen; da griff die Heb-amme eben so entschlossen, wie jene, zu, und so kam endlich Mädeli ins Bett zurück. Die Küherin war taubi, wie ihr Muni es wird, und nachdem sie eine Verwahrung eingelegt hatte: we's de nit guet gangi, su well si de bim Dolder nit schuld sy, schob sie sich von dannen. Die Hebamme gab bald tröstlichen Bescheid: das werde sich recht wohl machen, es sei alles in der besten Ordnung; man solle nur Geduld haben, das gehe nicht so auf einmal. Aber eben diese Geduld zu haben

ward je länger je schwerer, und selbst meinem Schwäher fing es an angst zu werden. Er murmelte immer lauter, man könne das doch nicht so gehen lassen, und ob es nicht am besten wäre, wenn man den Doktor holen ließe. Ein Doktor sei doch immer ein Doktor, und eine Hebamme eine Hebamme; hinter Murten hätte man nicht halb so lange gewartet, ehe man ihn herbeigerufen.

Das war mir ganz recht; Hab und Gut hätte ich gegeben, wenn nur geholfen worden wäre. Die Hebamme aber sagte, man könne machen, was man wolle; sie habe nicht zu befehlen, aber es komme darauf an, zu welchem Doktor man wolle. Man hatte zu zweien ungefähr gleich weit. Hole man den einen, so werde der nichts machen, sondern sagen, man solle nur Geduld haben, die Natur werde sich schon helfen. Der andere aber werde auf der Stelle seine Manöver anfangen; dem sei's nur um die Duble zu thun, und da frage er nicht lange, wie u wo, sondern fange an zu zänglen. Sie habe mehrere Exempel, daß er nicht einmal den Kopf vom Hintern zu unterscheiden wisse, den letztern mit der Zange anfassen wolle, den erstern zurückstoße u. s. w. Man könne aber machen, was man wolle; aber sie sage es zum voraus, sie wolle nicht Schuld sein. Hingegen glaube sie, es werde, unvorhergesehenes ausgenommen, gut gehen. Man solle doch nicht den Mut verlieren; das gehe ja nicht aparti bös und nicht aparti lang, und wenn es bis zu Mittagszeit vorüber sei, so könne man noch immer sagen, es sei gut gegangen. Es gebe nicht viel Weiber, die ihre Kinder so ungwahret im Bohnenplätz bekämen und wohlgemut in der Scheube sie heimtrügen.

Und wie sie sagte, ging es auch. Noch Vormittag hörte ich auf einmal ein gewaltig Bäggen, und die Hebamme sagte: „Gellet i ha's gseit! Es isch aber ke Wunger, daß es hert

gha het; das isch e Bueb, wie si die größte Bure nit töller überchöme.“ „Gottlob,“ sagte Mädeli, und legte sich still selig ins Bett zurück. Und ich wußte vor Freuden nicht, was anfangen, wollte mich bald mit dem Buben abgeben, der aber ungebührlicher Weise von mir keine Notiz nahm, sondern auf seine eigene Faust mörderlich schrie; wollte mit Mädeli reden, das drückte mir aber nur mit freundlichem Lächeln die Hand; wollte mit der Hebamme reden, aber die hatte so viel zu regieren und so viel mangelndes, z. B. eine Nabelbinde rc., von den anwesenden Weibern sich zu erbitten, daß sie gar nicht auf mich hörte und am Ende mir sagte: „Schumeester, göht doch e wenig uf d'Syte; dr syt do nume-n-im Weg.“ Aber ich ward nicht empfindlich; ich ging hinaus und freute mich meines Buben und meines Gottes, der mir mein Weib erhalten.

Zwölftes Kapitel.

Von Vaterfreuden und Vatersorgen.

Das Vatersein erzeugt ganz eigene Empfindungen. Man kömmt sich viel bedeutender vor, macht unwillkürlich eine gewichtigere Miene und fühlt sich, entbunden von der frühern Angst, leicht und froh, wie ein Fisch im Bach, wie ein Vogel in der Luft; es dünkt einen fast, man sollte fliegen können. Man weiß aber vor lauter Freude nicht recht, wo einem der Kopf steht, und hat trotz der Vaterwürde etwas von einer sturmen Gans an sich. Mit der Wöchnerin kann man nicht reden, kann nur sehen, wie sie so wonnereich ihr Kindlein in

den Arm nimmt, wie die dankerfüllte Seele so freudig aus den Augen glänzt, und bei aller Schwäche das Gefühl behaglicher Ruhe in allen Gliedern sich ausdrückt. Mit welcher Ahnung hält der Vater sein erstes Kind, und besonders einen Buben, zum erstenmal auf dem Arme und schaut in sein schreiend Gesicht! Was wird wohl aus dem Bürschlein alles werden, wie wartet auf ihn die Welt, was wird sie ihm bieten, wie wird er sie bezwingen? Daß noch kein solches Ding in die Welt gekommen, dessen ist der Vater überzeugt, und sieht im Geiste den Sohn mit Ruhm und Ehren gekrönt und mit gaffendem Munde ab solchem Wunderding rings um ihn die Welt. Und je nachdem der Vater etwas ist, je nachdem legt er dem Kinde Titel und Würden bei im Geiste. Der Patricier sah in seinem Jungen einen Schultheiß mit dem Baretli auf dem Kopf, oder wenigstens einen Obersten unter einem Nebelstecher. Der ehrliche Burger sah den seinigen zu Burgern, und Arm in Arm mit einem verarmten Junker in den Lauben spazieren. Der Bauer sieht in seinem einen Ammann, der breit mit den Händen in den Westentaschen vor seinem Hause steht und zusieht, wie man vier schwarz glänzende Rosse an den Mistwagen legt. Der Pfarrer sieht seinen Sohn als Professor, der griechisch und lateinisch, das ihm so viel vergeblichen Schweiß auspreßte, kann wie Schnupf, oder sieht ihn wenigstens an der Herrengaß, und in heiligem tiefem Respekt bückt er sich tief vor dem kleinen Ding, als ob es schon wirklich ein großes an der Herrengaß wäre. Der Schulmeister träumt sich seinen Buben auf der Kanzel als stattlichen Pfarrer, und wie alle sagen: „Ja dä cha's, wie kene", und wie er Vater mitten unter den Leuten steht und sagt: „Ja dä cha's; vom Land vrsteit mi Bueb nüt, aber uf-em Chanzel isch er e-n Utüfel." So gehen Träume durch der Väter Seelen und ähnliche durch der Mütter

Seelen, aber nur ähnliche und nicht gleiche. Die Mütter träumen von schöner Leibesgestalt, roten Backen, lockichtem Haar, witzigem Munde, und im Hintergrunde schimmert ihnen immer eine Hochzeit entgegen. Und dann hat der Vater und die Mutter bereits Langeweile nach der Träume Erfüllung. Sie gehen alle Augenblicke zum Kinde, zu sehen, wie schnell es den Träumen entgegenreife, und wenn es schläft, so kommen sie beständig in Versuchung es zu wecken, erstlich, damit es die Zeit nicht verschlafe, und zweitens, um zu sehen, wie bedeutend es sich in der letzten halben Stunde entwickelt habe. Und wenn man schon vom Kinde weg ist, so verfolgen einen solche Träume und legen sich quer durch den Kopf, so daß sie andern Gedanken den Weg verlegen, daß man, wie man zu sagen pflegt, den Kopf nicht mehr beisammen halten kann. Daß man in der Schule konfus wird, gar nicht mehr aufpassen kann beim Lesen und beim Aufsagen die Fragen verwechselt, und immer falsche Antworten fordert auf die vorgesagten Fragen, so was ist fatal. Ein Schulmeister soll nie unrecht haben; aber wenn dann die Kinder mit dem Fragenbuch kommen, was soll er anfangen?

Überhaupt möchte ich jedem Schulmeister den Rat geben, die Kindbettene auf den Sommer zu reisen; im Winter läßt es sich fast nicht machen, besonders in den alten Schulhäusern nicht, wo Schulstube und Wohnstube aneinanderstoßen oder doch auf dem gleichen Boden sind. Wie soll der arme Teufel Schul halten mit seinem Kopf voll andern Dingen? Wo soll er Zeit dazu finden? Er muß die Haushaltung machen; er muß doch der Frau abwarten; er muß geschwind nachsehen, wenn das Kind schreit, was es neues gebe; er muß es trocken machen und säubern. Freilich ist zuweilen eine gute Nachbarsfrau da, welche ihn etwas ablöst, oder es kömmt die Hebamme.

Und wenn er schon Zeit hat, so ist er doch matt und müde, von dem Abwart, dem Nichtschlafen in der Nacht. Dann nehme man, wie wohl der Schullärm der Wöchnerin thut und wie Langeweile sie hat, wenn der Mann nie bei ihr sein kann! Und wenn man einen Schwäher hat, der schustern muß, und nirgend anders schustern kann, als in der einzigen Stube, welche man brauchbar hat, so ist es auch komoder im Sommer Kindbette zu halten; da kann er doch schustern vor dem Hause oder in der Schulstube. Denn man nehme, wie lieblich die Hammerschläge tönen im Kopf einer Kindbetterin; aber man bedenke, daß geschustert werden muß, wenn die Kindbetterin ihre Ankensuppe gehörig haben soll. Wahrhaftig mit der Schule wußte ich nie so wenig anzufangen; sie war mir nie so zur Last als damals. Auch waren meine Morgen und Nachmittage nicht sehr lang; ich vörtelete gerne mit dem Zeit, oder war das nicht zu machen, so wandte ich Geschäfte vor und sandte die Kinder eine halbe Stunde früher fort.

Die Leute nahmen mir das damals nicht übel; da gab es keine Schulkommission, welche hinter den unfleißigen Hausvätern her war; sonst hätten die auch was gesagt. Die passen den Schulmeistern, seitdem man ihnen aufpaßt, gar verdammt auf; vor denen kann er sich in acht nehmen, viel mehr als vor dem Schulkommissär, der gewöhnlich ein guter Tschalpi ist.

Wir hatten gar manches zu reden zusammen, was bei dem ersten Kinde ebenfalls mit ganz besonderer Wichtigkeit verhandelt wird. Wir mußten dem Kinde einen Namen auslesen, der ihm wohl anstund. Heutzutag sieht man bei den Namen nur auf den Klang und sagt: „Dä gfallt mr." Ehedem sah man auf die Bedeutung desselben; da konnte man sicher eher einig werden, als jetzt über den Klang. Wir haben unsere Namen aus Sprachen her, die wir im allgemeinen nicht mehr

kennen; daher bleibt uns die Bedeutung der meisten Namen unbekannt. Das ist nun recht übel; denn sein Name war manchem ein Mahnungswort, das ihm beständig in die Ohren klang. Man ist so gewohnt, bei den Namen nichts mehr zu denken, nicht zu denken, daß sie eigentlich Eigenschaften oder das ganze Wesen eines Menschen bezeichnen sollen, daß man auch bei denen nichts mehr denkt, auf den bloßen Klang achtet, bei welchen man doch sehr gut weiß, was sie sagen sollen, z. B. Friedrich, Gottlieb, Gotthelf, Gottfried, Siegmund u. s. w. Wie mancher Vater hat z. B. den Namen Gottlieb zur Erziehung benutzt?

Wir waren uneinig, ich und meine Frau. Sie wollte einen Peterli; dä, düech se, schick sich gar wohl und gang gar ring. Ich war für einen Johannes gestimmt; Johannes sei gar schön, meinte ich, und Johannesli, mis Johannesli, komme gar so lieblich heraus. Mein Schwäher fühlte wohl, daß ihm da nicht eine erste Stimme gebühre; aber er muckelte von einem Daniel, der habe ihm etwas majestätisches, und hinter Murten hießen die fürnehmsten Leute so. Wir stritten zusammen, bis Mädeli mich auf seine Weise ansah und sagte: es könne nicht genug Peters haben, so lieb sei ihm der, wo es bereits habe. Da war das Streiten über diesen Punkt aus, aber nicht über den zweiten. Was sollten wir für Gevatterleute nehmen? Da wollte lange keins recht mit der Sprache heraus. Ich war der Meinung, die Leute würden es mehr oder minder für eine Ehre halten, beim ersten Kinde des Schulmeisters zu Gevatter zu stehen, oder es könnten es wenigstens die einen zürnen, wenn man andere nehme statt ihrer. Man lache nicht darüber und glaube, das sei noch eine meiner alten Mücken, die übrig geblieben. Es ging mir dabei nicht anders, als es gar vielen Vätern beim ersten Kinde geht. Wie viele meinen nicht, die Geburt

dieses Kindes sei für die ganze Welt ein bedeutungsvolles Ereignis. Weil diese Geburt für sie so wichtig ist, so meinen sie, für alle habe sie den gleichen Wert. Du mein Gott, wie vergehen diese Faxen! Wenn dann die Kinder kommen eins nach dem andern, daß man nicht weiß, wo wehren, so fängt man an sich fast ebensosehr zu schämen, als man sich anfangs gemeint hat. Während man beim ersten Kinde eine Ehre empfing und andern eine Ehre anzuthun meinte, wenn man sie zu diesem Kinde erbat, so empfindet man später bei jeder neuen Geburt eine sich vermehrende Last, und fürchtet nun auch beim Gevatterbitten eine Last anzuthun. Meiner Meinung nach sollten also die Honoratioren des Dorfes zu Gevatter gebeten werden, womit ich aber doch hinter dem Berge hielt, hoffend, Mädeli werde und müsse gleich denken wie ich, und sollte sich darüber zuerst aussprechen. Endlich äußerte es sich, es dünke es, man könne an die Verwandten kommen; die würden es schon thun. Nun mußte ich denn doch widersprechen und bemerken, daß wir doch ja wenig Verwandte hätten, daß sie fern seien, entweder ihm oder mir unbekannt, und daß man es hier zürnen würde, und daß man doch weniger Läuf und Gäng hätte, wenn man die Leute von hier nehme.

Gar ungläubig lächelte Mädeli, als ich vom zürnen, von ungern haben sprach. Es hätte das noch nie gehört, hingegen gar oft: man wisse nicht, warum der einen doch plage; man gehe ihn ja weiter nichts an, und er hätte doch noch Leute, die das besser thun könnten. Die Vornehmeren betrachteten eigentlich das zu Gevatterbitten als eine Bettelei, das Annehmen der Bitte als eine Gnade; denn es würde ja niemals einem derselben in Sinn kommen, einen untergebenen, mindern wieder zum Götti zu nehmen; man hätte ja nie gehört, daß ein Bauer einen Tauner zu Gevatter gebeten habe. Bitte man aber seinesgleichen,

so thäten diese es darum lieber, weil sie das Gegenrecht ansprechen könnten und um so leichter mit der gleichen Bitte anwachsen dürften.

So disputierten wir zuerst grundsätzlich und dann angewandt auf die Personen. Mädeli schlug Verwandte vor und ich Honoratioren. Wir hatten gegenseitig an allen vorgeschlagenen zu kritisieren. Ich muß bekennen, ich traute Mädeli in diesen Dingen gar kein Urteil zu; es war ja so jung und hatte so viel mit Leuten sich nicht abgegeben. Dagegen glaubte ich mir Erfahrung erworben zu haben. Ich wußte wohl, daß ich meine Bauren nicht plagen durfte; aber zu Gevatter bitten hielt ich nicht für eine Plage, sondern eben für eine Ehre oder für eine Anerkennung der Untergebenheit. Nahmen doch Dienstboten ihre Meisterleute zu Gevatter, Hausleute den Hausbauer und seine Frau, und war an einem Orte ein Oberherr, so war der vor dem Pfarrer nicht sicher. Ich war daher hier hartnäckiger als beim Namen, und setzte es auch durch, daß zwei Stellen nach meinem Sinn vergeben werden sollen, und die dritte konnte mein Weibchen besetzen und that es mit einem Bruder, der einige Stunden von uns in Arbeit stand. Ich aber erwählte den Statthalter und des Ammanns Frau, die bei der Geburt zugegen gewesen und mit Rat und That uns viel geholfen hatte.

Nun mußten die erwählten auch erbeten werden. Die Weiber machen sich oft breit, daß ihnen bei den Kindern alle Beschwerden und Schmerzen auffielen, daß sie es den Männern gönnen möchten, wenn einmal das Kindbetten auch an sie käme. Sie denken nicht ans Gevatterbitten, denken nicht daran, daß man bei jedem Kinde doch nur einmal kindbetten, hingegen dreimal zu Gevatter bitten muß. Ehe man es erfahren hat, weiß man gar nicht, was das ist; ja man weiß es nicht, bis

man auf dem Wege ist. Und was bei dieser Sache das merkwürdigste ist, ist das, daß, während durchs Wiederholen jede Sache leichter wird, auch das Kindbetten, das Gevatterbitten einem jedesmal schwerer ankömmt. Der Kindbettimann, der den Sonntagsrock am Leibe, ein Tuch um den Hals und den Wollhut auf dem Kopfe hat, weiß wohl, daß man ihm aus jedem Hause nachsieht, wenn er am Werktag so angethan durchs Dorf geht, daß man neugierig sich frägt: wo geht er hin, wo kehrt er ein? Er weiß, daß, wenn er gegen ein Haus einlenkt, in demselben ein Geschrei ertönt: „Mueter, es chunnt aber eine, er isch gsuntiget u het e Huet a; dä chunnt cho tschämele wen wott er ächt, dr Ätti oder di?“ — „Wer isch's?“ frägt dann die Mutter. Und je nach dem Bescheid sagt sie: „He nu,“ oder „Dä hätt's chönne lah blibe.“ Darum wählt man zu solchen Besuchen gerne die Dämmerung oder gar die Dunkelheit, und klopft, während die Familie am Nachtessen sitzt, ganz bescheiden an der Küchen- oder Hausthüre. Wenn dann die Magd oder die Tochter vom Beischeidgeben wieder hereinkömmt und sagt: „Mueter, du söllisch use, es wott eine zue dr, und die Muter sagt: „Er söll iche cho,“ und die Tochter antwortet: „I ha-n-ihm's gseit, aber er wott nit; er dräyt dr Gring geng dert ume; i glaub, dä well öppis angers;“ so weiß die ganze Familie wohl, daß das ein schüchterner Chindbettima ist.

Die Ammannin empfing mich gar freundlich: ja freilich, sagte sie, das wolle sie mir schon verrichten, wenn ich das Zutrauen zu ihr habe. Es freue sie noch, und meine Frau gefalle ihr wohl, und warum hätte man die Sachen, wenn man nicht auch andern Leuten etwas davon thun sollte?

Bei des Statthalters ging es mir anders. Dort empfing mich auch die Frau, und hieß mich endlich hineinkommen, nach-

dem sie mich lange stehen gelassen und unfreundlich hin und her geschossen war. Der Mann werde bald kommen, hieß es. Wahrscheinlich führte er in der Hinterstube sich etwas zu Gemüte, was niemand zu wissen brauchte. Die Frau machte sich unterdessen allerlei Anlaß zu schimpfen, wie man doch von den Leuten geplagt werde; es düech se ase, dLüt meine, si syge allei auf der Welt, und es sei niemand anders gut als sie. Kurz sie wußte während der halben Stunde Wartens mir das Herz so in die Hosen hinunter zu sticheln, daß ich dem endlich eintretenden Statthalter mein Anliegen kaum vorbringen konnte. „Los, Schumester, wil du's bisch, su will dr's wohl verrichte; ame-n-angere sieg i's ab; es chunnt mr neue-n-ase z'uber, u-n-i mueß z'letst o zu mir luege; es luegt niemer angers zu mir." Nachdem ich noch gesagt hatte, sie sollten sich doch ja keine Kosten machen, es sei mir nicht wegen dem, und nachdem ich gehörig gedankt und vielmals alle z'Kindbetti eingeladen hatte, dachte ich beim heimgehen: „Mädeli, du hesch doch öppis recht," aber ich sagte es ihm nicht.

Auch dem Bruder nachzulaufen ward mir nicht geschenkt, und das ist wahrhaftig eine strenge Sache, wegen einer einfachen Frage im Winter ein halb Dutzend Stunden machen zu müssen; aber so sind einmal die Leute und die Gebräuche. Nun der Bruder führte sich recht manierlich auf, zahlte mir noch eine Halbe, und da er erst eine neue Kleidung sich hatte machen lassen, so glaube ich, er that sich etwas zu gut auf das Götti sein, und dachte sich das aus, wie sie luegen werden in Gytiwyl, wenn er daher komme in seiner neuen Rübelibchleidig. Freilich schien's ihm nicht ganz recht zu sein, eine bestandene Ammännin zur Gotte zu haben; ein hübsches Meitschi wäre ihm lieber gewesen. Da ich nach Hause pressierte, um nicht zu ernachten, wies er mich auf einen Fußweg, der eine halbe Stunde näher sein sollte.

Kalt blies die Byse über die Fläche und nahm mir unsanft den Tabaksrauch vom Munde weg. Leicht war es mir ums Herz; die letzte Visite war gemacht beim letzten Götti; in wenig Stunden war ich wieder bei meinem Sprößling, und mich nahm gar sehr Wunder, um wie viel er in diesem ganzen Tage an Größe und Weisheit zugenommen habe. Freilich flogen auch allerlei schwerere Wolken mir durch den Kopf. Ich erfuhr täglich, daß Mädeli mit seinem häuslichen Budget sich doch verrechnet habe, und daß wir mehr als 2 L. brauchten in der Woche. Nur für Schmutziges mußte 5—6 Batzen ausgegeben werden. Doch diese Wolken flogen rasch vorüber, verjagt durch die immer wieder hervorbrechende Sonne der Vaterfreuden, denen ich mich mit ganzer Seele hingab und die mich auch warm hielten im Byslust. Da tönte es dicht vor mir in dumpfem Zorneslaut: „Zum D...., chast nit warte?" Ich sah am Waldessaum einen Jäger im Anschlag und hörte nicht weit oben im Gebüsch einen klaffenden Hund, und sah einen Hasen in den Waldweg springen, einen Augenblick stille stehen und dann in raschen zierlichen Sätzen auf uns zu kommen. „Lue, lue, do, do!" schrie ich. Aber der Jäger sah sich so wild nach mir um, daß das schreien mir im Munde stockte und als ich in ihm meinen nächtlichen Begleiter und Wegweiser mit dem fürchterlichen Schnauz erkannte, ließ ich vor Angst die Pfeife fallen. Da stutzte der Has, machte eine halbe Wendung und wollte abspringen, als es knallte aus des Jägers Doppelbüchse und das Tierchen im Wege sich wälzte, zum Tode getroffen. Rasch sprang der Jäger hin, hob den Langbein an den Hinterbeinen auf, gab ihm einen Schlag mit der scharfen Hand ins Genick und warf ihn wieder auf den Boden hin, wo alsobald der Hund, der auf der Fährte klaffend kam, ihn beschnoberte und mit dem Mund ihn packte und gerne einge-

bissen hätte, wenn nicht des Jägers drohendes Auge über ihm gewesen wäre.

Ich ging auch den Hasen zu beschauen. Der Jäger, der mit seinem scharfen Blick mich erkannt hatte, schnurrte mich an: man müsse ein Schulmeister sein, um einen so in den Schuß zu laufen; ob ich dann sein Winken, stille zu stehen, nicht bemerkt, oder ob ich etwa die nächste Kinderlehr studiert hätte? Und dann noch so zu brüllen wie ein Esel! ob ich dann glaube, er hätte keine Augen und die Hasen keine Ohren? Es komme mir wohl, daß er eine so gute Flinte habe, welcher er auf fünfzig Schritte einen Hasen, auch wenn er spitz gegen ihn käme, anvertrauen dürfe; sonst wollte er mir noch eins zählen. Ich versprach mich so gut als möglich; aber ärgerlich war es mir, von ihm allemal mit einem Putzer empfangen zu werden. Während er die Flinte säuberte und lud, fand ich den Mut, ihm zu sagen, daß er die Schulmeister doch aparti auf der Mucke haben müsse. Das letzte Mal habe er über sie schimpfend mich verlassen, diesmal mit gleichem Schimpfen mich begrüßt. Was die ihm zuleid gethan hätten? — „Schulmeister, das ist eine lange Geschichte," sagte er. „Ich habe geglaubt, du seiest etwa gwundrig geworden und kämest einmal wieder, zu vernehmen, was ich damals meinte. Aber so seid ihr: wenn man euch nicht rühmt, so begehret ihr nichts zu hören; darum bleibt ihr auch, was ihr seid." Ich versprach mich damit, daß mir niemand hätte Auskunft geben können über ihn, obgleich ich mehrere Male nach ihm gefragt. Und dann hätte ich viel zu thun, hätte geheiratet und nicht Zeit, unnütz einige Stunden zu verlaufen. Aber wissen möchte ich doch, was er denn eigentlich gegen uns habe? „Da ist der Wind zu kalt," sagte er, „und die Sache zu lang; aber wenn du mit mir heimkommen willst, so will ich es dir schon sagen." So lange durfte ich mich aber

nicht aufhalten, ohne Mädeli Kummer zu machen, und sagte von einem andern Mal, daß ich wieder kommen werde. Er lächelte und meinte, es werde mir nicht gar Angst darum sein; ob man eine Stunde früher oder später heimkomme, achte man sich sonst so-n-ere Frau t'wege nicht viel. „Aber, Schulmeister," sagte er, und schob den Hasen, den Kopf voran, in seine Jagdtasche, „wenn du schon nicht gwundrig bist, so könnte es mich einmal ankommen, dir nachzulaufen; denn es wäre doch wirklich schade, wenn kein Schulmeister vernehmen würde, was ich eigentlich gegen sie habe; es würde vielleicht mancher weniger handlich seine Kuttensecken schwenken, wenn er einmal bündig hören würde, was so ein Schulmeister abträgt." Da erhob der Hund, der uns wieder verlassen hatte, ganz nahe bei uns, auf einem langen Fuhrenacker, ein gar wehlich Geheul, und vor ihm her setzte ein Hase in langen Sprüngen dem Walde zu, und von mir weg setzte der Jäger, in der einen Hand die Flinte, mit der andern die Jagdtasche haltend, wie rasend in den Wald hinein, und kaput stund ich auf einmal allein und hätte ihm gerne noch etwas gesagt.

Aber verschwunden war plötzlich die ganze Jagd wie ein wilder Spuck; nur das anschlagen des Hundes tönte von ferne her mir zu, aber immer schwächer, bis es endlich verhallte, wenigstens für eines Laien Ohr. Fast so rätselhaft wie das vorige Mal, fast wie der wilde Jäger, erschien mir wieder der wilde Mann. Was ich von ihm vernommen hatte, gab seiner Erscheinung auch noch etwas schauerliches. Per se hatte ich ihm nachgefragt, und alle, die ich fragte, schüttelten bedenklich die Köpfe. Die einen gaben ihn aus für einen fremden Räuberhauptmann, der sich hieher geflüchtet; andere für ein Landeskind, das nach den einen seinen Vater umgebracht, nach den zweiten seinen Herrn, einen reichen Offizier, erschlagen.

Die meisten hielten ihn aber für einen, der sich dem Teufel ergeben hätte und hier mit allerlei Teufelskünsten sich abgebe. Zur Bestätigung dieser Meinung wußten sie eine Menge Belege anzuführen, so daß ich mich fast auf ihre Seite schlug, und eben deswegen nicht schnitzig gewesen war, ihm einen Besuch abzustatten.

Wenn man so darüber nachdenkt, so kömmt einem sicher nichts schöner und feierlicher vor, als eine Kindstaufe. Das Kind, das der Herr gegeben, weiht man dem Herrn wieder. Da liegt es vor uns, eine Aufgabe, die all unsere Kräfte in Anspruch nimmt, von deren Lösung unser Lohn und unser Glück abhängt, ein Rätsel, das die Zeit enthüllen wird; eine Gabe, die Gift oder Gold in unsern Händen werden kann; ein klein unbewußt Wesen, für das wir sorgen sollen, daß alle Dinge zu seiner Seligkeit gereichen, wie der Herr allen denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit gedeihen läßt; ein anvertrautes Gut, das wir regieren sollen, wie wir wünschen von Gott regiert zu werden, also ein Prüfstein, an welchem wir erproben, in wie fern wir Gott ähnlich zu werden vermögen. Eine Kindstaufe ist also einer der erhebendsten Tage im Menschenleben, und nur wer sie nicht begreift, kann sich an ihr ärgern, und nur der Vater, der seinen göttlichen Beruf nicht vernimmt, kann sich ihr entziehen. Und wehe denen, welche aus Rechthaberei und Buchstabensucht den Vätern diese Taufen verdächtigen und den Kindern rauben die Früchte dieses Taufens, die Früchte im Vaterherz und im Mutterherz.

Unterdessen ist's merkwürdig, wie auch die Welt dafür sorget, die tieferen Eindrücke zu verwischen, ja einen Vater gar nicht zur ordentlichen Besinnung und noch viel weniger zur rechten Empfindung kommen zu lassen. Er muß am Morgen dafür sorgen, daß die Gevatterleute etwas finden zur

Stärkung. Er muß Angst haben, daß sie sich vielleicht verspäten möchten. Er muß daran denken, daß seine Frau auch gehörig besorgt werde und auch etwas zu Hause habe. Während der ganzen Taufe muß er daran sinnen, ob er nichts vergessen und wie er es machen müsse, daß er nicht gegen irgend jemand fehle; ob er der Gotte gesagt, wie das Kind heißen solle, und ob die Gevatterleute (wenn es nämlich Fremde sind) alle üblichen Gebräuche recht machen und am Ende die rechten Plätze finden werden. Kaum ist die Taufe aus, so muß er die Gevatterleute hüten, zusammenhalten, wie eine Herde Flöh, damit ihm niemand davon laufe; „Seh, chömit, chömit doch!" muß er rufen, bis er im Hause oder im Wirtshause ist, und sollte er darüber so heiser werden, wie eine alte Aue. Und hat er sie endlich auch beisammen, so entrinnt ihm doch das eine oder das andere unter irgend einem Vorwande wieder. Dann muß er den Wirt pressieren, daß er bald auftragen lasse; denn die Zeit vor dem Essen ist furchtbar langweilig; man weiß gar nicht, was anfangen; denn da viel Reden den Appetit nimmt, so will niemand dieser Gefahr sich aussetzen. Und hat endlich der Wirt die Suppe auf dem Tisch, so sind die Leute nicht mehr da. Die, welche da sind, muß man zerren und stoßen; es ist, als ob sie keine Beine machen können, und doch mögen sie kaum warten, bis sie am Tische sitzen; aber sich schreißen, pressieren lassen zu dem, nach dem man lechzet, wie ein Hirsch nach einer Wasserquelle, das ist halt der Welt Sitte. Nach den andern muß man ausschicken, und vernimmt endlich den Bescheid: sie werde öppe cho, me soll nume afe näh. Der Kindbettimann weiß nicht, soll man warten oder zufahren, und ist in peinlicher Klemme, der oder die könnten es zürnen. Aber nun pressiert der Wirt. Es kalte alles, sagt er; man könne ihnen dänne stellen, sie werden schon

kommen. Endlich ißt man, und der Kindbettimann muß einschenken und sagen: „Näht doch," und wenn eins nach dem andern nachkömmt, so muß er befehlen, daß man wieder auftrage von der Suppe an, bis dahin, wo die andern endlich gekommen sind, und sollten sie erst um vier oder fünfe nachkommen, wie es z. B. des Statthalters Frau und Sohn machten. Und in jedem Wirtshause sind immer Leute am Sonntage, welche vom Schmarotzen leben; die strecken in jede Stube, wo das Kindbettimahl gehalten wird, ihre Nasen. Denen muß er nun selbsten es bringen, oder sich nicht ärgern, wenn andere ihnen es bringen von seinem Weine; muß sich nicht ärgern, wenn irgend einer, ohne sich um die übrige Tischgesellschaft zu bekümmern, hineinkömmt und mit dem Statthalter ein Geschäft zu bereden anfängt. Dieser muß ihm einschenken, und alles, was der Trinkende der Höflichkeit wegen zu thun hat, ist, daß er mit den Anwesenden Gesundheit macht. Dann wischt er mit der obern Hand das Maul und geht wieder, ohne sich nach dem Gastgeber nur umgesehen zu haben. Und wenn Gäste oder Gevatterleute recht ungeniert sind und einmal recht gute Leute sein möchten auf anderer Leute Kosten, so warten sie nicht einmal bis jemand von selbst hereinkömmt, sondern sie wandern in der Gaststube und den Gängen umher, wie die Knechte im Evangelium auf den Kreuzwegen, nnd wo sie einen ansichtig werden, der ihnen anständig ist, so heißt es: „Chumm, thue eis B'scheid, nimm eis." Und wehrt sich der, so heißt es: „Chumm ume, da seit niemer nüt; chumm ume, es thuet dem's sauft."

Wenn nun der Kindbettiman das alles ausgehalten und dazu noch im Kopfe ungefähr in Rechnung behalten, wie manche Maß der Wirt aufgestellt, wie manchem er frisch aufgetragen, und wenn er noch allgemach immer zu addieren vermag, wie

hoch die Rechnung sich belaufen und ob er es aushalten möge, und das müssen die meisten Kindbettimannli thun, so möchte ich den sehen, der im Kopf noch ernste Gedanken haben kann. Und wenn die Rechnung anfängt überzulaufen, und um Franken die Summe übersteigt, welche er dafür angesetzt, und seine Beine ihm unter dem Tisch zu gramsen und zu brennen anfangen, und noch niemand zum Heimgehen einen Wank thut, so möchte ich den sehen, welcher ein fröhlich Herz bewahren kann. Und wenn die Gevatterleute zu prügeln anfangen und Teller und Flaschen in der Stube herumfliegen, und das Mannli weiß, daß er das alles zu bezahlen haben wird, so möchte ich den sehen, der ein fröhlich Gesicht noch machen kann. Und hat er das alles ausgestanden, so muß er sich noch schönstens bedanken, und nicht vergessen, einen Korb packen zu lassen, um doch auch seinem Weibe etwas mitzubringen.

Und zuletzt hat er vielleicht noch über langes Ausbleiben von seiner Frau die bittersten Vorwürfe anzuhören, die auf keine Entschuldigung, daß es sich ihm doch nicht geschickt hätte, vor seinen Gevatterleuten wegzugehen, hören will. Und wenn zu allerletzt die Frau die Ürti vernimmt und sie nicht im Verhältnis findet mit dem, was sie erhalten, so kann der arme Teufel von Vater versichert sein, daß er auf lange bös Wetter ins Land kriegt. Ich will gerne bekennen, daß es mir nicht ganz so ging, aber doch nicht ganz anders. Die Üerti vernahm ich nicht. Der Wirt meinte, das pressiere nicht, er müsse noch mit seiner Frau reden; es thue mir's sauft, einmal einen Schoppen bei ihm zu haben. Zu Hause empfing mich Mädeli auch gar nicht sauer, sondern sehr fröhlich, machte mir Vorwürfe, daß ich mich doch so mit ihm verköstige; es hätte ja gute Sachen auf lange. Die Ammannin habe es gar schön bedacht, und mehrere Gespielinnen seien bei ihm gewesen und haben

gekramet, daß es sich hätte schämen müssen. Aber vom Brunnen, und wie ich die Kaffeekannen gefegt und es mir geholfen, hätte es auch manches hören müssen. Ich sollte doch auch nicht Kummer haben, daß das Kind, das während der Taufe gar erbärmlich geschrieen, viel Kreuz und Leiden haben werde, welches solches schreien sonst bedeute; es hätte ihm alles abgenommen. Ich wußte nicht, was es damit meine, und Mädeli, im Bewußtsein seines mütterlichen Werkes, erzählte mir gar freudig: Die Hebamme sei mit dem Kinde voller Angst schwitzend angekommen aus der Kirche, und hätte schon vor der Thüre gerufen: „Gschwind, Frau, chumm, süsch chunnt's nit guet." Da hätte sie ihr erzählt, wie das Kind geweint, und was das bedeute; aber es mache noch nichts, man könne ihm das alles abnehmen. Geschwind solle sie Wein geben, und während sie, die Hebamme, Wein trinke, solle sie, die Mutter, eifrig beten und das Kind bsegnen. Da hätte die Hebamme drei Gläser Wein getrunken in den drei heiligen Namen, und Mädeli dreimal das Unser Vater gebeten und das Kind bsegnet recht andächtig. Ich solle ume nur keinen Kummer mehr haben und sehen, wie das Kind ruhig schlafe, wie seit langem nie.

Es hätte nicht geglaubt, sagte Mädeli, daß die Hebamme eine so verständige Frau sei; ich solle ihr doch das schönste Geld auslesen, wenn ich sie bezahle. Wie doch oft die verständigsten Weiber in Bezug auf sich, besonders auf ihre Kinder, überhaupt in Bezug auf alles, was sie lieben, abergläubisch sind! Sie leben mehr in der Gefühls- als der Verstandeswelt, auch die verständigsten. Schade nur, daß diese Gefühle sich oft mehr dem Teufel zukehren und daher etwas teufelmäßiges annehmen und gespensterartig ins Leben treten, als daß sie sich Gott und seiner Lichtwelt zuwenden und gläubig aber lichtvoll das Leben verklären.

Am folgenden Morgen war's, als Mädeli mich zum ersten Mal aus der Schule rief. Ich erschrak, wußte nicht was ungewöhnliches begegnet sei, und trat eiligst in die Stube. Da hatte Mädeli unsere drei Gläser aufgestellt und eine große Züpfe dazu, und sagte: es heig's düecht, es mög öppis näh, aber es düech's nit guet, we mr nit o nähmte; so alleine mög es nit. Das rührte mich wieder an meinem Weibchen, und deswegen kam es nicht zu kurz. Wenn nur die Leute glauben wollten, daß die Liebe durch die Liebe bezahlt wird, und Selbstsucht durch Selbstsucht.

Als die Schule aus war, mahnte mich Mädeli daran, daß ich doch alsobald unsere Schulden, bei Hebamme und Wirt, bezahlen solle, es könne sonst nicht ruhig schlafen, und erst dann wüßten wir, woran wir wären und was wir noch hätten.

Ich suchte also unser vorrätig Geld hervor aus dem Gänterli und aus dem Hosensack, und fand zusammen doch noch 8 Kronen und 20 Batzen, ohne die Einbünde unseres Kindes, denn diese an das Mahl zu verwenden, schien uns nicht recht. Diese Summe nahm ich mit mir voll Angst und Bangen nichts mehr heim zu bringen, um Kind und Weib zu erhalten.

Der Wirt nahm mich in die Nebenstube und rechnete mir auf dem Tisch mit der Kreide vor, wie viel Wein wir gebraucht und wie viel Thee, und erzählte, daß es viel gebraucht hätte, aber ds Statthalters Bueb sei geng dr wüestisch und borg niemere nüt. Öpper angerem könnte er es, wie ich da sehe, nicht unter einer Duble machen; es hätte ja 10 Maß Wein gebraucht; aber weil ich es sei, so wolle er es mit 5 Kronen und 10 Batzen machen. Er hätte mir noch nie etwas gegeben, und ich ihn nie um etwas geplaget; ich hätte es nicht

wie ander, die einem immer vor der Thüre seien. Ich hatte mehr gerechnet, und wehrte mich daher noch von dem Weine zu trinken, welchen er mir aufstellte; ich wolle ihm nicht alle Tage in den Kosten sein, sagte ich. Ich solle nur nehmen, er wolle es einem andern denn schon machen, sagte er. Der taxierte seine Leute! Nun mochte ich das wohl leiden, wenn er denen, die es vermochten, zu viel anrechnete, und dann den Ärmeren um so viel nachließ. Aber eine solche billige ausgleichende Taxation ist schwer für einen Wirt, wenigstens ebenso schwer, als dem Erz. Departement. Ich habe z. B. nie gehört, daß der Wirt, der bei der Gräbt eines reichen Junggesellen achtzig Maß süßen Thee verrechnete, den Überschuß ärmeren Hausmannlene habe zu gut kommen lassen.

Auch die Hebamme machte es billig und forderte nur 4 L., so daß mir noch 45 Batzen im Sack blieben. Mit diesen sollten wir nun haushalten drei Monate lang, und mein Nebenverdienst war, auch bei allem Fleiße, so viel als nichts; der Schwäher hatte im Winter auch nicht gar viel zu thun, so daß wir kümmerlich abbrechen mußten.

Es hätte für das Kind noch so manches angeschafft werden sollen, aber wir hatten es nicht. Mädeli tröstete sich damit, daß es dem Kinde deswegen doch nicht böser gehe. Seine Mutter habe immer gesagt, bei einem Kinde sei Reinlichkeit die Hauptsache, das mache es gesund und munter; dann hielt es mir das Kindlein vor und sagte, ich solle nur schmöcken, ob das Kind einen bösen Geruch hätte? während das Kind mancher reichen Bäurin rieche, wie vierzehntägige Ankenmilch; und ich solle nur sehen, wie sauber es sei; es habe schon viele Kinder gesehen, die köstliche Sachen angehabt, aber so schmutzig, daß es sie nicht hätte anrühren mögen, und dann hätten die Weiber gesagt: man könne die Kinder nicht immer sufer halten, man mög es

machen, wie man wolle. Aber die Mutter habe allbets gesagt, die Weiber probierten es nur nicht. Es war eine Freude, meinem Weibchen zuzusehen, wie es dem Kindlein Rat schaffte und wie sanft und zärtlich es mit ihm umging, und doch noch arbeitete dazu, und das Kind nicht zum Vorwand brauchte, um nichts zu thun, oder dasselbe auf den Arm zu nehmen und in den Häusern herumzulaufen.

Eines ärgerte mich an meinem Weibchen, ohne daß ich lange etwas sagen durfte. Es verlor gar viel Zeit mit plätzen und flicken. Schon anfangs Winters hatte es fast einen ganzen Tag damit zugebracht, die Kutte, in welcher ich gewöhnlich Schule hielt, von ihren unzähligen Löchern zu befreien. Damals sagte ich ihm oft, es solle doch nicht so Mühe haben; es gebe doch gleich wieder andere Löcher. Da hatte es mir geantwortet, es mache das gar gerne, und wenn es wieder neue Löcher geben solle, so werde es sie schon wieder vermachen, und dann eins nach dem andern, das brauche dann fast keine Zeit mehr. Ich dachte bei mir selbst, das sei vielleicht eine der Schwachheiten, von denen ich gehört, daß schwangere Frauen damit behaftet würden. Nach der Kindbette, dachte ich, werde das sich schon geben. Allein ich hatte mich verrechnet. Kaum war irgend ein Loch an mir zu sehen, oder ein Häftli am Hemdekragen abgesprungen, so legte Mädeli alles andere aus der Hand und fiselte mit der Nadel an mir herum, oder nahm mir das Kleidungsstück ab, ja manchmal, wenn es am Abend nicht mehr Zeit hatte, so stund es am Morgen früher auf und ruhte nicht, bis ich wieder ganz in der Schule erscheinen konnte. So mußte ich oft herhalten, wenn es mir nicht recht komod war, und ich fing an nachzurechnen, wie viel Zeit doch auf so dumme Weise versäumt würde.

Einst war ich eben am Brüten über einer Leichenrede, als Mädeli mit der Nadel herbei trippelte und mir das Häftli am Hemdekragen annähen wollte, da aus dem klaffenden mein Hals etwas kropfartig herausguckte. Da schnauzte ich es an, zum ersten Mal, glaube ich: es solle mich doch mit solchen Narrheiten in Ruhe lassen, und es wäre besser, es würde etwas arbeiten; es sehe ja, wie kaum wir thun müßten und jedes Stücklein Brot abzirkeln. Mädeli sah mich ganz erschrocken an und Thränen traten ihm in die Augen, und weichmütig sagte es: „Peter, bis doch nit höhn; i cha ja warte bis fertig bisch; aber wie hest o ds Herz, mr ds Nütthue fürz'ha! ich mache ja vo früeh bis spät u bi nie müßig, und thue, weiß Gott, was mr mügli isch.“ Und natürlich waren die Thränen ins Rinnen geraten.

Frauen verstehen gar zu leicht etwas falsch, oder nehmen einen Vorwurf allgemein, der nur auf etwas besonderes geht. Ich mußte daher erklären, das ich ihm nicht das Müßigsein vorhalte, sondern das machen von Sachen, die nichts abtrügen; denn ob ich ein Loch hätte am Rock oder keins, oder plätzte Hosen oder blutte Kniee, darauf komme doch nichts an, und hoffärtig zu werden, stehe einem übel an, wenn man längs Stück kein Geld im Hause habe. Aber mein Weibchen ward nicht böse, chupete nicht, sondern gar milde hielt es mir an, es doch darin machen zu lassen; es wolle nichts mehr darob versäumen, sondern diese Arbeit in der Nacht machen. Aber es könne es nicht übers Herz bringen, mich verhudelt in die Schule zu lassen; es wisse, was das könne. Sie hätten früher auch einen Schulmeister gehabt, der immer wie ein Fötzel ausgesehen; vor dem hätten sie gar keinen Respekt gehabt, sondern gar manchmal sich damit erlustiget, alle Löcher zu zählen, die er am Leibe gehabt, oder zu messen, wie groß ganzes er an

seiner Kleidung habe, und ab seinem Hals voll Kröpfe habe es ihm manchmal gruset. Es hätte es immer gedunkt, ein Schulmeister sollte doch nicht so verhudelt daher kommen; das sei nicht anständig für ihn, wenn er eine Schulkutte habe, wie Küher Stallkutten. Kinder und Kühe, Ställe und Schulstuben sollten sich doch unterscheiden. Und Hoffahrt sei das ja keine; im Gegenteil, man brauche viel weniger, wenn man immer flicke; und wenn man immer ganz sei, so brauche man auch nichts köstliches, und doch sehe man darin anständig aus. Wenn es mir meine Werktigkutte nicht so fleißig zurecht gemacht hätte, so wäre sie schon lange in Fetzen nnd ich müßte meine Sonntagskutte tragen. So redete die Mutter; da lächelte das eben erwachende Kind ihr ganz holdselig zu, als ob es sagen wollte: „Ja, Mueterli, du hesch recht, und du bist ein gutes Mueterli.“

Da nahmen wir beide das Kind und küßten es beide, und wurden einig über demselben, daß das Mueterli wirklich recht habe. So ward das Kindlein unser Friedensrichter, und lächelte nun uns beiden doppelt so holdselig.

Dreizehntes Kapitel.

Wenn Not auch kömmt,
Wenn nur nicht die Liebe von dannen rennt!

Kein Kind konnte sich auf das Examen mehr freuen als wir, und zwar freuten wir uns, wie die Kinder, wegen den Batzen. Als wir am Abend vorher diese zählten, hatten wir noch 9 Kreuzer, doch aber keine laufenden Schulden.

Diesmal lief das Examen recht gut ab. Der Herr Pfarrer hatte nichts zu frägeln, und nur einen kleinen Tadel ließ er laufen, den ich aber nicht schwer nahm. Er tadelte nämlich, daß die Kinder zum Schönschreiben aus Büchern abschrieben, und zwar ehe sie einen festen Buchstaben hätten; das trage ja gar nichts ab und verderbe jede Hand; denn die Kinder schrieben da, wie es ihnen in den Kopf käme, und nicht, wie es sein sollte. Ich entschuldigte mich gar sehr, daß es schon lange so der Brauch sei, daß ich bereits deswegen Verdruß gehabt. Ich hätte nämlich einige kleinere Kinder noch nicht aus dem Buche wollen abschreiben lassen, und da hätten die Eltern gar sehr mit mir aufbegehrt, sie wollten nicht, daß ihre Kinder zurückblieben, und sie wären so fürnehm als die andern, welche aus dem Buche abschrieben. Da hielt der Pfarrer den Vorgesetzten eine lange Vorlesung über die Grundsätze des Schönschreibens und die Notwendigkeit einer sichern Übung. Und die Vorgesetzten schauten gerade vor sich hin und dachten bei sich selbsten: red du ume bis chystig bisch. Als der Pfarrer aber gar lange nicht chystig werden wollte, sagte endlich der Chorrichter: es sei immer so gewesen, und allbets seien mehr Leute selig geworden, und aus der Kinderbibel schreibe man ja ab; das sei noch Religion; so auf ein Blatt könne ein jeder Stürmi kafeln, was er wolle; aber er merk wohl, es sei an der Religion gar wenig mehr gelegen. Da wollte der Pfarrer eine andere Vorlesung anfangen über den Zusammenhang des Schreibens und der Religion, allein der Chorrichter sagte: und er sei der Meinung, daß bei den Kindern alles auf die Religion gezogen werde. Die Kinder hätten Zeit dazu; wenn man einmal erwachsen sei und werchen müsse, da könne man sich damit nicht mehr abgeben. Aber es sei geng gut, wenn man einmal die Religion gelernt habe; man wisse doch nicht, wenn man sterbe; und wenn man

alt werde und nicht mehr werchen möge, so könne man sie wieder fürenäh u heig no mengisch churzi Zyti dabei. „Es isch geng um d'Ewigkeit!“ setzte er hinzu, und schloß da. Den eigentlichen Schluß überließ er jedem selbst zu machen, nämlich: daß man, wenn die fatale Ewigkeit nicht wäre, die Religion für diese Zeit eben nicht viel brauchte.

Nachdem endlich jedes Kind seine Batzen hatte, brösmete der Kirchmeier auch mir meinen Lohn aus. Ich zitterte fast mit den Händen, als ich meine 62 L. 5 Bz. einstrich, und gar gräßlich langsam kamen mir der Pfarrer und die Vorgesetzten beim Abscheidnehmen vor. Ich mochte gar nicht warten, bis ich den Haufen Geld vor Mädeli ausschütten konnte. Aber im Hausgang hielt mich noch die Weggenfrau, die sich da angesiedelt hatte, um den Kindern das Geld abzuläschlen, auf, und fragte mich: ob ich meinem Bübel nicht auch einen Weggen kramen wolle? Ich kaufte nicht nur einen, sondern vier auf einmal. Ich dachte, das Geld hätte ich sauer verdient, und es möge sich doch wohl erleiden, auch ein kleines Freudeli zu haben. Andere Schulmeister gingen mit Weib und Kindern ins Wirtshaus; das sei auch nicht bös, aber es koste doch mehr als vier Weggen, und so könne uns doch niemand vorhalten, daß wir verthünlich wären. O wir lebten nun ganz herrlich an unsern Weggen, und unser Kind schmatzete so behaglich an seinem ungewohnten Bröckeli, daß wir unsere Herzensfreude daran hatten, und jedes von uns wollte etwas von seinem Weggen erübrigen, um dem Kleinen noch einmal diese Freude zu machen. Man glaubt nicht, wie unendlich wohl dem Armen die Genüsse thun, die ihm selten werden. Ein Reicher, ein König hat gar keine Vorstellung davon, wie wohl zuweilen ein Armer nur an einem weißen Brötchen lebt, und wenn er einmal zu einem guten Stücklein Fleisch gekommen, das saftig und fett war, so

erquickt ihn noch Jahre lang der Gedanke, wie gut ihm dasselbe geschmeckt, und seine Augen glänzen ihm dabei, als ob er es eben erst genieße. Solche innige Genüsse hat kein König; denn nichts ist ihm selten und ungewohnt, und darin liegt wohl die Ausgleichung der scheinbaren Ungerechtigkeit in der Austeilung der Genüsse.

Was mein Weibchen staunte, als ich 62 L. 5 Batzen minus 3 Btz. in einen Haufen vor ihns ausschüttete! So viel Geld hatte es noch nie bei einander gesehen; darum sah es dasselbe mit so freudig glänzenden Augen an und wagte es fast nicht, den Haufen mit der Hand zu berühren. „Jetz, Peterli," sagte es, „jetz cheu mr's mache, jetz bruche mr ke Chummer meh z'ha. Jetz hei mr Geld gnue. Jetz cheu mr aschaffe, was mr öppe nötig hei, u thue grad 10 Kr. dänne für dOrgele." Ich that also; aber Mädeli erschrak ordentlich, als es sah, wie der Haufe sich verkleinert hatte durch das Wegnehmen der 10 Kronen, und als wir noch einiges Geld davon nahmen, um notwendige Bedürfnisse vom Krämer zu holen, da hätte es fast geweint über den kleinen Rest. Doch war es nun Sommer; die laufenden Bedürfnisse sollten aus dem Verdienst angeschafft und das vorrätige Geld gespart werden können. Dann rechneten wir wieder auf Flachs- und Hanf-Ertrag, rechneten auf etwas Korn u. s. w. Aber Mädeli konnte nun nicht ganz mehr so viel draußen sein; das Kind versäumte doch, obgleich dasselbe oft mitgenommen wurde auf den Acker und dort auf unsern ausgezogenen Kleidern schlafen sollte. Aber wenn es erwachte, so mußte man die Arbeit lassen und sich mit ihm versäumen. Dem Schwäher konnten wir es nicht wohl überlassen; er fragte nichts darnach mit Kindern umzugehen; zudem wurde er immer unachtsamer und unbehülflicher. In Zeit einem Jahr hatte es ihm gar fast böset. Ich mußte also desto mehr beim Pflanzen helfen

und konnte um so weniger beim Webstuhl sein. Und wenn man nur so dazu und davon kann, so verrichtet man gar wenig. Und war ich daran, so kam hie einer und da einer und sagte: „Schumeister, du muesch mr neuis schrybe."

Dabei mußte ich mich viel länger versäumen gewöhnlich, als nötig war, weil man mir entweder gar nicht zu sagen wußte, was man eigentlich wollte, oder weil man es so breit und verhürschet that, daß ich nicht daraus kommen konnte. Und während ich die Sache mühselig ins Klare zu setzen suchte, stopfte der Petent gelassen eine Pfeife von meinem Tabak, mit der Entschuldigung, er hätte vergessen zu kaufen, oder ich werde bessern haben, als er. War ich endlich fertig, so machten die einen es wie jener Knecht und sagten: „Dankeigisch! oder chost's neuis?" Andere sagten: „Schumeister, we mr einisch z'säme chöme, su zahl i dr de-n-e Schoppe." Die dritten fragten wohl: „Was isch di Sach, Schumeister?" und wenn ich antwortete, es sei nicht dr wert, öppis z'heusche, so drangen sie freilich in mich. Es ist aber merkwürdig, hier die verschiedenen Töne der beiden streitenden zu beobachten. Unter 10 Fällen nähme der eine gerne und der andere gäbe lieber nichts. Nun wollen beide höflich sein, der eine sich anständig weigern, der andere anständig nötigen. Der eine will so lange weigern, bis es hohe Zeit ist zu nehmen, ehe der andere mit nötigen absteht; der andere will so lange nötigen, bis der genötigte darauf und dran ist, anzunehmen. Nun passen sie einander auf die Stimmen, um zu unterscheiden, auf welchem Punkte ein jeder sei, und wenn einer glaubt, der andere sei darauf und dran, sich zwängen zu lassen, so sagt er geschwinde: „He nu, we d's zwänge wottsch, su zwäng's; es isch unverschant, aber du söllisch Dank ha z'hunderttusig Male," und nun nimmt er das dargebotene, oder er zieht es zurück, je nachdem der bietende das

der weigerende den Vorsprung gewonnen, und der andere ist kaput und macht ein lang Gesicht und eine weinerliche Stimme. Zu dem allem sind sich dieser Manövers die meisten Menschen nicht einmal bewußt, sondern sie üben sie instinktmäßig. Wenn ich viel versäumt hatte oder in Nöten war, so sagte ich wohl auch: „He du chasch mr gäh, was d'öppe witt;" dann kriegte ich manchmal einen halben oder einen ganzen Batzen, und manchmal kramte einer lange im Sacke, zog verschiedene Stücke Geld hervor und sagte endlich: „Schumeister, i ha ke Münz, i will's dr de es angers Mal gäh; vergiß nit u mahn mi dra." Aber der Schulmeister durfte nicht mahnen, und wer will es dem andern, der sich auf das gemahntwerden verließ, verargen, wenn er es vergaß?

Nur hie und da gab es auch einen, der ohne Frage oder ohne Komplimente in den Sack längte und mich ordentlich bezahlte; aber leider hatten gar wenige diesen Verstand.

War ich recht lange in der Schulstube gewesen, wo gewöhnlich solche Geschäfte verrichtet wurden, so sah mich dann Mädeli erwartungsvoll an und fragte wohl auch: ob ich etwas verdienet hätte? Und wenn ich Nein antwortete, so sagte es lange nichts darauf; aber wenn es wieder aufblickte, so hatte es trübe Augen. Mädelis trübe Augen, wenn ich immer wieder mit leeren Händen kam, gaben mir endlich den Mut, ein Billiges zu fordern denen, die zahlen konnten.

Und daß Mädelis Augen trübe wurden, hatte seine gegründete Ursachen. Mädeli ward wieder schwerfällig und bläßer und hatte es in allen Gliedern. Diesmal liefen wir zu keinem Doktor; wir wußten wohl, daß es etwas anders sei. Allein wie das nun gehen sollte, konnten wir nicht begreifen. Noch war es nicht Winter und hatten wir doch bereits unsern Schulgarn angreifen müssen, hatten nicht einmal alle 10 Kronen an

die Orgel geben können, mußten nicht nur eine Kindbetti bestehen, sondern auch für das ältere Kind ein Bettlein anschaffen. So hatten wir billig Angst, und Mädeli jammerte: ob es wohl die Haushaltung nicht recht verstünde? Es möchte gerne wissen, wo es fehle? Wenn es an den Haufen Geld denke, den wir gehabt, und an das, was wir noch verdient, so könne es gar nicht begreifen, wo all das Geld hingekommen. Wenn es aber dann wieder nachsinne, was unnütz gebraucht oder überflüssig angeschafft worden wäre, so könne es wieder gar nichts erdenken; wir hätten ja noch so viel nötig und so schmal gelebt und im Wirtshaus keinen Kreuzer verthan. Und wenn es dann wieder sinne, wie andere Leute es machen, denen man gar keinen Mangel ansehe und von denen man nicht wüßte, daß sie so einen Haufen Geld auf einmal erhielten, die noch mehr Kinder hätten und trotzdem immer Geld zu einer Lustbarkeit, so verliere es allen Mut, müsse sich im Fehler glauben, müsse denken, es wäre ein Glück für mich, wenn es stürbe, eine andere Frau könnte mir wohl besser haushalten; und dann thue ihm dieser Gedanke, daß es von mir weg müsse, daß ich eine andere nehmen würde, so weh, daß es ganz winselsinnig werde. Dann tröstete ich und versuchte nachzurechnen, was wir eigentlich brauchen, und fand von jeder Sache so wenig gebraucht, aber daß das wenige alles zusammen gethan das viele ausmache, daß ich es wohl von aller Schuld entheben konnte, aber eben wieder deswegen nicht allen Kummers für die Zukunft. Wir hatten weniger verdienen können, als wir gedacht. Unerwartete Ausgaben gibt es auch in der unbedeutendsten Haushaltung, und wäre es auch nur ein zerbrochenes Kaffeekacheli. Das Jahr war auch keins der besten gewesen: wir hatten wenig zu verkaufen gehabt, das Brot war um einen Rappen teurer geworden. Wenn man nun alles dieses

wie ander, die einem immer vor der Thüre seien. Ich hatte mehr gerechnet, und wehrte mich daher noch von dem Weine zu trinken, welchen er mir aufstellte; ich wolle ihm nicht alle Tage in den Kosten sein, sagte ich. Ich solle nur nehmen, er wolle es einem andern denn schon machen, sagte er. Der taxierte seine Leute! Nun mochte ich das wohl leiden, wenn er denen, die es vermochten, zu viel anrechnete, und dann den Ärmeren um so viel nachließ. Aber eine solche billige ausgleichende Taxation ist schwer für einen Wirt, wenigstens ebenso schwer, als dem Erz. Departement. Ich habe z. B. nie gehört, daß der Wirt, der bei der Gräbt eines reichen Junggesellen achtzig Maß süßen Thee verrechnete, den Überschuß ärmeren Hausmannlene habe zu gut kommen lassen.

Auch die Hebamme machte es billig und forderte nur 4 L., so daß mir noch 45 Batzen im Sack blieben. Mit diesen sollten wir nun haushalten drei Monate lang, und mein Nebenverdienst war, auch bei allem Fleiße, so viel als nichts; der Schwäher hatte im Winter auch nicht gar viel zu thun, so daß wir kümmerlich abbrechen mußten.

Es hätte für das Kind noch so manches angeschafft werden sollen, aber wir hatten es nicht. Mädeli tröstete sich damit, daß es dem Kinde deswegen doch nicht böser gehe. Seine Mutter habe immer gesagt, bei einem Kinde sei Reinlichkeit die Hauptsache, das mache es gesund und munter; dann hielt es mir das Kindlein vor und sagte, ich solle nur schmöcken, ob das Kind einen bösen Geruch hätte? während das Kind mancher reichen Bäurin rieche, wie vierzehntägige Ankenmilch; und ich solle nur sehen, wie sauber es sei; es habe schon viele Kinder gesehen, die köstliche Sachen angehabt, aber so schmutzig, daß es sie nicht hätte anrühren mögen, und dann hätten die Weiber gesagt: man könne die Kinder nicht immer sufer halten, man mög es

machen, wie man wolle. Aber die Mutter habe allbets gesagt, die Weiber probierten es nur nicht. Es war eine Freude, meinem Weibchen zuzusehen, wie es dem Kindlein Rat schaffte und wie sanft und zärtlich es mit ihm umging, und doch noch arbeitete dazu, und das Kind nicht zum Vorwand brauchte, um nichts zu thun, oder dasselbe auf den Arm zu nehmen und in den Häusern herumzulaufen.

Eines ärgerte mich an meinem Weibchen, ohne daß ich lange etwas sagen durfte. Es verlor gar viel Zeit mit plätzen und flicken. Schon anfangs Winters hatte es fast einen ganzen Tag damit zugebracht, die Kutte, in welcher ich gewöhnlich Schule hielt, von ihren unzähligen Löchern zu befreien. Damals sagte ich ihm oft, es solle doch nicht so Mühe haben; es gebe doch gleich wieder andere Löcher. Da hatte es mir geantwortet, es mache das gar gerne, und wenn es wieder neue Löcher geben solle, so werde es sie schon wieder vermachen, und dann eins nach dem andern, das brauche dann fast keine Zeit mehr. Ich dachte bei mir selbst, das sei vielleicht eine der Schwachheiten, von denen ich gehört, daß schwangere Frauen damit behaftet würden. Nach der Kindbette, dachte ich, werde das sich schon geben. Allein ich hatte mich verrechnet. Kaum war irgend ein Loch an mir zu sehen, oder ein Häftli am Hemdekragen abgesprungen, so legte Mädeli alles andere aus der Hand und fiselte mit der Nadel an mir herum, oder nahm mir das Kleidungsstück ab, ja manchmal, wenn es am Abend nicht mehr Zeit hatte, so stund es am Morgen früher auf und ruhte nicht, bis ich wieder ganz in der Schule erscheinen konnte. So mußte ich oft herhalten, wenn es mir nicht recht komod war, und ich fing an nachzurechnen, wie viel Zeit doch auf so dumme Weise versäumt würde.

Einst war ich eben am Brüten über einer Leichenrede, als Mädeli mit der Nadel herbei trippelte und mir das Häftli am Hemdekragen annähen wollte, da aus dem klaffenden mein Hals etwas kropfartig herausguckte. Da schnauzte ich es an, zum ersten Mal, glaube ich: es solle mich doch mit solchen Narrheiten in Ruhe lassen, und es wäre besser, es würde etwas arbeiten; es sehe ja, wie kaum wir thun müßten und jedes Stücklein Brot abzirkeln. Mädeli sah mich ganz erschrocken an und Thränen traten ihm in die Augen, und weichmütig sagte es: „Peter, bis doch nit höhn; i cha ja warte bis fertig bisch; aber wie hest o ds Herz, mr ds Nütthue fürz'ha! ich mache ja vo früeh bis spät u bi nie müßig, und thue, weiß Gott, was mr mügli isch.“ Und natürlich waren die Thränen ins Rinnen geraten.

Frauen verstehen gar zu leicht etwas falsch, oder nehmen einen Vorwurf allgemein, der nur auf etwas besonderes geht. Ich mußte daher erklären, das ich ihm nicht das Müßigsein vorhalte, sondern das machen von Sachen, die nichts abtrügen; denn ob ich ein Loch hätte am Rock oder keins, oder plätzte Hosen oder blutte Kniee, darauf komme doch nichts an, und hoffärtig zu werden, stehe einem übel an, wenn man längs Stück kein Geld im Hause habe. Aber mein Weibchen ward nicht böse, chupete nicht, sondern gar milde hielt es mir an, es doch darin machen zu lassen; es wolle nichts mehr darob versäumen, sondern diese Arbeit in der Nacht machen. Aber es könne es nicht übers Herz bringen, mich verhudelt in die Schule zu lassen; es wisse, was das könne. Sie hätten früher auch einen Schulmeister gehabt, der immer wie ein Fötzel ausgesehen; vor dem hätten sie gar keinen Respekt gehabt, sondern gar manchmal sich damit erlustiget, alle Löcher zu zählen, die er am Leibe gehabt, oder zu messen, wie groß ganzes er an

seiner Kleidung habe, und ab seinem Hals voll Kröpfe habe es ihm manchmal gruset. Es hätte es immer gedunkt, ein Schulmeister sollte doch nicht so verhudelt daher kommen; das sei nicht anständig für ihn, wenn er eine Schulkutte habe, wie Küher Stallkutten. Kinder und Kühe, Ställe und Schulstuben sollten sich doch unterscheiden. Und Hoffahrt sei das ja keine; im Gegenteil, man brauche viel weniger, wenn man immer flicke; und wenn man immer ganz sei, so brauche man auch nichts köstliches, und doch sehe man darin anständig aus. Wenn es mir meine Werktigkutte nicht so fleißig zurecht gemacht hätte, so wäre sie schon lange in Fetzen nnd ich müßte meine Sonntagskutte tragen. So redete die Mutter; da lächelte das eben erwachende Kind ihr ganz holdselig zu, als ob es sagen wollte: „Ja, Mueterli, du hesch recht, und du bist ein gutes Mueterli."

Da nahmen wir beide das Kind und küßten es beide, und wurden einig über demselben, daß das Mueterli wirklich recht habe. So ward das Kindlein unser Friedensrichter, und lächelte nun uns beiden doppelt so holdselig.

Dreizehntes Kapitel.

Wenn Not auch kömmt,
Wenn nur nicht die Liebe von dannen rennt!

Kein Kind konnte sich auf das Examen mehr freuen als wir, und zwar freuten wir uns, wie die Kinder, wegen den Batzen. Als wir am Abend vorher diese zählten, hatten wir noch 9 Kreuzer, doch aber keine laufenden Schulden.

Diesmal lief das Examen recht gut ab. Der Herr Pfarrer hatte nichts zu frägeln, und nur einen kleinen Tadel ließ er laufen, den ich aber nicht schwer nahm. Er tadelte nämlich, daß die Kinder zum Schönschreiben aus Büchern abschrieben, und zwar ehe sie einen festen Buchstaben hätten; das trage ja gar nichts ab und verderbe jede Hand; denn die Kinder schrieben da, wie es ihnen in den Kopf käme, und nicht, wie es sein sollte. Ich entschuldigte mich gar sehr, daß es schon lange so der Brauch sei, daß ich bereits deswegen Verdruß gehabt. Ich hätte nämlich einige kleinere Kinder noch nicht aus dem Buche wollen abschreiben lassen, und da hätten die Eltern gar sehr mit mir aufbegehrt, sie wollten nicht, daß ihre Kinder zurückblieben, und sie wären so fürnehm als die andern, welche aus dem Buche abschrieben. Da hielt der Pfarrer den Vorgesetzten eine lange Vorlesung über die Grundsätze des Schönschreibens und die Notwendigkeit einer sichern Übung. Und die Vorgesetzten schauten gerade vor sich hin und dachten bei sich selbsten: red du ume bis chystig bisch. Als der Pfarrer aber gar lange nicht chystig werden wollte, sagte endlich der Chorrichter: es sei immer so gewesen, und allbets seien mehr Leute selig geworden, und aus der Kinderbibel schreibe man ja ab; das sei noch Religion; so auf ein Blatt könne ein jeder Stürmi kafeln, was er wolle; aber er merk wohl, es sei an der Religion gar wenig mehr gelegen. Da wollte der Pfarrer eine andere Vorlesung anfangen über den Zusammenhang des Schreibens und der Religion, allein der Chorrichter sagte: und er sei der Meinung, daß bei den Kindern alles auf die Religion gezogen werde. Die Kinder hätten Zeit dazu; wenn man einmal erwachsen sei und werchen müsse, da könne man sich damit nicht mehr abgeben. Aber es sei geng gut, wenn man einmal die Religion gelernt habe; man wisse doch nicht, wenn man sterbe; und wenn man

alt werde und nicht mehr werchen möge, so könne man sie wieder fürenäh u heig no mengisch churzi Zyti dabei. „Es isch geng um d'Ewigkeit!“ setzte er hinzu, und schloß da. Den eigentlichen Schluß überließ er jedem selbst zu machen, nämlich: daß man, wenn die fatale Ewigkeit nicht wäre, die Religion für diese Zeit eben nicht viel brauchte.

Nachdem endlich jedes Kind seine Batzen hatte, brösmete der Kirchmeier auch mir meinen Lohn aus. Ich zitterte fast mit den Händen, als ich meine 62 L. 5 Bz. einstrich, und gar gräßlich langsam kamen mir der Pfarrer und die Vorgesetzten beim Abscheidnehmen vor. Ich mochte gar nicht warten, bis ich den Haufen Geld vor Mädeli ausschütten konnte. Aber im Hausgang hielt mich noch die Weggenfrau, die sich da angesiedelt hatte, um den Kindern das Geld abzuläschlen, auf, und fragte mich: ob ich meinem Bübel nicht auch einen Weggen kramen wolle? Ich kaufte nicht nur einen, sondern vier auf einmal. Ich dachte, das Geld hätte ich sauer verdient, und es möge sich doch wohl erleiden, auch ein kleines Freudeli zu haben. Andere Schulmeister gingen mit Weib und Kindern ins Wirtshaus; das sei auch nicht bös, aber es koste doch mehr als vier Weggen, und so könne uns doch niemand vorhalten, daß wir verthünlich wären. O wir lebten nun ganz herrlich an unsern Weggen, und unser Kind schmatzete so behaglich an seinem ungewohnten Bröckeli, daß wir unsere Herzensfreude daran hatten, und jedes von uns wollte etwas von seinem Weggen erübrigen, um dem Kleinen noch einmal diese Freude zu machen. Man glaubt nicht, wie unendlich wohl dem Armen die Genüsse thun, die ihm selten werden. Ein Reicher, ein König hat gar keine Vorstellung davon, wie wohl zuweilen ein Armer nur an einem weißen Brötchen lebt, und wenn er einmal zu einem guten Stücklein Fleisch gekommen, das saftig und fett war, so

erquickt ihn noch Jahre lang der Gedanke, wie gut ihm dasselbe geschmeckt, und seine Augen glänzen ihm dabei, als ob er es eben erst genieße. Solche innige Genüsse hat kein König; denn nichts ist ihm selten und ungewohnt, und darin liegt wohl die Ausgleichung der scheinbaren Ungerechtigkeit in der Austeilung der Genüsse.

Was mein Weibchen staunte, als ich 62 L. 5 Batzen minus 3 Bz. in einen Haufen vor ihns ausschüttete! So viel Geld hatte es noch nie bei einander gesehen; darum sah es dasselbe mit so freudig glänzenden Augen an und wagte es fast nicht, den Haufen mit der Hand zu berühren. „Jetz, Peterli," sagte es, „jetz cheu mr's mache, jetz bruche mr ke Chummer meh z'ha. Jetz hei mr Geld gnue. Jetz cheu mr aschaffe, was mr öppe nötig hei, u thue grad 10 Kr. dänne für dOrgele." Ich that also; aber Mädeli erschrak ordentlich, als es sah, wie der Hause sich verkleinert hatte durch das Wegnehmen der 10 Kronen, und als wir noch einiges Geld davon nahmen, um notwendige Bedürfnisse vom Krämer zu holen, da hätte es fast geweint über den kleinen Rest. Doch war es nun Sommer; die laufenden Bedürfnisse sollten aus dem Verdienst angeschafft und das vorrätige Geld gespart werden können. Dann rechneten wir wieder auf Flachs- und Hanf-Ertrag, rechneten auf etwas Korn u. s. w. Aber Mädeli konnte nun nicht ganz mehr so viel draußen sein; das Kind versäumte doch, obgleich dasselbe oft mitgenommen wurde auf den Acker und dort auf unsern ausgezogenen Kleidern schlafen sollte. Aber wenn es erwachte, so mußte man die Arbeit lassen und sich mit ihm versäumen. Dem Schwäher konnten wir es nicht wohl überlassen; er fragte nichts darnach mit Kindern umzugehen; zudem wurde er immer unachtsamer und unbehülflicher. In Zeit einem Jahr hatte es ihm gar fast böset. Ich mußte also desto mehr beim Pflanzen helfen

und konnte um so weniger beim Webstuhl sein. Und wenn man nur so dazu und davon kann, so verrichtet man gar wenig. Und war ich daran, so kam hie einer und da einer und sagte: „Schumeister, du muesch mr neuis schrybe.“

Dabei mußte ich mich viel länger versäumen gewöhnlich, als nötig war, weil man mir entweder gar nicht zu sagen wußte, was man eigentlich wollte, oder weil man es so breit und verhürschet that, daß ich nicht daraus kommen konnte. Und während ich die Sache mühselig ins Klare zu setzen suchte, stopfte der Petent gelassen eine Pfeife von meinem Tabak, mit der Entschuldigung, er hätte vergessen zu kaufen, oder ich werde bessern haben, als er. War ich endlich fertig, so machten die einen es wie jener Knecht und sagten: „Dankeigisch! oder chost's neuis?“ Andere sagten: „Schumeister, we mr einisch z'säme chöme, su zahl i dr de=n=e Schoppe.“ Die dritten fragten wohl: „Was isch di Sach, Schumeister?“ und wenn ich antwortete, es sei nicht dr wert, öppis z'heusche, so drangen sie freilich in mich. Es ist aber merkwürdig, hier die verschiedenen Töne der beiden streitenden zu beobachten. Unter 10 Fällen nähme der eine gerne und der andere gäbe lieber nichts. Nun wollen beide höflich sein, der eine sich anständig weigern, der andere anständig nötigen. Der eine will so lange weigern, bis es hohe Zeit ist zu nehmen, ehe der andere mit nötigen absteht; der andere will so lange nötigen, bis der genötigte darauf und dran ist, anzunehmen. Nun passen sie einander auf die Stimmen, um zu unterscheiden, auf welchem Punkte ein jeder sei, und wenn einer glaubt, der andere sei darauf und dran, sich zwängen zu lassen, so sagt er geschwinde: „He nu, we d's zwänge wottsch, su zwäng's; es isch uverschant, aber du söllisch Dank ha z'hunderttusig Male,“ und nun nimmt er das dargebotene, oder er zieht es zurück, je nachdem der bietende od=

der weigerende den Vorsprung gewonnen, und der andere ist kaput und macht ein lang Gesicht und eine weinerliche Stimme. Zu dem allem sind sich dieser Manövers die meisten Menschen nicht einmal bewußt, sondern sie üben sie instinktmäßig. Wenn ich viel versäumt hatte oder in Nöten war, so sagte ich wohl auch: „He du chasch mr gäh, was d'öppe witt;" dann kriegte ich manchmal einen halben oder einen ganzen Batzen, und manchmal kramte einer lange im Sacke, zog verschiedene Stücke Geld hervor und sagte endlich: „Schumeister, i ha ke Münz, i will's dr de es angers Mal gäh; vergiß nit u mahn mi dra." Aber der Schulmeister durfte nicht mahnen, und wer will es dem andern, der sich auf das gemahntwerden verließ, verargen, wenn er es vergaß?

Nur hie und da gab es auch einen, der ohne Frage oder ohne Komplimente in den Sack längte und mich ordentlich bezahlte; aber leider hatten gar wenige diesen Verstand.

War ich recht lange in der Schulstube gewesen, wo gewöhnlich solche Geschäfte verrichtet wurden, so sah mich dann Mädeli erwartungsvoll an und fragte wohl auch: ob ich etwas verdienet hätte? Und wenn ich Nein antwortete, so sagte es lange nichts darauf; aber wenn es wieder aufblickte, so hatte es trübe Augen. Mädelis trübe Augen, wenn ich immer wieder mit leeren Händen kam, gaben mir endlich den Mut, ein Billiges zu fordern denen, die zahlen konnten.

Und daß Mädelis Augen trübe wurden, hatte seine gegründete Ursachen. Mädeli ward wieder schwerfällig und bläßer und hatte es in allen Gliedern. Diesmal liefen wir zu keinem Doktor; wir wußten wohl, daß es etwas anders sei. Allein wie das nun gehen sollte, konnten wir nicht begreifen. Noch war es nicht Winter und hatten wir doch bereits unsern Schulgahn angreifen müssen, hatten nicht einmal alle 10 Kronen an

die Orgel geben können, mußten nicht nur eine Kindbetti bestehen, sondern auch für das ältere Kind ein Bettlein anschaffen. So hatten wir billig Angst, und Mädeli jammerte: ob es wohl die Haushaltung nicht recht verstünde? Es möchte gerne wissen, wo es fehle? Wenn es an den Haufen Geld denke, den wir gehabt, und an das, was wir noch verdient, so könne es gar nicht begreifen, wo all das Geld hingekommen. Wenn es aber dann wieder nachsinne, was unnütz gebraucht oder überflüssig angeschafft worden wäre, so könne es wieder gar nichts erdenken; wir hätten ja noch so viel nötig und so schmal gelebt und im Wirtshaus keinen Kreuzer verthan. Und wenn es dann wieder sinne, wie andere Leute es machen, denen man gar keinen Mangel ansehe und von denen man nicht wüßte, daß sie so einen Haufen Geld auf einmal erhielten, die noch mehr Kinder hätten und trotzdem immer Geld zu einer Lustbarkeit, so verliere es allen Mut, müsse sich im Fehler glauben, müsse denken, es wäre ein Glück für mich, wenn es stürbe, eine andere Frau könnte mir wohl besser haushalten; und dann thue ihm dieser Gedanke, daß es von mir weg müsse, daß ich eine andere nehmen würde, so weh, daß es ganz winselsinnig werde. Dann tröstete ich und versuchte nachzurechnen, was wir eigentlich brauchen, und fand von jeder Sache so wenig gebraucht, aber daß das wenige alles zusammen gethan das viele ausmache, daß ich es wohl von aller Schuld entheben konnte, aber eben wieder deswegen nicht allen Kummers für die Zukunft. Wir hatten weniger verdienen können, als wir gedacht. Unerwartete Ausgaben gibt es auch in der unbedeutendsten Haushaltung, und wäre es auch nur ein zerbrochenes Kaffeekacheli. Das Jahr war auch keins der besten gewesen: wir hatten wenig zu verkaufen gehabt, das Brot war um einen Rappen teurer geworden. Wenn man nun alles dieses

zusammennimmt und bedenkt, wie schwer solche scheinbaren Kleinigkeiten bei einem Einkommen von 62 L. 5 Btz. drücken, der wird uns sicher nicht Liederlichkeit vorwerfen, wie man es so gerne bei einem Schulmeister zu thun pflegt; wird uns nicht gutes Leben mit Recht vorhalten können — denn wenn man alles kaufen muß, so rechne man doch, wohin nur Milch und Brot führen. Gebe man für jedes täglich nur einen Batzen aus, so macht dieser Batzen im Jahr bereits 73 L. Mein liebes Weibchen und ich brachen uns fast die Köpfe mit rechnen, wie wir ersparen wollten, und wie erwerben? Und dieses beständige rechnen im Kopf, das Batzenzählen allenthalben, nicht aus Geiz, sondern aus Not, verleidete uns wahrhaftig manchmal den Bissen Brot, und wenn der Mund noch so hungrig darnach geschnappt hatte, so quoll er uns doch im Halse. Denn hätten wir diesen Bissen nicht gegessen, so wäre immer so und so viel erspart gewesen. Aber es sparte jedes an sich selbsten, und den Bissen, den das andere aß, gönnte es ihm von ganzem Herzen, ja wir branzten oft mit einander, daß jedes dem andern mehr aufdringen wollte: ich dem Mädeli, weil sein Zustand es erfordere, Mädeli mir, weil die meiste Arbeit mir obliege. So läßt sich denn doch die Not noch mit einer gewissen Freudigkeit ertragen, weil man gemeinsam und einig trägt, und ein jedes den größten Teil der Bürde für sich will. Wenn aber in einer Ehe keins sich selbst etwas abbrechen will, sondern vom andern alle Entbehrungen fordert, wenn es für sich selbst nicht Kosten scheut, dem andern aber jeden Kreuzer nachrechnet; wenn es alle Entbehrungen, denen es nicht entkommen kann, dem andern zur Last legt, ihm allein die Schuld ihres Zustandes beimißt und vorwirft — wenn eins dies gegen das andere thut, so leiden beide, das vorwerfende die Hölle, das, welches die Last tragen soll, das Fegfeuer; denn der unschuldig Gequälte

leidet weniger als der Mißvergnügte. Wenn aber beide einander mit scheelen Augen ansehen, jedes für sich sorgen, das andere schmalbarten lassen möchte, so leiden beide, was beide verdienen, die Hölle nämlich. Wie viele solche selbstgemachten Höllen gibt es wohl?

Vierzehntes Kapitel.

Je gewaltiger die Not an uns geht,
Desto näher der Herr uns zur Seite steht.

Gar oft, wenn mein Weibchen schweren Mutes wurde und ich nichts anders als mit zu seufzen wußte, oder höchstens zu sagen: „Wart nur, es wird scho bessere, es wird o öppe-n-angers cho!“ ward unser Kleine der Mutter Tröster. Wenn er mit seinen Händchen ihre Backen strich, sein Köpfchen an ihrem Busen barg und dann mit der Liebe Schalkheit zu ihr aufsah, dann vergaß sie den Kummer und gedachte nur des Schatzes, den sie in den Armen hielt, konnte mit ihm wieder tändeln und heiter werden in mütterlicher Lust, konnte mit ihm wieder zum Kinde werden, teilend seine Harmlosigkeit. Es war dies eine Wohlthat für die Mutter. In aller Bedrängnis hatte sie ihre glücklichen Stunden: diese waren ein Lohn ihres kindlichen Sinnes, der des Kindes kindlichen Sinn nährte und nicht vergiftete. Eltern haben immer trübe Stunden, Stunden des Ernstes, des Wehs oder des Kummers; trübe wird ihr Himmel und unlustig wird es unter demselben. Wohl ihnen, wenn die Kinder die Lüftchen sind, welche die düstern Wolken zu verjagen vermögen, wenn an der Kinder Himmel der ihrige sich aufklärt,

wenn der Kinder Himmel auch der ihrige noch werden kann. Dann haben sie eine große Wohlthat empfangen; ihr Alter wird ein heiteres sein und ihrer Kinder Jugend eine frohe; dann genießen sie ein hohes Glück; denn was helfen alle Güter der Erde, wenn die Seele ein finsterer Sinn umnachtet, durch den keine Sonne mehr dringt, nicht einmal eines Kindes Lächeln? Und was vermag dagegen ein heiteres Gemüt nicht zu ertragen und zu entbehren?

Und wo dem frohen Kindessinn mürrisches Wesen, saure Mienen entgegentreten, oder ein maßleidiges, ermattetes Gesicht, wo seine Fröhlichkeit nicht wiederscheint auf der Eltern Gesicht, wo es immer nur heißt: Häb di still, gang dänne, wotsch schwyge, lue was d' aber gmacht hesch, gsehst wie d'bschisse bisch, schäm di, thue doch nit so wüest; und wenn es, wenn das Kind flattieren will, heißt: Gang dänne, loh mi doch rüihig, mach o öppis! wo das Kind beständig nur Gewitterwolken sieht auf der Eltern Gesicht oder verdrießlich Regenwetter, wo es nichts hört, als einzelne Donnerschläge oder das langweilige Plätschern des Regens: da trübt sich auch sein Himmel, sein froher Sinn tritt zurück, seine Jugend wird verkümmert, das lustige fröhliche Kind wird ein trauriger Mensch in vielfachem Sinn. Und wie viele solcher traurigen Menschen schleppen ihre Gebeine durch die Welt, tragen in sich ein mißvergnügt Gemüt, machen Gott und Menschen ein mißvergnügt Gesicht und sterben mißvergnügt, wie sie mißvergnügt gelebt!

Dieser Sünde nun haben wir uns nicht anzuklagen; wir wurden gar zu gerne wie die Kinder und nicht zu oft. Freilich wurde ich manchmal eifersüchtig, wenn mein klein Bubli eine Gewalt über die Mutter hatte, die ich nicht kannte, wenn er mit einem Blick viel mehr vermochte, als ich mit meinem so gut gemeinten: „Wart ume, es wird scho bessere.“ Aber wenn

der kleine Schalk seine Kraft an mir erprobte und auch mich unterjochte, dann vergaß ich die Eifersucht, und gab mich der gleichen Macht fröhlich hin. Kömmt aber diese Macht der Kinder über die Gemüter der Eltern nicht von Gott, damit die alten Gemüter frisch und gesund bleiben möchten? Aber, Eltern! verwechselt diese Gewalt über eure Stimmung nicht mit der Gewalt über euern Verstand, welche den Kindern, obgleich sie auch darnach streben, nie zugelassen werden darf. Da sollt ihr Meister bleiben und an euerm Verstande soll des Kindes Verstand sich aufrichten und läutern, bis er stark geworden, gerade wie sein kindlicher Sinn euer Gemüt erfrischen, kindlich erhalten soll. Beides verwechselt nimmer mit einander, sonst gibt es Unglück.

Aber das Kind lächelte nicht immer, gvätterlete oft für sich, schlief oft; dann fehlte der Mutter dieser Tröster. Da nahm sie, je näher ihr schwer Stündlein rückte, um so mehr ein Buch zur Hand. Betbücher erst, dann immer mehr das Testament. Es rühre sie viel mehr an als die Betbücher, sagte sie. Es sei doch kurios, sagte Mädeli, und es wisse nicht, wie das komme: es habe das alles schon manchmal gelesen, aber es habe ihns nichts wunder genommen, obschon es nicht gewußt, was das alles bedeute; es habe gemeint, die Hauptsache sei, daß man das vorliegende lesen könne. Jetzt aber sei ihm gar wunderlich, gerade wie wenn etwas in ihm aufgegangen wäre. Es fühle so ein Glust in ihm, das, was es lese, und besonders im Testament, zu verstehen, was es eigentlich auch bedeute, und es könne manchmal von einem Vers gar nicht fort, weil es gerne wissen möchte, was damit gesagt werden solle. Es komme ihm nun komod, meinte es, daß es einen Schulmeister hätte, der könne ihm nun das alles erklären. Ja, du mein Gott, da war ich am Hag; denn Bibel- und Wort-

daß me dGschrift ume so uf=em Papier het, u we me se liest, so lat me se uf=em Papier; es düecht mi geng, me sött's so da yche näh i's Herz; da würd me scho dra däiche, we's Zyt wär. Aber me lat Gschrift Gschrift sy u dr Mönsch blybt e Mönsch. I cha je länger je minger so ganzi Kapitel lese so drüber eweg; i mueß mi geng bsinne by allem u möcht's nie meh vergesse, u je meh i sinne cha, dest bas wird's mr; es düecht mi de fry, es heig scho öppis bschosse by mr. Grad jetz ha=n=i so nache gsinnet über die Verse u ha gfunge, mr wüsse doch eigetlich nit, warum mr so chummere, mr heige doch no nie hungerig vom Tisch müeße, syge alli gsund u dr lieb Gott heig= is Friede gäh u=n=e liebe Bueb, u mit üsem Chummer chönne mr is grusam versünge, daß er is zeigti, wie's no ganz angers cho chönnt.

Vor meines Weibchens einfachem, verständigem Sinn stund ich wie ein Schulknabe, und ich gedachte an die Worte des Herrn: daß den Unmündigen geoffenbaret sei, was den Weisen verborgen geblieben; daß: was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Was dasselbe hier ausgesprochen, war nicht bloß ein frommer Anflug, die Äußerung einer guten Stunde, so gleichsam ein Riß in den täglich um ein gereiztes oder schwaches oder sinnliches Gemüt waltenden Nebel, sondern es war und blieb tiefer Ernst, der im Ringen gegen den Kummer sich zeigte.

Meine Frau hatte auch gelesen, daß niemand werde gekrönt werden, es sei denn, er kämpfe recht, und so kämpfte sie auch. Sie kämpfte gegen die Stimmung, die in ihrem Zustande so leicht kömmt und bei unserer Lage um so entschuldbarer war, kämpfte treulich und nicht ohne Segen, und wenn sie wanken wollte, so las sie die schöne Stelle noch einmal und erhob an ihr ihr Gemüt. Sie erfuhr es, daß, wer an das Wort nicht

nicht und spinnen nicht. Doch sage ich euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eine. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er nicht vielmehr auch euch kleiden? O ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: was werden wir essen und was werden wir trinken? oder: wie werden wir uns kleiden? Denn nach solchem allem trachten die Heiden. Denn euer himmlische Vater weiß, daß ihr das alles bedürfet. Trachtet aber am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles zugegeben werden. Darum sorget nicht auf den morndrigen Tag; denn der morndrige Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe. — Peterli, hesch die Verse gchennt?" fragte mein Weib mich. Ich mußte es bekennen. Da fragte sie wieder: „Aber warum hesch mi nit dra gmahnt und hesch o so mit mr gchummeret?" Ich hätte nicht daran gedacht, mußte ich wieder antworten, und dann könne man nicht alles halten; man habe ja genug zu thun nur mit den Geboten. „Aber, Ma, isch de das nit o gebote u soll me nit na alle Gebote Gottes afa z'lebe, u hei mr de nume probiert, das z'halte u nit so z'chummere u o em liebe Gott öppis z'traue? Emel i nit, u das düecht mi je länger je-n-e größeri Sünd, so em liebe Gott nüt z'vrtraue u nüt z'glaube; u es heißt ja, dr Glaube macht selig, u ghört das nit o zum Glaube, daß dr lieb Gott denen, die er lieb hei, alli Ding zur Seligkeit leiten werdi, u daß mr nit chummere sölli für das, was ersch chunnt? U na dem Gebot Gottes hei mr gar nüt probiert z'lebe."

Man könne doch nicht immer an alles denken, war meine verlegene Antwort. „Los, my liebe Ma, i bi ke Schumester u no bluetjung; aber es düecht my, das syg gar e große Fehler,

daß me dGschrift ume so uf=em Papier het, u we me se liest, so lat me se uf=em Papier; es düecht mi geng, me sött's so da yche näh i's Herz; da würd me scho dra däiche, we's Zyt wär. Aber me lat Gschrift Gschrift sy u dr Mönsch blybt e Mönsch. I cha je länger je minger so ganzi Kapitel lese so drüber eweg; i mueß mi geng bsinne by allem u möcht's nie meh vergesse, u je meh i sinne cha, dest bas wird's mr; es düecht mi de fry, es heig scho öppis bschosse by mr. Grad jetz ha=n=i so nache gsinnet über die Verse u ha gfunge, mr wüsse doch eigetlich nit, warum mr so chummere, mr heige doch no nie hungerig vom Tisch müeße, syge alli gsund u dr lieb Gott heig=is Friede gäh u=n=e liebe Bueb, u mit üsem Chummer chönne mr is grusam versünge, daß er is zeigti, wie's no ganz angers cho chönnt.

Vor meines Weibchens einfachem, verständigem Sinn stund ich wie ein Schulknabe, und ich gedachte an die Worte des Herrn: daß den Unmündigen geoffenbaret sei, was den Weisen verborgen geblieben; daß: was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Was dasselbe hier ausgesprochen, war nicht bloß ein frommer Anflug, die Äußerung einer guten Stunde, so gleichsam ein Riß in den täglich um ein gereiztes oder schwaches oder sinnliches Gemüt waltenden Nebel, sondern es war und blieb tiefer Ernst, der im Ringen gegen den Kummer sich zeigte.

Meine Frau hatte auch gelesen, daß niemand werde gekrönt werden, es sei denn, er kämpfe recht, und so kämpfte sie auch. Sie kämpfte gegen die Stimmung, die in ihrem Zustande so leicht kömmt und bei unserer Lage um so entschuldbarer war, kämpfte treulich und nicht ohne Segen, und wenn sie wanken wollte, so las sie die schöne Stelle noch einmal und erhob an ihr ihr Gemüt. Sie erfuhr es, daß, wer an das Wort nicht

nur glaubt, sondern es auch in sich aufnimmt, sein Haus auf einen Felsen gebaut hat und nicht mehr jedem Wind der Laune, jeder Strömung des Gemütes preisgegeben ist.

So ward sie von ihrer schweren Stunde ereilt und gebar glücklich und leicht ein Mädchen. Es war ein schönes, wunderbares Kind. Es hatte große, tiefblaue Augen und einen unbeschreiblichen Blick in denselben. Es sah einen so milde, so verständig und bedeutungsvoll an, daß es einem ordentlich schaurig um die Brust ward. Man kam unwillkürlich auf den Gedanken, das Kind bringe seine Augen mit aus einer höhern Welt, bringe Grüße mit von oben und Bewußtsein. Die Weiber sagten: so ein schönes Kind hätten sie nie gesehen. Die Mutter wiegte es andächtig auf den Armen, und wer gesehen hätte, wie beide einander in die Augen sahen, würde es nie vergessen. Es war, als ob zwei Engel einander wieder gefunden hätten und als ob die Geister durch die Augen ihrer sterblichen Hülle sich entbinden und eins werden wollten. Die Mutter lächelte so innig und glücklich auf das Kind herab, das Kind sah so sinnig und warm zu ihr auf; es war ordentlich, als ob man gesehen hätte, wie die Blicke sich fänden und umfaßten. Wie wir uns doch des Kindleins freuten! Es war, als ob es unser erstes wäre und aller Kummer war vergessen. Sogar unser alter Papa hatte seine Freude daran und behauptete: es gleiche akurat seiner verstorbenen Frau.

Am dritten Tage begann es unruhig zu werden und ließ gar ängstliche und wimmernde Töne hören, wie wenn es jemand riefe in großer Angst und Not. Ein Kind ruft der Mutter nie umsonst. Wenn sie es nahm, schien es ruhiger zu werden; doch kam etwas Leidendes in seinen Blick, das nicht mehr verschwinden wollte. Wenn es die Mutter ansah, schien es, als möchte es ihr gar gerne klagen ein tiefes Weh;

wir dachten nicht, daß es ihr klagen wollte, so bald schon von einer lieben Mutter weg zu müssen. Zuckende Schauer fuhren schnell und gewaltsam durch den kleinen Körper, es verbarg uns oft den Stern seiner Augen, damit wir seinen Schmerz und Kampf nicht sehen, uns daran gewöhnen möchten, in ihm unsern Stern wieder schwinden zu sehen. Eine fremde Gewalt schien sich über ihns zu legen und mit gewaltigem Druck das kaum erwachte Leben niederringen zu wollen. Ohne Erbarmen wurde gerungen; des armen Kindes Lippen wurden blau und der Schaum stand auf denselben. Eine Nachbarin, die wir in unserer Angst herbei gerufen, sagte uns ganz trocken: mit dem sei es vorbei, da helfe alles nichts mehr, es habe die drückenden Giechteni. Und damit ging sie weg, sich entschuldigend, sie habe den Schweinen ob und es würde anbränuten, wenn sie nicht ginge.

Da bebte meine Frau zusammen, daß sie sich niedersetzen mußte mit dem Kinde, das sie auf ihren Armen hielt. „Ach Gott, das wird öppe nit sy. Er wird is nit so hert welle strafe; bet doch, bet, daß Er uns das Kind lasse.“ Ich nahm unser Gebetbuch und setzte mich an die düstere Lampe. Ich fing halb weinend an zu lesen, ein Krankengebet, und las recht andächtig. „Ach, nit so, Peter, nit so“, sagte sie, „das bschüßt nüt; da heißt's nüt vo üsem Ching; bet doch recht vo ihm u daß Er is es löyh.“ Ich blätterte ein ander Gebet auf und las noch andächtiger. „Ach das hilft ja o nüt; bet doch selber, bet us dr selber, was dr z'Sinn chunt, aber doch recht vo üsem Ching.“ Ich stund auf von meiner Lampe, das Herz voll Angst, Angst über das Kind, Angst vor dem Beten; denn so hatte ich ja nie gebetet, für mich selber aus mir selber. Da fiel mein Weib in ihrer Seelenangst auf die Kniee und rief zu Gott: „Ach Vater, lah-n-is das Ching, nimm's nit wieder;

es soll nüsti dys blybe, es soll üses Engeli u dys Engeli blybe u üsem Heiland wey mr's bringe-n-alli Tag, bis es nimme vo-n-ihm laht. Mr wey's ja uf de Hände trage u wey dr alli Tag danke drfür, u wey nimme Chummer ha u de näh, wie du's lasch cho; aber das Ching, das Ching, nimm mr's nit, das lah-n-is, dr tusig Gottswille!" Brünstig sah sie nach oben, die Thränen flossen strömend über sie nieder und das Kind hielt sie auf den Armen, ans Herz gedrückt. Da zuckte es auf einmal an ihrem Herzen, und wie sie niedersah, reckte es sich noch einmal aus; dann ward's stille, öffnete noch einmal seine Äugelein der Mutter zu; ein Lächeln flog über sein Gesichtchen, dann schlossen sich langsam die Äuglein wieder. Das Lächeln schien zu einem Engelein verkörpert von seinem Gesichtchen sich aufzuschwingen, und mit ihm war sein Geist entwichen. Sein Körperlein regte sich nimmer wieder, seine Äugelein blieben geschlossen für immer.

Vorwurfsvoll sah die Mutter zum Himmel auf; der Krampf, der des Kindes Herz verlassen, schien ihr Herz zu erfassen. Heftig schluchzend beugte sie sich über die kleine Leiche, forschend nach Atem. Als sie keinen fand, wankte sie dem Bette zu, legte dort nieder die Leiche, sich darüber, und wurde von Schmerz und Jammer so erschüttert, daß das Bett mit ihr bebte. Auch mich hielt das Weh um diesen Tod wie mit eisernen Klammern umspannt; allein der Zustand meines Weibes weckte mich aus meiner Betäubung. Ich versuchte zu reden mit ihm; der Krampf im Herzen duldete keine Antwort und ich fürchtete jeden Augenblick, daß es ersticken würde. Endlich gelang es mir, es auf das Bett zu legen, mit Wasser den Krampf zu lösen. Aber die Leiche, die ich in ihr Bettlein tragen wollte, ließ es nicht aus seinen Armen, und so legte es sich stille zurück und winkte mir, stille zu sein und

mit Reden es nicht zu quälen. So saß ich dann in der dunkeln Kammer zwischen meinem lebenden und meinem toten Kinde, gedachte bald des toten, bald des lebendigen, und wie mir sein möchte, wenn der Todesengel mir auch dieses entführen würde. Dann mußte ich es betrachten, ob es noch lebe, noch den Atem ziehe; dann traten mir die Thränen aufs neue in die Augen, und Leid und Angst sprudelten mächtiger im Herzen auf. Und der Knabe schlief so süß und hold, die Ärmchen über seinem Kopfe zusammengebogen, und fröhliche Träume riefen flüchtige Lächeln auf seine blühenden Wangen. Vom Jammer der Mutter hatte er nichts gehört, das Leid des Vaters sah er nicht; der Stern des Schmerzens und des Kummers, gebracht durch der Erde Vergänglichkeit, war noch nicht aufgegangen über seinem Haupte, leuchtete noch nicht in seinen Schlaf hinein.

Und so saß ich stille die Nacht hindurch; nur ein leises Schluchzen, nur tiefe Seufzer hörte ich von meinem Weibe, und wenn ich fragte nach seinem Wohl, so drückte es mir leise die Hand und winkte mir, ruhig zu sein. Der Morgen begann zu dämmern; schüchtern wagten nach und nach die Lichtstrahlen sich hinein in unser Stübchen; und als ob sie voll Mitleids wären, zogen sie nur allgemach und leise den Schleier der Nacht von der Scene des Todes und des Jammers. Wüst und in Unordnung trat das Stübchen ins Licht. Blaß und bleich fanden mich die Morgenstrahlen halb schlafend auf dem Stuhle; aus dem Bette begrüßte sie ein andächtiges Auge, und gefaltete Hände hoben sich dem Lichte entgegen, und auf der Wiege glänzte der erste Sonnenstrahl und brach sich golden in den Locken meines lebendigen Kindes. Da fuhr ich auf aus trübem Traume und wollte in die Küche hinaus, etwas warmes zu machen, für uns beide so nötig nach der durchseufzten Nacht.

Aber Mädeli hielt mich fest, bat, ich möchte noch nicht weggehen; es hätte mir etwas zu sagen.

Nicht beschreiben könne es mir, erzählte es, wie es ihm gewesen sei, als es das Kind tot am Herzen gehabt. Zum ersten Mal in seinem Leben sei ihm die Quelle des Gebetes aufgesprungen im Herzen, und habe so heiß und glühend dem Vater im Himmel sich ergossen. Es habe eine Kraft im Herzen gefühlt, daß es geglaubt hätte, wenn es um ein Königreich bitten würde, so müßte der Vater im Himmel es ihm geben; auch gar kein Zweifel sei in ihm aufgekommen, daß Er ihm nicht das Leben des Kindes schenken werde.

Und als es ausgebetet hätte, sei das Kind verschieden! Da wäre es ihm gewesen, als ob eine glühende Hand das Herz aus seinem Leibe reiße, oder als ob tausend Berge auf einmal über seiner Brust zusammenstürzten, als ob ein ungeheurer Schlund bodenlos in ewiger Finsternis es verschlinge. Sein Glaube hätte es verlassen; es ist kein Gott, habe es in seinem Herzen gedonnert, ein ewiges Nichts hätte es in unnennbarer Schrecknis angegähnt, und an die Leiche hätte es sich angeklammert, um eine Leiche zu werden, um das Bewußtsein zu verlieren, daß der Mensch doch nichts anders sei als eine werdende Leiche, ob ihm kein Gott, vor ihm keine lebendige Ewigkeit, nur ein ewiges unersättlich Grab. „Es kann sich niemand die fürchterliche Empfindung denken, wenn man in Liebe und Vertrauen an den Vater im Himmel sich angeklammert zu haben glaubt und nun plötzlich ergriffen wird vom Wahnsinn: es ist kein Gott, und jeder Pulsschlag uns zuruft: es ist kein Gott, dein Glaube ist eitel! Ich wußte auch eine Zeitlang nicht, ob ich lebe oder gestorben sei,“ sagte es. Lange habe es nichts denken können, sondern nur gewimmert und geweebert in unendlichem Schmerz. Allmählich

sei ihm die Besinnungskraft wiedergekommen, aber lange habe die seinen Gott nicht wieder gefunden. Wie ein Ertrinkender hätte es an allen Zweigen sich halten wollen; aber alle seien ihm in der Hand geblieben, fort und fort hätte es ihm in den Ohren gesummset: wenn ein Gott wäre, er hätte dich gehört; wenn die Bibel Wahrheit wäre, dein Kind lebte noch; heißt es nicht: Wer bittet, dem wird gegeben werden, wer anklopfet, dem wird aufgethan werden; heißt es nicht, daß man nicht zweifeln müsse, wenn man empfangen wolle, und hast du gezweifelt? Und immer tiefer sei es gesunken ins Elend, und schwarze, kalte, gräßliche Verzweiflung hätte ihre graulichen Netze immer dichter um seine Seele gewoben. Der Leib war dem Tode nahe, die Seele verlor das klare Bewußtsein und rang zwischen Traum und Ohnmacht. Da sei ihm gewesen, als ob in dieser schwarzen Nacht ein klein Lichtlein heraufkäme, nur schwach glimmend, nur wenig Licht spendend, und in dieses Lichtleins Schein sah es seines Kindes Lächeln wieder, das über dessen Gesichte schwebte, als es von uns schied. Es sei ihm aber gewesen, als ob das Kind wieder lebendig wäre und sein Lächeln hold und gläubig jemand zuwende. Und da sei aus der Dunkelheit eine Gestalt heraufgekommen, mild und lieblich anzuschauen; dieser habe das Kind seine Ärmchen entgegengebreitet. Da habe diese Gestalt das Kindlein auf ihre Arme genommen und die Hand auf dessen Haupt gelegt. Das Gesichtchen des Kindes habe sich ganz verklärt; es sei ihr gewesen, als ob Flügel wehten an seinen Schultern, und seine Augen habe es ihr wieder zugewandt gar freudig und hell erglänzend wie Karfunkelsteine. Auf einmal hätte Mädeli erkannt, daß es der Heiland sei, der ihr Kind halte und segne; und wie es das gedacht, hätte er den Finger gegen ihns aufgehoben, als ob er sagen wolle:

Weib, wenn du Glauben hättest! und in der Hand hätte es die Nägelmale gesehen und auf einmal daran gedacht, daß auch er in großer Leidensnot gewesen und gebetet habe: Vater, ist's möglich, so gehe der Kelch vor mir vorüber, doch nicht mein Wille sondern dein Wille geschehe; und daß der Leidenskelch nicht vor ihm vorübergegangen sei, daß er ihn habe austrinken müssen bis zum letzten Tropfen, daß er dann aber auch auferstanden sei am dritten Tage zum Zeichen: daß ein Vater im Himmel sei, der höre und den Gehorsam segne. So wie es das dachte, sei das Licht größer geworden und glühend wie die Sonne, und die beiden Gestalten seien immer schöner und himmlischer geworden und hätten es immer holdseliger angesehen. Es sei ihm gewesen, als ob ganze Strahlen der Liebe aus ihren Augen in sein Herz führen, und in einem Glanze, den seine Augen nicht hätten ertragen mögen, seien der Heiland und das Kind verschwunden. Da hätte sich der Krampf in seinem Herzen wohl gelöst und einen Augenblick hätte es geglaubt, auch es sei im Himmel. Aber bald, als es dunkel geworden, seien die Nebel des Zweifels wieder über seine Seele gezogen, hätten die Erscheinung verdächtigt, und wie wenn böse Geister um sein Bette wären, die es höhnten und auslachten um seines Aberglaubens willen, sei es gewesen. Es sei ein ganz wunderlicher Zustand gewesen. Wie im Traum seien ihm allerlei Gestalten erschienen, und doch hätte es denken können und streiten mit dem Bösen. Die bösen Geister wären fast mächtig geworden über ihns, und ihr Hohngelächter habe sich wieder glühend in sein Herz gewühlt. Da hätte es aber gerungen gegen diese Anfechtung. Wohl sei die Erscheinung verschwunden gewesen und nicht wiedergekehrt; aber wie an einem Rettungsanker habe es sich an dem Worte festgehalten: Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, doch nicht mein,

sondern dein Wille geschehe. Und je mächtiger die Zweifel aufwogten, je eindringlicher die bösen Geister lachten und höhnten, desto fester habe es sich an diesem Worte gehalten, desto inbrünstiger sie selbst gebetet und immer zweimal: **doch** nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Da seien ihm zuletzt diese Worte recht eigentlich ins Herz gewachsen und seien zu einer Rute geworden, vor welcher Zweifel und Geister geflohen wären, und aus ihr sei dann Balsam geflossen ins geängstigte Herz und der Glaube neu geworden: Es ist doch ein Gott und ein guter Vater, der hört seiner Kinder Flehn. Aber da sei es gar weich und demütig geworden und habe nun erkannt, wie sehr es gesündiget an Gott, wie sündlich gebetet. Es habe das Leben des Kindes nicht Gottes Willen anheim gestellt, wie der Heiland sein Leiden, sondern es von Gott gefordert. Habe nicht gedacht, daß seine Weisheit und Güte am besten wisse, was fromme, was sein müsse, und der kurzsichtige Mensch froh sein solle, daß der liebe Gott nach seiner Weisheit abschlägt und gewährt und nicht nach des Menschen kurzen Gedanken. Und daß es dann vom Glauben gefallen und in der Prüfung so schlecht bestanden sei, das habe ihm wieder so Angst gemacht und dazu sei noch der Gedanke gekommen: hätte es nicht so gebetet, sondern gläubiger und vertrauensvoller, das Kind lebte noch; der Herr habe es ihm zur Strafe sterben lassen; oder wäre es nicht so verzagt geworden, so hätte er es vielleicht aus dem Scheintod wieder erweckt, und jetzt müsse es nur leiden, was seine Sünden verdient. Das habe ihm auch wieder so weh gethan und immer mit dem Gedanken habe es gekämpft: der liebe Gott strafe doch hart, es hätte doch ja recht innig gebeten, und wenn Mutterliebe und Mutterangst zudringlich würden in ihren Bitten, so sollte er ihnen um ihrer Schwäche und ihrer Liebe willen es verzeihn. Aber auch

gegen diesen Gedanken habe es hart gestritten und ihn nicht aufkommen lassen, wollte die Schuld auf sich nehmen, die Strafe mit Geduld ertragen, beten: Herr, stets strafst du gelinder, als es der Mensch verdient.

Es habe dann seinem Gott recht innige Gelübde gebracht, nie an ihm mehr zu zweifeln und seiner gütigen Leitung: ihm alles anheim zu stellen und nicht mehr so zu kummern; immer das Gute zu betrachten, was Er gebe, und nicht dem nachzusinnen, was drücke auf des Menschen sinnlichem Gemüte.

Das alles habe es dem lieben Gott sagen können, wie es mir es sage; das Herz sei ihm aufgegangen, es wisse nicht wie; es hätte zu den meisten Menschen nicht so reden können und dürfen. Da sei aber auch eine unbeschreibliche Tröstung über ihns gekommen; es hätte so recht tief im Herzen empfunden, daß der liebe Gott es lieb habe und ihm helfen werde. Es sei auch mehr und mehr überzeugt geworden, daß der Tod seines Kindes nicht eine Strafe für ihns gewesen, sondern vielmehr ein Ruf zu Gott. Der liebe Gott habe seine Schwäche erkannt und wie es ihm noch fremd und ferne sei; da hätte er Mitleid mit ihm gehabt und eins seiner tausend Engelein zu ihm gesandt, um ihns näher zu rufen zu seinem Throne. Und dieses Engelein habe Kindesgestalt angenommen und nur die himmlischen Augen behalten, und mit diesen habe das Engelein die Mutter angezogen, festgehalten und nicht losgelassen, bis sie zusammen in des Vaters Schoß gekommen. Und weil es ein Engelein gewesen, so hätte es wieder sterben müssen leiblich und nicht auf der Welt bleiben können. Daß das Sterben es auch gefreut und daß es wohl gewußt, es habe die Mutter gerettet, das habe man ja an seinem Lächeln gesehen. Und da der liebe Gott so hoch es gewürdigt, durch einen eigenen Engel es zu rufen, so wolle es ihm geheiligt bleiben; und es glaube es, es könn's.

So ward mein Weibchen durch den Tod eines Kindes geheiligt; es war ihm zum Engelein geworden, das ihm sein klein Händchen bot über die hohe Schwelle, welche den irdischen Sinn von Gott trennt; aber das Engelein zog mit Engelskraft und die Mutter überschritt die Schwelle und wandelte nun in Gott, d. h. sie reinigte sich ihm zu einem heiligen Tempel und erfüllte jede Pflicht in seinem Namen und liebte alle mit seiner Liebe und verdammte niemand, sondern überließ das Gericht dem, der gesagt hat: Ich will vergelten.

So that ein totes Kind an seiner Mutter. Mütter, so können und wollen euch alle toten Kinder thun; denn es waren alles Engelein, gesandt, euch zu Gott zu führen, euch zu sühnen mit ihm, euch nicht zu entfremden der Welt, sondern euch auch mit ihr zu sühnen. Aber leider verstehen nicht alle die Stimme der Engel.

Aber auch die lebendigen Kinder sind Engel Gottes, gesandt die Eltern zu heiligen, zu erheben, zu schützen und zu bewahren. Und zum Danke dafür, was thun viele Eltern an den Kindern?

Doch noch viele Engel gehen durch die Welt. Die Feuerflammen sind Engel des Herrn und auch die Wasserströme; Bettler sendet der Herr aus und ruft uns durch sie bald zur Weisheit, bald zur Barmherzigkeit. Steine legt uns der Herr in die Wege und läßt den Thau fallen zu unsern Füßen; alle sind Engel Gottes. Durch sie geht des Herrn Stimme für und für an unser Herz, und er erscheint uns in jedem Busche, in jeder Quelle, die aus den Felsen springt. Ach, wer doch Augen hätte, ihn allenthalben zu sehen! Ach, wer doch Ohren hätte, ihn allenthalben zu hören!

Fünfzehntes Kapitel.

Wie die Leute den lieben Gott kennen!

Als es Morgen ward, kamen Weiber zu uns, die gehört hatten, unser Kind werde sterben. Sie brachten allerlei mit, dem Kind und der Mutter zur Labung; denn in solchen Fällen reut ein weiß Brötchen oder eine Züpfe oder ein halb Pfund Kaffee eine Bäurin nicht.

„Du hast doch recht," sagte eins der Weiber zu meiner Frau, „thust du nicht so wüst und nötli, wie menge Göhl. Dem Kind ist es wohl gegangen; es ist manchem ab." — „Ja," sagte eine andere mit bedenklichem Gesichte, „wenn es nur wegen dem wäre, so hättist recht; aber es ist noch wegen etwas anderem. Wenn es nur getauft gewesen wäre, so wollte ich nichts sagen; aber so ungetauft kann mich das Kind doch erbarmen; denn kein Mensch weiß jetzt, wie es ihm geht." — „Ja, du hast recht," sagte die erste, „an das habe ich gar nicht gsinnet. Es sind mir auch vier Kinder gestorben, Gottlob! aber Gottlob keins vor der Taufe. Ich glaube, ich hätte mich hintersinnet. Em liebe Gott ma me se wohl gönne, aber em Tüfel ne nadisch Bott nit; vor dem gruset's mr, u we-n-i zweu Doze Ching müeßt bhalte. Mi seyt zwar, sie chöme nit i di hingeristi Höll; aber es wird vornache o no heiß gnue sy. Die arme Tröpf!"

Das stieg mir gewaltig zu Gemüte. Diesen Glauben, der noch allgemein aus der alten Katholizität her verbreitet ist, daß alle Kinder, welche nicht getauft stürben, verdammt würden, kannte ich gar wohl; ich hatte aber nie darüber nachgedacht. Ich hatte wohl einmal gelesen, daß der weichherzige bekannte

Stilling sich ihrer angenommen hätte, indem er in seinen Geistererscheinungen die Jungfrau Maria unter diese Kinder als Lehrgotte versetzte, um sie auf den Himmel gehörig vorzubereiten. Als es nun aber mein eigen Kind betraf, da ging es mir tief zu Herzen. Ich bebte vor dem Gedanken, daß ein holdselig Wesen in des Teufels Gewalt gekommen sein sollte; aber Widerlegung wußte ich keine. Es war so angenommen, und nach Gründen frägt man bei angenommenen Dingen nicht. Ich lief die Stube auf und nieder und fühlte eine Beklemmung zum Schreien; aber mein Weib im Bette blieb ruhig. Als endlich die Weiber fort waren mit ihren sonderbaren Tröstungen, beugte ich das Haupt auf meines Weibes Bett nieder und begann zu schluchzen wie ein Kind. Mein Weib streichelte mir die Haare und wollte mich trösten, daß ja das Kind in seine Heimat gegangen und nur hergesandt worden sei, uns in unserm Glauben zu prüfen und zu befestigen. Ich konnte lange nicht antworten. Endlich rangen mir sich die Worte auf: „Aber wie cha is de es Ching Gott zuefüehre, we's selber ds Tüfels isch, wil's nit isch tauft worde?“ Da richtete sich mein Weibchen im Bette auf und sagte mir: „Wie chast doch das glaube-n-u denke! Ich bin kein Schulmeister,“ fuhr es fort, „ich weiß nicht, warum die Weiber so was sagten, und warum dieser Glaube ist. Allein ich habe das ganze N. Testament durchlesen und kein Sterbenswörtchen darin gefunden, daß ungetaufte Kinder nicht selig würden. Ich habe aber gefunden, daß Jesus sagte: man solle die Kinder nur zu ihm kommen lassen, denn ihnen gehöre das Himmelreich. Nun glaube ich der Bibel, und mit dem, was die Bibel nicht sagt, können die Leute mich nicht erschrecken. Und, Peter,“ sagte Mädeli und nahm mich bei der Hand, „und wie kannst du glauben, daß unser Kind des Teufels sein sollte? Hast du es recht angesehen und seine lieben treuen Augen?

Hast du gehört, was ich dir erzählt, wie ich diese Nacht gerungen und wie mir der liebe Gott so nahe gekommen, daß ich glaubte, ich sei a-n-ihm a, und daß es mir ist, als ob ich ihn noch jetzt im Herzen hätte? Nein, Peter, glaube doch solche Dinge nicht; ich empfinde in meinem Herzen, daß sie nicht wahr sind; ich habe in mir ein Zeugnis dagegen, das ich für göttlich achte, so gut als die Stimme meines Gewissens. Darum, mein liebes Mannli, weine nicht; tröste dich und freue dich, daß unser Kind bei Gott ist. Denn das ist es. Und laß uns trachten, daß wir nie weiter von Gott kommen, als dieses Kind ist, dann, glaube mir, fehlt uns die Seligkeit nicht. Nun gehe nur zum Pfarrer, es ihm anzugeben zur Begräbnis; mir ist fast so wohl, als es unserem Kinde ist; denn ich habe es in des Heilands Armen gesehen, und wo mein Fleisch und Blut ist, dahin glaube ich auch zu kommen."

Mein Weib redete mir da wunderlicher als ein Pfarrer, und seine innige Überzeugung überwältigte mich auch; denn wahre Überzeugung, so recht von Herzensgrund ausgesprochen, überwältiget immer, und sehr oft auch der Schein davon.

Ich band ein schwarz Halstuch um und wanderte hin zum Pfarrer. Auf dem Wege stiegen mir meine eigenen Gedanken wieder auf und der alte Glaube fing wieder an zu streiten gegen meines Weibes übernächtigen Glauben, machte meinen Glauben unsicher, brachte mich dahin, zu glauben, meinem Weibe sei nicht recht im Kopfe; sonst hätte es ja den Heiland nicht gesehen, und die Weiber hätten doch recht. Von neuem kam die Angst in meine Seele und ich brachte sie recht groß zum Pfarrer, der mich um meinen Verlust bedauerte. „Ach," sagte ich, „ich wollte mich darein ergeben, wenn es nur getauft worden wäre." — „Warum?" sagte der Pfarrer. — „Ach, wenn es öppe jetzt nicht selig werden sollte!"

„Glaubet ihr das auch?“ fragte er. — „Aparti nit, aber die Weiber haben meiner Frau gar große Angst gemacht,“ antwortete ich; mich schämend für mich, stieß ich mein Weib hinein; wie es übrigens noch mancher macht; die Weiber schieben auch häufig die Sachen auf ihre Mannen. Und wenn ein Weib sagt: My Ma wott's, my Ma het's gseit, my Ma het bifohle, so kann man darauf zählen, daß unter hundert wenigstens sechzigmal die Frau dahinter steckt. Der Pfarrer sagte: er könne doch nicht begreifen, daß die Leute so fest an einem alten Vorurteil hingen, das durchaus keinen Grund habe. Ich fragte: wie es dann möglich sei, daß so ein Vorurteil ohne Grund entstehen könne? Ich würde es gerne zum Trost meinem Weibe sagen. „Schulmeister,“ sagte der Pfarrer, „die Sach ist die. Die Juden glaubten daran, daß alle Heiden von bösen Geistern besessen seien; daher, wenn sie Heiden zu Proselyten machten, ließen sie dieselben untertauchen im Wasser, gleichsam als wenn die bösen Geister dadurch ersäuft würden. Jesus hatte nicht lange die Taufe als Sinnbild der innern immer fortdaurenden Reinigung befohlen, als der Glaube, der Mensch sei vor der Taufe vom Teufel besessen, sich einschlich, und weil bei seiner Taufe Jesus vom h. Geiste bewillkommt wurde, so glaubte man, es sei der heilige Geist, der ins Wasser komme, den Teufel eigentlich austreibe, das Inwendige des Menschen ganz rein mache, so daß er in diesem Augenblick ohne Sünde sei. Um dieses Glaubens willen ließen manche Leute sich nicht taufen bis zu ihrem Ende, um dann gleichsam frisch gewaschen ohne alle Sünde in den Himmel zu kommen und so den Himmel gewiß zu haben, während bei einer früheren Taufe spätere Sünden den Zugang leicht verschließen können. Aber man konnte unerwartet sterben ohne Taufe und blieb dann dem Teufel unabänderlich und unwiderruflich: am Schlagfluß z. B.,

wo viele Leute bei jedem Aussprechen des Wortes Schlagfluß hinzusetzen: Gott bhüet is dvoor. Daher fing man an, früher zu taufen, so früh als möglich; denn der Gefahr des Sterbens war man vom ersten Tage an ausgesetzt. Man taufte also junge Kinder und das konnte man recht gut, ward ja im A. Testament auch die Beschneidung am achten Tage verrichtet und sagte Christus kein Wort, wie früh oder spät man taufen solle. Nach langem Streit wurde der neue Gebrauch allgemein; aber der alte Glaube, daß Ungetaufte des Teufels seien, blieb, blieb nicht nur unterm Volk, sondern ward auch Kirchenglauben, obgleich er durchaus keinen Grund in der Bibel hatte. So war z. B. in der Stadt Büren in der dortigen Kirche ein Muttergottesbild, von dem man behauptete, alle ungetauft gestorbenen Kinder würden in dessen Armen auf so lange wieder lebendig, daß ihnen das Sakrament der Taufe könne gegeben werden. Man kann denken, wie unendlich viele Kinder zu demselben gebracht wurden und wie viele Eltern weinten, als man es bei der Reformation verbrannte. Denn obgleich das Bild verbrannt wurde, blieb doch der alte Glauben. Es ist sonderbar, wie mancher Aberglauben der Vorzeit so fest den Leuten in den Köpfen sitzt, während so manche alte schöne Wahrheit nie in die Köpfe will. Habt ihr nie bemerkt, Schulmeister, daß, wenn euch eines Tages Kinder unrichtig antworten und ihr verbessert die Antwort, stellt das Rechte dar und ihr kommt morgen wieder und fragtet: was ihr gestern gehabt? die Kinder euch das Unrichtige repetieren als verhandelte Wahrheit und von der wirklichen nichts mehr wissen? Wenn man übrigens den Glauben der Menschen untersuchen würde, den Glauben, der auf ihr Leben eigentlich Einfluß hat, man würde da wunderliches Zeug finden; man würde finden, daß an diesem Glauben die Bibel den wenigsten Anteil hat. Dieser eigentliche kursierende Volksglauben

wechselt etwas im Laufe der Zeiten, aber langsam, und wenn derselbe einmal mit dem Bibelglauben zusammentrifft, dann ist's gut; aber leider sind wir noch nicht da. Nein," schloß der Pfarrer, „geht nur und sagt eurem Weibe: der Heiland, der sagte: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich, der Heiland, dem alle Gewalt gegeben ist auf Erden und im Himmel, der wird nicht Kinder lassen geboren werden und sterben, um sie dem Teufel in seine Klauen zu befördern. Ein solcher Glaube ist eigentlich Unsinn und Gotteslästerung, und wenn ich eure Frau sehe, so will ich ihr eins abkapiteln."

Da bat ich, er solle ihr doch recht nicht sagen, daß ich ihm gesagt, sie glaube so etwas; sie würde es ungern haben; ich wolle sie jetzt schon trösten und ihr sagen, woher dieser Glaube käme.

Das sonderbare Übereinstimmen meiner Frau mit dem Pfarrer nahm mir die Angst, und andächtig brachte ich des andern Morgens früh die kleine Leiche, die wir vorher noch brünstig geküßt hatten, dem Totengräber auf den Kirchhof. Derselbe hatte das kleine Gräbchen in der Dachtraufe gemacht und gar nicht tief. Ich frug ihn: warum er es gerade hier gemacht, wo es ihm mehr Mühe gegeben hätte. Er sah mich kurios an und sagte endlich: ich sei ja ein Schulmeister und werde das wohl wissen. Endlich, nachdem ich meine Unwissenheit augenscheinlich an Tag gelegt, dadurch aber nicht wenig an meinem Respekt eingebüßt hatte, sagte mir der weise Totengräber folgendes: je näher der Kirche man begraben werde, desto sicherer sei man vor den bösen Erdgeistern, und da ungetaufte Kinder nicht durch die Taufe vor ihnen geschützt würden, so thue man sie an die Kirche, um durch die Kirche selbst beschützt zu werden. Dann thue man sie ins Dachtrauf,

damit sie noch hier getauft würden. Wenn nämlich der Pfarrer das Taufwasser bsegne, so werde alles Wasser in und an der Kirche zu Taufwasser (d. h. der h. Geist komme in dasselbe), so daß, wenn es einmal stark regne zu selber Zeit, so werde auch Regenwasser auf dem Dach Taufwasser, und wenn es nun hinunterrinne und bis zu dem Kinde dringe, so werde das Kind im Boden so gut und gültig getauft, als das Kind in der Kirche.

Wie doch die Leute erfinderisch sind, dem Teufel die Menschen aus den Klauen zu reißen, wenn sie tot sind, und wie sorglos stürzen sie sich in seine Arme, so lange sie lebendig sind! Wie angst ist es ihnen um die Seligkeit anderer und wie schnöde spielen sie um die eigene! Freilich nicht mit Karten, wie jene berühmte Spielerin zu H., welche, als sie kein Geld mehr hatte, ihre Seligkeit einsetzte statt 6 Kreuzer und dieselbe auch richtig verlor; aber sie verganggeln sie mit Thaten und Worten gleichgültig und leichtsinnig. Wie angst ist es ihnen um ihre ungetauften Kinder und um ihre Seligkeit, und ihre getauften führen sie dann dem Teufel selbst zu durch Beispiel und Anreizung, durch Sorglosigkeit und Liederlichkeit! Sie blasen in ihnen das Böse eigenmäulig an und lachen dazu; „Es macht nüt, es macht nüt," meinen sie, und wenn dann endlich die Flamme der Sünde über ihren Häuptern zusammenschlägt, so schreien sie Mordio: „Brönn nit, brönn nit!" Ihre toten Kinder soll der liebe Gott absolut haben; ihre lebendigen gehen ihn nichts an. Ihre toten Kinder sollen zunächst an die Kirche; ihre lebendigen halten sie schnöde und mutwillig davon zurück, fluchen dem Pfarrer, wenn er sie hineinbringen will, und sagen dem Schulmeister wüst, wenn er eine halbe Stunde länger Kinderlehre hat. So sind die Leute voll Widersprüche und woher kommen die wohl? Die kommen

eben daher, daß der Aberglaube sie regiert und nicht der Glaube; daß Hirngespinste ihre Religion sind und die Wahrheit von ihnen ausgespuckt wird; daß sie alles glauben, nur nicht das, was von Gott kömmt. Und woher kömmt dieser verkehrte Sinn? Der kömmt daher, weil die Menschen thun wollen, was sie ankömmt, und nicht, was Gott will; weil sie beharren wollen im Ungehorsam und doch die Seligkeit nicht wollen fahren lassen. Sie wollen die Früchte von Jesu Leben und Tod; aber Früchte, die sich der Besserung geziemen, die wollen sie nicht bringen. Darum ersinnen sie so widersinniges und glauben so widersinniges. Aber was wird das einst für ein Erwachen sein aus solch selbstgemachtem Lug und Trug?

Sechzehntes Kapitel.

Ein Tod und eine Teilung.

Es war eine feierliche Stimmung in unsern Herzen. Auch in unserm Häuschen war es uns fast, als ob wir in der Kirche, als ob der Herr zu uns eingekehrt wäre. Eine unaussprechliche Gewalt zog mich näher zu meinem Weibchen, und zärtlicher fühlten und thaten wir nicht gegen einander in den verrufenen Flitterwochen; nur war in der Zärtlichkeit etwas gediegeneres und in unseren Gemütern klang etwas sonntäglicheres (ich weiß ihm keinen andern Namen zu geben) als anfangs. Unsere Liebe hatte sich im Feuer der Not bewährt und im Glauben geläutert und erhoben. Freilich stund ich da unendlich tief unter meinem Weibchen; aber eben das Gefühl, daß es in Glaubenskraft über mir stund, machte, daß ich mich um so fester an dasselbe schloß,

mich an ihm hielt in den Stürmen, die über uns daher brausten. Da bewährte es sich gar herrlich, daß alle Dinge denen, die Gott lieben, zur Seligkeit dienen müssen. Achtet euch in der Welt eines Ehepaares, das Gott nicht liebt, wo jedes im Grunde des Herzens nur sich selbsten liebt, wie da jedes Unglück trennend zwischen sie trittet, ihre Herzen spaltet und durch diese Spaltung jedem Unglück ein dreifach Gewicht gibt. Achtet auf ein solches Ehepaar, wenn Unglück kömmt, wenn Bedrängnis einreißt, wenn ein geliebtes Kind stirbt, wenn Krankheiten sich lagern über eins oder beide, wenn Hoffnungen auseinander gehn, Wünsche brennen und nicht gelöscht werden können, wie da die Herzen bloßgelegt werden und ans Tageslicht kömmt, was man unter künstlichem Flitter, zärtlichen Blicken, süßen Worten, artigen Mienen schlau verborgen hatte. Keines trägt die Bürde gerne; glaubt das andere Schuld an derselben; glaubt, wenn sie beide sich nicht zusammengefunden, so wäre auch dieses Unglück nicht, wäre man nicht in solcher Bedrängnis; schiebt die Bürde dem andern zum Tragen hin und schüttelt sich unwillig über seinen Teil, wird verdrießlich und ärgert sich über die Art und Weise, wie das andere trägt. Dann kömmt es vom Ärger zu ärgerlichen Worten und aus beiden bildet sich das Verhältnis heraus, das besteht zwischen einem Zügel und einem Pferdefuß, der übergesprungen ist. Es entsteht eine Reibung; beide leiden, und je größer das Leiden wird, desto stärker wird die Reibung; und je heftiger die Reibung wird, desto weniger ist an ein Loskommen zu denken, wenn nicht etwa der Zügel bricht. Und wenn auch der Zügel bricht, so hat man am Bein noch ein schweres Doktern. So ist jedes Unglück für jedes sündige Gemüt ein dreifaches Unglück.

Wer will es mir wehren, wenn ich behaupten will, jede Berührung der Außenwelt mit unserm Herzen erzeuge einen

chemischen Prozeß, und je nach der Beschaffenheit des Herzens erzeugen sich in ihm bei dieser Berührung Dämpfe — Stimmungen, und je nach den Dämpfen ein Niederschlag — Worte und Thaten? An diesen Dämpfen und diesem Niederschlage eben erkennt der Mensch, wes Geistes Kind er ist. — Ist das Herz ein verdorbenes, und welche sind es eigentlich nicht? so steigt bei der Berührung verdorbenes auf, zur Plage des Menschen, wie verdorbene Kinder eine Qual der Eltern sind; und diese Plage ist die Geisel, die zur Erkenntnis bringen, den Star stechen, den Menschen dahin bringen soll, daß er sein Herz zu heilen sucht. Zu dieser Heilung sind Heilmittel da, und sobald das Herz zu heilen beginnt, sobald es Gott über alles und den Nächsten als sich selbst zu lieben beginnt und sich nicht mehr zum eignen Herrgott macht, entstehen aus seiner Berührung mit der Außenwelt — andere Dämpfe, ein anderer Niederschlag. Was auch aus der Außenwelt das Herz berühren mag, je liebender das Herz wird, je süßer und lieblicher werden die Dämpfe, desto fruchtbarer und segensreicher der Niederschlag; ja, je härter die Außenwelt an das Herz schlägt, desto hellere Funken sprüht die Liebe, desto inniger werden die Stimmungen, desto herzlicher jede Äußerung in That und Wort. Die Heilung trägt in sich selbst den Lohn und gibt glücklichere Stimmungen und glücklichere Verhältnisse und als größtes Glück die merkwürdige Umwandlung, daß fortan Glück und Unglück, kurz alles, was aus Gottes Hand kömmt und das menschliche Herz berührt, heiligend auf dasselbe einwirkt, statt, wie früher, als Versuchung verführend und sündigend; daß also in eigentlichem Sinne des Wortes alles zu seiner Seligkeit dienen muß.

Wer ein Esel ist, wird mich um dieser Bilder willen als ein Materialist verschreien. Wer etwas witziger ist, aber doch nicht witziger, als halbwitzig, der wird diese Zeilen lesen, sie

aber nicht begreifen, und nicht begreifen, daß er sie nicht begreift, oder gar wie eine gewisse Frau von einer gewissen Predigt sagen: Das berlinerlet afange. Wer aber ganz witzig ist, wird auf das allerwenigste die Bemühung nicht mißkennen, etwas recht anschaulich zu machen, was die meisten Menschen nicht verstehen und doch alle verstehen sollten: nämlich das Verhältnis unseres Herzens zur Außenwelt, und die Art und Weise, wie beide ihre Kinder zeugen und was für Kinder.

Mein Weibchen und ich plauderten nun gar oft von ernsten wichtigeren Dingen zusammen; es war, als ob uns ein Blatt vor dem Munde weggefallen wäre. Ob diesen Reden versäumten wir unsere Arbeit nicht; das kleinste wurde um so treulicher verrichtet. Aber diese Reden verhüteten, daß wir nicht kleinlichten unbedeutenden Dingen, Zufällen u. s. w. eine Wichtigkeit beilegten, die sie nicht hatten, eine Wirkung auf uns, die mit ihrem Werte in keinem Verhältnis stund, ihnen nicht gestatteten. Es muß jeder Mensch wichtige, wichtigere und wichtigste Dinge haben; jeder Mensch hat etwas, auf das er besonder Gewicht legt, dem er einen eigenen Einfluß auf sich gestattet und dem er anderes unterordnet. Nimmt der Mensch nun nichts an sich wichtiges in sich auf, so erhebt er eine Lumperei auf den Thron und betet sie an: eine Frau die Schweine, eine andere den Kopfputz, eine dritte die Fehler des Nächsten, eine vierte die Mägde und eine fünfte ihre Nerven; ebenso von den Männern die einen ihre magern Acker und die andern ihre dumme Person, die dritten (besonders die Diplomaten) das Essen, die vierten das Geld und die fünften ihren Stammbaum, dessen Ende man aber ohne langes Steigen in einem Schwefelholzlädelchen oder in einem Rebhäuschen finden möchte. Es achten darauf wenige Menschen; darum findet man ein so kleinlichtes Treiben in der Welt, so eng eingeschrumpfte Herzen,

eine so arge Abgötterei, daß einem die Haare zu Berge stehen möchten. Das ist aber auch eine Kunst, die weder im Hopfenkranz noch von irgend einer Hopfenstange gelehrt wird, im Kleinsten getreu zu sein und das höchste im Herzen zu tragen.

Wir hatten einen solchen Anker, der uns oben erhielt, aber nötig; denn wir erfuhren die Wahrheit des Sprichwortes, daß selten ein Unglück allein kömmt und daß es dem Hiob nur gegangen, wie vielen andern Menschen auch. Kaum hatte sich der Schmerz um unser Mädchen verklärt zu einem wehmütigen, freundlichen Andenken, als Mädelis Vater zu kränkeln begann. Er klagte häufig über Schwindel und Mattigkeit. Man gab ihm an, ein gutes Glas roter Wein sei gut dafür. Eines Morgens setzte er sich auf sein Schuhmacherstühlchen und wollte unserm Kleinen einen Schuh flicken. Kaum hatte er den Leisten im Schuh und beugte sich auf seine Arbeit, so fiel er kopfüber in die Stube hin. Der Kleine, der ihm zugesehen hatte, erhob ein mörderlich Geschrei, und wir beide, die draußen gewesen waren, stürzten hinein und fanden den Vater bewußtlos am Boden. Mit Mühe brachten wir ihn auf das Bett und wieder zu sich; aber reden konnte er nicht mehr, der Schlag hatte ihn getroffen. Der Arzt ließ ihm zu Ader, verordnete Einreibungen; das schwindende Leben wurde festgehalten, allein der Glieder Gebrauch blieb verloren. Von ganzem Herzen willig thaten wir, was wir konnten, zügelten selbst ins Gaden hinauf, warteten ihm ab und verschafften ihm das Notwendige, was er brauchen konnte, in Speise und Trank. Auch wurde dem Kranknen, nach der Sitte in einigen Gegenden, viel gekramet, was uns einigermaßen Erleichterung verschaffte. Es ist dies eine sehr schöne Sitte; wenn der Kranke nur nicht damit oft eine Fülle von Dingen erhielte, welche im höchsten Grade schädlich sind. Wenn ein krankes Kind z. B. neun Lebkuchen auf seinem

Bette liegen hat, so kann man sich abklavieren, wie bald es gesund werden wird.

Und wie man solche Krankenbesuche sich zu Nutzen machen kann, mag man aus folgendem Beispiel lernen. Ein schlauer Fuchs, der sein Leben mit Kniffen zugebracht und eines jeglichen Schwäche zu benutzen wußte, lag schwer krank, so daß man ans Sterben dachte und er selbst auch. Aber ein Mohr ändert seine Farbe nicht. Ein ehrlich einfältig Bäuerlein besuchte ihn auch. Der Sterbende dankte gar schön, rühmte die Teilnahme der Menschen und wie viele ihn besuchen thäten. Wenn er wieder z'weg kommen sollte, so wolle er keinen vergessen, sondern einem jeden daran denken. Und damit er keinen vergesse, habe er ein Gschrift z'weg gemacht, wo jeder seinen Namen darein schreiben müsse; sie liege dort, er solle es auch thun. Das Bäuerlein, das wohl seinen Namen schreiben, aber keine Gschrift lesen, und wenn schon lesen, doch keine verstehen konnte, dachte bei sich schon an das schöne Geschenk, das er erhalten, oder an die Mahlzeit, an die er eingeladen werden könnte, und kratzte ohne Komplimente mühselig seinen Namen hin. Nach Jahren kam eine Schuldbekenntnis von 4000 Pfund zum Vorschein, in welcher das Bäuerlein mit seiner Unterschrift als Schuldner sich bekannt hatte. —

Wenn die Leute kamen und den Vater sahen, so war selten eins unter ihnen, das nicht sagte: „Dä macht's nimme lang, aber da geit's ihm guet u niemerem übel.“ Das sagte man ganz ungeniert vor dem Kranknen, und recht grausig war es anzusehen, wenn er zu solchen Reden mit seinen starren verzogenen Augen die Leute ansah, ihnen zunickte und etwas röchelte. Mädeli weinte dann gewöhnlich; dann sagten ihm die Leute: „He du Göhl, plär doch nit; werche cha-n-er doch nümme, u ha cheut er ne o nit geng; we d' wieder es Ching muesch ha, wotsch de

im Gade=n=obe chindbette?" Das wurde so mir nichts dir nichts verhandelt vor dem Kranknen.

Mir war es Angst wegen Mädeli, die in andern Umständen war, Tag und Nacht keine Ruhe hatte, die Haushaltung machen, die Pflanzungen besorgen sollte. Ich fürchtete, sie halte es nicht aus. Aber Gott gibt dem Menschen in der Not wunderbare Kräfte. Überhaupt liegen im Menschen viel mehr Kräfte, ein größeres Maß von Kräften und besonders eine weit größere Spannkraft, als man ahnet. Man gvätterlet im Grunde nur im Leben und mit dem Leben.

Nach ungefähr sechs Wochen widerholte sich der Schlagfluß und der liebe Gott rief den alten müden Meister zu sich. Es ist das Sterben so geheimnisreich und ahnungsvoll, daß auch die rohsten Menschen stille werden in einem Sterbezimmer, auf den Zehen gehen, den Atem leiser ziehen und nur reden in der höchsten Not. Es ist, als ob den Menschen ergreife das Wehen einer höheren Welt, als ob er fühle, diese Welt sei nahe getreten und ihre Geister walteten unsichtbar um ihn herum, lösten den verwandten Geist aus der sterblichen Hülle und führten ihn mit sich ihre Wege.

Eine Leiche hatte für mich etwas unendlich Schauerliches. Da liegt nun sie, die sterbliche Hülle, die Schale, dem Zerbrechen geweiht! Nun endlich wird man es inne, was der Leib eigentlich sei. Aber wenn man bedenkt, was diese sterbliche Hülle vorgestellt; wie sie sich selbst dargegeben als etwas, während sie nichts war; wie viel sie bedeutet, als das thierische Leben in vollen Adern schlug; wenn man dann den eigenen Leib betrachtet und seine Ansprüche, und gedenket, daß er auch bald so liegen werde, eine abgestreifte Hülle, ein leer Futteral, ein werdend Staubhäufchen: dann bebt der Mensch in sich zusammen und beginnt zu denken an das, was in dieser leeren

Hülle wohnte und in seiner noch wohnt, und welche Geister diesen Geist gelöst und seinen lösen werden, und wohin mit ihnen ziehen?

Es ist schauerlich eine Leiche zu berühren; mir läuft es dabei kalt den Rücken auf und heiß durch alle Glieder, und das Herz zuckt zusammen, als ob der Tod es bereits mit seiner eisigen Hand gefaßt hätte. Ich war daher meinem Weibchen eine schlechte Hülfe, und ein Glück für ihns war es, daß bei solchen Gelegenheiten die Nachbarsleute so aufwärtig sind. Ich hatte unterdessen auch viel zu laufen und Bescheid zu machen an alle Verwandten meiner Frau nach allen Seiten aus. Denn gar sehr zürnen würde es mancher, wenn er vergessen würde, und wenn er auch im dritten und vierten Gliede stünde.

Am Begräbnistag sah ich zum erstenmal Mädelis Geschwister alle bei einander; aber keines gefiel mir wie mein Weibchen. Sie waren auch gar kaltblütig und gleichgültig bei der Sache und gar trocken mit uns. Es ist doch ein gar ernster Gang, der Gang zum Grabe. Es scheint mir immer, als lauern im Kirchhofe eine Schar gewaltiger Gedanken auf jeden Leichenzug, die sich stürzen auf die Begleitenden und suchen, welches Herz sie erfassen mögen. Da lauert die Reue und suchet die unbarmherzigen, schnöden Herzen; da lauert die Angst auf die, welche einen Ankläger gegen sich begraben; da lauert das Grauen auf die, welche über die Gräber von Anklägern schreiten müssen; da lauert der Schrecken auf alle, welche am Zerdrücken von Herzen sind; es lauert auf die Stolzen das Gefühl ihrer Niedrigkeit, auf die Sinnlichen das Gefühl ihrer Vergänglichkeit, und auf alle ein fährt der kalte große Gedanke: ob sie etwa mit den eigenen Beinen auf dem eigenen Grabe stünden? Und hinter allen diesen Gedanken, die mit erschütternder Gewalt auf die Leichenzüge sich stürzen, kömmt leise, klingend in lieblich

sanften Weisen, ein Lüftchen hergezogen und suchet nach liebenden Herzen, über welche jene Gedanken keine Macht haben, und an solche Herzen schmiegt es sich weich und leise, und flichtet dort aus den Thränen der Liebe ein strahlend Thor, das ins ewige Leben führt, und in süßen himmlischen Klängen singt das Lüftchen dem liebenden Herzen von der Auferstehung und dem Leben, von dem Widerfinden der Getreugebliebenen in des Vaters Freude.

Zu Hause bereitete uns jemand für die Verwandten das Essen; denn auch meine Frau geleitete, wie üblich, den Vater zu seiner Ruhestätte. Ich weiß eigentlich gar nicht, warum fast an allen Orten die Weiber ihre Kinder nicht auf ihrem ersten Ausgange zur Taufe geleiten, und warum sie wieder an vielen Orten die ihrigen nicht geleiten auf ihrem Heimgang. Haben sie etwa nicht nötig zu gedenken, daß fortan alle Wege, welche man das Kind trägt, führt und weiset, in Gott sich ausmünden sollen? Haben sie nicht nötig, ihrer Vergänglichkeit zu gedenken, von Zeit zu Zeit ihr Grab zu beschauen, zu bedenken, wie ihnen sein würde, wenn sie hinter dem Sarge ihres Gatten oder ihres Kindes gehen müßten, ob dann die Liebe ihre Trösterin oder die Reue und die Selbstanklage ihre Begleiterin wäre?

Schon auf dem Heimwege stichelte eines Bruders mitgekommene Frau von Teilen, und sie hätten expreß ein Wägelchen mitgenommen, um die ihnen zugefallenen Sachen mitzunehmen. Du mein Gott! Die Habseligkeiten des Begrabenen waren so dürftig, als man sich nur denken kann. Sein Bett war das beste daran, seine Kleider Bruchstücke, sein übriges Grümpel und das wenige Küchengeschirr hatte er uns allerdings zum brauchen gegeben. Mädeli und ich hatten nichts darüber geredet und Mädeli sicher auch nicht darüber gedacht. Mir hin-

gegen war der Gedanke ans Erben gekommen, und ich glaube, es sei wirklich selten jemand, der, wenn ihm jemand stirbt, den er lieb hat, aber den er erbt, nicht auch ans Erben dächte, und sicher viele würden erschrecken, wenn vierzehn Tage nach Behändigung des Erbes die Beerbten wiederkämen. Der Vater hatte in den letztern Zeiten kein Tischgeld mehr geben können, und wir hatten nicht daran gedacht, die übrigen Geschwister oder die Gemeinde dafür anzugehen. In den letzten Wochen hatten wir große Unmuße mit ihm gehabt und auch Kosten, so daß wir wirklich geldlos waren und Fleisch und Wein für die Verwandten dem Wirt schuldig bleiben mußten.

Da hatte ich mir erstlich gedacht, seine übrigen Kinder würden gar nicht nach diesen Dingen fragen, von denen uns das Bett sehr wohl gekommen wäre; und zweitens war mir im Hintergrunde noch eine Hoffnung aufgedämmert: sie würden uns vielleicht noch etwas an unsere Auslagen geben. Solche Gedanken sind gewiß einem armen Ehemann, der Kindbetti halten muß und kein Geld hat, zu verzeihen. Könnte man in aller Menschen Köpfen alle eigennützigen, spekulativen Gedanken verfolgen, man würde ergrauen vor dem herzlosen, liebeleeren, scheußlichen, das vor unsern Augen sich aufwinden würde. Es ist ein Heil, daß wir das nicht können; unsere Augen würden erblinden, unsere Herzen würden verbluten, wenn anderer Gedanken uns offenbar, wenn wir sehen würden, wie manches Auge auf unsern Tod lauert. Der Gram würde wie ein Geier sich setzen auf unser Herz, das aber eben vielleicht ähnliche Gedanken und Gelüsten in sich wälzte. Was für Augen würden sich wohl die Menschen machen, wenn sie einander in die Seelen hineinschauen könnten, so gut als ins Gesicht? Der Schöpfer weiß wohl, warum er hier einen Vorhang gezogen hat.

Kaum waren wir heim gekommen, so fragte die Schwägerin nach dem zu teilenden Erbe. Wir wiesen vor, was da war. Sie wollte nicht glauben, daß das alles sei; ihr Mann hätte von viel mehrerem gesagt. Die übrigen Kinder, welche seit Jahren das väterliche Haus verlassen hatten, wo noch der Verdienst größer und von bessern Zeiten her manches vorrätig war, was seitdem abgegangen, muckelten auch von Hinteremachen, Verschleipfen, Verlaugnen. Die Schwägerin durchstöberte mit ihrem Manne und einer Schwester alle Winkel, um nach etwas verborgenem zu forschen. Unglücklicherweise entdeckte die letztere auf unserem Kachelbank einen Milchhafen, mit dem sie früher viel Milch geholt hatte, und erhob nun über denselben ein Geschrei, als ob ein Stier sie bereits auf den Hörnern hätte. Da sehe man, was wir für Leute seien: Bschyßhüng, wie keine auf dem Erdboden seien. „Jetz wei mr erst afa sueche; wo das isch, wird no meh si!“ schrie sie. Und so fingen sie an, das unterste zu oberst zu kehren und sprachen am Ende unsere ganze Habe an. Da rissen sie einen Hafen z'weg und dort eine Kelle, wollten über unsere verschlossenen Schäfte, sie einsprengen, wenn wir nicht die Schlüssel gäben. Alles müsse erlesen sein, schrie das eine; ein anderes brüllte, man müsse uns zum Eid halten, und das dritte vom Landjäger holen und Mannen, vor denen wir es eingestehen müßten, daß wir gestohlen hätten. Es war ein Höllenspektakel und der Lärm wurde immer größer. Die Leute arbeiteten sich selbst in einen Zorn und in eine Wut hinein, die kein Maß hatte. Die Vorstellung unseres Betruges wuchs wie ein Gespenst ins Unendliche; ich glaube, sie stellten sich am Ende vor, der Handel gehe um viel tausend Pfund, und wenn sie nur recht wüst thäten, so seien ganze Haufen Erbes aus uns auszupressen, wie Öl aus Steinen. Es kann wahrhaftig nichts traurigeres geben, als Streiten um ein Erbe, und

doch ist gerade dieses Streiten eins der häufigsten und ein Beweis mehr von dem Eigennutz und dem Lauren auf das Erben, von dem ich früher gesprochen. Wenn um Höfe, Schlösser und Büntel Geld gestritten wird, so glaubt man das begreifen zu können, weil da es des Streitens sich lohne, es dr wert sei, recht wüst zu thun. Aber vermöchten es nicht gerade da am besten Brüder und Schwestern, Friede zu halten, wo viel zu teilen ist? Da sollte man doch eher etwas übersehen können. Aber eben mit dem Haben nimmt auch das Begehren zu. Das ist der Fluch, der im Golde liegt und von dem das Sprüchwort kömmt: Je mehr er hat, desto mehr hat er zu wenig. Sehr traurig, fast lächerlich und unbegreiflich will man es finden, wenn Arme um ein paar alte Leintücher, eine pläßete Pfanne, eine gespaltene Kaffeekanne und ein paar versalbete Hosen sich zanken. Ja, traurig ist's allerdings, wenn die, die die Liebe am nötigsten hätten, um so kleinlichter Dinge willen sich das für sie ohnehin bittere Leben noch mehr verbittern. Aber begreiflich ist das Ding gar sehr. Ein armer Mensch, der gar nichts anzuschaffen vermag, dem ist eine gespaltene Kaffeekanne ein gefunden Fressen und ein Bettstücki ein wahrer Schatz, zu dem er vielleicht sonst sein Lebtag nicht käme oder nur durch tausend Entbehrungen. Und einem armen Weibe kann ein Fetzen von einem Leintuch, besonders wenn es noch zu kindbetten gedenkt, eben so wichtig vorkommen, als einer reichen Bürgersfrau ein ganzer voller Lingeschaft.

Man kann sich aber nicht vorstellen, wie uns beiden bei der ganzen Geschichte war. Ein vernünftiges Wort wurde gar nicht gehört, meine Bitten, Mädelis Weinen und Anhalten nicht geachtet. Die Titel regneten immer dicker und derber auf uns ein, je ordentlicher wir uns gebärdeten. Mir kochte nach und nach auch der Zorn in meinem Innern; aber ich war so

unterthänig gewohnt, so gewohnt meinen Zorn im Stillen zu verwerchen und zu verworgen, daß ich es höchstens zu einem unverständigen Brummen brachte, blaß wurde und in den Hosensäcken die Hände ballte. Mädeli bot allem auf, die Vermittlerin zu machen in aller Sanftmut und Geduld; aber es schüttete eben nur Öl ins Feuer, und je ordentlicher es that, desto unverschämter wurden die andern; ja die Schwägerin griff sogar nach unseres Kindes Bettlein und zeigte es ihrem Mann: ob das nicht auch anzusprechen sei? Da flammte aber auf einmal, wie aus einem Hause, das der Blitz getroffen, die Feuersäule, aus Mädeli der Zorn empor. Ohnehin lang, ward es noch um einen halben Schuh länger; Funken sprühten aus seinen Augen, und mit einer mir ganz fremden Stimme, fest und scharf, wo jeder Laut dem Knall einer gezogenen Pistole glich und jedes Wort die Kugel selbst war, stellte es sich plötzlich, wie der Hirsch gegen seine Verfolger. Wie ein General befahl es der Schwägerin, das Bettlein an seinen Ort zu thun; das sei von uns bezahlt; überhaupt hätte sie hier gar nichts zu reden; sie gehe die ganze Geschichte nichts an; sie solle heimgehen zu ihren Eltern und da erben, was es da zu erben geben werde, Dreck und Läuse. Dann wandte sich meine Frau von einem zum andern und hudelte sie fürchterlich. Zuerst ging es über den Götti unseres Knaben los. Von ihm hätte sie das nicht geglaubt, sagte Mädeli; er sei ihr immer der liebste Bruder gewesen; auf ihn hätte sie gebaut, wenn der Vater früher gestorben wäre; aber nun danke sie Gott, daß sie ihn nicht nötig hätte. Sie sehe nun, was auch er für einer sei. Götti sei er von diesem Kinde, und statt diesem Kinde zu helfen, wolle er ihm sein Bettchen stehlen helfen; das habe man doch von einem Götti nie erhört, so lange die Welt stehe. So fuhr sie von einem zum andern und nahm am Ende Alle in einen Klapf.

Zum Erben seien sie jetzt Kinder; aber um dem Vater zu helfen, da sei keines ein Kind gewesen. Wir hätten ihn erhalten. Keines habe gefragt: Wer zahlt dafür? Krank sei er gewesen. Keines habe gefragt: Mangelt ihm etwas, können wir helfen? Gepflegt hätten wir ihn, alle Kosten bezahlt. Keines frage: Was sind wir schuldig für Mühe und Auslage? Wir hätten bös gehabt und den Vater gut gehalten. Keines danke uns dafür und statt des Dankes wollen sie uns noch die eigenen Sachen stehlen. Sie seien saubere Leute; es müsse sich in den Boden hinein schämen vor seinem Manne, daß er sehen müsse, in welche schlechte Familie er geheiratet habe, müsse sein Leben lang sich schämen, daß ich an ihrem Vater so viel gethan und doch nicht sein Kind gewesen sei, und nun solchen Dank und solchen Schaden davon haben müsse. Dabei rannen die Thränen über sein erglühtes Gesicht; aber seine Kraft brach damit nicht zusammen, sondern es sagte ihnen noch: das Fleisch, das sie gegessen, der Wein, den sie getrunken, der Sigrist, der den Vater begraben — Alles sei nicht bezahlt, und nun sollen wir unsere Habe ihnen zum Teilen hergeben und dann die Schulden bezahlen? Mädelis Zorn überwältigte seinen Verstand nicht, sondern erglühte ihn nur; darum schlug er auf die andern ein wie eine Kartätschensaat. Die Brüder verstummten zuerst und vergaßen, das Maul offen, ob der Schwester Schelten, die sie nur als ein Kind gekannt hatten, zu antworten. Länger hielten die Schwägerin und die Schwester, welche den Milchhafen gefunden hatte, aus. In abgebrochenen Zornslauten widerbelferten sie ihm; aber vor dessen geregeltem, scharfem Feuer verstummten am Ende auch ihre blinden Schüsse, und Mädeli stund da, wie eine zürnende Königin, mitten unter ihnen, ohne Krone freilich auf dem Haupte, ohne Scepter in der Hand, aber mit dem Scepter im Munde, mit der Krone in den Augen. Sie

Kraft zum Tragen hatte; aber seine Entschlossenheit zum Handeln, wo die Not an Mann trittet, die hatte ich erst heute bei ihm bemerkt. Kraft hatten wir auch nötig zu unseren Schulden, die wir nicht alsobald bezahlen konnten, im Gegenteil der Gefahr ausgesetzt waren, noch neue machen zu müssen. Doch ging das besser als wir dachten. Der rote Schaden regierte im Dorfe ziemlich gefährlich, so daß ich manches Leichengebet halten mußte, und die dafür erhaltenen Emolumente halfen mir diesmal so ziemlich aus der Not. Weiß Gott, daß ich mich keines Todes freute, noch weniger ihn ersehnte, daß ich es nicht hatte wie jene Totengräbersfrau, welche den Schuldnern ihres Mannes nachlief und ihnen sagte, es komme eine grusame Krankheit, wo mehr als die halben Menschen daran stürben. Es seien aparti Herren gekommen und hätten befohlen, daß man apartigi Kirchhöfe bereit halte. Bis dahin sollten sie doch mit ihren Anforderungen Geduld haben; da habe dann, Gottlob, ihr Mann einmal recht zu verdienen und dann wollten sie alle bezahlen. Wahrscheinlich wenigstens die, welche noch lebten. Nein, so war es nicht bei mir. Aber daß ich die 7½ Bz. ungern genommen, mich lange gewehrt, wenn man mir mehr gab, oder Fleisch oder Brot weggewiesen hätte, wenn es mir jemand zuschickte, das könnte ich nicht sagen.

Siebenzehntes Kapitel.

Wieder eine Kindbetti, wieder ein Tod, aber diesmal ohne Teilung.

Glücklich erhielten wir wieder ein Mädchen. Wir meinten wohl, es gleiche dem seligen auf ein Haar; aber die andern

Weiber wollten es nicht haben. Sie sagten, das Gestorbene hätte ganz andere Augen gehabt, sogenannte Totenaugen; Kinder mit solchen Augen lebten nie. Wir sagten oft vom Vater, wie der Freude hätte an der Kleinen, wenn er noch lebte, und doch mußten wir allemal sagen, es sei ein rechtes Glück, daß er habe sterben können; denn wir wüßten gar nicht, wie sein, wenn er noch da wäre. Es hütete uns nun aber niemand den wilden Knaben, wenn mein Weib mit dem andern Kinde zu thun hatte. Ich wollte ihn daher mit in die Schule nehmen. Er war gar gerne dort; entweder spazierte er herum mit seiner Rute, oder aber es stritten sich die Mädchen um ihn, neben welchem er sitzen dürfe, und der Mutter war er auf so lange ab. Allein sobald Mädeli das merkte, wollte es es nicht mehr thun. Das sei nichts, sagte es; was ich sagen würde, wenn auch andere Leute ihre Kinder z'gaumen senden würden in die Schule, und andere Leute hätten so viel Recht dazu als der Schulmeister und es manchmal noch nötiger. Ja, wenn viele Kinder kämen, meinte ich; allein das komme den Leuten nicht in Sinn. Und so ein Kind störe gar nicht und andere Schulmeister thäten es auch. Erst letzthin sei ich an ein Ort gekommen, wo zwei kleine Schulmeisterskinder in der Stube herumgelaufen wären. Die hätten Gesichter gehabt, in denen man das Weiße im Auge kaum hätte erkennen können, Schnudernasen wie ehemals die Hessen Zöpfe, das eine gebrüllt, wie wenn es am Spieße stecken würde, das andere drein geschlagen mit seiner Rute, daß alle die Köpfe hätten weghalten müssen. Da hätte es mir selbst gruset, und so möchte ich nicht, daß es gehe. Aber unser Peterli sei so sauber, manierlich, still, daß ich meine rechte Freude an ihm hätte; es dunk mi fry, er wüß scho, was Schuelha syg und er mach manchmal, wie wenn er es selbst könnte. Aber Mädeli war unbarmherzig: sie wäre

nicht ungerne zuweilen den Buben ab; allein sie wisse gar wohl, wie es mit sellige Kindern sei. Das müsse sie niemand brichten, daß sie nicht störten; wer mit ihnen sich abgebe, lerne doch gewiß nicht, und wenn so ein klein Kind in der Stube herumlaufe, so sehen die meisten doch sicher mehr auf das Kind als auf das Buch. Und dann wisse sie gar wohl, was die Eltern zu Hause sagen darüber und wie ungern sie es hätten. Sie schickten ihre Kinder nicht in die Schule, damit sie dort Kindermeitscheni würden; wenn's denn gaumet sein müsse, so hätten sie ihnen zu Hause zu gaumen genug. Mädeli wurde mir wieder Meister hier und manche Schulmeisterin wird denken: Nei, bim Tusig, e sellige Göhl bi-n-i nit; i bi froh, we si mr dänne chöme, u de we si i dSchuel wei, su cha me se nit ebha; es gäb es Brüel, daß niemere drbi si möcht. Mein Mädeli war aber eben keine Schulmeisterin, die meinte, der Mann sei nur um ihretwillen da und ebenso auch die Schule, und keine Mutter, die meinte, man müsse die Kinder alles zwängen lassen, nur damit sie nicht brüllen, nicht bedenken, daß, je zwängischer sie werden, sie auch desto mehr brüllen. Mädeli war darin gescheuter, nicht nur als manche Schulmeisterin, sondern auch als mancher Schulmeister und namentlich als ich.

Freilich hatte es dabei böser, wie man sagt; aber deswegen machte es nie ein jammerhaft Gesicht, wußte allem zu thun; es war eine rechte Freude, wie es sich kehrte und wie es ihm von den Händen ging. Und wenn ich es bedauerte, klagte, es könne doch nicht alles machen und es immer aushalten, um so hinten ume Peterli eine Stunde in die Schule zu kriegen, so wollte es es gar nicht haben, daß es ihm bös ginge. Es möge das gar saust machen, sagte es dann; man sei doch auch für etwas in der Welt und müsse nicht meinen, daß das einen Tag gehen solle wie den andern, alles in gleichem Plamp; es

gebe allenthalben bald mehr, bald minder zu thun: da müsse man sich darein zu schicken wissen. Gut haben, das könne bald ein jeder Narr, wenn er dazu käme; aber sich zu rühren in der rechten Zeit, das sei eine Kunst für gescheute Leute. Die und jene hätte noch viel böser als es; es begreife wirklich nicht, wie sie es machen könnten, und doch gehe es. Es müßte sich also schämen, wenn es das Mindere nicht machen könnte und nicht gerne machen würde. Man sollte glauben, auf solche salomonische Reden hätte ich geschwiegen. Aber nein, denn die Männer sind im ganzen kreuzdumm. Ich machte es aufmerksam auf die, die es besser hatten, die z. B. eine Kindermagd vermochten, und sagte: es solle doch sehen, die hätte ja eine Kindermagd und wenn sie es ohne eine solche würde machen können, so würde sie keiner den Lohn geben. Und wenn die nicht alles machen könne, so wüßte ich gar nicht, warum es Mädeli dann sollte machen können. Schwernot! wie froh wäre mancher Mann, wenn seine Frau sich immer mit denen vergliche, die es böser haben als sie, die minder haben als sie, die nötlicher thun müssen als sie! Wie froh wäre er, wenn er nicht alle Tage sagen müßte: Aber lue doch Frau, die und die hei's o nit; die und die chönne's auch ohne das machen; die und die hei no viel meh uf-ne u si doch z'weg dabei. Wie glücklich wäre mancher Mann, wenn seine Frau sich immer mit denen vergliche, deren Vergleichung ihr eine Mahnung zur Zufriedenheit mit ihrem Zustande würde, statt mit denen, die mehr oder Besseres haben, wenigstens äußerlich, wodurch eine beständige Unzufriedenheit erzeugt und genährt wird, die sich beständig über den armen Teufel von Mann ergießt. Diese große Tugend, deren Mangel manchen Mann ds Tüfels macht und zu dessen Abhilfe er gerne und manchmal auf den Knieen um Burdlef ume rutschen würde, begriff ich Esel nicht und wollte Mädeli

sie vergiften. Und so eine Tugend ist ein gar zartes Wesen, besonders bei einer Frau; sie mag das Fingerle nicht erleiden. Aber glücklicherweise hatte ich mehr Glück als Verstand, d. h. ein Weib, dessen natürlicher Verstand ihm sagte, wann es ihm wöhler sei, ob zufrieden oder unzufrieden, und was es zufriedener mache, wenn es sich mit Leuten, die es böser oder besser hätten, vergleiche, und daß es in der Welt nicht alle Leute gleich haben könnten, und daß gar manche Leute, die es am besten zu haben scheinen, eine geheime Bürde tragen, die nicht einmal ein Spittler aus dem Emmenthal mit einem Finger berühren möchte. Mein Weibchen hatte ein sicheres Gefühl, was zu seinem Frieden diene, und sein Verstand und Gefühl lachten mir dann ins Gesicht und sagten: ich solle mich doch um solche Dinge nicht kümmern und froh sein, wenn es alles machen möge; es könnten noch Zeiten kommen, wo wir es noch viel böser hätten und auf solche müßten wir uns zur rechten Zeit vorbereiten. Sorgen und angsten wollen wir nicht; aber es sei doch gut, wenn man für alles z'weg und grüstet sei zur rechten Zeit. Es war auch, als ob der Geist der Weissagung aus meiner Frau geredet hätte.

Wir hatten noch nicht gar lange unserer beiden Kinder uns gefreut im Frieden und in der Liebe, als ich Bescheid erhielt, mein Vater sei sehr krank, und wenn ich ihn noch sehen wolle, so müsse ich pressieren.

Den Auftrag hatte der Überbringer, ein wanderender Hühnerträger, schon vor einigen Tagen erhalten; um so mehr pressierte es. Gleich nach vollendeter Schule wollte ich wandern und Mädeli machte mir eben noch ein Kaffee z'weg, als ein zweiter Bericht mir den Tod ansagte und den Begräbnistag.

Ich muß sagen, das that mir weh. Des Vaters kummervollen Blick, seine schweren Seufzer, als wir ihn das letzte Mal verließen, konnte ich gar nicht vergessen. Ich machte mir

nun recht schwere Vorwürfe, daß ich sie so lange vergessen, daß vielleicht mein Vater aus Kummer und im Elend gestorben sei, daß ich ihm hätte helfen sollen. Dann fragte der Verstand: wie? Ich hatte ja selbst mit mir zu thun genug gehabt und nur mit der äußersten Not der Schulden mich erwehren können.

Das ist eben traurig, wenn man helfen möchte, helfen sollte und nicht helfen kann. Und das thut eben weh, wenn man im Bewußtsein seines Unvermögens in seinem Gedächtnis die Personen, denen man helfen sollte und helfen möchte, und ihre Umstände gleichsam verschleiert hat, um nicht immer das Wehthun seines Unvermögens zu fühlen, und dann ein Begebnis den Schleier uns plötzlich wegreißt und, die Not und das Elend aus der Finsternis plötzlich ins Licht stellend, um so greller es uns zeigt. Um meinem Vater zu helfen, konnte ich Mädelis Vater nicht verstoßen; er war auch mein Vater geworden; er hatte kein Heimet, keine Frau, war also der Hülfe am bedürftigsten. Ich fand mich in meinem Herzen dazu verpflichtet und nie in Sinn kam es mir, Mädeli vorzuhalten, was ich für seinen Vater thue und was ich für meinen nicht thun könne. Was mein war, war sein, und das Seine mein. Zwischen unsern Leuten machten wir keinen Unterschied, betrachteten sie nicht als zwei gegenüberstehende Partien, und allemal freute es mich, wenn ich meinem Schwäher etwas zu lieb thun konnte; wußte ich doch, Mädeli empfing es, als hätte ich es ihm gethan. Aber nun that es mir doch weh, daß ich nicht auch dort hatte helfen können; und mein Weibchen, das mich nicht nur verstund, sondern gleichsam fühlte, jammerte laut, daß ich doch recht nicht zürnen sollte über ihns und seine Leute, daß ich so viel ihretwegen hätte; es wolle es mir zu vergelten suchen sein Leben lang. O, es ist doch schön, reich zu sein und nie in den Fall zu kommen, helfen zu sollen und nicht zu können!

Aber gar viele Reiche fühlen ihr Glück, helfen zu können, nicht; sie fühlen nur den Ärger, helfen zu sollen und nicht helfen zu mögen. Es ist recht merkwürdig zu achten, wie gewandt Reiche im Auffinden von Gründen sind, um sich vom Helfen zu entbinden, wie sie ihren harten Sinn bald in Unwissenheit, bald in Systeme verhüllen, und wie sie dann verlegen werden, wenn man ihnen, durch Unwissenheit und System hindurch, unverschämt auf den Leib rückt!

Wie doch die Gänge im Menschenleben verschieden sind und in welch verschiedenen Lagen und Stimmungen der Mensch die gleichen Gänge macht! Das letzte Mal war ich den ersten Gang mit meiner Braut gegangen auf diesem Wege an heiterem Frühlingstage heiter und froh; nun ging ich zum letzten Gange mit meinem Vater an einem finstern Wintertage, finster im Gemüte. Finstere Gemüter traf ich auch in unserer Hütte. Der Bruder schaltete barsch und roh, die Mutter weinte viel, die Schwestern hatten verwahrloste Gesichter und freche Augen. Alle waren von kurzen Worten. Auf alle meine Fragen erhielt ich wenig Bescheid, bis eine meiner Schwestern endlich sagte: wenn es mich Wunder genommen hätte, so wäre ich wohl früher gekommen. Niemand nahm sich die Mühe, auf meine Entschuldigungen zu achten.

Ach! ich sah den Vater noch einmal, als ich ihn in den Sarg mußte legen helfen. Er sah so klein und spitz und blaß aus, als ob er nichts als ein Seufzer wäre über das menschliche Elend, eine verkörperte Klage über die Trüglichkeit aller menschlichen Träume. Denn was hatte der Vater alles geträumt und wie war alles geworden! Ach, die Menschen kennen selten die Brücke, über welche Träume müssen, wenn sie ins Leben kommen sollen; darum sollte allen, die sie nicht kennen, das Träumen verboten werden. Der Vater selbst war schon

fast vergessen im Hause und verschollen in der Gemeinde, als man seinen sterblichen Teil zu Grabe senkte. Vielleicht noch an einem Donnstag oder Dienstag erinnerte sich einer auf dem Wege oder in einer Pinte des alten Käser, frug nach ihm oder wußte dies und das von ihm. Aber noch war wohl kaum die Grasdecke über seinem Grabe dick und fest, als auch die letzten Töne seines Andenkens unter den Menschen verklungen sein mochten.

So war der alte Weber im Boden und doch wob der alte Weber auf Erden an der Zetti fort, die er aufgespannt hatte. Es meinen die Menschen, wenn des Menschen Stimme verhallt sei, wenn sein Fuß im Grabe ruhe, so sei sein Leben zu Ende, sein Wirken abgeschnitten. Die Kurzsichtigen! Seine Worte, vielleicht 40jährige Worte hallen fort in der Welt der Geister; sein Wirken spinnt seine Faden fort und fort durch das große Gewühl dieser Erde; es webt der Weber fort und fort unsichtbar auf seinem unsichtbaren Webstuhle, den er in den Herzen derer aufgeschlagen hat, die mit ihm lebten. So weben nicht nur fort die, welche man große Geister, ihren Namen unsterblich nennt; so leben alle fort, welche mit andern Menschen Umgang gepflogen: der Bettler, der vor den Thüren lebte, und die arme Spinnerin, die Kuder spann ihr Leben lang. So leben fort die Mütter, welche Kinder zeugten, die Väter, welche den Kindern voranwandelten. Jedes Wort, das hineinfällt in den großen Weltenacker, jede Handlung, die auch nur die kleinste Bewegung erzeugte im großen Gewühle, beide leben fort, sterben nimmer. Sie bringen ihre Früchte und die Früchte wieder ihre Früchte, und die Früchte sterben nimmer aus. Dieses unsichtbare Gewebe sehen wir nicht, das Anschwellen der Ansaat bemerken wir nicht, die unsichtbaren Weber sehen wir nicht, kennen wir nicht. Wenn wir schon

aus den Billionen Webern heraus einige Dutzend zu nennen wissen, was ist das? Aber erkennen wohl einst die Weber selbst ihr Gewebe, können wohl ihre geschärften Augen ihre eigenen Faden verfolgen durch das unendliche, tausendjährige Geflecht! Und wie wäre es, wenn uns im Tode unsere Augen aufgethan werden, und wenn wir nun zuschauen können und müssen, wie unsere Worte und Thaten fortwuchern, wie sie von Herzen zu Herzen gehen, vielleicht von Weltteil zu Weltteil, wie sie vergiften und heilen? Wenn wir so zusehen und zittern müssen vor den unermeßlichen Schwingungen, zu denen wir den Anstoß gegeben, die freilich keine Throne der Welt umstürzen, aber doch vielleicht den Thron Gottes in dem Herzen des Menschen, liebe Leute! wie muß uns da zu Mute sein? Muß uns da der alte Webstuhl, auf dem wir so sorglos oder so anmaßlich gesessen, nicht feurig werden unter dem Gsäß? Muß er uns nicht ein feuriger Wagen scheinen, auf dem wir aber nicht gen Himmel, sondern direkt zur Hölle fahren?

Solche Gedanken flatterten damals freilich nicht durch meine Seele, als man meinen Vater begrub. Damals stund vor meinen Augen sein dünnes, weißes Gesicht und in meinem Herzen regte sich die Trauer um seinen Jammer und sein Scheiden, ehe ich kindlich seinen Jammer zu stillen versucht. Das verscheuchte mir die Gedanken ans Erben, und ein Vorgesetzter, der mich vom Kirchhof begleitete, verhinderte, daß sie nicht hinten drein kamen. Der erzählte mir, wie es in der letzten Zeit gar bös gegangen sei daheim. Mein Bruder sei den Eltern Meister geworden und habe nichts verdient und viel gebraucht. Anfangs hätten die Eltern nichts an ihm gesehen, später hätten sie es gerne geändert; aber da sei es zu spät gewesen; dr Stercher syg emel geng Meister. So seien

viel Zinse aufgelaufen, seien laufende Schulden, man wisse nicht wieviel, und es sei die größte Frag: ob man es ebha mög. Wenn ich etwa Geld hätte, um allem zu begegnen, so wäre es vielleicht eine Möglichkeit, daß ich einen Geltstag erwehren könnte. Es sei allweg es styfs Heimet, aber das Haus nichts mehr wert freilich.

Aber ich hatte kein Geld dazu und konnte nur bitten, daß man so wenig Kosten mache als möglich, und daß man suche, der Mutter etwas zu retten, wenigstens einen Aufenthalt im Hause, und daß man doch ja den Amtsgerichtschreiber keinen Geltstag erzwingen lasse. So ging ich ohne Erbe heim und auch ohne Zank, und Mädeli sah mich auch nicht sauer an, daß ich ohne Erbe kam; aber ohne Erbe sollte ich nicht bleiben.

Achtzehntes Kapitel.

Wie ich ohne Teilung zu einem Erbe komme.

Es waren viele Wochen vergangen; da pochte es eines Abends an unsere Thüre. Mädeli säugte eben, so daß ich zum Fensterchen heraus Bescheid geben wollte. So wie ich den Kopf herausstreckte, fuhr ich wieder hinein und schrie: „Herr Jeses Gott, dMueter!“ „Welche Mutter?“ fragte meine Frau. „My Mueter isch's, my Mueter, u no es Säckli.“ „Abe myn Kraft, warum lascht se de stah, da usse-n-am Bysluft? die armi Frau wird chalt gnue ha“, tadelte meine Frau und machte sich alsobald zur Thüre hinaus und bewillkommte sie draußen gar freundlich und zärtlich. Ich war aber auch nicht umsonst erschrocken. Unerwartete Anlässe erzeugen in unserem Kopf Ge-

dankenblitze. Es sind nicht einzelne Gedanken, sondern es werden eine ganze Reihe von Gedanken auf einmal erzeugt; es werden eine Menge Zustände, ein ganzer Zusammenhang von Veränderungen auf einmal erleuchtet und stellen sich vor unsere Augen. Ein solcher Gedankenblitz war mir beim Anblick der Mutter durch den Kopf gefahren. Ich sah, daß sie im alten Hause nicht mehr sein konnte, daß sie nicht in die Kehr, d. h. alle Tage von einem Hause ins andere wollte (wie man bei mir die alten unvermöglichen Leute zu versorgen meinte); daß sie bei uns ihre Wohnung aufschlagen wollte. Ich sah, welche Störung unser Hauswesen dadurch erleide, welche Leiden mir und meinem Weibe warteten, kurz eine ganze Zukunft ging vor meinen Augen auf. Darum auch war ich hineingefahren, wie wenn ein wirklicher Blitz mich getroffen hätte, war unvermögend, die Mutter draußen zu empfangen, und vergaß fast, als sie mit Mädeli hereinkam, ihr die Hand zu längen.

Die Mutter sagte: sie hätte nicht geglaubt, daß sie einst zu einem Söhniswyb wolle; sie wisse wohl, wie wert man denen sei, besonders wenn man ihnen nichts zu geben hätte, und meine werde wohl nicht angers sein als die angere. Aber sie wolle am Ende das noch lieber als in die Kehr gehen; sie wollte lieber lebig i Bode, als sich da von mancher Nachbürin auslachen lassen, wenn sie alle Morgen mit dem Säckli fürers müeßt. Es thue-es den Kindern auch sauft, etwas für sie zu thun; seien doch die Ching dSchuld, daß sie däweg von Hus und Hei müßte. Wenn me de Ching alles aghäicht heig, su gang's eim de z'letsch e so, u eis lauf hie us u-n-es angers dert us; aber sie krieg z'letsch de Chinge-n-o nüt nah, we si's a-me-n-Ort g'jächt besser z'mache. Aber werche möge sie nicht mehr, das sage sie frank use; sie hätte ihr Lebtag gnueg gwerchet und nichts davon bracht; sie wolle jetzt auch ein wenig zu-

sehen, wie es ohne werche gangi. Während meine Mutter so auspackte, hatte Mädeli ein Kaffee gemacht und wartete der Mutter auf und pressierte sie und nahm diese Reden nicht übel. Meine Mutter hatte sich in ihren alten schwachen Kopf gesetzt, die Kinder seien an ihrem Unglück schuld, und in ihrem versäuerten Gemüte war der Entschluß entstanden: nun auch die Kinder ihr Unglück entgelten zu lassen und selbst so wenig darunter zu leiden als möglich. Nun hatte sie kein anderes Kind, dem sie aufsitzen konnte, als gerade mich; der Bruder sei z'Chrieg, hatte sie gesagt, und wo die Meitleni umeluedere, möge sie nur nicht fragen. An den Unterschied, den sie früher unter den Kindern gemacht, an die Zurücksetzung, die ich erlitten; daß sie die andern Kinder zu ihrer Qual erzogen und also an ihrem Verderben mehr oder weniger schuld sei: daran dachte sie nicht von ferne. Daß die andern Kinder sie arm gemacht und nicht ich, fiel ihr von ferne nicht bei; im Gegenteil lud sie mir die meiste Schuld auf. Wäre ich bei ihnen geblieben und hätte ich mich nicht davon gemacht wie ein Schelm, so wäre es nie so gekommen. Damals wäre es gut gegangen, meinte sie, und daß man mich fortgetrieben, das ließ sie sich nicht einreden. Also mich wollte sie strafen für alle Kinder zusammen und mein Mädeli mit mir. Gegen das Söhniswyb hatte sie im voraus Vorurteile, glaubte, es meine es nicht gut mit ihr, und gegen diese böse Meinung hatte sie sich gepanzert und gewaffnet; sie wollte zeigen, daß sie sich nicht von einer Jedere ungere thun lasse. Und wenn einmal Vorurteile, vorgefaßte Meinungen sich in einem Kopfe eingenistet haben und besonders in einem weiblichen Kopf, und noch dazu in einem alten, dann bringe sie der Guckuck heraus. Dann sind diese Vorurteile das Prisma des Gemütes. Wie das Prisma alle Lichtstrahlen bricht und färbt, so färben nach ihrer Weise diese Vorurteile

alle Handlungen der Menschen, gegen welche man Vorurteile oder auch für welche man Vorurteile gefaßt hat. Und je nach dieser Färbung verketzert und vergöttert man, spuckt ins Angesicht oder leckt die Hände, nimmt alles giftig auf und erwidert giftig alles, oder wird ob allem charmiert und findet alles süperb. Es ist sehr schwer, von einem solchen Prisma sich frei zu halten und klar, rein im reinen ungebrochenen Lichte zu schauen. Ansichten und Meinungen sind noch leichter klar zu betrachten als Personen; das können wenige, und in aufgeregten Zeiten um so weniger, je höher man zu stehen glaubt. Und es ist wirklich ein jämmerlich Schauspiel, zu sehen, wie eben die, welche sich für Weise halten, zu Narren werden und wie vollends das Volk geblendet ist und Windmühlen nicht für Schlösser, sondern gar für Götter hält, und wie die vermeintlichen Götter sich nicht bloß für Götter halten, sondern ein jeder sich für den einzigen wahren Gott selbst. Dieses geschieht aber, wohlverstanden, von beiden Seiten. Solchen vergötterten Windmühlen z. B., die vom schnöden Egoismus, nicht vom schönen Patriotismus getrieben wurden, haben die Alten es zu verdanken, daß sie auf die öde Sandbank geworfen wurden, wo sie sich gebärden wie Fische, die einer aufs Trockne geleert hat. Und wenn das also geht hoch oben, wer will es einem alten erregten Weibe verargen, wenn es nicht anders that, und seine Vorurteile ihm ein Schild wurden, durch den die Strahlen von Mädelis Liebe durchgehen mußten und dort zersetzt der Mutter Herz wie Äußerungen des Hasses berührten? Mir verzeihe man, daß ich also rede von meiner Mutter und scheinbar schonungslos den Schleier wegziehe von ihrem Herzen. Es geschieht dieses aus wahrhafter Liebe zu ihr; denn indem ich den Zustand ihres Herzens zeige, wird man ihre Handlungen begreiflich finden. Und daß ihr Herz nicht ein anderes

war, daß es sich so gestalten konnte in sechzigjährigem Leben, — das wird jeder begreifen, der weiß, was die Welt und das Unglück aus einem Herzen machen, wenn nicht wahres Christentum es gesund erhält. Und daß sich die Mutter nicht geändert, wird nur den verwundern, der noch nie versucht hat, das eigene Herz zu ändern, und nicht befunden hat, wie zäh es ist.

Ich möchte durch die Darstellung ihrer Gemütsart bewirken, daß ihre und aller sechzigjährigen Mütter und Väter Schwachheiten, Wunderlichkeiten, Unverträglichkeiten von dem jüngern Geschlecht nicht angesehen werden möchten als Fehler, die gebessert, gestraft und zurückgewiesen werden sollen, sondern als Leiden, als Leiden nicht sowohl in Beziehung auf die Jüngern, sondern als Leiden für die Träger derselben, Leiden für Väter und Mütter. So haben sie ihre körperlichen Beschwerden, haben die Abnahme der Sinne, eine Folge der Krankhaftigkeit des Leibes, der seiner Auflösung entgegengeht. So wird auch die Seele krankhaft, wenn sie nicht geheilt worden, durch den großen Seelenarzt. Diese Krankheiten sind allerdings den Nächsten lästig, aber am meisten darunter leidet doch der Kranke selbst. Solche Krankheiten sind weit peinigender als Leibesschmerzen. Ein glieder-, wassersüchtiger Mensch leidet viel, aber ein zanksüchtiger, ein selbst- oder habsüchtiger Mensch noch viel mehr. Ein halbblinder, halbtauber entbehrt unendlich viel, aber ein mißtrauischer, mißvergnügter Mensch noch unendlich mehr. Jener entbehrt nur Töne und Farben, dieser die Freude an Gott und die Liebe der Menschen. Darum möchte ich mit gutem Grunde allen zu bedenken geben, daß die Krankheiten alter Gemüter für sie selbst die bittersten Leiden bringen. Und wo Leiden und Leidende sind — was ziemt wohl dem Christen? Unduldsamkeit, Härte, Hohn? Nein, ich denke, daß jeder weiß, daß Mitleid sich zieme und Barmherzigkeit, ein geduldiges

Warten und Pflegen. Die Christen wissen das recht wohl in körperlichen Krankheiten: aber bei geistigen Krankheiten vergessen sie es meist. Sie vergessen nämlich, daß Fehler Krankheiten sind. Es ist ein angeborner Glaube an unsere Freiheit in uns, so daß wir wohl mit körperlichen Übeln, die wir uns nicht selbst gegeben, die wir nicht selbst heben können, Mitleid haben, aber nicht mit geistigen, wähnend, in unserer Freiheit liege es, sie fortzuschaffen, in unserer Freiheit hätten wir sie angenommen; der fehlende sei also selbst Schuld an seiner Qual und plage mutwillig andere. Bedenke man aber, daß zwar jedes Volk zur Freiheit berufen ist, jedem Volk Freiheit ziemt, daß aber in langer Knechtschaft die Kraft, die Freiheit zu gewinnen und zu bewahren, verloren gehen kann. In solcher Knechtschaft nun haben die gelebt, die im Alter so unverträglich werden. Ihre Kraft ist gebrochen, ihr geistig Auge ist so dunkel geworden, daß es die Fesseln nicht mehr sieht, in denen es geschmiedet liegt. Darum überlasse man da Gott das fordern und übe Nachsicht und Geduld, und bitte Gott um Barmherzigkeit, damit er thue, was Menschen unmöglich ist.

Ich möchte also bitten, mich hier in meiner Darstellung nicht der Unkindlichkeit zu beschuldigen. Ich liebe in meiner Mutter alle Mütter, und möchte daher allen Müttern bei ihren Kindern bereiten Geduld und Liebe. Darum schelte man mich nicht herzlos, wenn ich jetzt noch etwas von der Handlungsweise meiner Mutter rede. Andere Kinder mögen daraus sehen, daß ihre Mütter recht gut zu ertragen wären, wenn man nur die Liebe walten lassen wollte und das bedenken: daß man andere ertragen soll, wie man selbst ertragen zu werden wünscht. Aber das ist eben der Teufel der Menschen, daß selten jemand glaubt, daß die andern auch etwas an ihm zu ertragen hätten.

Diesen Gedanken hatte eben meine Mutter auch nie, und das eben war's, was sie so unglücklich machte, daß sie immer nur betrachtete, was sie von andern zu erdulden meinte und nie, was andere wirklich von ihr erduldeten.

Mädeli, in seiner zuthätigen Liebe, hatte mich bei Seite genommen und strich mir über die Stirne mit seiner Hand und bat mich, doch nicht so sauer zu sehen; die Mutter könne sonst glauben, sie komme unwert. Und ich solle doch ja recht nicht etwa glauben, es sei böse darüber; im Gegenteil, es freue sich recht sehr, nun auch zu zeigen, daß es meinetwegen alles zu thun vermöge; ich hätte auch so viel an seinem Vater gethan. Meine Mutter könnten wir nicht im Gaden schlafen lassen, es sei zu kalt für sie da; ich solle das Bett doch in der Stube aufmachen; den Webstuhl brauche ich so jetzt nicht. Natürlich freute mich meines Weibes arglose Liebe und ich mochte ihm seine Freude nicht trüben durch meine Befürchtungen, sondern küßte es nur recht zärtlich und gab mir alle Mühe, meine Runzeln von der Stirne zu treiben. Als wir wieder hineinkamen, sagte meine Mutter: sie merke wohl, wie wir die Köpfe zusammensteckten und wie Mädeli mich aufweisen wolle, daß ich sie wieder wegschicke; das sei nicht bravs von ihm; allein es solle ihm nichts nützen; sie gehe doch nicht fort, und wenn wir sie vor die Thüre würfen, so bleibe sie da liegen. Wir wollten ihr das Gegenteil begreiflich machen, daß wir gerade abgeraten zusammen, ihr das Bett in die Stube zu machen, damit sie bequemer sein könne. Allein obgleich die That bewies, was wir wollten, so gestand sie doch ihr Unrecht nicht ein, sondern behauptete es fort und fort. Und wo sie uns zusammen stehen oder reden sah, faßte sie Mißtrauen und meinte, wir hätten sie verhandelt oder hätten etwas heimliches, das wir ihr vorenthielten, und dann stichelte und trümpfte sie eins nach

dem andern. Am schlimmsten ging es, wenn wir später einen halben Tag auf dem Lande zusammen arbeiteten, wo sie uns nicht beobachten konnte. Wir konnten dann eines traurigen Abends versichert sein. Entweder redete sie gar nichts oder lauter Stichelreden. Es ist wirklich nichts gräßlicher als dieses beständige Mißtrauen in andere, dieses beständige Aufpassen auf Worte und Mienen. Es ist kaum etwas peinigenderes in einem Hause, als wenn man gezwungen wird, Worte, Mienen, Gebärden ängstlich zu bewachen, wenn man mit niemand ein Wort reden, bei niemand stehen bleiben darf, wenn man nicht bös Wetter haben will. Und wenn Mann und Weib einander nicht einmal recht ansehen dürfen, wenn sie im Frieden bleiben wollen, so schleicht fast unwiderstehlich ein düsterer Geist ins Haus; eine Alp legt sich auf die Brust und alles wird doppelt schwer. Wie ein solches Mißtrauen in eine Brust sich nisten kann, weiß ich nicht. Ich will nicht sagen, es entstehe aus dem eigenen Bewußtsein des Übelmeinens, und auch nicht aus dem Bewußtsein, daß andere Ursache haben könnten, einen zu verhandeln, und auch nicht aus der Eifersucht, daß die lieber seien, mit denen man heimlich thue; aber alle drei Dinge mögen wirken dazu, in den einen Herzen dieses Element vorherrschend sein, in andern das andere.

Wir konnten uns fast nicht anders mehr mitteilen als mit wehmütigen Blicken, und auch diese bewachte die Mutter und sagte: „Ja, lueget ume enangere-n-a, es isch mr graglych;“ und da sie mit uns in der gleichen Stube schlief und noch recht gut hörte, so war uns auch hier Stillschweigen auferlegt.

Die Mutter dagegen hatte gerne etwas heimliches, und steckte gerne mit jemand den Kopf zusammen. Sie war an die häuslichen Verschwörungen gewohnt; sie waren ihr zur täglichen Nahrung geworden. Solche Verschwörungen gibt es in jedem

Hause, am allermeisten aber da, wo eine schlechte Regierung ist, wo viele Meister sind und kein rechter, oder wo eine illiberale Regierung ist, die das Volk drückt und nur auf seine Kosten leben will. Diese Verschwörungen sind mancherlei Art, lustig und ernsthaft; aber zum Frieden dienen sie selten. Im Hause hatte nun die Mutter niemand, mit dem sie sich gegen das andere verschwören konnte. Sie versuchte es bei Mädeli und bei mir, und, wie gesagt, sicher nicht aus Bosheit oder Tüfelsüchtigi, sondern aus reiner, purer Gewohnheit, und weil ihr niemand jemals gesagt hatte, welches Laster diese Gewohnheit eigentlich sei. Sie wollte sich anfangs hinter mich stecken und mir die Laus hinter das Ohr setzen: Mädeli sei keine Haushälterin, spinne nichts, und goätterle nur mit unnötigen Dingen; „sys tüfels Gwösch treit nit e Tütschel ab“, sagte sie. Aber ich achtete auf solche Reden nicht, oder wenigstens sie sah keine Folgen von diesen Reden. Man nennt solche Zwischenreden in einer Ehe nicht umsonst eine Laus hinter das Ohr setzen; denn solche Reden gramseln und beißen sich ein, ohne daß man weiß, wie. Und man muß mit aller Kraft sich mühen, den Eindruck solcher Reden zu verwischen; sonst wecken sie den Argwohn; man glaubt auch Dinge zu sehen, die nicht sind; der Argwohn macht böses Blut, aus dem bösen Blut kommen böse Worte und diese scheiden die Gemüter, wenn man auch eins am Fleisch bleibt.

So ein einzig aufweisend verdächtigend Wort, in eine Ehe hinein geworfen, kann eine wahre Teufelssaat werden, die nicht nur hundert-, sondern tausendfältig Unglück bringt. Es gramselte mir allerdings auch etwas hinter den Ohren, und es wollte mich zuweilen bedünken, Mädeli sei nur so eine Nisse; allein wenn ich dann seine Emsigkeit sah, als ich sah, wie es bei aller Armut bei uns doch noch gut aussah, und besser roch als

bei manchem reichen Bauer; und als ich in seine treuherzigen Augen sah, wie sie so sehnsüchtig Liebe und Freude an mir suchten — da ward ich gewahr, daß es eine Laus sei, was mir hinter den Ohren gramsele; ich zog sie hervor, zerdrückte sie mit dem Daumen,, daß es klepfte, und hütete fortan meine Ohren vor solchem Unziefer. Die Mutter suchte nun an Mädeli zu kommen und wollte ihm anschaulich machen, daß ich gegen ihns unerchannt sei. Dies und jenes thäte mir's sauft; sie hätte es ihrem Manne reisen wollen, wenn er dies und jenes ihr überlassen hätte; man müsse den Mannen nicht alles sagen und sie brauchten nicht alles zu wissen, und es sei immer komod, wenn die Frau etwas Geld für sich habe hinter des Mannes Rücken u. s. w. Solche Reden thaten Mädeli gar weh. Es fühlte den Versucher darin wohl. Es wies ihn streng von sich. Allein es that ihm leid, daß der Versucher, der zwischen uns treten wollte, meine Mutter war, und fühlte wohl, daß, wenn die Mutter nichts ausrichten könne bei ihm, es in ein bös Verhältnis mit ihr käme. Das gute Weibchen durfte mir das lange nicht klagen und konnte es kaum vor der Mutter aufpassenden Augen. Endlich gab es eine gute Stunde, wo wir einen neuen Bund machen konnten, zusammenzuhalten fest, treu, offen und ohne Argwohn. Natürlich ward die Mutter dadurch vereinzelt; nicht daß wir ihr unsere Liebe entzogen, aber sie konnte mit keinem gemeine Sache gegen das andere machen, konnte bei keinem wohlgemut über das andere klagen, ward nie versichert, unbedingt Recht zu erhalten; und das that ihr zu weh, als daß sie es in dieser Vereinzelung ausgehalten hätte.

Der Mensch kann nicht alleine sein; hat er keinen Menschen zum Anschluß, so wählt er etwas anderes. Zarte Mädchen wählen ein Kanarienvögelchen zum Herzen und Schnäbeln.

Verrauschen die zarten Zeiten und kommen die plumpern, materiellern, so trittet der Schoßhund auf. Hexen wählen Katzen, Zauberinnen Schlangen; etwas Warmes muß es sein, das der Mensch an seinen Busen drückt, besonders der weibliche. Glücklich der und die, denen ein Bruder oder eine Schwester oder ein Sohn Kinder liefert zum Pantschen und Herzen, leider aber oft zum Verderben.

Meiner Mutter Herz zog auch sie zu ihrem Großkind, dem Buben; das Mädchen sah sie nicht an. Der Bube frug ihr anfangs nichts nach, sondern schrie immer, wenn sie ihn nehmen wollte; aber die Liebe einer Großmütter ist hartnäckig und die Liebe eines Kindes weich und leicht gewonnen. So zog sie ihn bald an sich heran. Ängstlich um seine Liebe suchte sie dieselbe durch alle Künste sich zu sichern, ward die Dienerin seiner Launen uud nahm ihn bei jeder Gelegenheit gegen uns in Schutz und branzte in seiner Gegenwart mit uns für ihn.

Nun ich war auch ein blinder Vater, und wenn meine Mutter nicht noch blinder gewesen wäre, so hätte ich vielleicht gerade gemacht, was sie, und den Knaben gegen Mädeli in Schutz genommen, das eine liebende, aber keine blinde Mutter war, und z. B. nicht bald sich etwas abbrüllen ließ gegen seine Überzeugung. Die kleinen Kröten erkennen instinktmäßig die Kraft, welche in ihrem Brüllen liegt. Sobald irgend etwas ihrem Willen entgegentrittet, so erheben sie ein Zettergeschrei, das durch Mark und Bein schneidet. Der Mutter thut das Schreien in den Ohren weh, oder sie fürchtet, die Nachbarsleute möchten sie verbrüllen, oder der Vater es hören und mit ihr branzen, daß sie das Kind immer zu brüllen mache. Kurz, unter zehn Malen wird dem Kind in der Stadt sechs, auf dem Lande acht Mal sein Wille gethan. Es kann erzwingen. Wenn

dann später diesem verwöhnten Willen andere Menschen entgegentreten, so ensteht der Streit; trittet ihm das Gesetz entgegen, so wird die Sünde geboren, und trittet ihm endlich Gott selbst entgegen, so wird er vernichtet in Jammer und Verzweiflung.

So hoch faßte ich freilich damals die Sache nicht, oder vielmehr ich faßte sie gar nicht, sondern fühlte nur meine Liebe zum Kinde, während Mädeli in ihrem reinen Gemüte die Wahrheit ahnete: daß Gott die Kinder durch die Hand der Eltern regieren und nicht erzwingen lassen will. Weil aber die Großmutter mit dem Kinde so narrochtig that und dasselbe sich allein zuwendete, wurde ich von meiner Blindheit etwas geheilt, und sah nach und nach ein, wie eine solche Behandlung dem Kinde verderblich werden müßte. Was ich also an mir selbst nicht gesehen hätte, das sah ich an andern. Sobald wir dem Kinde nun etwas abwehrten, etwas nicht thun wollten, so flüchtete es sich heulend und schreiend zur Großmutter, und die nahm es nicht nur in Schutz, es konnte bei ihr machen, was es wollte, sondern sie begehrte mit uns vor dem Kinde auf und sagte uns etwa: wir seien gegen unser Kind wie die wüesteste Hüng, die sie gesehen hätte, und wir gingen mit dem Kinde um, daß wir es vor Gott nicht verantworten könnten. Man kann sich denken, wie weh uns das thun mußte! Wollten wir das Kind strafen, so mußten wir einen Augenblick abpassen, wo die Großmutter nicht da war, und so ging der beste Augenblick verloren. Zehnmal ging es ungestraft aus, weil wir uns mit der Mutter nicht prügeln wollten; denn sie hätte es uns aus den Händen gerissen. So gewöhnte sich das Kind nicht nur eine Menge Unarten an, sondern es gewöhnte sich auch, die wenigen Strafen nicht als natürliche Folgen seines Böstthuns anzusehen, sondern als willkürliche Wehthaten, herrührend von

den wüestesten Hüng, die es gebe. Es gewöhnte sich, diesen Strafen sich zu widersetzen, oder zu entziehen, oder wenn es beides nicht konnte, uns bei der Großmutter zu verklagen, welche es dann um so zärtlicher streichelte. So besserten die Strafen das Kind nicht mehr, sondern sie erbitterten es nur. Das thut auch jede Strafe beim Kinde, sobald das Kind bei ihrer Anwendung Zwiespalt sieht, sobald es eine Möglichkeit sieht, daß sie ihm hätte können geschenkt werden; sobald es sieht, daß jemand seine Partei nimmt.

Unser Kind gewöhnte sich aber nicht nur an Straflosigkeit, sondern auch an Parteiung im Hause; gewöhnte sich daran, es mit der Großmutter zu halten, gegen uns. Sicherlich wirkt auch nicht bald etwas schädlicher auf ein kindlich Herz ein, als eine solche Spaltung, als die daraus folgende Angewöhnung, für seine Partei alles zu erlistelen, ihren Nutzen und Vorteil zu suchen, die andere Partei zu täuschen, zu hintergehen, zu übervorteilen. Aus diesem beständigen Plänkeln entsteht dann Eifer, Bosheit, Schadenfreude, Rachsucht, und der gute Engel flieht.

Der Großmutter konnte aber doch Peterli nicht ganz genügen. Gar manche Klage verstund er nicht, gar mancher Herzensergießung entlief er. Sie mußte auch außer dem Hause jemand suchen, mit dem sie verkehren und dem sie alles klagen konnte, was ihr von uns ungerechtes geschah. Denn, wie gesagt, je mehr jemand zu Klagen Ursache gibt, desto mehr vermeint er selbst Ursache zu Klagen zu haben.

Neunzehntes Kapitel.

Von den Leuten im allgemeinen und von einer weisen Frau insbesondere.

Wir hatten uns bis dahin von den Leuten nicht fern gehalten, aber doch auch niemand zum Vertrauten unserer Haushaltung gemacht.

Lieb und Leid hatten wir zusammen getragen und niemand zwischen uns eingelassen. Keines von uns schwatzte aus, die Geheimnisse unserer Liebe oder unserer Kümmernisse; keines klagte über das andere, und meine Frau hatte nicht Lust, den andern Weibern zu erzählen meine Gewohnheiten, meine Schwächen, meine Härten; und mir fiel auch nicht bei, andere Weiber zu fragen, wieviel sie in ihren Haushaltungen brauchen, und über meine Frau zu klagen, wieviel sie brauche, wie verthünlich sie sei und wie wenig sie dagegen verdiene. Klagt einmal ein Mann also einem Weibe so ist er meist verloren; denn er wird selten ein Weib antreffen, die ihm nicht recht gibt, die nicht mehr verdienen und weniger wird brauchen wollen.

Unsere Haushaltung, unser Verhältnis war also wie ein verschlossenes Druckli, in welches gar viele Weiber gar zu gerne ihre Gwundernasen gesteckt hätten. Nicht weit von uns wohnte eine Frau, welche die längste, nämlich Gwundernase, hatte. Sie hatte ein bedeutendes Talent, allen Leuten die Würmer aus der Nase zu ziehen unter dem Schein der größten Teilnahme und Gutmütigkeit. Männer, Weiber, alle mußten ihre Geheimnisse beichten, und es gab Weiber, welche den Morgen kaum erwarten mochten, um zu ihr zu laufen und ihr zu erzählen, was in der Nacht sich zugetragen. Und wo sie eine Dienstmagd von

weitem roch, da streckte sie ihr schon von weitem die Hand dar und sagte: „Wie geit's dr o? es het mi nüsti scho lang Wunger gno, wi d's o da mache chast.“ Und jedem Babi sagte sie Bäbeli und jedem Trini Trineli, und wußte gar schön und süß zu flütterlen jedem Tschudi.

Aber bei dem Gwunder blieb es nicht. Sie wollte auch allenthalben die Hand im Spiel haben, wollte regieren, und das, wie sie meinte, mit Recht, denn sie bildete sich ein, eine besondere Weisheit zu besitzen und gescheuter zu sein, als alle andere Menschen. Sie teilte daher allenthalben Räte aus, und sagte immer: „He lue, das muesch so mache; myn Kraft, das verstohst nit; so chunt's grad z'Gunträri; wart ume, folg du mir; i will dr scho z'weg helfe.“ Und dann wußte sie eine Menge Geschichten, wie sie hier und dort die Leute glücklich gemacht mit ihren Räten. Es wunderte freilich hie und da Leute, warum die gute Frau ihre Weisheit nicht für sich selbsten brauche, da sie dieselbe denn doch am nötigsten hätte.

Die Frau war zwar sehr reich; aber ihre Kinder mißrieten ihr doch, ließen sie wenigstens im Stich und ein jedes that was es wollte. Sie wollte zwar immer darstellen, daß alles gerade so gehe, wie ihre Weisheit es ersonnen habe; andere Leute waren aber nicht ganz so dumm wie sie glaubte und sahen auch unter die Decke. Nun — wollte sie ihre Weisheit nicht für sich selbsten brauchen, so ging das niemand etwas an, obgleich mancher meinte, ihre Haushaltung ginge ihn doch gerade so viel an, als sie die seinige, und so gut sie in die seine rede oder darüber aburteile, so gut habe auch er das Recht in die ihrige zu reden und über die zu urteilen. Aber bei diesem Raten geschah ein doppeltes, was dieses Raten und Einmischen nicht immer heilsam machte. Sie redete zwar immer von ihrem guten Herzen und ihrer Gutmütigkeit, und der

Schein davon war da; aber an gar manchem Ort ist der Schein von Gutmütigkeit, und hinter diesem Schein sitzt Eitelkeit und Eigennutz. Eine gute Frau zu scheinen, ist schön, und nicht nur schön, sondern manchmal trägt es noch was ein. Aber wenn sie wahrhaft gutmütig gewesen wäre, so hätte sie nicht so viel aufgewiesen, nicht diesen aufgehetzt gegen seinen Nachbar und hätte dann dem Nachbar gesagt: „Lue, vor dem chasch di in Acht näh, dä ment's nit guet mit dr: er isch e Grüsel, wenn-r abchunt." Und sie hätte nicht manchmal diese Weise zu Intriguen benutzt, um jemand zu verkürzen, einem andern die Fische in die Bähre zu jagen.

Das andere Unglück war das, daß ihr ganzes Wesen samt ihren Räten durchaus nicht auf Religiosität und Sittlichkeit beruhte; sondern Eigennutz, Eitelkeit und Schlauheit regierten abwechselnd und ein bedeutender Grad von Selbstbeherrschung kam ihr zu Hülfe. Sie konnte die freundlichsten Mienen machen, wenn es ihr ums Augenauskratzen gewesen wäre, und konnte lachen, wenn es ihr schwer auf dem Herzen lag, von irgend etwas so schwer als ob sie voller Schulden gewesen wäre statt voller Gülten. Klagte ihr ein Weib über die allzugroße Zärtlichkeit ihres Mannes, oder sie fürchte, ihr Sohn könne sich nicht halten, so würde sie einer Vertrauten den Rat gegeben haben: sie solle bestandene Jungfrauen halten oder etwa eine, deren Mann nicht weit da dänne sei. Oder wenn jene über den Mann das Umgekehrte geklagt hätte, so hätte sie auch das Umgekehrte geraten und hätte gesagt: „Eh, Stüdi, du bisch doch e Göhl; wenn-i no eis wär, wie du, das miech mr afe ke Chummer, i wett ere scho gnue übercho u-n-er müeßt nadisch bott nüt merke. Mi mueß de nit so dumm sy, me mueß das de öppe-n-e wenig listig afa." Und wenn Stüdi dann etwas von nicht recht, nicht brav, gesagt hätte, so

hätte sie gesagt: „He, du Göhl, du witt doch nit öppe eleni söbli exakt sy. Das nimmt me nit halb so exakt meh. Dr Pfarrer mueß predige, daß es nit z'wüesch gang, aber wer wett's halte? Me mueß ume öppe luege, daß es niemer merkt u daß me de Lüte nit öppe i dMüler chömi; das isch z'schüche. We du wüßtisch alles was geyt, du wärisch nit halb so eigelich. I chönnt dr Wyber säge, du meinst, was das für bravi syge u wäger di halbe Ching si nit vom Ma.“ Und die gleiche Frau, die solche Räte gab, konnte handkehrum über Weiber und Männer, die nicht in ihrem Krättli waren, furchtbar schimpfen und sagen: sie seien schlechte Leute, wegen nicht halb so schlechten Sachen, als zu denen sie selbst geraten hatte.

Überhaupt hatte die Frau etwas Freigeisterisches und sagte oft: „O, me mueß nit alles glaube; me seyt gar mengs, es isch nit e so.“ Und die gleiche Frau klagte am gleichen Tage doch wieder: es sei doch allbets nit so gsi; dWelt werd geng schlechter; es sei sich aber auch nicht zu verwungere, we me gsey, wie dLüt ke Glaube meh heige. So konnte die Frau kalt und warm aus einem Munde blasen. So blies sie aber nicht etwa bloß den Personen, die sie vor sich hatte, einem jeden in sein Horn. Sie that es zwar hie und da auch; aber der Hauptgrund lag an einem andern Orte. Sie war im alten Glauben erzogen worden, und ihre weibliche Natur hielt einen Teil davon samt einer Portion Aberglauben fest. Dann aber war ihre Blütenzeit in die Helvetik gefallen; ihr Mann hatte in derselben etwas zu bedeuten gehabt. Dieser Mann hatte geglaubt, um sich aufzuschwingen, müsse er sich federleicht machen und allen Ballast über Bord werfen und vor allem die Religion. Es ist wirklich merkwürdig, welcher Leichtsinn, welche Liederlichkeit damals von Frankreich eingeschwemmt und hier absichtlich und sorgfältig verbreitet wurden. Man kann diese Zeit der

Frivolität zu Stadt und Land noch manchem Manne aufgeprägt sehen, der zur damaligen Zeit seine Bildung empfing, entweder in den Hörsälen oder den Ratssälen, den Municipalitäten oder den Kneipen, welche beiden letztern oft zusammen fielen. Am traurigsten waren natürlich die daran, die nur Brocken der damaligen Weisheit und des damaligen Unglaubens auffingen. Diese Brocken trugen sie nun beständig zur Schau, hängten sie heraus und stolzierten damit herum, wie ein armes Meitschi, das kein Gloschli hat und kein ganzes Hemde, wenn es einmal zu einem Mänteli und Händschlene gekommen, sich mit Mänteli und Händschlene brüstet. Händschli und Mänteli tragen gar nichts ab, als daß sie die übrige Armut und Elendigkeit noch mehr zur Schau stellen, und doch meint das arme Meitschi, es sei der ganzen Welt genommen und ihm gegeben, und sieht jede Baurentochter verächtlich von der Seite an, die kein Mänteli trägt, sondern ein feines, reines, ganzes, flächsiges Hemde und keine Händschli, wohl aber ein schön geblümtes Gloschli mit einer handbreiten roten Blegi. Gerade so gebehrdeten sich jene Männer mit ihrer Afterweisheit und ihrem Unglauben, wie dieses arme Meitschi, und es gibt einzelne, die noch jetzt so thun; aber sie werden seltener und beginnen auszusehen wie ergrauende Denkmale einer vergangenen, wüsten Zeit. Gerade ein solcher war auch der Mann unserer Frau gewesen. Und da die Frau damals mit ihrem Manne sich gemeint, sich vielleicht eingebildet hatte, durch ihn Frau Staatsrätin oder Frau Direktorin zu werden, so hatte sie auch gemeint: er wisse nun alles und könne alles. Sein Glaube ward daher auch der ihre; seine Brocken schnappte sie auf; sie ward auch eine gute Helvözlerin. Der neue Glaube war der Frau in vielen Dingen gar bequem und nach ihm erweiterte sie ihr Gewissen, daß es dehnbar und groß wurde, wie Hals und

Schnabel einer Löffelgans. Damit war aber der alte Glaube nicht fort; Neues und Altes lag da untereinander und übereinander, wie an einer Geltstagssteigerung. Anfangs natürlich lag das Neue obenauf und war allein sichtbar; die Zeit rüttelte aber beides und Altes kam herauf und Neues herunter, und so lag es bunt und lustig durcheinander. Bald hörte man ein strenges Urteil, bald einen leichtfertigen Rat; bald stolperte man über eine Äußerung des Unglaubens, bald drang einem ein andächtiger Seufzer in die Ohren. Und die gute Frau hatte in all ihren Händeln, und weil sie rings herum so vieles wissen mußte und zu sorgen hatte, nie Zeit aufzuräumen in sich, sie ließ das getrost unter einander liegen und war wohl dabei.

Sündigte diese Frau oder riet sie jemand zum Sündigen, so tröstete sie sich damit: es hätte es niemand gesehen; es gehe niemand etwas an, was sie mache, oder: es schade doch niemand ꝛc.; es sei nur für das dumme Volk verboten, die Witzigern könnten es machen wie sie wollten. Beleidigte aber jemand sie, so tröstete sie sich damit, es werde wohl ein gerechter Gott im Himmel sein, der werde es ihm reisen. Glaubte sie jemand undankbar, so sagte sie: es sei gut, daß es doch Gott gesehen habe, was sie dem gethan; der werde ihr schon daran denken. Starb einer ihrer Feinde, so sagte sie triumphierend: da heig jetzt dr Tüfel aber dr recht, u es sött allne e so gah, die-n-ere's so mache, wie dä-n-ere's gmacht heyg. War sie aber krank, so nahm sie ein altes Betbuch, betete bis sie schwitzte und meinte dann, sich die Tropfen abwischend: „We das nit bschüße sött, so wüßt si de z'bott nit, was helfe wett; aber sie wüßt wohl, dr lieb Gott werd se wohl agseh wie-n-e angere arme Mönsch, wenn-ere nit öppe dä dolders Predikant z'böst red." Diese Frau hatte nun einen bedeutenden Einfluß,

und den Schaden, den sie auf diese Weise stiftete, die Unsittlichkeiten, zu denen sie riet, möchte ich nicht gut zu machen haben. Und da sie auch nie zur Überwindung, zu sittlichen Kraftanstrengungen, sondern zu Listen und Ränken, zum Verschlirggen, zu Deckmänteln riet, so möchte ich die Leute, die sie verdreht, nicht gerade zu machen haben. Diese Frau hatte es schon lange geärgert, daß sie nicht an uns kommen, ihre Nase nicht mitten unter uns haben, unsere Haushaltung nicht leiten konnte mit ihrer Weisheit. Nun ist's aber merkwürdig, wie so zwei klatschsüchtige Weiber sich zusammen finden; es ist wahrlich, als ob sie sich röchen wie die Katzen im Hornig.

Die Bekanntschaft zwischen meiner Mutter und dieser Frau war angeknüpft, wir wußten nicht wie. Dort fand sie dann noch andere Weiber, mit welchen sie ferners bekannt wurde, so daß sie nun ganze, halbe Tage verschwand. Anfangs freute uns dieses für die Mutter. Wir hofften, die kürzere Zeit, die sie hätte, würde sie auch besser gelaunt machen. Und ich muß es bekennen, wir atmeten allemal recht frisch auf, wenn sie fort war; es war fast, als ob eine ganz andere Luft im Hause sei. Unsere Gesichter wurden wieder fröhlich, und die Worte, die wir nun nicht auf der Goldwage abzuwägen hatten und dann nicht noch siebenmal drehen mußten, gingen uns wieder frisch vom Munde. Aber die Mutter wurde, wenn sie zu Hause war, seit ihren Besuchen immer handlicher und immer unzufriedener. Sie balgete über alles, sogar darüber, daß sie mit uns und den Kindern in der gleichen Stube schlafen müßte. Sie hätte nicht geglaubt, sagte sie, daß sie in ihrem Alter noch ganze Nächte das Kindergeschrei haben müßte.

Am meisten aber war sie mit dem Essen unzufrieden und trieb meinem Weibchen deshalb fast die Seele aus. Erdäpfel, wenigstens geschwellte, aß sie keine, oder wenn sie je einen aß,

so mußten wir eine ganze Woche lang bei jedem Husten hören von dem Erdäpfel, den sie hätte essen müssen. Wir mußten aber doch Erdäpfel essen und es war meiner Frau fast nicht möglich, immer etwas Apartes für die Mutter zu haben, und doch that sie es soviel möglich. Aber dann war ihr das Brot nicht recht. Es sei doch schrecklich, meinte sie oft, daß so eine alte Frau mit so bösen Zähnen altes Brot essen solle; das könne einem doch niemand zumuten als ein Söhniswyb. Und hatte sie frisches Brot, so klagte sie: es sei doch schrecklich, daß eine so alte Frau so schwarzes Brot essen solle; ehedem, wo die Leute noch was geglaubt, da hätte man in jedem Hause ein weißes Brötlein für die alten Leute gehabt. Der Kaffee war ihr auch nie recht. Den Schigore möge sie nicht erleiden, sagte sie; er mache ihr das Wasserbrennen. So stark geröstet habe sie ihn nie; sie habe immer gehört, es mache kurzen Athem. Die Milch war zu blau und Mädeli wurde zugemutet, es blase sie ab für sich und gebe nur den dünnern Teil auf den Tisch. Und Mädeli machte gerade das Gegenteil. Mädeli, in der besten Meinung, that alles mögliche, hatte aber nie Dank davon, sondern statt dessen Vorwürfe oder Sticheleien. Ich sah oft, wie es seine Erdäpfel und seinen Kaffee mit Thränen hinunterwürgte, nur damit beides mir nicht vor Ohren und Augen käme. Es wollte keine Jammerbüchse sein, aus der, statt wie aus einer Elektrisierbüchse oder Flasche blitzende Elektricität, klöhnende Jammertöne strömen, denen man aber eben deswegen ordentlich aus dem Wege geht, um nicht eine Ladung zu erhalten. Mädeli wollte bei mir nicht über meine Mutter klagen, sondern sie ertragen aus Liebe zu mir, da es mich mehr liebte als sich selbst. Gar viele lieben meinetwegen wohl ihren Mann, aber daß sie seinetwegen etwas ertrügen, ohne es ihn entgelten oder merken zu lassen und nachzurechnen — selb nicht. Aber

deswegen hatte ich um so mehr Mitleid mit ihm. Es ist da auch gerade wie bei Kranknen. Je mehr ein Krankner jammert und klagt und ungeduldig sich gebärdet, desto weniger Mitleiden hat man mit ihm, desto ungeduldiger wird man über ihn, desto mehr läuft man von seinem Bette weg.

Je geduldiger aber ein Krankner ist, desto mehr Mitleid hat man mit ihm, desto mehr Mühe gibt man sich mit ihm. So hatte ich es mit Mädeli. Wenn ich sah, wie es seine Erdäpfel hinunterwürgte, mit dem Kaffee noch allerlei anderes schluckte und doch freundliche Augen und milde Worte beizubehalten suchte, so schwoll mir eben deswegen das Herz und ich fing an der Mutter zuzusprechen und ihr zu zeigen, daß wir thäten, was wir vermöchten, daß sie es immer besser hätte als wir, und sie zu bitten, mein Weibchen nicht so zu plagen; sie sehe doch, in welchen Umständen es sei und daß es thue, was ihm möglich sei. Das nahm aber dann meine Mutter übel und sagte: sie sei auch manchmal in solchen Umständen gewesen und es hätte sich auch niemand ihrer geachtet. Es sei auch nicht bravs von mir, daß ich es nie mit ihr halte, und sie hätte auch vernommen, wieviel besser Mädelis Vater es gehabt und was Mädeli dem alles angehängt hätte. Mädeli bat mich oft recht dringend, doch gar nichts mehr zu sagen; wir wollten es mit Geduld annehmen; wir wüßten ja nicht, womit wir das versündigt hätten und was wir darob verdienen könnten. Die Sache kam aber immer ärger; die Mutter wurde immer mißvergnügter und wußte alle Tage mehr zu klagen. Wir begriffen nicht, woher das kommen möchte, bis eines Tages die weise Frau, wie zufällig, beim Garten stehen blieb, wo Mädeli eben mit dem Kraut focht. „Bist du auch einmal an der Sonne?“ frug die Frau; „es ist recht, me mueß si o fürelah u nit geng ume-n-am Schatte hocke-n-u öppis nirpe. Wo habt ihr das Mut-

terli?" fragte sie ferner; „es ist mir gar lieb; habt mir einmal recht Sorge zu ihm und gebt ihm auch recht zu essen und gönnet es ihm." Meine Frau war ganz verdutzt über diese Ermahnungen, die gar gutmütig ausgesprochen wurden. Sie entschuldigte sich auf das Beste und sagte: die Mutter sei uns recht lieb, sie hätte es besser als wir selbst.

Ja, ja, man meine es manchmal, man habe die Leute lieb, man gebe es ihnen gut, und doch plage man sie und lasse sie Mangel leiden. Man sollte doch immer nachdenken, was man selber gerne hätte, und wenn man nur denken wollte, so würde man vieles anders machen können und es würde nicht mehr kosten. Auf das alles verstummte Mädeli und konnte gar nicht begreifen, was das zu bedeuten habe. Endlich sagte die Frau noch: „Ja, Fraueli, du mußt gewiß anders werden; so ist's nanis bott nicht recht, und du wirst verbrüllet im ganzen Land. Sinn doch ein wenig nach und denk, was deine Pflicht wär. Ds Mueterli kann mich dauern und so gstieng's Niemere us. Adie u säg's em Ma o, er söll e wenig vrnünftiger sy, es würd a=me=n=e Schumeister wohl astah."

Nun war uns die Lösung des Rätsels leicht. Wenn eine Frau gefragt wird in recht gutmütigem Tone: „So grüeß di, mys Fraueli, wie geit's o geng? i ha wäger mängist a di däycht u ha däycht, wies dr o gang; gell, o so, wie's cha u ma?" so werden nicht die halben Weiber sich der Klagen enthalten können. Der Ton, in dem sie angesprochen worden sind, hat ihnen die Versicherung gegeben, daß sie da Bedauren und Teilnahme finden werden; und wenn eine Frau sich nicht kann beneiden lassen, so möchte sie doch gerne bedauert sein. Nun fängt sie an zu klagen, und Klagen findet jeder Mensch, wenn er sie sucht, und je mehr sie bedauert wird, desto mehr klagt sie, bis sie endlich in dem Haufen von aufgetürmten Klagen fast

erstickt und ordentlich elend wird. Die ersinneten, hervorgelockten Klagen werden am Ende auch von der Klagenden für wahr gehalten; sie nimmt den Ärger darüber mit nach Hause und hat sie z. B. über schlechten Kaffee geklagt und ist darüber bedauert worden, so wird sie den Kaffee daheim schlecht finden, darüber die Nase rümpfen, und wenn er auf Extrapost aus der Levante gekommen wäre.

Auf solche Weise ist schon manches Herz künstlich unglücklich gemacht, mancher Hausfriede zerstört, manche Ehe zertrümmert worden. So war meine Mutter bedauert worden; dadurch wurden ihre Leiden vergrößert; sie wurde immer bitterer; ihre Klagen wurden immer größer und wir unter den Leuten immer mehr verbrüllet. Denn da wir nichts sagten, keine Partei suchten, so nahmen alle der Mutter Partei und urteilten, was wir doch für wüste Leute seien. Man sehe es uns nicht einmal an, meinten die einen; die andern behaupteten aber, schon lange nicht nur Pulver gerochen, sondern auch gesagt zu haben, das komme am Ende dann so. Man riet ab, wer uns etwas darüber sagen solle; denn das könne man doch nicht so gehen lassen. Da sagte die weise Frau: „Löht mi nume mache, i will's dem Fraueli scho säge; es müeßt öppe bös sy, we me ere sellige nüt säge dörft, u er isch ume so-n-e Gali u mueß mache, was sys Näf will. So jungi Wyber meine de nadisch, si chönni mit üsereim umgah, wie si welle, aber me mueß-ne dr Verstang mache: von-ne selber hei si ne nit."

So kam es, daß Mädeli am Gartenzaun ein solch Kapitel erhielt. Als es antworten wollte, war die Frau schon weiter gewatschelt, mit übereinander gelegten Händen.

Was in meines Weibchens Herz vorging, weiß ich nicht, weiß nicht, ob nicht ein schwerer Kampf in demselben statt gefunden: denn, als ich es vor Augen kriegte, sah ich nur noch

verweinte, aber nicht wilde oder böse Augen. Auf meine Fragen vernahm ich den Vorfall und wir machten es uns beide deutlich, woher er enstanden: daß die Mutter über uns klage allenthalben, und alle Weiber im Dorfe gegen uns Partei nehmen, weil wir niemand klagten, keine Vertrauten suchten. Ich wollte nun mit der Mutter aufbegehren und ihr ihr Geläufe abstellen. Aber meine Frau wollte nicht; sie behauptete, das mache das Übel nur ärger; sie klage dann nur desto mehr, und anbinden könne man sie doch nicht. Ein Mittel brauste mir durch den Kopf: den Leuten nämlich auch zu sagen, wie es stehe, zu sagen, was wir thäten und wie die Mutter eine sei. Damit hätten wir sicher wenigstens die halben Leute auf unsere Seite gezogen und wären bei ihnen wieder in guten Geruch gekommen. Allein mein Weibchen sagte: „Möchtest du das, Peter? soll ich anfangen über deine Mutter zu lästern? was könnten dann erst die Leute mit Recht von mir denken, wenn ich einer so alten Frau ihre Fehler aufdeckte und zweglegte? Nein, Peter, da ist nichts zu machen, wir müssen das in Gottes Namen tragen; es wird schon wieder besser kommen.“

Ich begreife noch jetzt nicht recht, woher mein junges Weib die Kraft hernahm und das richtige Gefühl dessen, was christlich und nicht christlich sei. Es war ohne sogenannte Bildung; eine besondere Education war nicht mit ihm gemacht worden; auch im Weltschland war es nicht gewesen, und doch dachte es so sinnig, waltete so lieblich, trug so kräftig, daß man so was unter dem Kittel nicht vermutete, und, wenn man das Unerwartete fand, verwundert nach den Ursachen gefragt hätte und wo Mädeli erzogen und gebildet worden sei? Ich fragte das freilich nicht; aber ich dachte doch manchmal darüber nach, wenn ich durch dasselbe beschämt worden war. Ich konnte nichts anders denken, als daß das alles von der Liebe komme,

welche Mädelis Verstand schärfe, ihre Kraft erhöhe, kurz die Trägerin, Nährerin, Leiterin aller Kräfte geworden. Für solche Liebe ist eigentlich das weibliche Gemüt geschaffen; ein Thron ist in demselben für sie aufgebaut, von dem herab soll sie regieren; eine Fülle von Kraft steht ihr zu Gebote; alle Empfindungen weiht und heiligt sie, und aus den Empfindungen, nicht aus den Gedanken, entspringt des Weibes ganzes Wesen. Aber leider wird dieser Thron anders besetzt schon frühe bei vielen. Selbstsucht thronet oben und zeigt sich bald als Eitelkeit, bald als Hoffart, bald als Sinnlichkeit, bald als Bequemlichkeit, kurz in vielfachen Gewändern nach Laune, Alter und Gelegenheit, bestimmt des Weibes Empfindungen und beherrscht somit sein ganzes Wesen. Und früh sorgen die Eltern dafür, daß es also geschehe, und verwöhnen das Kind und vergiften sein Empfinden, so daß, wenn dann auch einmal die Liebe zum Manne kömmt, sie nicht Herrscherin wird, sondern eine Magd der Selbstsucht, und von ihr sich muß mißhandeln oder verabscheiden lassen nach Lust und Laune. Und doch hatte der liebe Gott so gut es dem Weibe ausgedacht. Eben weil das Weib vorzüglich empfindet mehr als denkt, hat er ihm die süßeste aller Empfindungen bereitet, hat dieser Empfindung die Macht gegeben, dem ganzen Gemüte zu gebieten und die Eigenschaft ihm mitzuteilen, daß in der Berührung mit der Welt nicht Bitterkeit, nicht Leidenschaften entstehen, für deren Zähmung keine Gewalt da ist; hat also dem Weibe eine Kraft bereitet, welche der Welt den Stachel nimmt; einen Balsam, der alle Wunden heilet; eine Empfindung, die wahrnimmt, was kein Verstand der Verständigen sieht. Und das eben erkennt man nicht, mißkennt, was des Weibes Glück ausmacht, will an Platz des Empfindens das Erkennen, an Platz der Liebe den Verstand setzen oder gar das Gedächtnis; daher eine so rasende Menge

unglücklicher Weiber, die eine so rasende Menge Männer rasend machen oder wenigstens halb. O Herrgott, unsere weiblichen und männlichen Pädagogen dann noch zu den Eltern! Mich wundert, wenn man nicht nächstens Schulen einrichtet, wo die Mädchen auf den Händen werden gehen müssen mit den Beinen zierlich in der Luft!

Das Herz meines Weibes, oder seine Empfindung, war durch nichts vergiftet worden; die Liebe fand den Thron noch leer und auf demselben wachte und waltete sie nun mit Meisterschaft, und wenn sie matt werden wollte, so trank sie aus dem Born der ewigen Liebe und ward wieder stark und weise.

Und was diese Liebe stark ist, glaubt man gar nicht. Für jemand, den man haßt, ein gut Wort zu geben oder einen Gang zu thun für ihn, ist Höllenpein; für jemand, den man liebt, sich zu opfern, ist Freude; einem hassenden Herzen wird alles schwer in der Welt, ausgenommen die Sünde; einem liebenden Herzen wird das schwerste leicht, ausgenommen die Sünde. Das fühlten wir auch zusammen, denn Mädelis Liebe trug auch mich empor.

Zwanzigstes Kapitel.

Von schulmeisterlichen Finanzen.

Nun kam noch eine immer zunehmende Geldnot. Unter drei Franken in der Woche konnten wir es nicht mehr machen für die gewöhnlichsten Bedürfnisse in die Haushaltung, und woher sollten wir nun diese nehmen? Dann waren noch keine Kleider angeschafft, keine Schuhe für die Kinder, kein Hausgeräte, kurz

von allem diesem nichts. Also nur zu meiner Haushaltung brauchte es mehr als 70 L. jährlich Nebenverdienst, und woher sollte dann das andere alles kommen? Und wenn man alles kaufen muß, bis an die Erdäpfel, so rechne man einmal nach, was es heiße, wenn man für 6 Personen nicht mehr brauchen will als 3 L. wöchentlich. Für 10½ Bz. Brot, 7 Bz. Milch, 1½ Bz. Salz, 5 Bz. Anken oder Schmer, 4 Bz. Mehl und 3 Bz. Kaffee, ist wahrhaftig wenig für 6 Personen, und doch schon mehr als 3 L. Bäurinnen, denen Kühe, Schweine und Spycher das meiste geben, und die das Geld ungezählt aus dem Gänterli nehmen, werden vielleicht finden, das sei noch ziemlich viel; denn sie rechnen gar nicht nach, was sie brauchen, und würden verzweifelt aufbegehren, wenn der Mann ihnen nachrechnen wollte. Stadtfrauen, die könnten das eher berechnen, wenn sie rechnen können und gewohnt sind, ihre Ausgaben gleich zu berichtigen. Von diesen können die einen aber nicht rechnen, manchmal sogar Professorinnen nicht und wenn sie auch von ihren Männern verbeiständet wären. So sandte z. B. eine Knecht und Magd auf den Gurten, um Heubeeren zu suchen und Geld zu sparen, und gab ihnen Wein und Wurst mit. Die beiden suchten nun Heubeeren mit allem Fleiß, verthaten nebenbei noch 10 Bz. und brachten am Abend für 6 Kr. Heubeeren heim. Die kann uns also nicht nachrechnen, denn die kann's nicht; sie weiß zwischen 10 Bz. und 6 Kr. kaum den Unterschied. Zu diesem allem gesellte sich eine Extra-Ausgabe, die immer mehr Geld fraß. Meine Mutter kränkelte immer mehr und mancherlei Übel begannen sich bei ihr zu regen, von denen die Brustwassersucht das gefährlichste war. Diese Übel klagte sie nun ihren Freundinnen und diese gaben ihr bald dieses, bald jedes Mittel an, bald diesen und jenen Schärer, der ihr bestimmt helfen könne. Kam sie dann heim, so redete sie so lange davon, daß ihr noch zu helfen wäre,

wenn man eigentlich ihr zu helfen begehrte und sie nicht lieber auf dem Kirchhof sähe, daß wir nicht anders konnten, als sagen: sie solle doch sagen, was zu machen sei; wir wollten ja gerne alles thun, was zu thun wäre. Dann kam richtig ein neues Mittel oder ein neuer Doktor zum Vorschein. Ich mußte unser Geldlein zusammenräumen und mich auf die Beine machen, und man kann sich nicht vorstellen, mit welcher Angst ich oft den Anspruch des Schärers erwartete: ob das Tränkli 3 Bz. oder 4 oder 5 kosten solle. Wir mir die Hände zitterten vor Angst, wenn es einen Batzen mehr, und vor Freude, wenn es einen Batzen weniger kostete! Das kann sich sicher niemand vorstellen, als wer drei Kinder hat und eine Frau und eine Mutter, und für jedes nicht mehr als drei Kreuzer täglich, von welchen 3 Kreuzern er die Hälfte nicht weiß, wo nehmen. Wahrhaftig es muß sich niemand verwundern, wenn Menschen, die kaum das tägliche Brot gewinnen, sich dreimal besinnen, ehe sie den mühselig erworbenen Batzen dem Schärer zutragen statt dem Becker. Es muß sich niemand verwundern, wenn bedrängte Hausväter manchmal sich lieber der Hoffnung überlassen, es werde dem Kranknen von selbsten bessern, als daß sie die Gesunden hungern lassen; man weiß gar nicht, was solche Bedrängnis ist. Schade, daß keine Einrichtung ist, wobei bedrängte Hausväter, ohne eigentlich besteuert zu heißen, unentgeltlich zu ärztlicher Hülfe kommen können ohne weitere Umtriebe; es würde mancher brave Mann und manche brave Frau mehr am Leben bleiben. Das ist aber nur da möglich, wo vernünftige Schärer sind und vernünftige Gemeinden, und eine vernünftige Ordnung im Staate.

Einer der Schärer war der teuerste von allen: der forderte für seinen braunen oder roten Mischmasch nicht nur 3 und 4 Bz., sondern gewöhnlich einen halben Gulden, und gerade der

wußte ihr Vertrauen am besten zu fesseln; zu dem mußte ich am meisten, wie ich auch seufzte und stöhnte. Meine Mutter hatte am linken Bein oben in dem Fußgelenk einen Schmerz bekommen und mich deswegen zu diesem Doktor gesandt. Derselbe sagte: nun, das sei gar gut, es werde ihr jetzt schon ganz bessern. Ihre Leber sei früher krank gewesen; jetzt sei sie ausgelaufen und in das Bein hinunter; was sie im Fußgelenk fühle, sei nichts als ein Leberenfluß. Der sei ihm nun am rechten Ort und das Herz werde jetzt schon gesund werden. Unglücklicherweise sagte ich das der Mutter wieder, und von dem an faßte sie ein besonderes Zutrauen zu ihm und hoffte von ihm völlige Genesung. Sie behauptete: „Dä isch e Gschichte u het's breicht; i ha's gar sauft gspürt, we dLebere usgloffe u i's Bey ache gloffe isch: i hätt aber niemerem glaubt, daß e Dokter sellis chönnt wüsse u eims säge.“

Auf diese Weise kamen wir immer tiefer in die Not hinein. Wir brachen uns ab, soviel wir konnten, und Mädeli und ich sannen oft darüber nach, wo wir etwa noch einen Kreuzer ersparen könnten. Und wenn wir dann nachsannen, was wir alles noch nötig hätten, was angeschafft sein sollte, so wollte es mir manchmal fast über das Herz kommen. Aber mein Weibchen tröstete mich dann, ich solle doch nicht so kummern; es könne es noch machen ohne dies und jenes; so lange wir gesund seien, mache alles nichts; wir könnten noch viel übler z'weg sein. Ich solle doch nur an die und die denken. Und dann hätten wir doch noch eins, was so viele nicht hätten: wir hätten den Frieden unter uns und hülfen einander treulich, und da sei es doch noch immer dabei zu sein. Freilich, wenn unsere ältern Kinder mit blauen, kalten Beinen im Herbst zum Ofen krochen, weil wir ihnen noch nicht Strümpfe zu kaufen vermochten, und wenn es um das jüngste ganz zerfetzte

Windeln wickeln mußte, so wurde ihm manchmal das Auge feucht; aber es küßte dann das Kind und sagte: „Chumm, i will dr z'suge gäh." Und wenn dann das rote, pfausbackige Kind in vollen Zügen zog, so lächelte die Mutter wieder und meinte dann: „Gell, es düechtdi nüsti guet, we d' scho nit i ganze Windle bisch?"

Aber als allgemach das bare Geld immer seltener bei uns wurde, als wir manchmal dings nehmen mußten und immer länger nicht bezahlen konnten und das Rückständige immer mehr anschwoll, da wurde uns doch immer banger ums Herz. Man glaubt nicht, wie man so nach und nach in Hinterlig kommen kann, und wie unvermerkt ein Tag zum andern sich schlägt und ein jeder unvermerkt die Schuld größer macht. Es ist eine Pein, wenn man einmal etwas dings nehmen muß; aber wenn man noch einmal wiederkommen und weder das Alte noch das Neue zahlen kann und wieder dings nehmen muß, da steigt die Pein mit jedem Mal und allemal wird der Gang schwerer. Auf der andern Seite werden die Gesichter länger, die Mienen unfreundlicher. Bald fällt ein Wörtchen, man solle erst das Alte zahlen, ehe man Neues nehme. Dann macht man mit schwerem Herzen Verheißungen, die man nicht halten kann, wie man wohl weiß, und den ganzen Tag liegt es so schwer auf einem, als ob man Steine im Magen hätte. Viele Eltern helfen sich damit von dieser Pein, daß sie die Kinder senden, wenn dings zu holen, saure Gesichter zu sehen sind. Das ist wahrhaftig eine der ärgsten elterlichen Unbarmherzigkeiten, die es geben kann. Entweder es verhärtet des Kindes kindlichen Sinn, oder dasselbe wird gedrückt, schämt sich und verliert Mut und Freudigkeit; es beugt mutlos sein Häuptlein unter des Lebens hartes Joch und hebt es nimmer wieder auf, faßt nie wieder Mut und Freudigkeit.

Man denke sich doch in ein kindlich Herz hinein, das hungerig und freudenvoll seine Milch, sein Brot holen geht in der Hoffnung, bald gesättigt und getränkt zu werden, und es muß lange warten, es wird Rat gehalten in der Stube, und es vernimmt endlich den Bescheid: jetzt bekomme es noch, aber wenn es das nächste Mal wieder komme ohne Geld, so jage man es vom Hause fort. Es bringt den Bescheid nach Hause; am andern Morgen soll es wieder gehen; es frägt nach Geld. Es bekömmt Antworten aller Art: „Säg du ume, mr welle de zale, oder dr Vater syg nit daheim gsi, oder si heige yz'zieh u chönne o nüt übercho, oder mr lay der tusig Gottswille ahalte; me well zale, sobald me chönn." Die einen Kinder gehen, lügen, und wenn es an einem Orte nicht mehr gehen will, so lügen sie an einem andern Orte. Andere schüchterne Kinder weigern sich und werden geschlagen, werden mit Drohungen vom Hause weggejagt, müssen zitterend und zähneklappernd das Essen auf diese Weise betteln gehen. Und wenn sie den Leuten nichts abbetteln können, so gibt man ihnen entweder neue Schläge oder neue Lügen an. Man denke sich denn doch die Wirkung solcher Unbarmherzigkeiten auf ein Kind. Nein! unser Kind marterten wir doch nicht auf solche Weise. Mädeli holte anfangs selbst. Allein ich sah, daß es dasselbe nicht übers Herz bringen konnte. Es klagte mir nicht; es sagte mir nicht: „Du chasch o einisch gah, es thuet dr's sauft, du frissisch u sufisch so viel drvo as i."

Aber ich sah an Mädelis schwerem Schritt und verweinten Augen, wie hart es ihm ging, ohne Geld gehen zu müssen. Ich fand es nicht billig, daß es alleine diese Pein tragen müsse, und nach langem Streiten nahm ich sie ihm ab. Wohl hatte es sein Gutes, wenn der Schulmeister selbsten ging und für einen Batzen Milch dings holte; die Leute muckelten weniger.

Aber hie und da fiel doch ein Wort, oder eine vorschützige Frau konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Gäht de euer Alte o bvo!“ Aber man denke sich denn doch auch die Lage eines Schulmeisters, der am Morgen das Essen dings herbeitragen muß. Wie freudig muß er wohl am Morgen aufstehen, durch welche Gedanken geweckt? Es heißt im Schulgesetz, welches das Erziehungs-Departement im Großen Rate mit bedeutender Heftigkeit vortrug, ohne auf irgend eine Weise die Lage der Lehrer zu verbessern, § 83: er wird auf jedes Fach immer gehörig vorbereitet sein. Ja, du mein Gott, das haben Herren hingeschrieben, die sich nicht des morgens und des abends vorbereiten müssen, auf welche Weise und Art sie Brot und Milch für Weib und Kinder dings erhalten könnten. Das ist wahrlich eine Vorbereitung, die alle andern verschlingt. Und, wenn es erlaubt wäre, so möchte ich fragen: ob diese Herren, die nicht um Milch und Brot sich zu bekümmern haben, sondern höchstens darum, bei welchem Pastetenbeck man heute die Milchligpastetelt holen lasse und ob man eine Gans mit Kastanien oder Sauerkabis füllen, oder bei welchem Traiteur man heute essen wolle; ich frage: ob denn diese Herren immer vorbereitet in ihre Sitzungen gehen, oder ob sie nicht zuweilen jene Stelle auf sich beziehen: daß sie sich nicht bekümmern sollten, was sie zu reden und zu antworten hätten, sondern daß es ihnen der Geist zur Stunde eingeben würde. In jenem § heißt es ferner: daß er sich in der Schule ausschließlich mit dem Unterricht seiner Schüler beschäftigen solle. Ja, Zeitungsartikel oder Briefe schrieb ich nie in der Schule, wie auf grünen Tischen in hochgeachteten Sitzungen, wo es um das Wohl des Landes geht, geschehen soll und wozu noch der Staat das Papier liefert oder liefern muß. Aber wie soll man sich ausschließlich mit dem Unterricht beschäftigen, wenn einem am Morgen an einem Orte die Milch abgesagt

schuld; die Mutter hätte ich nicht zu nehmen gebraucht, die Gemeinde hätte sie erhalten müssen; und die Haut sei doch noch näher als das Hemde, und wenn ich sie nicht gehabt hätte, so hätte ich es also als Schulmeister machen können. Es sei mir also recht geschehen, daß ich so in die Tinte gekommen.

Aber ist denn eigentlich ein Schulmeister von rechtswegen ein Hund? Hat er, wie ein Hund, keine Pflichten gegen seine Eltern; soll er sie von seiner Thüre wegjagen, wenn sie hülflos anklopfen an dieselbe? Hat er nicht vielmehr die Pflicht, in Erfüllung solcher Pflichten einer der ersten zu sein, zu zeigen, wie eigentlich Kinder die natürlichen und ersten Unterstützer ihrer Eltern sein sollen? Wie traurig ist's für ihn, wenn sein Amt ihm keine Mittel dazu bietet, wenn er, der voran stehen soll, hintenan bleibt, oder, wenn er sie zu erfüllen sucht, zu Grunde geht. Man sollte allerdings aber glauben, man halte ihn nur für einen Hund an vielen Orten. Wie einem Hunde, gibt man ihm nur so viel, daß er das eigene nackte Leben durchbringt mit Mühe; daß er ein Mensch sei und Familienglied oder Familienvater, darum bekümmert man sich nicht. Wenn er heute sich satt essen kann, so glaubt man ihm genug zu geben; daß er krank werden kann, daß Umstände besondere Auslagen erfordern können, die einen Sparpfennig notwendig machen, daran denkt man nicht. Wenn er krank wird, so kann man ihn freilich nicht dem Schinder bringen, wie einen Hund; aber man kann ihn verrebeln lassen oder fortjagen, und das geschieht wohl auch.

Es werden freilich eine Menge Menschen es in Abrede stellen, daß sie den Schulmeister für einen Hund halten. Aber wenn derselbe nun klagte, daß er keine Familie erhalten, nichts für eine Krankheit bei Seite legen, keine Mutter, keinen Vater

Becker oder alle drei Sachen zusammen, Bannwarte, Chorweibel, häufen vielleicht sieben Pöstlein auf einander oder treiben mit Geschick allerlei Handwerke; aber dann sind sie alles andere, nur nicht Schulmeister, und die Schulmeisterei ist nur Nebensache. Wenn nun einer eben Schulmeister geworden ist, weil er sich dazu geartet glaubte, kann man es ihm dann zum Vorwurf machen, daß er nicht Krämer wird, wozu er sich nicht schickt? Kann man es vielleicht nicht viel eher dem krämerenden Schulmeister zum Vorwurf machen, daß er Schulmeister geworden und nicht bloß Krämer geblieben? Kann man es überhaupt jemand zum Vorwurf machen, wenn er neben seinem eigentlichen Amt und Beruf nicht viel zu verdienen weiß? Man macht hinwiederum gar manchem, der mit Ehren durchkommen möchte und daher für seine Skripturen ungeniert etwas fordert, gleich den Vorwurf: er sei e-n-uverschante Hung; für jedes Papierli, gäb wie liecht, we-n-er nume dFedere-n-i dHang näm, su chost's 6 Kr. oder gar 2 Batzen.

Wahrhaftig man macht vielen Schulmeistern und ihren Weibern nur deswegen Vorwürfe über ihre Armut, weil man gar nicht nachrechnet, sondern nur so in Bausch und Bogen abspricht, oder weil man bei andern Schulmeistern ihre Not und Dürftigkeit nicht wahrnimmt. Sie hangen zwischen Leben und Verhungern; aber sie können es verbergen, kommen anständig daher und niemand merkt, wie sie oft wochenlang kein Fleisch vermögen und manchmal Tage lang keinen Kreuzer Geld im Hause haben und es machen ohne Brot. So wäre es vielleicht auch mit uns gegangen, wenn meine Mutter nicht gekommen wäre; durch sie wurde unsere Not sichtbar und kam unter die Leute.

Gerade hier werden nun die, welche von kindlichen Pflichten nichts wissen, anhängen und sagen: da sei ich also doch selbst

schuld; die Mutter hätte ich nicht zu nehmen gebraucht, die Gemeinde hätte sie erhalten müssen; und die Haut sei doch noch näher als das Hemde, und wenn ich sie nicht gehabt hätte, so hätte ich es also als Schulmeister machen können. Es sei mir also recht geschehen, daß ich so in die Tinte gekommen.

Aber ist denn eigentlich ein Schulmeister von rechtswegen ein Hund? Hat er, wie ein Hund, keine Pflichten gegen seine Eltern; soll er sie von seiner Thüre wegjagen, wenn sie hülflos anklopfen an dieselbe? Hat er nicht vielmehr die Pflicht, in Erfüllung solcher Pflichten einer der ersten zu sein, zu zeigen, wie eigentlich Kinder die natürlichen und ersten Unterstützer ihrer Eltern sein sollen? Wie traurig ist's für ihn, wenn sein Amt ihm keine Mittel dazu bietet, wenn er, der voran stehen soll, hintenan bleibt, oder, wenn er sie zu erfüllen sucht, zu Grunde geht. Man sollte allerdings aber glauben, man halte ihn nur für einen Hund an vielen Orten. Wie einem Hunde, gibt man ihm nur so viel, daß er das eigene nackte Leben durchbringt mit Mühe; daß er ein Mensch sei und Familienglied oder Familienvater, darum bekümmert man sich nicht. Wenn er heute sich satt essen kann, so glaubt man ihm genug zu geben; daß er krank werden kann, daß Umstände besondere Auslagen erfordern können, die einen Sparpfennig notwendig machen, daran denkt man nicht. Wenn er krank wird, so kann man ihn freilich nicht dem Schinder bringen, wie einen Hund; aber man kann ihn verrebeln lassen oder fortjagen, und das geschieht wohl auch.

Es werden freilich eine Menge Menschen es in Abrede stellen, daß sie den Schulmeister für einen Hund halten. Aber wenn derselbe nun klagte, daß er keine Familie erhalten, nichts für eine Krankheit bei Seite legen, keine Mutter, keinen Vater

aufnehmen könne, weil er eine einzige Stube habe, so würde man ihn auf die unterste Klasse von Menschen hinweisen, auf alle Habenichtse, auf alle, die der Gemeinde nächstens auf den Hals fallen werden, auf alle heutzutage Poletarier Genannten und würde ihm sagen: „Aber, Schumeester, was chlagst doch o so; es sy viel Lüt no viel böser dra; du chasch dy Sach doch am Schatte-n-u Schärme vrdiene-n-u hesch se gwüß u bruchsch ke Huszeys u überchunst doch no viel zwüsche-n-iche; emel um Liechtmeß ume schmöckt me dr dLeberwürst vo Wytem ah u du metzgisch doch nit selber. Da lah du die chlage, wo am Wetter sy, Huszeys gäh müeße, nüt Gwüsses hei u nüt zwüsche-n-iche überchöme, als öppe-n-es Ching.“ So trösten die Menschen. Aber müssen denn die Schulmeister gerade mit der untersten Klasse der Menschen verglichen werden, mit den Menschen, deren Fertigkeiten und Fähigkeiten mit ihren Bedürfnissen, auch den gemeinsten, kaum im Verhältnis stehen; mit den Menschen, an denen die ganze Welt die Schuhe abwischt und die Launen ausläßt; mit den Menschen, von denen man eigentlich nur das Halten zweier Gebote fordert: daß sie nicht stehlen und nicht töten? Die vier ersten wendet man gar nicht auf sie an, vom fünften nur die Auslegung des Heidelbergers, daß sie Meisterleuten und Obrigkeiten getreu seien; über das siebente drückt man die Augen zu; zur Übertretung des neunten fordert man sie auf, und wenn sie das zehnte halten wollten, würde man sich lustig machen über sie, indem man ihnen den Glust von Herzen gönnt und sich ergötzt an selbigem, wenn sie nur die Sache selbst nicht kriegen.

Wenn also auch nicht mit Hunden, so stellte man doch die Schulmeister mit dieser Klasse von Leuten zusammen; mit Händen und Füßen stieß man die Lehrer in diese Klasse immer zurück, wenn sie sich daraus arbeiten wollten, und wer, um

„Herr Yses, lah mi gah, lah mi doch gah, es het neuer gugget u het gseh, wie d' so narrochtig tha hesch u het jetz dopplet; nei wäger, lah mi doch recht gah!“ Während diesem Reden dachte niemand ans Bescheidgeben. Der draußen hatte aber nicht lange Geduld; es wurde die Thüre rasch aufgerissen und herein trat der große, schwarzschnäuzige Jäger, um und um voller Schnee und hinter ihm sein Hund. Potz Blitz, wie da Mädeli von mir wegfuhr, blutrot und erschrocken, bis in eine Ecke hinein, und wie der schwarze Kerl so spöttisch lächelte und seine scharfen Augen von einem zum andern gehen ließ, und wie ich da saß mit einem Gesicht so dumm als nur irgend ein Schulmeister je eins gemacht, und das will viel sagen. „Schulmeister, das wird dy Frau sy?“ — „Ja,“ sagte ich. — „He nu, de macht's nüt u fahret nume furt und machet, als ob i nit da wär.“ Mit dem bot der meinen Lesern Wohlbekannte uns die Hand und sagte: er sei auf der Jagd gewesen und hätte an einen Hasen gesetzt, den sein Hund schon am Morgen früh aufgestochen. Der habe sich daraus gemacht durch Feld und Wald und er sei immer auf und nach gewesen, bis ihn der Schneesturm überfallen, daß er am Ende nicht mehr gewußt, wo er sei, und der Hund nicht mehr gewußt, wo aus der Hase sei. Da seien beide aufs Geratewohl zugelaufen, bis sie auf eine Straße und zu einem Hause gekommen; dort habe er eine alte Frau herausgeklopft mit großen Mühen, um sie zu fragen: wo er sei? Die habe ihn lange angesehen und endlich auf die zweite Frage ihm geantwortet: das säg si ihm nit, er well si nume für e Nar ha; das wüß er so gut als sie, das wüß doch ja e-n-iedere Löhl u e-n-ieders Ching, daß das Gytiwyl syg. Nun habe er an mich gedacht, und gedacht, er finde da am besten einen warmen Ofen, um sich zu trocknen, und könne darzu sein Versprechen halten, setzte er spöttisch hinzu.

Er that ganz, wie wenn er zu Hause wäre, putzte vor allem seine Flinte sauber ab und stellte sie in die Küche hinaus, damit sie nicht anlaufe, zog dann seine Schuhe und Überstrümpfe aus und sagte: „Fraueli, thue mr die z'trockne, aber nit z'nach zum Füür; we mr se fürbrünnsch, su überchunnsch my Schnauz i ds Gsicht.“ Und als er endlich mit allem fertig war, sagte er ganz ungeniert: „Fraueli, we d' mr öppis Warms mache chönntisch, su nämt i's.“ Die Frau ging verblüfft hinaus und bald rief sie mir: „Peter, chumm, los neuis!“ Draußen examinierte sie mich, wie ich zu diesem unverschämten Menschen komme und wer er sei u. s. w.; denn ich hatte Mädeli von ihm zu erzählen vergessen. Sie könne ihm kein Kaffee machen. DStaule Büri hätt ere welle Milch gäh, aber dr Bur syg du drzue cho u heig's nit welle thue; er syg gar e wüeste Gythung; für dä d'inne lauf sie nit no a eys Ort, um sich lah abz'schnauze. J söll ihm's säge, es chönn ihm keis Gaffe mache-n-, es chönn kei Milch überchо. So böse hatte ich Mädeli noch nie gesehen. Mit schwerem Herzen sagte ich dem Gast das. Er lachte mich aber aus und sagte: Milch begehre er ja gar keine; man solle ihm ihn nur schwarz bringen und Zucker dazu und ein gutes Glas Schnaps, aber Kirschwasser und nicht Bätziwasser; da lay er si nit bschyße wie dr alt Her zu R. siebe Jahr sy Vicari bschisse heig. Mit noch schwererem Herzen ging ich hinaus und sagte dem Mädeli das. Mädeli kehrte mir mit einer gewaltigen Mauggere den Rücken und brummte: ds Kaffee wolle es machen, wenn es sein müsse; aber für einen solchen Räuber oder Mörder laufe es nicht um Kirschenwasser und um Zucker aus. Da stund ich in der höchsten Verlegenheit zwischen der Küche und der Stube auf dem Tritt und wußte nicht, sollte ich hinein oder hinaus. In der Stube nüsterte ich lange in unserm Gänterli, nahm ein Körbchen, ein Druckchen hervor,

stellte es wieder weg und nahm es wieder hervor, so daß endlich der Jäger mich fragte: was ich da suche; wir werden das Kirschenwasser doch nicht in einem Körbchen haben? „Nein, aber das Geld," antwortete ich. Hellauf lachend antwortete er, es scheine ihm doch nicht; sonst fände ich welches dort; aber es werde mir gehen wie den andern Schulmeistern auch, daß ich alles hätte im Hause, nur nicht das, was man brauchen könne, und kein Geld, es zu kaufen. Damit warf er ein Stück Geld auf den Tisch und sagte, er sei nicht gekommen, um zu schmarotzen, sondern um bequem auszuruhen. Ich solle also nicht Gspässe machen und die Sachen holen; meiner Frau wolle er es selbsten sagen, daß er uns nicht lästig fallen wolle.

Als ich heimkam mit meinem Eingekauften, fund ich meine Frau nicht nur besänftigt, sondern ganz freundlich mit unserm Gast; derselbe sah sie auch mit ganz zärtlichen Augen an, so daß ich nicht recht wußte, was denken, und es mir fast ward, als ob eine Laus hinter dem Ohr mich zu beißen anfange.

Als er nun so behaglich saß, sich gütlich that und uns zum Mithalten einlud, bedauerte er unsere Lage. Es gehe uns wie den andern Schulmeistern, sagte er; das thue ihm leid für uns, für die andern aber nicht; es geschehe ihnen allen recht. Es möge wohl hie und da einen geben, der es gut meine und sein Mögliches thue, aber nützen thäte keiner etwas und man müsse wohl dumm sein wie ein Bauer, daß man sie nicht abschaffe oder sie zu Säuhirten oder Profosen mache.

Natürlich machte mich das alte Lied wieder ärgerlich. Doch erwiderte ich nur ganz bescheiden, daß es allerdings Schulen geben möge, welche nicht wären, wie sie sein sollten; aber damit sei nicht gesagt, daß keine guten wären. — Er kehre nicht die Hand um, meinte er, für das, was eine besser sei als die andere. — Aber was er doch denke, entgegnete ich; ob er dann keine

Religion mehr begehre, und ob Schreiben und Rechnen nicht auch vielen Leuten komod wäre, vom Lesen wolle ich nur nicht reden? — Ja, das sei alles recht gut und schön; aber in der Schule lerne der Mensch doch weder das eine noch das andere. Alles, was man in den Schulen lehre, mahne ihn an Zahlpfennige. Kinder hielten sie für echte Dublonen; aber wenn man sie für Dublonen brauchen wolle, so lachen einem die Leute aus. — Das wäre gspässig, entgegnete ich. Ich lehre doch die rechte Religion aus dem Fragenbuch und halte auf Beten, und fast alle Kinder könnten das Fragenbuch auswendig. Er solle nur einmal kommen und sie überhören; da sei es ihnen gleich, wo sie auffagten, hinten oder vornen. — Das glaube er, lachte er; „sie verstehen hinten und vornen gleich viel davon. Kurzum, Schulmeister," sagte er, „es ist doch so, ich habe es erfahren. Ich habe alles gelernt, was ein berühmter Schulmeister mich lehren konnte, war drei Jahre lang der Oberste, und als ich in die Welt hinauslief, war alles, was ich hatte, lauter Zahlpfennige, mit denen ich gar nichts anzufangen wußte, und in allen Dingen mußte ich von vornen anfangen. Entweder können die Schulmeister selber nichts, oder aus Mißgunst und Eifersucht lehren sie nicht recht und treiben nur den Narren mit einem."

Mit dem Schreiben und Rechnen konnte ich nicht alles dawider haben; allein mit der Religion sei es durchaus nicht so, behauptete ich. Wenn man die in der Schule nicht lerne, wo lerne man sie dann, fragte ich. Auf die seien wir ja aparti glert und brichteten die Kinder darauf; ja es gebe Schulmeister, die mit der Gottseligkeit so genug zu thun hätten, daß sie gar nicht an etwas anderes kämen. — „Schulmeister, was ist Religion?" fragte er mich plötzlich. Da verging mir einige Zeit das Antworten und das Maul blieb mir offen stehen. Endlich

ermannte ich mich und sagte: „He, Religion isch, we me Religion het u we me nüt Schlechts macht, u betet u öppe-n-o liest.“ — „Ja, Schulmeister, du machst es gerade auch so wie die andern; so bin ich auch brichtet worden ungefähr. Und ich bin ein geschickter gewesen, e bsunderbare. Der Schulmeister hat gesagt, ein solcher sei bei Mannsdenken nie in der Schule gewesen; und mein Vater hat manchmal im Wirtshaus auf den Tisch geschlagen und gesagt: „E Landvogt cha mi Benz nit gäh, für-ne sellige mueß es e Donner vo Bern sy; aber we-n-er nit Weibel mueß werde-n-u Statthalter, su soll mi d. T. näh.“ Ich konnte dem Schulmeister auch antworten, so wie er fragte, wie Schnupf, und blieb nie eine Antwort schuldig. Meine Mutter kam oft in die Kinderlehr, lehnte ihre dicken Arme über einander und hörte mit einem göttlichen Behagen zu, wie geschickt ich sei, wie ich allemal die letzten Sylben oder gar das letzte ganze Wort dem Schulmeister nachsagte, ohne zu fehlen. Und wenn sie heimkam, so sagte sie zu den Jungfrauen: „Üse Benz isch notti e Gschickte, i hätt's nit glaubt; er thuet bi wytem all dür; i glub dr Schumeister chönnt ihm nit so antworte; er cha alles undsinnt.“ Den nächsten Sonntag fragten dann die Jungfrauen auch: ob sie nicht in die Kinderlehr könnten ga luege, wie dr Benz 's chönn? Ob die Mutter es erlaubte, kann man sich denken. Nun hielt ich etwas auf meinem Ruhm, aber weiter dachte ich nicht; ich war der Gschicktisch und damit war ich mehr als zufrieden. Ich war ein großer, wilder, starker, übermütiger Baurensohn und dachte nicht von weitem daran, daß ich meine Religion außer in der Schule oder in der Kirche zum Antworten zu brauchen hätte, als etwa zu beten und niemere z'mürden. Ich fluchte, daß der Boden zitterte. Ich war hinter unsern Jungfrauen her, und wenn ich eine ergreifen konnte, so griff ich so weit ich konnte. Ich gehorchte den Eltern nur,

was ich mußte, und gab der Mutter die schnödesten Worte und auch dem Vater schonte ich nicht; und je mehr ich das konnte, desto mehr meinten sie sich mit mir. Ich verdarb den Nachbaren manches, und wenn ich einen armen Bub prügeln konnte, so war das meine Burgerlust. Ich hatte gar von weitem keine Vorstellung, daß das die Religion etwas angehe; überhaupt dachte ich gar nie an Religion, als wenn ich antworten sollte.

Da warf mich das Schicksal ins Leben hinaus.

Mein Vater, ein abgerichteter Bauer, duldete keine eisernen Gabeln im Roßstall, weil er behauptete, man steche damit die Rosse oft, ohne daß man es wisse. Die hölzernen Gabeln waren mir aber zuwider; überhaupt wurde ich allemal böse, wenn etwas befohlen wurde. Ich nahm also, wenn ich misten oder die Streu zurecht machen mußte, eine eiserne Gabel und wurde darüber oft ausgeputzt, und der Vater hatte mir bereits manchmal gesagt: „Lue, Bueb, we d' mr das no einisch machsch, su lue de wi's dr goht; i schloh di mit sant dr Gable-n-unger dChrüpfe-n-ungere.“ Einmal wollte mir ein junges Pferd nicht auf die Seite gehen, damit ich den Mist unter seinen Füßen wegnehmen und zurücklegen konnte; ich sagte: „Gang ume!“ ich gab ihm mit der Gabel, allein es that keinen Wank. Ich fluchte mit ihm, schlug es stärker an die Seite; da schlug das Pferd auch nach mir und streifte mir glücklicherweise nur die Seite, warf mich aber doch in den Gang hinaus. Da übermannte mich der Zorn, und ob ich eigentlich schlug oder stach, ich weiß es nicht, kurz man sah die drei Gabelzinken in drei blutigen Wunden am Kreuz des Pferdes, das auch wie wütend schlug und in den Bahren hinaufspringen wollte.

Zu diesem Höllenlärm kam mein Vater. Auch ihn ergriff der Zorn, da er in meiner Hand die eiserne Gabel sah und

auf des Pferdes Rücken die blutenden Wunden. Ein tüchtiger Schlag von ihm, begleitet mit vielfachem Donner, warf mich an die Wand zurück. Meine Wut war Berserkerwut geworden und meine Gabel kehrte sich gegen den Vater. Der aber, ein gewaltiger Mann, früher berühmter Schläger, griff mit seiner eisernen Hand mir darauf; sie flog aus meinen Fäusten, und nun nahm der Vater mich in die Hände. Wie ich biß und schlug und stüpfte, es war, als ob mein Vater fühllos wäre, meine Fäuste Seifenblasen, meine Holzschuhe Bernerweggli, meine Zähne Holdertoggeli. Er warf mich an den Ohren zwischen die Pferde hinein, drückte mir den Kopf in den Mist und schlug und trat mich, bis endlich der Mutter es gelang, ihn wegzuziehen und mich frei zu machen. Wie ich aussah, kann man sich denken. Ich wurde kurzweg zum Brunnen geschickt und dann solle ich mich fortmachen. Aber wie es in mir aussah, das kann sich niemand vorstellen. Eine Wut kochte in mir, heiß wie die Hölle. Ausbrechen offen durfte sie nicht; ich hatte meine Ohnmacht gefühlt; aber auf Rache sann ich, je gräßlicher je besser. Lange brütete ich im Gaden über Racheplänen. Haus anzünden, Vater erstechen u. s. w., das waren die zwei Hauptgedanken, die sich mir im Gemüte wälzten. Fort wollte ich allweg; da bleiben — der geschlagene, mißhandelte Bub unter den Knechten und unter den Mägden — das war über meine Kraft. Als alles im Bette war, stund ich leise auf, zog meine bessern Kleider an, raffte all mein Geld, das ich im Schaf- und Taubenhandel gewonnen, zusammen und schlich mich hinaus, noch immer nicht mit mir einig, was ich thun sollte. Den Vater zu erstechen, hatte ich aufgegeben; das Haus hätte ich gerne angezündet, aber ich hatte kein Schwefelholz, und in die Küche zu gehen fürchtete ich mich. Ich versuchte, Stroh mit Schwamm anzublasen; allein es ging nicht. Aber etwas mußte doch

gehen. Ich wußte, daß mein Vater oft mitten in der Nacht und jedenfalls am Morgen vor Tag um das Haus herum und in alle Ställe ging ohne Laterne. Ich deckte daher alle Mistlöcher ab und dachte bei mir: „I welem git's di ächt, du alte D.? we d' nume-n-ersufstisch, du wüßtisch de, wie's eim im Dreck isch."

Dann lief ich fort in die weite Welt hinein, bis es Morgen war, an dem Gedanken mich ergötzend, wie der Alte schnopsen werde im Mistloch. Als es Tag war, da kamen die Gedanken: wohin, was anfangen? Zum Land aus wollte ich; denn im Lande hielt ich mich nicht sicher. Von Langenbruck-Kuhhändlern hatte ich gehört, daß in Basel das Loch sei, wo man zum Land aus könne. Dahin steuerte ich also.

Nun will ich meine Abenteuer euch nicht erzählen; das würde sonst gehen bis morn z'Abe oder noch länger. Ich will euch nur sagen, daß, weil nun kein Schulmeister da war, der mich fragte, keine Kirche, kein Fragenbuch, aus dem ich aufsagen mußte, ich gar keine Religion hatte. Ich war ein wilder, wüster Bube, der alles für erlaubt hielt, was er machen konnte, wo möglich ungestraft.

So kam ich endlich auf ein holländisch Schiff, das nach Batavia ging, als Schiffsjunge, nachdem ich mit Holzflößern den Rhein ab gefahren war. Die Reise ist lang und wegen den unruhigen Meeren gefährlich. An's Meer hatte ich mich bald gewohnt, an meinen Dienst auch. Da ergriff uns im indischen Meer ein gräßlicher Sturm oder Orkan, wie man sagt. Von dieser Gewalt, die da in der Natur tobt, hat man hier keinen Begriff. Wir glaubten alle uns verloren und jeder betete, was er wußte und so laut er konnte, damit der liebe Gott es höre im Donner der Wellen und im Sausen des Sturmes. An dem Rest eines Mastes, der zerbrochen worden war

der Religion. Wie ich Fragen aufsagen konnte, ohne zu wissen, was sie bedeuteten, so konnte ich Buchstaben machen, wenn ich sie abschreiben konnte. Ich hatte hundert Heustöcke gerechnet, aber nie einen gemessen; darum hätte ich auch keinen auf Ort und Stelle ausmessen, ja ich hätte kein Klafter Holz in Schuhe auflösen können. Ich konnte also eigentlich rein nichts. Der Mann wußte auf dem Schiff und später zu Batavia, wo er eine bedeutende Anstellung hatte und mich zu sich nahm, so gut alles anzukehren, daß ich in tausend Verlegenheiten und am Ende zur Überzeugung kam, ich könne nichts. O, dachte ich manchmal, nachdem ich diese Überzeugung erhalten hatte, wenn doch unsere Schulmeister alle hier wären, oder wenn es doch der Regierung in Sinn käme, sie alle nach Batavia zu schicken; da könnten sie dann merken, was sie eigentlich wären. O, wenn ich an die zehn Jahre dachte, die ich in der Schule zugebracht, um nichts zu lernen, so rollte mir das Blut siedend heiß im Leibe herum, und wenn ich damals ein Schulmeisterlein in die Finger gekriegt hätte, wer weiß, wie es ihm ergangen wäre. Darum habe ich die Schulmeister so auf der Mugge, weil man nichts brauchen kann, was sie lehren. Sie wissen etwas halb oder zum Viertel, oder haben manchmal nur von weitem läuten gehört, und nun muß das arme Kind das schlucken, wie Kieselsteine, ein unverdaulich Zeug, das am gesundesten noch ist, wenn man es sobald als möglich wiedergeben kann. Was sie geben, ist und bleibt tot und erstickt. Sie können nichts, am allerwenigsten die Religion mit dem Leben verbinden und dadurch sie lebendig machen. Darum hat man gewöhnlich, je mehr Religion in der Schule getrieben wird, desto weniger, wenn man aus der Schule ins Leben kömmt. Freilich ist es auch merkwürdig, daß, sobald etwas Vernünftiges in einer Schule getrieben wird, die Leute zu schreien anfangen,

man wolle keine Religion mehr und die Religion sei die Hauptsache. Und die Religion, welche diese Leute meinen, ist gar nichts anders, als der Deckel auf Geist und Leben, daß keines Luft bekommt, sondern hübsch erstickt bleibt. Es ist merkwürdig, wie alles stillschweigend sich die Hände bietet, um die Religion zu einem Deckmantel jeglicher Unvernunft, jeglicher Sünde zu machen, uud wie die, welche am meisten darunter leiden, das sogenannte Volk, am meisten auf diesen unsaubern Deckmantel halten, am meisten schreien, wenn man ihn lüften will, und dann viele Lehrer den dreckigen Mantel, an dem so mancher Esel sein Maul abgewischt, für den heiligen, reinen Leib selbsten halten und ihn dafür anpreisen, gerade wie jener Küster, der mir einst eine wurmstichige Leiter von Tannenholz und eilf Seigeln zeigte und behauptete, das sei die wahre, echte Leiter, auf der Jakob die Engel vom Himmel und gen Himmel habe steigen sehen.

So erzählte der Jägersmann, aber viel weitläufiger als ich es hier sagen kann. Er führte eine Menge Geschichten an, wie es ihm erging in seiner Unkenntnis und wie manche Sünde er beging, ohne daran zu denken, daß die Religion sie nicht erlaube. Es wäre das alles recht lustig zu lesen gewesen und das Papier reute mich nicht; allein der Anfang der Schule rückt wieder heran und da muß ich pressieren mit dem Fertigwerden.

Ich wollte meine Sache aber noch nicht aufgeben und meinte, der Fehler könne doch vielleicht an einem andern Ort sein, als an den Schulen, und dann könnten die Schulen doch auch anders geworden sein, als sie zu seiner Zeit gewesen. Allein Mädeli brach unseren Streit ab mit der Frage: wie es ihm dort ergangen und wie er wieder hergekommen sei. Er erzählte uns das Ding kürzlich also: „Mein Herr machte mich

nach und nach zu seinem ersten Diener und gab mir einen Lohn, um den manches Patriziersöhnchen, dem der Vater aus des Staates Tischdrucke ein Pöstlein als Sackgeld gegeben hat, mich beneidet hätte. Nach mehreren Jahren starb mein Herr in dem ungesunden Lande, nachdem er mich zu einer Anstellung noch bestens empfohlen hatte. Dort erwarb ich mir nun Vermögen und führte dabei ein gut Leben in doppelter Bedeutung; ich ließ mir wohl sein und zeigte im Leben, daß ich Religion im Herzen hätte.

Ich weiß nicht, wie es ging, aber meine Gedanken schweiften immer mehr ins Vaterland zurück; für mein Leben gerne hätte ich gewußt, wie es dort ging: ob Vater und Mutter noch lebten, wie die Brüder sich aufführten, ob die Schwester verheiratet sei? Saß ich einmal alleine des Abends auf des Hauses Dach, so rollte meine Jugend an mir vorbei, und wenn ich mich dachte als Weidbub, im Herbst sechs stattliche Kühe vor mir hertreibend, in der einen Hand die Geißel, unter dem andern Arm einen Bündel Späne: so konnte ich mich von dem in mir aufgehenden Bilde nicht mehr losreißen. Ich sah mich auf dem mächtigen Acker das Feuer anzünden, nachdem ich einige Zäune geplündert hatte. Mit einer eigenen Wollust fühlte ich die nassen Beine im nassen Tau und dann die wohlthätige Wärme des Feuers. Ich stahl wieder Erdäpfel auf dem ersten besten Acker zum Braten, oder Äpfel, und lockte nach und nach andere Weidbuben zu mir her. Da vergaßen wir die Kühe und die ließen es sich wohl sein auf dem Acker, auf dem das meiste Gras war, ohne zu fragen, wem er sei. Wir aber brieten, was wir hatten, prügelten uns, machten Spiele, Steckenwerfen oder Mattengraben, und ließen uns durch nichts stören, als wann zuweilen ein Bauer kam, auf dessen Acker die Kühe lustig weideten, uns das Feuer zerstörte, uns nachlief, um uns

zu haaren, und, wenn er endlich atemlos absetzen mußte, ohne einen gefangen zu haben, uns nachrief: „Wartet nur, ihr Donnersbuebe, wen-n-i eine-n-erwütsche, su will ig ihm's de ytrybe!" Und wenn ich mir die kühlen Nebel dachte des Morgens, wie alles verhüllt war, daß man kaum zehn Schritte weit sah, so fühlte ich den wunderlichen herbstlichen Nebelgeruch wieder in meiner Nase, und dann sah ich, wie der Nebel allmählich wich; ich sah eine Kuh nach der andern, einen Weidbub nach dem andern auf dem weiten Felde, sah, wie der Nebel sich immer mehr säumte, sah helle Risse in dem grauen Meere, sah an den Vorbergen wie an einer Leiter die Nebel höher steigen, sah, wie der blaue Himmel hervortrat, wie die Sonne ihr Antlitz zeigte hinter dem Schleier, und wie auf einmal der Schleier fiel und ihr Antlitz im alten Glanze strahlte, und wie die einzelnen Nebelwolken flüchtig durch den Himmel eilten und verschwanden, einem geschlagenen Heere gleich, das in der Flucht seine Rettung sucht. Und wie es dann so lieblich warm blieb bis am Abend, bis die Glocke Feierabend läutete im Dorfe und dann alle Weidbuben aufprotzten, ihre Feuer noch einmal hoch auflodern ließen und dann mit ihren läutenden Kühen läutend dem Dorfe zu zogen durch die Nebelchen durch, die auf einzelnen Matten emporstiegen. Sah, wie die Kühe, je näher sie ihrem Stalle kamen, um so schneller eilten, um der drückenden Milch los zu werden; hörte, wie sie von weitem dem Melker zubrüllten: sie kämen und er sollte z'weg sein; wie dann die Glocken munterer anschlugen und im ganzen Dorfe man nur die rufenden Kühe hörte und ihre Glocken, und zwischen durch die scharfe Stimme eines Weidbuben, der einem noch ungehobelten Kalb, das seinen Stall nicht wußte, die Dressur beibrachte.

Wenn so ein Abend in meinem Geiste aufging, dann ward ich traurig; es ward mir ums Herz so eng und in den Augen so naß, daß ich laut auf hätte weinen mögen, und solche Abende gingen mir immer öfterer auf, und immer tiefer wurde der Schmerz und immer dringender die Sehnsucht, das noch einmal mit eigenen Augen zu schauen, noch einmal das Läuten der Kühe mit eigenen Ohren zu hören. Allmählich starb ich allen Geschäften ab und versank in ein stilles, tiefes Träumen, dem ich Tag und Nacht nicht los werden konnte; und dieses Träumen zehrte an meinem Körper, daß er einher wankte wie ein Schatten an der Wand und ein Kind mich hätte umwerfen können. Ich wußte nicht, wo es mir fehlte; kein Arzt konnte mir helfen. Sie redeten von allerlei, von schleichenden Fiebern und Fehlern in der Leber, dem Herz, der Lunge, der Milz und Gott weiß wo an allen Orten; und immer tiefer ward mein Sehnen und doch konnte ich nicht zu dem erlösenden Gedanken kommen. Da kam eines Tages, als ich eben wieder in meinen Träumen des Vaters Pferde in die Schwemme ritt, ein Bekannter zu mir, um Abscheid zu nehmen, weil er nach der Heimat gehe. Da ward es, als wenn ein heller Glanz mir ins Auge dringe, als ob ich in dichtem Nebel versenkt gewesen wäre und plötzlich die Sonne mir hervorbreche in aller Herrlichkeit, und diese Sonne war der Gedanke, der Entschluß — denn beides war eins —, nach der Heimat zu gehen.

Es fehlte mir nichts mehr, weder im Herz noch im Magen; alle Mattigkeit war entschwunden und machte einer rastlosen Hast Platz, meinen Entschluß auszuführen. Ich war ein ganz anderer Mensch und konnte gar nicht begreifen, daß das Heimgehen mir nicht früher in den Sinn gekommen. Aber wahrscheinlich war wirklich das Herz zu krank zu diesem Gedanken und er mußte von außen hineingeworfen werden. Nichts

hinderte mein Weggehen als allfällig die Sucht, noch reicher zu werden; aber die fühlte ich, gottlob! nicht vor der Sucht, meine Kühe wiederzusehen, meine Nebel und meine Strohdächer. Ich hatte ein Vermögen gesammelt, das mich unabhängig machte; ich konnte es leicht los machen, und da ich um meine Besitztümer, meine Fahrhabe nicht lange märtete, so ward ich auch ihrer bald ledig und frei wie ein Vogel in der Luft. Aber leider war ich kein wirklicher Vogel, dessen Flügel ihn so schnell tragen über Land und Meer. Es schien sich alles gegen meine Hast verschworen zu haben. Den Ungeduldigen macht alles ungeduldig, dem Hastigen geht alles zu langsam. Die Winde wollten nicht wehen, die Wellen nicht rollen, die Segel nicht ziehen, und der Kapitän schien mir das alles expreß zum Trutz zu machen. Und doch ward mir wieder so wohl, wenn ich dachte, daß ich jede Stunde meinem Ziele näher käme und jeder Morgen dem Morgen näher sei, an dem ich in der Heimat erwachen werde.

Endlich war die Seefahrt zu Ende, und als wir feste Erde unter den Füßen hatten, kein Meer mehr trennend zwischen mir und meinem Lande lag, da ward ich ruhiger und fuhr durch Deutschland herauf diesmal dem Bodensee zu. Als ich aber endlich von der Höhe über Lindau wieder hineinsah ins Schweizerland, als ich die gewaltigen Berge sah, das üppige Rheinthal mit seinem jungen, lustigen aber wilden Rhein, die grünen Appenzeller Halden und den großen Thurgauer Garten, und aus dem großen Ganzen wie freundliche Gesichter mir die blühenden Dörfer und Städte entgegen blickten, da schwoll mir das Herz und ich hätte einen Satz nehmen mögen über den weiten See hinüber, um den ersten besten Schweizer beim Kopf zu nehmen und wahrscheinlich Schläge zu kriegen zum Dank für meine Zärtlichkeit.

Auf meiner Reise hatte ich mir oft den Kopf zerbrochen, auf welche Weise ich den Meinigen mich darstellen wolle; denn ich hatte auch manches Geschichtchen von dem Wiedererscheinen verloren gegangener und wiedergekommener Söhne gelesen. Bald wollte ich kommen als großer Herr in vierspänniger Kutsche, bald als Bettler in Hudeln, als Roßhändler, als Soldat, kurz in einer Menge verschiedener Aufzüge. Endlich entschloß ich mich für das Allereinfachste, nämlich zu kommen in dem Aufzug, in dem ich mich gerade befand. Auf der letzten Station (damals fuhren die Posten noch selten durch die Nacht in der Schweiz) konnte ich nicht schlafen. Vor meinem Bette war alles lebendig. Menschen und Häuser, Vieh und Land tanzten Stube auf und ab und rund um mein Bett herum. Endlich heiterte es durch die Scheiben; es brannte mich im Bette, und durchs Haus fuhr ich wie der böse Geist, wenn auch nicht mit Ketten-, doch mit Stiefelgerassel. Ich ruhte nicht, bis der Postillon auf war; der wollte aber erst etwas Warmes in Leib, ehe er fuhr; da mußte ich hinter die Köchin; die Köchin wollte aber erst von der Wirtin die Schlüssel, und bis alles endlich von einem jeden hatte, was es wollte, hatte ich von einem jeden, was ich nicht wollte, Schimpfreden, die ich mir aber bald mit einigen malayischen Phrasen vom Leibe hielt.

Wie mich doch zuerst die Kirchtürme heimelten und dann die Strohdächer, die, wie Nachtkappen tief in die Augen, tief in die Fenster hineingehen! Dann kamen Brücklein, unter denen ich gefischet oder gekrebst; Thürli, mit denen man Reisende geneckt; Bäume, wo ich Obst gestohlen oder Vögel ausgenommen, endlich ein Haus — aber es war ein neues, und unbekannte Gesichter in den Fenstern. Endlich kamen die bekannten Häuser, und die bekannten Hunde liefen bellend hinter der Postkutsche drein; es war mir, als ob ich jeden beim Namen hätte rufen

mögen, und vor dem bekannten Wirtshause hielt der Wagen. Da lagen noch die gleichen Wedelen neben dem Hause; die gleiche hölzerne, abgelaufene Treppe führte zur Thüre, und wahrlich akurat die gleiche Stubenmagd, von der ich einst wegen tölpischen Zärtlichkeiten eine Ohrfeige erhalten hatte, kam heraus, die Züpfen noch in den Händen und sie zu Ende flechtend. „So grüeß di, Eiseli," rief ich und sprang ihr fast um den Hals. Das Mädchen sprang drei Schritte zurück und sagte: „Herr Jeses, woher chennet ihr mi, i ha euch nie gseh?" Da fiel mir auch ein, daß das achtzehnjährige Bernermädchen keine Bekanntschaft von mir, wohl aber die Tochter meiner alten handfesten Freundin sein könne, und so war es auch. Nur war das junge Mädchen viel freundlicher als die Alte, und in der saubern Bernertracht kam sie mir ganz allerliebst vor, und als sie noch das Schaubhütchen aufsetzte, um eine Verrichtung zu machen, da hätte ich das Mädchen küssen mögen, wenn ich nicht eine Ohrfeige gefürchtet hätte. Wenn die reichen Tonangeberinnen und die ärmern Affen wüßten, wie häßlich die schwarzen und besonders die weißen Unfläte von Schlampihüten, manchmal mit Federn oder den wunderlichsten Bändern, ihren appetitlichen Gesichtern stehen, wie lustig sie aber in den Schaubhüetlene sind und wie lieb sie einem darin werden können, während man sie in den andern nur auslacht, sie würden ihre Schlampihüet den Hühnerträgeren oder den Langenthaler Schwefelhölzliweibern verehren und die Schaubhüetleni wieder aus den Spycheren oder Tröglene erlösen.

Der Wein des Wirtes war noch akurat gleich geschwefelt wie vor zwanzig Jahren und war kurioser Weise in diesen Jahren auch gar nicht älter geworden. Aber nun klopfte mir doch das Herz, so nahe den Meinigen, und ich wußte nicht recht, ob ich zu ihnen gehen oder sie herbescheiden solle, und bald

wäre ich umgekehrt. Die Eltern waren gestorben, die Güter geteilt, die Geschwister verheiratet; soviel vernahm ich von meinem hübschen Meitschi, das, heimgekommen, gwundrig und doch scheu um mich her strich und allerlei wissen wollte, was ich ihm nicht sagen mochte. Endlich bei einbrechender Dämmerung ging ich dem väterlichen Hause zu, auf dem Wege noch manchen Menschen erkennend; dort aber erkannte mich niemand. Als ich mich meinem Bruder als sein Bruder vorstellte, sagte er kaltblütig: „Es wird öppe nit sy; we dä no lebti, er wär längste-n-umecho, wo-n-er ghört hätti, dr Alt wär gstorbe u-n-es gäb öppis z'teile." Ich stellte ihm vor, daß ich gar weit gewesen und davon gar keine Kunde hätte erhalten können. „Das söll i-ne de nit brichte; dr Vatter syg e bchannte Ma gsi u-n-es heige das neue-n-all Lüt vrnoh, daß er gstorbe syg. Es chönnt ihm da e-n-iedere säge, er syg sy Brueder." Ähnlichen Bescheid erhielt ich allerwärts; nirgends wollte man mich anerkennen in der Verwandtschaft. Man begehrte nicht, noch einmal mit mir zu teilen, und für mich hatte man nichts bei Seite gethan, sondern meinen Tod angenommen. Alles das, was ich von meiner Jugend und Vater und Mutter zu erzählen wußte, sollte ich von mir selbst gehört haben und nun, um dieser Kenntnis willen, mich für den gestorbenen Bendicht Wehrdi ausgeben.

Das war unsinnig. Denn wie hätte mir Benz Wehrdi den Pflaumenbaum zeigen können, von welchem er einmal seinen Bruder hinuntergeworfen? Wie wäre es ihm eingefallen, mir zu erzählen, in welchem Stalle wir die Kaninchen gehabt und mit welchem Bruder ich gemeinsam gehandelt, oder wie lange einer an den Fragen auswendig gelernt und an welchen Stellen das eine oder das andere von uns durch den Vater abgeschlagen worden sei? Aber denn doch fanden sie mehr Glauben als ich, und selbst der Schulmeister, den ich daran mahnte, wie manch-

mal ich für ihn die Rute geführt und wie er sie mir einst auch gegeben, als ich Statthalters Anne Bäbeli im Schopf küßte und ihm verraten worden war, verleugnete mich. Das sei freilich wunderlich, hieß es; allein ich sei doch der Benz nicht; ich gleiche ihm ja gar nicht. Der habe keinen Schnauz gehabt, aber schön rot und weiße Haut, und sei fast einen halben Schuh kleiner gewesen; oder wenn ich ihn sei, so solle ich es beweisen, solle den Heimatschein zeigen, wenigstens den Taufschein. Daß ich keins von beiden mitgenommen, wußte man gar wohl. Ich suchte rechtliche Hülfe. Da gab es Erscheinungen auf Erscheinungen, wir wurden herumgezogen, und an die Erscheinungen kamen die beiden Advokaten in e i n e r Chaise.

Ich war endlich genötigt, beim holländischen Gesandten Schutz zu suchen. Da nahm, ich weiß nicht, wie es kam, meine Sache eine günstigere Wendung. Ich wurde als Bürger von Küngiwyl anerkannt, und in einem Verglich erhielt ich ein Teilchen des väterlichen Vermögens, von dem, wenn es recht gegangen wäre, gleich ein Teil für mich hätte abgesondert werden sollen."

Während der Jägersmann also sprach, war meine Mutter heimgekommen und hatte mit großer Verwunderung das Traktement gesehen. Die Verwunderung verwandelte sich aber alsobald in ihrem Gemüte in Bitterkeit und Ärger, daß man einem fremden Menschen so aufwarte zu ihrer eigenen Verkürzung. Sie schnauzte meine Frau ab, als die ihr auch anbot von allem; sie hustete in alle Reden hinein expreß und brummte stichelnde Worte und stieß den Hund, der beim Ofen lag, mit dem Fuße, daß er zornig auffuhr; und mein Weibchen blieb die Geduld selbst und verzog auch nicht eine Miene. Der Jäger sah mit scharfen Blicken dem allem zu, während er erzählte; und als er fertig war, sah er nach dem Wetter sich um, und als er es

besser fand, machte er sich zur Abreise fertig. Unserem Knaben drückte er noch Geld in die Hand, dankte meiner Frau gar manierlich; der Mutter aber sagte er, sie solle sich bekehren, ehe sie sterbe, und mich nahm er noch durch das Dorf mit, um den rechten Weg daraus zu finden; denn es war gar verirrlich.

Nun fragte er mich Näheres über meine Umstände, die sehr armütig sein müßten. Ich berichtete ihm offenherzig meine Armut und die Unmöglichkeit, trotz aller Mühe mich mit Ehren aufrecht zu erhalten bei meinen Ausgaben. Er sagte, das sei der Fluch, der auf den Schulen liege. Man wolle Schulen; aber der Bauer so wenig als der Schulmeister wüßten, was eine Schule sei, und die, welche es wüßten, sagten es nicht, und man halte nur Schulen um des Anstandes willen. Der Bauer lasse den Schulmeister verreblen am Leibe und der Schulmeister des Bauren Kinder am Geiste; der Bauer behaupte, der Schulmeister verdiene nicht mehr, und daran habe er recht; und der Schulmeister sage, für solchen Lohn lehre er noch lange gut genug, und darin habe er recht und unrecht; denn eine solche Lehre verdiene eigentlich gar nichts. Der Bauer sei nicht gescheut genug, den Lohn hoch genug zu setzen, um dann etwas Besseres begehren zu können, und der Schulmeister zu dumm und hochmütig meist, eine Lehr zu beginnen, für die er anständige Besoldung fordern könne. „So sperren sie gegen einander an den meisten Orten, und wenn nicht ein Drittmann hineingreift, der für beide Verstand hat und beiden Verstand macht, so kömmt es nicht gut."

„Du bist ein guter Baschi," sagte er, „und ich glaube, du könntest, wenn du wolltest, etwas in der Schule leisten. Wenn du z. B. die Religion, welche deine Frau hat, in der Schule lehren wolltest, so würde dies mehr abtragen als all

dein Firlefanz. Die kann mich dauren; du hast ein böses Räf von Mutter, und ich habe gesehen, wieviel die Frau leiden muß und mit welcher Geduld sie es thut; und sie ist nicht bloß etwa geduldig vor den Leuten; die kann ihrem Gesichte nach nicht heucheln, und ich will wetten, daß die mich besser verstanden hat als du, wenn du schon Schulmeister bist. Doch wird sie nicht mehr lange zu leiden haben; deine Mutter stirbt, ehe das Neujahr da ist, und dann seid ihr vielem ab." Dann schritt er von mir weg durch den Schnee fort, nachdem er noch versprochen hatte, wieder bei mir zuzusprechen mit Gelegenheit.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Von allerlei Gedanken und wie ich um mein Erbe komme.

Als ich mein Gesicht von ihm wegkehrte, da fing es an im Herzen sich zu regen und zu bewegen. Das geschicht wohl jedermann, daß, wenn jemand von ihm sich wendet, er das Echo dessen, was jener zu ihm gesprochen oder auf ihn gewirkt, im Herzen empfindet, und aus den durcheinander wogenden Tönen macht sich einer vorzüglich geltend, übertönt die andern und hallet alleine wieder und immer wieder. Was war wohl jetzt der Accord, der bei mir anschwoll, alles andere in sich auflösend? War es das Schulwesen, war es die Person des Jägers oder seine Reisen? Nein, es war der Tod meiner Mutter. Und zu meiner Schande muß ich bekennen, waren die Töne in meinem Herzen nicht Trauerklänge, sondern sie tönten wie Aufatmen einer erleichterten Brust, wie das Lächeln aufkeimender Hoffnung. Wenn meine Mutter starb, wie viel besser

hatten wir nicht? Dann war der Streit zu Ende, in unserer Wohnung wieder Friede, außer dem Hause keine Klatschereien mehr u. s. w. An das alles dachte ich, und daß es meiner Mutter selbst nicht böse gehe damit, daß sie auf Erden nichts verliere und froh sein solle, ihren Beschwerden los zu werden. Ich freute mich, diese Botschaft meiner Frau bringen zu können, und dachte, sie werde sich sicher auch freuen mit mir, denn ihr ging es am besten. Ich traf sie in der Küche alleine und mit Thränen in den Augen; denn wahrscheinlich hatte die Mutter ihr noch allerlei gesagt. Ich brachte ihr nun vor, daß die Mutter sicher noch vor dem Neujahr sterben werde, und brachte es zwar mit ernsthaftem, fast betrübtem Gesicht und mit gedämpfter Stimme vor, die fast klang wie der Trommelschlag bei militärischen Leichen. Denn die Menschen erlauben es wohl, daß man sich im Herzen über den Tod eines Menschen freue; aber das wollen sie, daß man doch dazu ein betrübt Gesicht mache und auf seine Stimme einen eigenen Dämpfer setze. Jeder halbweg erwachsene Mensch weiß dieses und übt sich, Gesicht und Herz von einander unabhängig zu machen, und kann er's, so heißt er wohl erzogen.

Mein Weibchen fragte mich aber nicht bloß mit weinerlich sein sollendem Gesicht: „Es wird öppe nit sy; wer het's gseyt?“ sondern fing wirklich bitterlich zu weinen an, hielt die Schürze vor das Gesicht und lehnte sich an den Kachelbank, der in solchen Fällen gar oft ihr Vertrauter war. Ich war ganz kaput und wußte nicht, warum Mädeli weine: etwa darum, daß die Mutter noch nicht gestorben, oder aus Rückerinnerung aller der Leiden, die sie ihm verursacht. Denn es gibt Weiber, die im stande sind, bei einem Glücksfall nicht nur zu weinen, sondern zu wüten, daß derselbe nicht vor zehn Jahren sich zugetragen habe. Ich frug hin und her, bald von der linken, bald von

der rechten Seite, und vernahm erst nach langem den Stoßseufzer: „Ach, die armi Mueter, u-n-i bi so mängisch höhn über se gsy!“

Ich tröstete nun wieder von der Linken zur Rechten und stellte dar, daß es doch für die Mutter ein Glück wäre, sterben zu können; sie habe doch nichts gutes mehr auf der Welt. „Ach, u mir hei ere's nit besser gäh!“ seufzte mein Weib wieder. Da tröstete ich wieder, wie wir gegeben hätten, was wir vermocht, uns dabei noch manches versagt hätten, und ging dann, als das nichts half, in Anspielungen über auf die Vorteile alle, die ihr Tod uns und besonders meiner Frau bringen werde. Gerade heraus sagte ich es natürlich nicht.

„Ach, Peter, chast du o selligs sinne? weisch doch nit wie gern dMueter lebt u wie si vom Tod nüt ghöre mah?“ sagte meine Frau. Und ich Thor begriff die Reinheit von meines Weibes Herz nicht, das sich nie eine rauhe Antwort erlaubt hatte, aber innere unterdrückte Bewegungen sich zur Schuld anrechnete, unsern Aufwand für die Mutter nicht rechnete, sondern nur das, was wir nicht thun konnten; die an uns nicht dachte, unsere Erleichterung, sondern nur an die Wünsche einer Mutter, die ihr doch nie eine Mutter war.

„Bis doch nit e Göhl,“ sagte ich, „u thue so eifalt; was dr lieb Gott schickt, darein muß man sich ja schicken, sagst du immer.“ Man sieht, ich war stark in den Anwendungen. Aber mein Weibchen hatte eine große Tugend, nämlich die, alle meine Dummheiten nicht zu hören, auf alle Fälle nicht darauf zu antworten. Es ging in die Stube, um der Mutter etwas zu bringen, und von der wurde es wieder angefahren: was es doch immer zu plären habe, es sei doch der wert, gerade so einen Lärm anzufangen und es werde sie bei mir verklagt haben; aber das sei ihr gleich. Es wäre aber Zeit, daß es anfinge zu

thun, wie es sich einem rechten Söhniswyb ziemte. Mädeli sagte nichts dazu, sondern sah sie so weichmütig, herzleidig an, daß mir beinahe das Herz übergelaufen wäre. Von da an diente es der Mutter mit doppelter Sorgfalt und machte das Unmögliche, ihr ihre Lage zu erleichtern. Aber die Mutter erkannte das nicht; bald nannte sie das Betragen Heuchelei, bald sagte sie, es scheine zu glauben, sie müsse bald sterben und wolle jetzt machen, daß es vor Gott weniger zu verantworten hätte; allein es könne jetzt machen, was es wolle; gscheh syg gscheh, und auf das Sterben könnte es sich auch umsonst freuen.

Unterdessen wurde sie immer schwächer, ihre Nächte immer ängstlicher. Sie hustete manchmal fast ganze Nächte hindurch, konnte nicht mehr im Bette bleiben und ihre Beine fingen an, mehr und mehr aufzulaufen.

Es war ein trauriger Winteranfang und ein traurig Schulhalten in Sorgen ums tägliche Brot, in Kämpfen mit dem Schlaf, der nach schlaflosen Nächten in der Schule auf mich eindrang mit aller Pein des boshaftesten Feindes. Unsere Stube war der Sammelplatz aller Freundinnen meiner Mutter, deren Sperberaugen keiner unserer Mängel entging, vor denen die Mutter zeigen wollte, daß sie mich und das Söhniswyb nicht fürchte. Sie spielte denn doch nebenbei die Märtyrerin. Und alle Freundinnen wollten es zeigen, daß sie es mit der Mutter hielten, und machten uns saure Augen und gaben spitzige Worte. Viel Kram bekam die Großmutter allerdings: weiße Brötchen, Zucker, Kaffee, Wein 2c., und da sie immer weniger Platz hätte, wie sie sagte, und um das Herz alles voll sei, so kriegte ein gar bedeutender Teil davon unser Bübel ab. Der ward immer meisterlosiger, so daß fast nicht mehr mit ihm auszukommen war. Und wenn wir ihm nur das geringste sagten, so klagte vor ihm die Großmutter: „Ach, du arms Buebli, wie

wird's dr afe ga, we=n=i nimme da bi; du wirsch mr de bald nache müeße; si dole di de niene meh." Die andern Kinder sahen ihn allerlei naschen, von dem sie nichts erhielten; das setzte Weinen ab. Und wenn der Bruder ihnen auch zuweilen etwas von seinen Herrlichkeiten abgab, denn ein böses Herz hatte er nicht, so nahm es ihnen die Großmutter wieder, oder sie sagte dem Knaben: „Warum gisch=ne vo dy'r Sach? bhäb du's; si gäbte dir o nüt, we si hätte, u we d'ne geng gäh witt, so gib i dr o nüt meh." Solche Predigten hielt sie, von immer heftiger werdendem Husten unterbrochen, der den nahenden Tod verkündete. Und der Knabe, der immer bei ihr sein sollte, strebte immer mehr von ihr weg; wenn er hatte, was er wollte, so machte ihr Husten ihm Langeweile. Dann äkte sie mit ihm und jetzt lief er erst von ihr fort; dann gab sie uns Schuld, wir wiesen den Knaben gegen sie auf und das sei doch leids von uns, daß wir ihr die einzige Freude nicht einmal gönnten: wir werden ihn einst noch genug haben können. Ist doch ein Großkind oft das einzige Spielzeug des Alters. Und wie das Kind oft nicht anders kann, als sein liebstes Spielzeug verstümmeln, zerstören, so haben es eben auch viele Alten mit ihren Großkindern.

Es war Weihnacht; kalt und schneeig war es draußen. An selbem Tag hatten wir kein Fleisch gegessen; ein Kaffee machte unser Mittagbrot aus. Der Bube hatte Lebkuchen erhalten von der Großmutter, die ihm das Weihnachtkindli gebracht hätte, wie sie ihm sagte. Wir saßen auf dem Ofentritt zwischen Tag und Nacht, und zwischen Tag und Nacht war es auch in unserm Gemüte. Unsere Armut und Not dunkelte vor unsern Augen auf und wob Finsternis um uns her, und wie es finsterte in jedem, sagte keins dem andern, und wie es jedem unheimlich ward in der Finsternis, auch nicht. Als ich an das

nit gseh u het drum du nüt für ech z'weg gmacht." — „Aber Mueti, warum hesch ihm de nüt lah säge, u jetz hey mr kei Lebchueche, u Mueti du bisch dSchuld —" und das Weinen ging von vornen an.

„Schwyg, mys Meiti, schwyg," sagte die Mutter, die keinen halben Batzen hatte, um den Lebkuchen nachzulaufen, „u we mys Meiteli schwygt, su will i ihm de öppis vom Wiehnechtchingli zelle u woher es chunt u wohi es geyt."

Da schwiegen die Meitscheni, lehnten ihre Köpfchen an der Mutter Brust und sahen ihr lauschend ins Auge. Und die Mutter erzählte ihnen von einem frommen, frommen Kinde, das seinen Eltern nie Verdruß gemacht, nie mit seinen Geschwistern sich gezankt und gebriegget habe um nüt u wieder nüt. Und alle Kinder habe das Kind gar lieb gehabt, und wenn es einem etwas zu Gefallen hätte thun können, so wäre dies seine größte Freude gewesen. Da hätte einmal eine böse Schlange sich um viele, viele Kinder glyret und hätte sie alle, alle fressen wollen. Da sei das Kind gerade von ferne dazu gekommen und hätte gesehen, wie die Schlange das Maul aufgethan und wie es wie Feuer aus ihren Augen gefahren sei. Da habe das fromme Kind gar es grusams Erbarmen mit den andern Kindern gehabt, und sei herzugesprungen und habe geschrieen: „Friß, Schlange, friß mi, aber lah die andere gah!" Da habe sich plötzlich die Schlange aufglyret, habe die andern laufen lassen, sei auf das Kind zugesprungen mit weit, weit offenem Maul und feurigen Augen, groß wie Pfluegsrädli. Und das Kindlein hätte die Hände gefaltet und gebetet das Walt Gott, und die Augen zugethan und geglaubt, die Schlange hätte es verschlungen in einem Schluck, und jetzt liefe sie davon oder fliege mit ihm durch die Lüfte. Da habe es endlich bei sich gedacht, es wolle doch die Augen aufthun und sehen, wie es im

Bauche einer Schlange sei. Und da sei es heiter und hell um ihns gewesen und eine Sonne hätte geschienen, aber eine viel schönere als die, welche hier scheine, und auf den Armen eines Engels sei es gewesen, und der Engel hätte gar hold und freundlich ihns angelächelt und ihm gesagt: es solle sich ja nicht fürchten, er führe es an einen gar schönen und guten Ort, wo es Freude haben werde, wie noch nie, und wo keine böse Schlange sei.

Weit, weit sei er mit ihm geflogen, immer der schönen Sonne zu, so daß das arme Kind vor lauter Glanz die Augen wieder habe zuthun müssen. Da habe der Engel es endlich abgestellt in einen gar herrlichen Garten, wo lauter Dinge gewesen, die es nie gesehen, und wo es Meye gseh heig, schön wie ds Morgerot und ds Aberot, und die wyt, wyt gschine heige, wie Sonnenschyn und Mondschyn z'säme. Und viele tausend Engelein seien ihm zugesprungen und hätten ihm ihre Hände gegeben und ihm gesungen so schön, so schön, daß es ihns dünkte, der lieb Gott müsse die selber ha lehre singe. Aber unter all denen Engelein sei keins der Kinder gewesen, die es hier von der Schlange gerettet, keins das es gekannt. Da habe es zu weinen angefangen und gejammert, es möchte doch zu seinen kleinen Kindern, sonst könnte ja vielleicht die Schlange sie doch noch fressen. Da habe eine Stimme, die nicht von hieher, nicht von dorther, sondern aus jeder Blume, aus Abendrot und Morgenrot, aus Sonnenglanz und Mondenschein, zu kommen schien und die klang, wie Sonnenglanz klingen muß, ihns gefragt: „Aber gefällt es dir hier dann nicht, es ist doch so schön hier? — „Ja!" habe das Kind geantwortet, „mir gefällt es hier; aber ich muß doch zu meinen Brüdern und Schwestern und den andern Kindern; was sollen die anfangen, wenn sie mich nicht mehr haben? Aber wenn ich die

mitbringen darf, dann will ich mit ihnen kommen und mich freuen hier; o wie schön wäre das! — Da hätte es vernommen: das könne noch nicht sein; und wieder hätte es geweint, daß man die Hände unter ihm hätte waschen können. „Liebs Kind!“ hätte darauf die Stimme gesagt, „briegg nicht; hier oben darf nit briegget werde; aber wenn du nimme briegge witt, so will der erlaube, daß du albe-n-einisch abe darfst zu den andern Kindern, und denen darfst du kramen Lebkuchen und andere gute Sachen, aber nur denen, die auch lieb sind, und alle die, denen du das Brieggen abgewöhnen kannst, die will ich dann auch hieher nehmen, und dann kannst du ja immer bei ihnen sein und alle sollt ihr mir lieb sein. Und die Stimme that dem Kinde so wohl, daß es nie mehr brieggete und schön ward, wie die andern Engelein. Dann zog es auf die Welt und kramete den Kindern und immer mehr nur denen, die nicht brieggeten; und eins Kind nach dem andern konnte hinauf zu ihm und wurde dann auch ein Engelein. Aber es gab immer wieder Kinder auf der Welt und immer mehr, und alle diese liebte es und wollte sie zu sich führen in seinen schönen, schönen Garten, der Himmel heißt. Da mußte es ein Eselein anstellen, um all den schönen Kram zu bringen, und weil es zu so vielen Kindern muß, so kann es nur einmal im Jahre zu einem kommen; aber wo es von weitem brieggen hört, da springt das Eselein mit ihm weiter, was gisch was hesch. Und allbe-n-einisch ma-n-es allein nimme gcho an allen Orten, wenn es gar viele Kinder zu besuchen hat oder es viel Schnee ist, daß das Eseli nicht recht dure cha. Da nimmt es de von denen Kindern mit, die ihm die liebsten Engelein geworden sind, und gibt einem jeden ein Eselein und Kram dazu; und die gehen auch seinen Kindern nach und brichten es ihm, wo sie gute und wo sie böse Kinder angetroffen, und welche einst in seinen schönen Garten kommen werden.

„Darum, liebe Meitleni! syt lieb, dann kommen die lieben Engeli auch zu euch, bringen euch Kram Jahr um Jahr und nehmen euch einst mit in den schönen Garten.“

So sprach die Mutter zu den zwei Kindern, die an ihrer Brust lagen, und sah auf sie herab. Der Mond war aufgegangen und sein Licht bahnte sich einen Weg bis zu den zwei Kindern auf der Mutter Schoße, wo das kleinere entschlummert war ob der Mutter süßer Rede. Recht lieblich und heimelig ward es in der Stube, aber am lieblichsten doch die Mutter und ihre beiden Kinder, mit deren Locken die Mondesstrahlen spielten und sie verklärten, als ob die Kindlein schon im schönen Garten wären. Zwischen meine Kniee hatte sich der Knabe gestellt; auf ihn fiel des Mondes Licht nicht; aber der Mutter Rede war ihm ins Herz gegangen; er sagte: „Vatter, i will nimme pläre-n-u nimme bös sy u de-n-angere-n-o vo my'r Sach gäh.“

Wir hatten einen recht glücklichen Augenblick. Die Reden meines Weibchens waren gefallen wie Honigtau in mein Herz; es war so zauberisch heimelig im Stübchen, und die Kinderchen schienen so hold; die ganze Armut war versteckt und nur unser Reichtum beleuchtet, daß manche Fürstin und mancher Prinz in ihren zum Tage erleuchteten goldenen und glänzenden Sälen viel ärmer waren ums Herz als wir, und vielleicht, trotz allen Ehren und allen Genüssen, keine so reiche Stunde hatten ihr Leben lang, als wir. Man faselt viel von reich und arm und vergißt immer wieder, daß es das Herz allein ist, das reich macht oder arm. Wer will uns zürnen, daß wir in diesen Augenblicken die Großmutter vergaßen in ihrem Bette! Wir waren ihres Hustens so gewohnt, daß wir ihn wohl überhören konnten. Da kam aber ein Anfall, der gar nicht aufhören wollte, und Mädeli legte sorgsam die schlafende Kleine in ihr Bettlein

und sprang der Mutter zu, hielt sie umfaßt und aufrecht, damit ihr Atem leichter sei und der Anfall schneller vorübergehe. Aber er ging nicht vorüber; er gewährte nur ganz kleine Ruhepunkte und der Atem wurde immer schwerer, die Mutter immer schwächer. Man mußte, trotz der Kälte, ein Fenster öffnen, mußte ihr aus dem Bette helfen und wieder hinein. Angst und Bangigkeit ließen sie nirgend lange weilen. Uns ward auch so angst dabei. Mir lief der Schweiß von der Stirne, trotz der Kälte. Meine Frau mußte die Thränen abwischen einisch um anderisch und that so zärtlich und liebreich um die Großmutter und war so ängstlich über ihr Übelsein, und freute sich so sichtlich allemal, wenn Linderung eintrat, daß die alte Frau doch endlich das Herz meines Weibes zu ahnen begann. Sie sprach nicht; aber ihre Augen folgten Mädeli überall hin, und wie mühsam es ihr ward, sie wendete ihr Haupt doch immer so, daß sie es betrachten konnte.

Einmal glaubten wir, die geheimnisvolle Hülle, welche die Seele birgt, sei geborsten und die Seele habe ihre Schwingen entfaltet; unsere Thränen flossen häufiger und laut auf schluchzte mein Weib. Aber die Seele hatte den Ausgang noch nicht gefunden; sie sah noch einmal aus dem halb gebrochenen Auge heraus; sie sah unsere Trauer um ihr Scheiden. Da erglänzten noch einmal ihre Augen; aus ihnen leuchtete es wie Liebe und Weh; noch einmal bewegten ihre Lippen sich und ihr letzter Atem hauchte schwer vernehmlich die Worte: „Mädeli, ach, i ha dr Unrecht tha; vrgib mr, su vrgit mr Gott oh we's mügli isch, aber i bi -n-e große Sünder!" Da verstummte der Mund, die Augen schlossen sich; aber noch hörte sie die Beteurungen der Vergebung. Ein Zug des Friedens und der Freude legte sich über ihr blasses Gesicht; da reckte sie ihre Glieder und es schied die Seele. Gott wolle ihr gnädig sein, der armen Mutter;

sie hatte ein bitter Leben gehabt und die letzten Tage sich verbittert in unglücklicher Verblendung; sie hat so schwer gelitten! Aber vor ihrem Ende gingen ihr doch noch die Augen auf, sie suchte Versöhnung; der Herr wolle sie jenseits ihr geben. Aber es schaudert einem, wenn man so viele Leute sieht in der Welt, die nie einen Gedanken der Versöhnung haben, im Leben nicht, im Tode nicht; nicht mit Gott, nicht mit der Welt, nicht mit Menschen: in Zwiespalt liegen sie mit allem bis zu Ende, Zwiespalt ist ihr Leben. Wie hoch war der Gedanke über alle Menschengedanken: die Welt mit Gott zu versöhnen und alle Menschen mit allem! Einer großen Menge ist der Gedanke zu groß, ihre kleinen Herzen können ihn nicht fassen. Ungesühnt wollen viele selig werden; ihrentwegen, meinen sie, werde der große Gott wohl eine kleine Ausnahme machen. Wohl aber gibt es auch welche, die selbst in den Schauren des Todes weder gesühnt werden noch glauben, daß Gott, wenn ein Gott sei, sich sühnen lassen werde. Es bricht da oft eine Verzweiflung, eine Hoffnungslosigkeit aus, die einen beben macht.

So lag eine Frau im Sterben und krümmte sich in heftigen Schmerzen. Eine wackere Frau wollte sie trösten: „Bäbi," sagte sie, „du hast es bös im Leben gehabt; tröste dich nun, es wird dir dann im Himmel vergolten werden." Da richtete sich Bäbi auf und sagte mit trockener, tonloser Stimme: „Nei, Frau, so wird das nit gah. Babi, wird unser Herrgott sagen, Babi, du hesch mr dys ganz Lebe düre nüt nah gfraget, jetz chasch mr o gah; i wott jetz o nüt vo dr!" War das wohl der Ausbruch eines prophetischen Bewußtseins, daß bloße Worte kein Leben sühnen können, sondern nur ein von Gott ergriffenes Gemüt?

Aber, großer Gott! wenn bloße Worte nicht sühnen können, wie wird es Millionen gehen!

So nahm mir Gott mein Erbe, meine Mutter. Sie war ein reiches Erbe. Durch sie erbten wir Geduld, Kraft zum Ausharren, die Probe treuer Liebe, goldener Treue; wir lehrten siebenmal siebenzigmal vergeben in einem Tage. Die Mutter machte uns, d. h. eigentlich meine Frau, reich; aber was die besaß, das enthielt sie mir nicht und ich verschmähte es nicht. Wenn doch die Menschen auch an den Gewinn der Seele dächten, wie mancher müßte sich da des reichsten Erbes rühmen, der jetzt schmäht, er hätte sein Lebtag keinen Kreuzer geerbt! Gott hat ihm Leute an die Seite gegeben, deren schroffe Seiten ihn reinigen sollten von aller Unreinigkeit. O Leute! thut einmal die Augen auf und zählet nach, was euch Gott hat erben lassen; dann schämet euch, denn viel werdet ihr finden. Aber ihr habt es nicht geachtet oder gar schmählich dagegen euch gesträubt, hättet das Erbe ausgeschlagen, wenn Gott im Amtsblatt sich abfertigen ließe.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich wieder etwas zu merken anfange und namentlich, daß ein neuer Pfarrer gekommen.

Es ist wohl schon manchem begegnet, daß er bei stillem, ruhigem Wetter in sein Stübchen ging und da in Arbeit oder süßen Schlummer sich vertiefte; und wenn er wieder aufsah, daß er Windeswehen hörte, daß er Regen strömen sah oder Schneeflocken wirbeln in der verfinsterten Luft. Manchem ist akurat das Gegenteil begegnet und wenn er am süßesten schlief an einem vermeinten trübseligen Nachmittag, rüttelt ihn die

Frau beim Arm und führt ihm zu Gemüte, daß das Wetter gar schön und heiter geworden und daß es ihm wohl anstehe, sie spazieren zu führen oder zu fahren, je nach Stand und Vermögen. Eine Burgersfrau hat dabei vielleicht noch Strübli in der Engi oder im Zehetermätteli, oder ein Hähnelischünkli im Auge, die Vornehme nur die Toilette; vor gemeinen Leuten etwas Gutes essen, würde gemein machen. Halb oder ganze Götter essen nur Ambrosia und trinken nur Nektar, und beides findet man weder zu Almendingen noch in der Joliette, und wenn man vielleicht auch mit Minderem vorlieb nehmen muß, so soll es doch niemand sehen, wo bliebe sonst der Respekt?

Doch, um gerecht zu sein, gehen auch viele Weiber aus beiden Klassen nicht bloß einem Strübli oder einem Shawl zu lieb spazieren mit ihren Männern, sondern um des Mannes selbst willen, um ihn einmal allein zu haben, um ein vertraulich Wort mit ihm zu reden, um zu wissen, wo er ist, um ihn zu zeigen, um ihn zu quälen oder ihm etwas abzuläschlen; und viele aus einem dunkeln Gefühl, daß ihre Herzen sich gegenseitig verschlossen und die innige Traulichkeit nicht mehr sei, aus einem tiefen Sehnen, das eigene und des Mannes Herz aufgehen zu lassen an der Sonne. Die armen Weibchen schleppen nun die zugefrornen Herzen so oft als möglich an die Sonne. Ach, arme Weibchen! das hilft euch wenig, das ist nicht die rechte Sonne dazu!

Also ändert sich oft das Wetter, von uns nicht bemerkt, und ein ganz anderer Himmel schaut auf uns herab, wenn wir wieder aufsehen. So geht es uns aber auch im Leben. Es gibt Zeiten, wo Verhältnisse, Umstände, Stimmungen uns einspinnen, so daß wir von der Welt und ihrem Wechsel wenig oder gar nichts wahrnehmen. Wir haben nur Sinn für e i n e Sache und selbst das nächste fällt uns nicht auf. So geht es

Verliebten, so geht es auch Eiteln, so geht es Glücklichen und Unglücklichen. Wer gar mühselig ringen muß ums tägliche Brot, wer Tag und Nacht Schulden oder Mangel nachsinnen muß, wer beständigen Reizungen ausgesetzt ist, wem häuslicher Zwiespalt alle Augenblicke den innern Frieden stört, dem wird gerne der Nacken niedergebeugt, der kann nicht mehr aufwärts schauen, nicht mehr rund um sich; der sieht nur seine Not und seine Bedrängnis; und wenn man ihm anderes auch dicht vor Augen stellt, er achtet es nicht, und wenn man ihm auch die Nase darauf stößt, so sagt er höchstens: uy, und greift nach seiner Nase; aber die Sache selbst erregt seine Teilnahme nicht. Da kann rings um ihn vorgehen, was da will; wenn nur das Brot nicht aufschlägt, wenn nur die Erdäpfel wohl geraten. Wenn nun der Druck der Verhältnisse nachläßt, wenn die Stimmung sich auflöst und er wieder auf und rund um sich schauen kann, dann sieht er sich verwundert um, denn es ist um ihn anders geworden; da sieht er den Wechsel der Welt, und daß Altes vorbei-, Neues herbeigerauscht sei, und eine Weile geht es, bis er weiß, wo er ist und bis er begriffen hat, was um ihn ist.

Es ist wunderlich, daß Regenten gar oft in diesem Zustande sich finden und gar nichts mehr sehen und schmöcken, als wer vor ihnen sich beuge, ihnen „Ja, ja“ sage mit demütiger Gebärde; und wieder, wer ihnen den Sitz im Sattel bewahren könne! Und faßt einer auch das Herz in beide Hände und stößt ihnen die Nase auf etwas Anderes, so greifen diese nicht nach der eigenen Nase, sondern nach dem ganzen Kopf des Frevlers. Darum übernimmt gar manchmal Gott selbst die Mühe und stößt ihnen die Nase auf, daß es kracht. Aber wenn sie dann auf dem Trocknen sitzen, dann sehen sie, daß es ganz anders geworden und sie Lümmels gewesen, und dünken sich,

wie weise sie jetzt wären, wenn sie wieder im Sattel säßen. Doch auch nicht einmal alle würden so weit sehen, sondern nur so weit, daß es sehr fatal sei, auf dem Trocknen zu sitzen, und daß, wenn sie einmal wieder im Sattel säßen, sie viel längere Sporen anschnallen wollten, um damit sich festzuhalten. So die einen. Während andere Abgesetzte sich nach Mänteln umsehen würden, die, ohne daß der Träger den Verstand dazu braucht, von selbst nach jedem Winde sich drehen und bei jeder sogenannten Lebensfrage nach dem Kredite flattern. Nun bin ich freilich kein Regent, sondern nur ein Régent, aber Regent und Régent haben eine verdammt auffallende Ähnlichkeit mit einander, die ich mir an einem andern Orte auseinanderzusetzen vorbehalte.

So z. B. wußte auch ich, in meine Finanznot und in die Unbehaglichkeit unseres Zusammenlebens versunken, nicht, was um mich vorging, und wenn es sich mir schon aufdrang, so wußte ich denn doch nicht, was es eigentlich sei und was es bedeute.

So hatten wir z. B. einen neuen Pfarrer bekommen und der alte war weggezogen, weil er sagte, mit diesen Leuten sei nichts anzufangen; er habe es auf alle Wege probiert und er wolle doch nicht sein ganz Leben an sie verschwenden. Aber die Änderung war mir gleichgültig geblieben und die Verschiedenheit zwischen beiden fiel mir nicht auf. Nun atmete ich allmählig frischer auf. Wir waren freier in unserem Stübchen, konnten uns ungestörter mitteilen, was uns auf dem Herzen lag, waren ganz Meister über unsere Kinder, waren ruhiger vor unsern Nachbaren und wurden sogar von ihnen besser gewürdiget. Manche Frau hatte, während sie die Mutter besuchte, allerlei gesehen, das sie auf bessere Meinung brachte von uns, und diese Meinung sprach sie seit der Mutter Tode aus. In Not

waren wir noch immer und wußten dem Rückständigen fast nicht zu begegnen; aber wenn auch ein Übel groß genug ist, um einen Menschen zu Boden zu drücken, so scheint es leicht, wenn man noch ein Übel dazu gehabt hat und diesem nun los geworden ist. Ein Schimmer von Behaglichkeit glomm über meiner Seele auf und in ihr fand sich wieder Platz für allerlei Gedanken und Wahrnehmungen.

So fiel mir z. B. jetzt unser Pfarrer auf. Ich konnte mich gar nicht auf ihn verstehen und die Bauren auch nicht; man wußte nicht recht, sollte man ihn für recht dumm und schwach halten oder für etwas Anderes.

Die Bauren hatten geflucht, als der frühere Pfarrer fortging. Dem hätten sie es greiset und ihn gschweyget; er wär afe witziger worde u hätt gwüßt, daß er nit Meister syg und si nit syni Narre, u daß er nit mache chönn was er well. We jetzt wieder e Neue chömm, su fay d'Plag wieder a u sie werde ihre liebe Not ha mit allem dem Neuen, was einem neue Pfarrer z'Sinn chömm. Es well geng e-n-iedere witziger sy als dr anger. Aber sie welle's dem o reise; dä müeß o wüsse, daß sie selber Meister syge u sie welle-n-e bald witziger gmacht ha. Aber der Pfarrer wollte gar nichts Neues, als feste Ordnung in das, was bereits war. Er drängte sich nirgends auf; es schien manchmal, als ob ihn alles nichts anginge, als ob er um nichts sich kümmere. Doch war er dienstfertig, und was von ihm begehrt wurde, machte er ausgezeichnet gut. Er war freundlich und man sah ihm den Pfarrer fast nicht an, so daß viele keinen Respekt vor ihm hatten und meinten, sie könnten mit ihm machen, was sie wollten; aber sie rannten übel an und versuchten es nicht zum zweitenmal. Darüber sahen die Leute sich ganz verwundert an; es wurde ihnen fast unheimlich um den Pfarrer herum. Sie ahnten eine geheime Kraft

im Pfarrer, eine bestimmte Absicht, und wußten nicht, wo sie hinaus wolle, auf welcher Seite sie sich zu hüten hätten. Die einen behaupteten: das sei von den Schlimmeren einer, vor dem müsse man sich hüten; die andern meinten, viel in Sinn komme ihm nicht, und dann sei er zu vornehm, um sich mit ihnen abzugeben, und diese Partei wurde immer größer, je länger der Pfarrer ruhig blieb. Ja, die Bauren wurden am Ende unwirsch und fluchten in den Wirtshäusern: sie hätten einen Pfarrer, sie wüßten gar nicht warum; er möge sich gar nicht mit ihnen gmünen und nehme sich gar nicht den Sachen an; da seien sie übel versorget mit eme sellige. Dr Vorig syg-ne afe vrleidet gsi mit sym Gchähr; aber sie wette doch no lieber e Chähri als so-n-e Stock, dä gar nüt säg u dä me nüt für e Nar ha chönn. Gegen uns Schulmeister war er freundlich. In der Schule gab er sich viel mit den Kindern ab, und machte uns damit gar böse, daß er gar oft sie nach etwas fragte, das sie nicht wußten, und wenn wir dann dazwischen traten und mit sieben Gründen belegten, daß man das gar nicht machen könne mit den Kindern, so sagte er uns, es sei möglich, daß es so wäre; aber gut wäre es doch, wenn sie etwas davon wüßten. Am besten fuhr er mit den Unterweisungskindern, und wir wurden nicht wenig schalus, daß sie ihn besonders lieb gewannen und die größte Freude an seinen Unterweisungen hatten.

Dabei war er beschlagen in gar vielen Dingen und die Bauren konnten sich nicht sattsam verwundern, wenn sie bei den seltenen Gelegenheiten, wo sie mit dem Pfarrer ins Reden kamen, merkten, daß derselbe sich auf ihre Sachen verstünde, wie sie es keinem zugetraut, wie er z. B. wüßte, daß ein Pferd seine Bläste nicht unter dem Schwanz, sondern an den Beinen hätte, und daß der Roggen schwerer sei als das Korn.

Als dem Pfarrer einst einer eine uralte Kuh, die der Helvetik hätte Gotte sein können, für eine mit dem zweiten Kalbe verkaufen wollte und von ihm abgetrümpft worden war, polterte selbiger gar ärgerlich auf Straßen und in Wirtshäusern: die d. Regierig brauche ihnen dann keine Pfarrer zu schicken, die man auch für Kuhhändler brauchen könnte. Die Bauren halfen mit fluchen und begehrten auf: es sei sich nicht zu verwundern, wenn er nicht gelernt habe, was ein Pfarrer thun solle, da er mit den Kühen genug zu thun gehabt. Und doch kriegten sie Respekt vor ihm, trotz ihrem Aufbegehren. Er mißbrauchte seine Kenntnis nie; sie kam nur ganz von ungefähr an Tag und nie hörte man, daß er mit einem Metzger über die Schwere eines Kalbes gewettet hätte.

Wenn ich nun den Pfarrer, der doch in einem Schulmeisterleben vorstellt, was Essig in einem Salat, beachtete und nicht nachdachte, was seine Erscheinung mir bringen könnte, so kann man sich wohl vorstellen, daß mir noch eine Menge anderer Dinge nicht auffielen, die um diese Zeit ins Leben traten und sich gestalteten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie man einen Junggesellen begraben that und nota bene einen reichen.

Einst mußte ich einem reichen alten Junggesellen eine Leichenrede halten.

Eine reiche Leiche ist für ein ganzes Dorf wichtig, nicht nur die Rede für den Schulmeister. Wenn an einem Ort ein

Tier gefallen ist, so wittern Raben und Geier es Stunden weit und ziehen hin in schnellem Fluge mit heiserem Gekreisch; wenn an einem Ort ein reicher Mensch gestorben ist, so ist, als ob das Gefühl davon (denn fast unglaublich ist, daß die Kunde so schnell überall hin dringe) über die ganze Bettlerklasse komme fast wie ein elektrischer Schlag. Und ehe noch die Leiche ganz erkaltet ist, ehe der erstarrte Leib sein letztes Kleid, das Leichengewand, empfangen hat, ehe die Hinterlassenen es dahin gebracht, ihre Freude zu verstecken oder ihrer Trauer Zügel anzulegen, ziehen bereits Bettlerscharen heran, die Unverschämtesten voran, und fordern, wie ein Recht, wie ehedem die Twingherren den Totenfall, die Kleider des Verstorbenen ab. Sie kommen nicht nur aus dem gleichen Dorfe, sondern jeder, der vor dem Trauerhause aus der Hand des Verblichenen je eine milde Gabe empfangen, meint damit auch ein Recht erhalten zu haben an die Kleider seines Wohlthäters; und mancher, der bei einem Lebenden zu betteln für Schande hält, glaubt bei einem Toten sich nicht schämen, sondern nun von Rechtes wegen fordern zu dürfen, eben weil er im Leben nichts erhalten. So rennen sie wie bei einer Feuersbrunst dem Hause zu, als ob Preise für die Zuerstkommenden ausgesetzt wären. Und wenn man sie mahnt auf dem Wege, zu warten bis nach der Begräbnis, so höhnen sie und laufen; und wenn beim Hause dem ungestümen Schwarm ein Mensch entgegentritt mit geschwollenen Augen, zusammengefallener Gestalt, und mit gebrochener Stimme bittet, daß man doch seiner einstweilen schonen möchte, wenigstens bis nach dem Leichenbegängnis, so entsteht ein Brummen rund um ihn, wie von Hunden, wenn man ihnen den Fraß aus den Zähnen reißen will. Hat er dann endlich unter tausend Schmerzen den Tag überstanden, wo er den teuern Leib der Erde geben mußte, die Gewißheit ihm wurde, daß die geliebte

Seele nicht mehr in demselben gebunden, sondern in freie Räume entschwunden sei; hat er am Abend endlich in Mattigkeit die müden Augen geschlossen, manchen bittern Traum gekostet, und schlägt er am Morgen die naß geweinten Augen auf in die unaussprechliche Leere hinein, in der ihm sein Leben zu schwimmen scheint wie der Balken eines zertrümmerten Schiffes im Ocean, so hört er hoschen draußen an der Thüre ungeduldig schnell hintereinander, und draußen steht schon der ungeduldige Schwarm, fordert Einlaß und Halten des Versprechens ungestüm. Und der Arme muß auf, muß die Kleider des geliebten Geschiedenen Stück für Stück in die Hand nehmen, muß tausend Rückerinnerungen bei jedem Stücke mit blutigem Griffel in die Seele sich graben lassen, muß weggeben, was er so gerne behalten hätte, nicht um des Wertes, sondern um der Erinnerung willen, muß es mit unzufriedenem Gesicht mustern und gegen die Sonne drehen, muß es übergehen sehen an ein widerwärtig Gesicht, muß am Ende schnöde Worte hören, und wenn er nicht jedem wollüstigen, nichtsthuenden, vollbrüstigen und dickgefressenen Mensch gibt, oder nicht, was seine Dreck-Seele gelüstet, so muß er Vorwürfe hören, daß es nach Gunst gehe und nicht nach Recht, und noch anderes, was ihnen in ihre schmutzigen Mäuler kömmt, als ob sie rechtmäßige Ansprache an die Verlassenschaft hätten. Und dieser Pein unterwirft man sich gutmütig, und solches Recht erringt sich die Unverschämtheit.

O Gott, die Armen! Erbarmen muß man wohl mit ihnen haben; aber Geduld mit ihnen zu haben, das fällt wahrlich mancher Christenseele schwer! Und in diesen Nöten frägt man sich, ob dann eigentlich Geduld sein müsse, ob eine tüchtige Portion Ungeduld, der tüchtigen Portion Unverschämtheit entgegengesetzt, nicht vielleicht viel heilsamer wäre?

Aber nicht nur bei solchen Bettelleuten schlägt die Kunde ein, es sei ein reicher Mensch gestorben, sondern bei der ganzen Dorfschaft, anders jedoch an verschiedenen Orten. An den einen Orten ladet man eine ganze Dorfschaft, oder Oberdorf oder Unterdorf 2c., zum Leichenbegängnis, und nur Verwandte oder Bekannte daraus zum Leichenschmause. Die nicht Eingeladenen zöttelen dann ganz kaput nach Hause und senden wehmütige Blicke nach den Glücklichen, die breit auf der Bsetzi vor dem Wirtshause stehen. Kömmt die Kunde eines Todes, so ergreift daher viele der ergreifende Gedanke: „Werde ich nur z'Chile oder auch ins Wirtshaus eingeladen?" An einigen von diesen Orten herrscht die Sitte, daß man aparti die Armen zu einem Schmause einladet und sie da ordentlich abfüttert nach alter adelicher Sitte. Manches alte bescheidene Mütterchen mit seinen schwankenden Zähnen kaut da mühselig sein Stück Kuhfleisch, erlabet sich an einem kleinen Stücklein Voressen und erinnert sich an seine schöne Jugendzeit bei einem Glase magern Seewein und lebt doch so wohl und glücklich, während andere, Junge und Alte, fressen wie hungrige Hunde und den Wein hinabgurgeln wie leere Fässer, und Speck und Voressen in ihre benasten Nastücher packen, und, wenn es Männer oder Bursche sind, in die Kuttentäschen, wenn es Weiber sind, in ihre Jepensäcke stoßen, daß es ihnen über die Beine abläuft aus den Säcken und am Ende über die Brust herab aus den Mäulern. Und morndrigen Tages räsonnieren sie, was das Zeug hält, über die Aufwart und die Gastgeber. Und das alte Mütterchen bedankt sich schönstens, entschuldigt sich, daß es so uverschant gewesen; aber ein Stückli Fleisch sei ihm gar seltsam und Wein hätte es schon manch Jahr keinen gehabt, und glücklich wankt es an seinem Stabe seiner alten Hütte zu und träumt glücklich und ohne Husten die ganze Nacht von Fleisch und Wein. Aber

dem alten Mütterchen gibt niemand etwas mit. O Unverschämtheit, wie bist du so unverschämt! Nimmst alles für dich und räsonierst doch immer! Diese Unverschämtheit ist zu oberst und zu unterst in der menschlichen Gesellschaft am unverschämtesten; aber an beiden Orten kömmt man damit auch am weitesten; doch heißt sie oben nicht Unverschämtheit, sondern nur eine edle Suffisance oder ein nobles air, heutzutage Selbstbewußtsein oder Vaterlandsliebe, Nationalsinn 2c. 2c. An andern Orten werden nur die eingeladen zum Begräbnis, denen man etwas geben will, entweder etwas Wein und Brot vor dem Leichenzug oder ein Mahl nach selbigem. Wenn der Schulmeister recht rührsam die Thränen aus den hintersten Winkeln hervorgepumpt und endlich Amen gesagt hat (entweder schon beim Hause oder dann in der Kirche), so beginnt er wieder: „I soll ech de fründlich yglade ha, nache=n=alli i ds Wirtshus z'cho u daß niemere hei gang." Hier nimmt es dann jeden wunder, ob er nicht eingeladen werde zum Leichenbegängnis, und wenn man eine schwarze Scheube gegen das Haus kommen sieht, so sieht man es zehnmal lieber, als wenn einer kömmt mit einem schwarzen Hut; von wegen: die schwarze Scheube gehört der Leichenbitterin, der schwarze Hut einem Kindbettimann. Freilich entsteht dann in manchem Haus Streit, wer gehen soll. Der Mann will gehen, die Frau will gehen, die Tochter will gehen. Solcher Streit wird bald durch eine Kehrordnung, bald durch einen Gewaltspruch dessen entschieden, welcher im Hause den Pantoffel führt. Wie komod ist's dann für solche glustige Leute, daß man den Wein maßweise auf den Tisch stellt, statt jedem seine eigene Flasche zu geben! Ich begriff diese Sitte lange nicht. Es war mir manchmal unbequem, daß man mir nicht schnell genug einschenken wollte, wenn ich pressiert war, die Schule nicht aufgeben mochte und doch noch in aller Eile gerne das mir ge-

bührende Quantum zu mir genommen hätte. So unverschant, die Maß immer zum Einschenken in der Hand zu haben, konnte ich nie werden.

Da wollte einer einmal recht herrschelig thun oder sparen, eins von beiden: der accordierte ein Leichenmahl, so daß jeder seine eigene Flasche haben solle. Das lief wie ein Feuerteufel durchs ganze Dorf, und mir gefiel es recht wohl. Ein ehrbarer Gerichtsäß, der gerne im Stillen seine Knöpfe machte, und der sich so listig glaubte, diese Knöpfe so fein machen zu können, daß sie niemand merke, der begehrte gar furchtbar auf, als er dieses vernahm. Er trinke nicht mehr als ein anderer, manchmal nicht einmal einen Schoppen; aber aus einer Flasche trinke er sy Seel nicht. Da könne einem ja jeder Narr abguggen, wie viel man trinke, u das syg öppis Neus, das er syr Lebtig no nie ghört heig, u we das so ga müeß, su well er sy S..l lieber nie meh z'Gräbd gah. Das Maßweiseaufstellen des Weines über den Tisch weg, so daß aus einer Maß mehreren und nicht immer den gleichen eingeschenkt wird, soll also eine Höflichkeit sein, eine Zusicherung, daß man getrost trinken solle, ohne daß jemand nachrechnen könne, was jeder trinke. Das begriff ich erst nach den Herzensergießungen des ehrsamen Gerichtsäßen.

Doch geschieht es auch, daß die Nachricht, jemand sei gestorben, den Wenigsten eine Freudenbotschaft ist, wenn auch das reichste Leichenmahl zu erwarten wäre. Wenn ein braver Mann gestorben, der vielen Vater war mit Rat und That, ein wahrer Gemeindvater, wie man ehedem die Vorgesetzten nannte: wenn eine Frau gestorben, deren Mund nie offen war zum Richten und Klatschen, deren Herz aber immer offen für jede Not, deren Hand offen war bei jeder gegründeten Bitte, die geduldig vieles trug und andern wenig zu tragen gab; wenn Menschen sterben, die nicht nur für sich, sondern auch

für andere lebten, bei denen die göttliche Liebe durch die Rinde der Selbstsucht gedrungen war und sich zu entfalten begonnen hatte: dann zuckt ein Schmerz durch alle Herzen, welche diese Liebe gefühlt, und Augen, die Jahre lang vertrocknet schienen, und Zungen, die sonst von keiner Milde wußten, legen Zeugnis ab, daß die Liebe alles überwindet, selbst die Roheit, selbst den Neid, selbst jahrelange Angewöhnungen. Und wenn der schwarze Sarg vor das Haus getragen wird, so braucht der Schulmeister nicht mühselig an den Herzen zu nopperen, die rinnen von selbst; und ernst und feierlich und tief ergriffen wallt der lange Zug dem Friedhof zu, nnd schwer und schwankend voran der Witwer oder die Witfrau. Sie beugen tief ihr Haupt, und das gebeugte Haupt scheint zu sagen: Ach, Herr! du hast mich schwer getroffen, schlage nun nur zu und züchtige mich; habe ich das getragen, so trägt mein Geist ferners auch, und wenn mein Leib auch zerbrechen soll, ach Gott! so danke ich dir.

Und ernstlich und feierlich ist auch das Leichenmahl, und manche harthölzige Frau kaut ihr Schaf-Voressen, als ob es Hobelspäne wäre. Sie denkt: „Nei, bim D., das mueß mr angers gah. Myne lächereti's no, we-n-i sturb, u di angere Wyber möchte mr's alli gönne; aber i will-ne zeige, daß i so guet sy cha wie-ne-n-angeri; u-n-es müeßt der Tüfel thue, we si mr nit o nahpläre müeßte.“ Auch die Männer schauen ernst drein und bedenken: was wohl gesäet werden möchte einst auf ihre Gräber, ob Thränen oder Flüche? Ach, es möchten alle einen guten Klang behalten nach dem Tode, und bedenken nicht, daß nur der Ton nach dem Tode wiederhallt, den man im Leben angestimmt hat.

Eine solche Leiche war aber die nicht, der ich noch ein Wort nachreden sollte. Es war ein reicher Junggesell gewesen wie es gar viele gibt. Er hatte sein Leben lang für sich gelebt.

Er war sparsam gewesen gegen andere, und daß er etwas Gutes gethan oder gestiftet, hat man nicht von ihm gehört. Aber gegen sich war er nicht karg. Seinen mutmaßlichen Erben ward manchmal bange, und es dünkte sie, es sollte mehr vorgeschlagen werden können. Durch den Morgen nahm er sein Schlückchen und ein Stück Fleisch aus dem Kuchischaft; des Mittags aß er zu Hause nicht viel, nachmittags legte er sich ein wenig aufs Ohr; doch mußte ihn seine wohlgehaltene, geliebte, hoffärtige Haushälterin Salome wecken, wenn die gesetzte Frist verflossen war; denn zu lange wollte er nicht schlafen der Nacht wegen. Gegen Abend zog er ins Wirtshaus und ließ sich da wohl sein hinter zwei Schoppen oder dreien, Roten, nota bene, und die Wirtin hatte immer ein Transchli für ihn z'weg, das er beißen konnte.

Vierzehn Tage, nachdem er gemetzget hatte, ging er seinen Schweinen nach; man wollte sagen, ein schöner Säubrägel hätte ihn geliefert. Wie nicht bald einer, hatte er nach dem Grundsatze gelebt: selber essen macht feiß; darum war auch nicht bald bei einem sein Tod so unbeklagt, so willkommen; denn wer nicht liebt, wird auch nicht wieder geliebt. Seine Katze war die einzige Person, die ihn vermißte; selbst seiner Haushälterin war mit seinem Tode ein Stein ab dem Herzen gefallen. Es hatte sie schon lange nach einem jungen Manne gelüstet; aber den alten durfte sie nicht verlassen, wenn sie nicht ihr Legat verlieren wollte. Auch wollte sie bei seinem Tode zugegen sein; denn in diesen Augenblicken läßt sich etwas machen, wenn man den Pfiff versteht. Schon manchen haben einige bei dem Tode eines Menschen wohl angewandte Minuten wohlhabend gemacht. Die Erben sind oft nicht gleich bei der Hand, und wer sich nicht fürchtet, aus dem noch nicht erkalteten Hosensack die Schlüssel zu nehmen, kann bis zu ihrer Ankunft

viel abweg machen. Fatal ist's, wenn der Verstorbene so plötzlich von hinnen gerufen wird, daß er für die, welche zunächst um ihn sind, nicht testamentlich sorgen konnte, und das geschieht oft; denn solche Leute testieren nicht gerne; sie hoffen noch der Tage viel. Aber auch da wissen schlaue Leute sich zu helfen. Sie schleppen den Gestorbenen in eine alte Rumpelkammer, und in das noch nicht erkaltete Bett legen sie einen vertrauten Knecht, setzen ihm die Nachtkappe des Gestorbenen auf und laufen nach Schreiber und Zeugen. Schreiber und Zeugen setzen sich an den Tisch am Fenster, rüsten das Schreibzeug und probieren, ob guter Wein in der weißen Guttere sei. Unterdessen berzet und stöhnt es im dunkeln Hintergrunde hinter dickem Umhang, und eine schwache Stimme frägt: ob der Schreiber nicht bald fertig sei? es gehe nicht mehr lange mit ihm. Der Schreiber nimmt hässig das Glas vom Munde und dagegen die Feder und läßt diese flüchtig übers Papier gleiten, aber immer halblinks schauend, wo das Glas steht. Da diktiert leise und hustend die Stimme hinter dem Umhange das Testament und der Schreiber schreibt, und freudig hören die Anwesenden, wie sie Erben werden von vielem Gut und Geld. Aber ein blasser Schrecken fährt über ihre Gesichter und faustdicke Flüche quellen ihnen im Halse, als die Stimme also spricht: Meinem getreuen Knecht aber, der mir so viele Jahre treu gedient hat, vermache ich 8000 Pfund. Der Schalk im Bette hatte sich selbst nicht vergessen und bestimmte sich selbst seinen Lohn für die gut gespielte Rolle. Er war aber noch bescheiden; er hätte sich ebenso gut zum Haupterben machen können und was hätten die andern sagen wollen? Man kann sich aber noch anders helfen. Man macht wieder, daß der Schreiber eben nicht gar scharf nach allem in der Stube sieht, läßt den Gestorbenen im Bette, steckt eine Hand unter das Hauptkissen

und unter den Kopf. So frägt man ihn: „Ist es dein Wille, daß ich Haupterbe sei?" Der Kopf nickt tief ein Ja. Man frägt: „Ist auch dein Wille, den Armen 100 L. zu geben?" Der Kopf nickt wieder ein eifriges Ja. So geht es, bis das Testament zu Ende ist, dann läßt man den armen toten Kopf in Ruhe.

Wie es bei dem Junggesellen, von dem ich schreibe, zuging mit Testament und Erbe, weiß ich nicht, und was man muckelte, gehört nicht hierher. Ich vernahm seinen Tod auf der Straße von einem Nachbar und lief, so schnell ich konnte, ihn meiner Frau zu verkünden. Frau, sagte ich: „Ds Salomes Hannes ist endlich gestorben, denk doch! Das wird eine große Leiche geben; welche Leichenrede soll ich wohl nehmen? die von Cherubim und Seraphim oder die vom verlornen Sohn?" Ich hatte mehr als zwei Leichenreden, auch mehr als drei, nicht wie jener Schulmeister, der nur eine pfündige, eine für 10 und eine für 15 Btz. hatte und jedermann, der eine Leiche bei ihm angab, fragte, welche er wolle: ob die pfündige oder die zehn- oder fünfzehnbatzige? Allein für solche Anlässe, wo es niemand übel, sondern allen wohl ging und der Schulmeister doch vor dem zahlreichen Leichengeleite sich gerne hören lassen möchte, hatte ich nur zwei. Das ist eine Gelegenheit, zu zeigen, wer man ist; und eine rührsame Leichenrede kann einen Schulmeister weit und breit berühmt machen. „Du mußt auch mit ihm z'Chilche," fuhr ich fort, „du hast lange bös gehabt und ich mag es dir gönnen, daß du doch eimal zu guter Fleischsuppe und öppe emene Stückli Bratis chunst." — „Nein, Peter," sagte die Frau, „ich komme nicht, ich kann das Hungerleiderwesen nicht leiden; ich will hundertmal lieber hungrig sein als hungrig thun vor den Leuten. Ich muß mich ohnehin allemal schämen, wenn die Leute ganz ungeniert es sich merken lassen, daß wir hungrige Leute

wären und daß bei ihnen ein Schulmeister und ein Hungerleider das gleiche bedeute." Ich wollte Mädeli verständlich machen, daß ich von Amtes wegen gehen müsse und eigentlich gar nicht unter die Leidtragenden zu zählen; daß ich allemal gehen müsse, was nicht billig sei, da in andern Häusern Mann und Frau miteinander wechseln. Das würden doch alle Leute begreifen, meinte ich, und niemand etwas Übels darin finden.

„Und ich komme nicht," sagte meine Frau. „Ich könnte die Augen nie aufthun aus Furcht, es begegneten mir ein Paar andere Augen, die spöttisch die Bissen zählten, die ich esse, um zu erfahren, wie hungerig auch so ein Schulmeisterweib sei." Sie habe es auch nicht wie andere Weiber, die ihren Männern alle Bissen nachrechnen, mißgönnen und nicht zufrieden würden, bis auch ihnen etwas geworden sei. Sie möge mir alles, was ich erhalte, von ganzem Herzen gönnen; ich müsse alles sauer genug verdienen; es gehöre mir von Rechtes wegen; wenn sie nur zu Hause bei den Kindern sein könne und zu essen für diese habe, so sei sie lange zufrieden. — „Nun, Mädeli, dich kann ich nicht zwingen; aber wenn du nicht willst, so schick mir doch den Peterli ins Wirtshaus. Gib ihm irgend einen Auftrag; wenn er nur in die Stube kommen kann, so bringen es ihm viele, und ein Stücklein Fleisch will ich ihm schon zustecken."

„Aber, Peter, ich begreife doch wahrhaftig nicht, was du sinnest. Nein, den schicke ich dir auch nicht; willst du dann absolut einen Schmarotzer aus ihm machen? Es kann mich ärgern in den Tod hinein, wenn unsere Kinder so an die Kinder, welche während der Schule hier bleiben und ihre Zimbiß-Säckli auspacken, zustehen und ihnen in den Mund guggen und so glustig nach den rotbackigen Äpfeln oder der guten Milch schielen, die wir freilich ihnen nicht geben können. Es

geht mir allemal ein Stich ins Herz, wenn die andern Kinder dann meinen, sie müßten unsern Kindern etwas geben und sich selbst etwas abzwacken. Ich kann gar nicht zusehen, wie unsere Kinder das nehmen und so hungerig essen. Ich habe es ihnen schon manchmal verboten und ihnen dargestellt, wie wüst das sei; aber es hilft alles nichts. Und jetzt willst du gar die Kinder noch dazu anführen und den Peterli, der ohnehin nicht ist, wie er sein sollte, mutwillig zu einem Schmarotzer machen und ihn lehren unverschant sein? Das kann ich nicht begreifen."

„Aber, Frau," sagte ich, „du nimmst doch alles gleich so spitz auf! Was wollte doch das dem Kleinen schaden? Und ein Glas Wein thäte ihm auch wohl; und eins mehr oder minder, was macht das den Erben? Und andere Schulmeister machen es auch so und lassen manchmal nicht nur ein Kind, sondern viere hintereinander aufmarschieren."

„Höre, Mann, dich kann ich gar nicht begreifen. Du solltest doch wissen, daß man mit einem einzigen Mal bei den Kindern eine Gewohnheit anfangen kann. Heiße Peterli einmal kommen, so kömmt er dir das nächste Mal von selbst, und wie willst du es ihm abwehren? Peterli ist ohnehin schon so unverschant und meint, es stehe ihm alles wohl an. Begreifst du nicht, was die Leute dazu sagen? Sie geben wohl dem Kinde Wein und stoßen ihm noch Eßbares in den Sack; aber sie denken doch dabei: üse Schumester isch doch e-n-arme Hung, und betrachten sein Kind wie ein ander Bettelkind. Auch," sagte meine hitzig gewordene Frau, „kann ich die Schulmeister, welche solches thun, nicht begreifen. Sie sind so stolz und einbildisch, und dann wieder so niederträchtig und bettelhaft, daß ich mir das gar nicht erklären kann. Ich kann mir bloß denken, sie meinen, es merke es niemand, oder sie thäten so von rechteswegen, und ihre Kinder und Weiber hätten das Vorrecht, Schmarotzer zu

sein. So ungefähr wie unsere vorige F. Landvögtin, die, als des Statthalters Frau zu B. ihrem Buben die Säcke mit Kannenbirnenschnitzen füllte, rief: „Frau Statthaltere, lueget, da heit er no-n-e Sack vrgesse.“ — So ungefähr, aber etwas krauser durcheinander, redete mein Weib, so daß ich verblüfft wurde und nicht fassen konnte, woher mein Weib alles habe. Ich wußte nicht, daß ein Weib, wenn es einmal seine Gedanken von den Nachbarsweibern und allfällig auch von seinen Kleidern abzieht und auf vernünftige Dinge richtet, ungeheuer viel unvermerkt in sich verwerchen kann.

So ward ich von meiner Frau aus dem Felde geschlagen und mußte allein hin ans Leichenmahl. Es war merkwürdig zu sehen, wie die Männer mit den schwarzen Mänteln unter dem Arme, den schwarzen Wollhüten auf dem Kopfe, die Weiber mit den schwarzen Scheuben und den aufgebundenen Züpfen, so leidlich anzusehen und dann doch so lustig und wohlgemut aussehend, herbei eilten aus allen Ecken und Tenn und Schöpfe des Hauses füllten lange vor eilf Uhr. Gar denkwürdige Gesichter machten die Erben. Auf der Stirne thronte das schönste Wetter, und seine Strahlen blitzten über das ganze Gesicht, und demohngeachtet wollten sie immer Regen oder wenigstens trübe Wolken heraufbeschwören. Ich wette, diese Gesichter hatten ihnen schon lange vorher Kummer gemacht. Sie fühlten, daß sie traurige machen sollten; sie wußten, daß sie fröhliche machen müßten. Aber so aufrichtig waren sie kaum wie jenes Mädchen, das bei irgend einem Anlasse weinerlich seiner Mutter klagte, der morndrige Tag mache ihm doch Kummer; es sollte weinen und fürchte, es nicht zu können. Die Haushälterin trocknete zuweilen einige Thränen ab; aber handlig ging es eben auch nicht. Die Katze stieg bitter mauend im Hause herum, mit aufgehobenem Schwanze an allen Thürposten sich reibend und

grimmigem Gesichte, so daß jeder fürchtete, sie fahre ihm an die Beine. Und als ich am schönsten über meine Seraphim und Cherubim redete und eben ein altes Mütterchen das Nastuch hervorzog, weil es von weitem eine Thräne kommen fühlte, da kam die unglückliche Katze mit hohem Schweife, hässig mauend, wieder angestiegen, setzte sich mitten auf den Sarg, sah sich rund um und dann mir ins Gesicht. Mir wurde angst und bange; meine Cherubim und Seraphim stolperten übereinander, so schnell sie konnten, und sahen sich gar nicht nach Rührung um, sondern nur nach der Katze, die hoch oben auf dem Sarge saß. Erst als ich Amen sagte und den Angstschweiß mir von der Stirne wischte, trat die Haushälterin an die Katze, gab ihr einen Stoß und sagte: „Gehhst ache, du Hung!“ Dann sahen grimmig beide einander an, und die eine ging hier aus, die andere dort aus. Den Sarg aber mit der Leiche trug man von ihrem Hause weg aus ihrem Eigentum heraus, trug sie den Würmern zu; kein Denkmal ihres Seins hinterließ sie, kein Zeugnis, daß sie als vernünftiges Wesen gewaltet, keinen Zeugen, daß sie in Liebe thätig gewesen, nichts als die Katze, deren Mauen uns noch lange verfolgte. Aber kann eine Katze reden vor Gott? Wird Gott ihr Mauen wohl verstehen? Aber wo einem auch nicht einmal eine Katze nachmaut — wie dann?

Mit dem Wirte hatten die Erben nicht geknausert. Es war nicht bloß Kuttlen-Voressen da, sondern Voressen von Hirn, Milchlig und Schaffleisch; es war saure Leber da und fettes Rindfleisch und Speck auf dem Sauerkabis, daß man die Füße nicht mehr stille halten konnte unter dem Tische; und der Wein war nicht hochgelb, sondern schön grau und ein styfes Wyuli, das einem recht wohl machte. Von der Küche her schmeckte man noch Braten, und in einer Nebenstube sah man Tatern und Schinken ganze Tische voll.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie an einer Gräbd den Leuten die Mäuler aufgehen.

Es war anfangs stille gewesen, und nur Messer und Gabeln hatten geklappert; aber allmählig erhob sich ein Surren wie in einem Bienenstock, der stoßen will, und aus demselben scholl hie und da ein helles Lachen, das immer häufiger wieder kam, je lauter das Gesurre wurde. Ganz heiter, ungeniert waren jetzt die Erben und machten verstohlen hie und da mit einem Gesundheit, daß die Gläser klangen; und dieses Gläserklingeln, das man an Gräbden sonst nicht hört, ward immer häufiger und lustiger.

Die Spaßvögel der Gesellschaft tauchten auf, und: „Los ume, los ume," so begann der lustige Peter alle Augenblicke einen lustigen Spruch, daß die Weiber kickerten und die Männer lachten, daß die Fenster zitterten und die Teller klangen auf den Tischen. Aber mitten unter der lustigen Gesellschaft sah man sitzen einige finstere Männer, die lachten nicht zu den Späßen; die aßen nicht munter, sie tranken selten; aber wenn sie einmal das Glas ansetzten, so setzten sie es nicht ab, bis es leer war. Es waren dicke Männer; ihre Bäuche ragten weit über den Tisch hinein. Man sah deutlich, daß die sonst mehr geessen und früher kein so kummerhaftes Gesicht sie geplagt hatte. Sie redeten schon von Heimgehen. Ein Fremder hätte sie für die Erben angesehen, die über den entstehenden Lärm sich ärgerten und denen der Schmerz den Appetit genommen. Da trat der lustige Peter zu ihnen und sagte zu einem: „Es wird üser eim, so emene gringe Mannli, wie=n=i bi, das sys Vermögeli alles uf sym Buggel zuehe=gchräzt het, wohl erlaubt sy,

mit dene Manne cho Gsundheit z'mache?" Die Männer hoben die Gläser, als ob es Centnersteine wären, und sie klangen, als ob sie alle gespalten wären. „Los ume, Statthalter," sagte Peter dem einen, „du machst my armi türi es Gsicht, wie we dyni vier Roß daheim uf=em Rücke läge oder dy Schwäher angers gwybet hätt." — Er hätte heute noch nichts Süßes gehabt, gab dieser ihm puckt zur Antwort. — „U du, Amme, oh," fuhr Peter fort, „du lasch ja dr Trümmel hange, daß me e styfe Säustall druf abstelle chönnti. U dr Stier soll my hudle, üse Kilchmeyer dä ha=n=i ume no nit emal gseh; dä luegt ja dry, wie we me=ne blutte dür e Dörnhag zoge hätt. Isch's de Mathei am letzte mit üse Gmeinsvätere? Herr Yses, essit doch, trinkit doch; mr hei bis dahi usbotte ds Land uf u ab, sellig toll Manne heig ke Gmeind mit sellige Büche. Es isch e=n=Ehr gsi für die ganzi Gmeind, we sie im Chor gstange sy eine am angere u eine schwerer als der anger, u der Leydisch unger=ne wenigstens 2½ Centner schwer. Losit ume, mr hei mit de Küngiwylere z'Bern i ds Gritlis Cheller gwettet, üses Chorgricht u üses Gricht mach wenigstens 6 Centner meh als ihres, u sie chönne no dr Pfarrer u dr Grichtschryber derzue näh, u mr welle=ne no üse Pfarrer u üse Schryber drüber y gä. Aber we dr dGringe laht lampe wie dFülli=Mähre, su vrspiele mr's." — „Los, Peter, lah=n=is ume rüyhig," sagte der Ammann, „du chasch jetz de selber i's Chor u dr Mantel umhänke; du chasch de luege, ob du drüyisch oder nit; mr we dr scho Platz mache." Peter lehnte die Ehre gar mächtig ab und behauptete, so ein gering Mannli dürfte nicht neben sellige Manne hocke im Chor. Sie aber sagten, sie begehrten gar nicht mehr dort zu sitzen; es könnten es jetzt andere auch probieren, wie es dort sei. Man habe nichts als Mühe, zur Mühe Verdruß, zum Verdruß Schaden; ein jeder Schnuderbub wolle einen zum Schelmen machen. Es

möge gegangen sein, was wolle, so müsse man schuld daran sein, und von hundert Jahren her sollte man alles gut machen aus dem eigenen Sack. Sie wollten jetzt andere auch dazu lassen; die könnten dann auch versuchen vom Schleck; der neue Gemeinderat werde dann wohl alles gut machen. So stichelten die Männer. Peter aber that gar unschuldig, versprach sich gegen die Männer, daß er nicht wisse, was sie meinten, und daß er nicht wüßte, wer es besser machen wollte als sie. Einmal er habe oft gesagt, denen wollte er alles anvertrauen, sein Hab und Gut, ohne einen Buchstaben Gschriftlichs. Sie hielten ihm aber vor, daß er von zweier Gattig Reden sei, und daß sie wohl wüßten, daß er auch einer von denen sei, die den Landvogt gegen sie aufstüpfen, und alle die, die vor hundert Jahren unter Vogts Handen gewesen, aufstüpfe, daß sie die Rechnungen untersuchen ließen, und daß er auch seine große Freude daran gehabt habe, daß da ein neuer Gemeinderat eingeführt werde und die Chorrichter und Gerichtsäßen nichts mehr zur Sache zu sagen hätten. Die D . . . . . hätten lange genug in ihrem Geld gekrüschelt; es sei jetzt Zeit, daß andere auch die Finger darin hätten, habe er gesagt. Und er stifte auch an, Tauner in den Gemeindrat zu wählen statt Bauren mit einem zahlten Hof; das werde schön gehen, wenn solche dChünge würden.

Aber Peter ließ sich nicht erschrecken. Er fuhr fort, unschuldig zu thun, die Manne zu rühmen, über das neue d. Werk zu schimpfen, zu beteuren, einmal er begehre nichts davon; so ein gering Mannli wie er vermöchte es nicht, ein Jahr lang dr Mantel z'tragen oder im Gemeindrat zu sitzen; das müsse man denen überlassen, die Kümi hätten.

Ich weiß nicht, ob die Vorgesetzten dem Peter glaubten; aber der Anlaß war ihnen willkommen, ihren Kropf zu leeren und auszuschütten, was ihr Herz drückte.

und Restanz zahlen und am Ende noch Gott danken müssen, daß man ihn nicht zum Schelmen gemacht. Der Landvogt hätte ihm davon düderlet, aber da hätt' er de afe welle afa luege. Wegen 2000 Pfund mehr oder minder luege er notti nit nebe umme, aber verfluecht taube heig-es-ne gmacht u er well-ne dra sinne.

Die Gemeinde hätte auch so einen Handel, sagte der Ammann, und zuletzt werden die Vorgesetzten zuehe müeße; die müsten immer darha für Sachen, für die sie nichts könnten. Er hätte öppe alles verstanden, was einem Ammann wohl anstehe, und mit dem Lesen fürchte er keinen, da könne er jede Gschrift lese wie Schnupf; nume dem Pfarrer sein Gschafel könne er nicht verstehen; der schreibe aber auch, wie wenn er einen Tannast auf dem Papier hie ume u dert ume schleipfti. Jetzt aber sehe er nichts mehr zu machen, wenn das so gehen müsse. Er sehe wohl, die Bauren sollten z'Bode. Aber so ring gehe das doch nicht. Er selber sei z'alte, für das Neue z'lere, aber sy Bueb müeß e ganze gäh, und wenn er ihn hundert Duble kostete, so wolle er den z'weg bringe, daß er so a-me-ne Landvogt y heig. Schulmeister du kannst dich nur stelle mit ihm und Fleiß haben; es düecht mi 'geng, es chönnt viel meh fürers gah.

So düechte es noch andere und sie gaben mir es zu verstehen. Der Gerichtsäß auf dem Felde sprach mir besonders zu, daß ich recht auf Schreiben und Rechnen hielte; bei dem schießige Fragenlehren komme nichts heraus. Das Auswendiglernen sei nur, die Kinder zu quälen, und wenn sie schon alles könnten, so helfe es ihnen doch nichts. Sein Bube hätte ihm letzthin eine Quittanz schreiben sollen; aber er hätte einen halben Tag daran gemacht und am Ende hätte er doch noch zum Gemeindschreiber gehen müssen. Das müß anders gehen, sonst komme es so, wie der Ammann sage.

haben, daß er so weit durch dieselben sehen könne. Es seien Leute darnach hinter den Rechnungen. Da werde man aber einst etwas vernehmen, wenn es losbreche. Er wollte es nicht mit 30,000 Pfund gut machen, was da der Gemeinde für Schulden zum Vorschein kommen würden. Und dem sehe der Landvogt ganz gelassen zu. Die Gesetze seien nur dafür da, daß man sie denen richte, denen man nicht wohl wolle, daß man sie aber für alle auf die Seite thäte, die sich einzukaufen wüßten in ihre Gunst.

Er glaube das nicht einmal, sagte der Weibel: aber die Landvögt seien halt von Natur verschieden. Einer sei ein Schlufi, der andere ein Gusli; daher ließe einer alles schlitten, der andere stöberte alles auf. Aber die Gesetze, die seien nichts wert, die mahnten ihn an ein Lätschenbrett. Bhange man in einem Lätsch nicht, so gebe es einem in einem andern, und man werde ein Fressen für die Advokaten oder für die Landvögte. Das sei die dümmste d. Sache von der Regierig, daß sie die Advokaten die Gesetze einrichten ließe nach ihrem Belieben; das mahne ihn gerade daran, als wenn man den Bock zum Gärtner mache.

Das hätte er erfahren, schrie ein gewaltiger Mann, der eine Nase hatte wie eine Blutwurst und zwei Lippen wie zwei Leberwürste. Ihm habe man auch eine alte Waisenrechnung aufgestochen, die ihm der Schreiber gemacht. Man habe ihm noch 1000 Pfund Restanz herausgefordert manches Jahr hinten drein. Er hätte nichts darum gewußt; der Schreiber hätte die Rechnung so gemacht, der verstünde sich doch darauf. Nun hätte er sich beraten; man hätte ihm recht gegeben; er hätte sich gewehrt; mehr als 1000 Pfund Kosten hätte es gegeben und alles hätte ihm immer gesagt: „Du hesch recht, du hesch recht!“ Endlich hätte er es doch verspielt, hätte Kosten

und Restanz zahlen und am Ende noch Gott danken müssen, daß man ihn nicht zum Schelmen gemacht. Der Landvogt hätte ihm davon düderlet, aber da hätt' er de afe welle afa luege. Wegen 2000 Pfund mehr oder minder luege er notti nit nebe umme, aber verfluecht taube heig-es-ne gmacht u er welle-ne dra sinne.

Die Gemeinde hätte auch so einen Handel, sagte der Ammann, und zuletzt werden die Vorgesetzten zuehe müeße; die müsten immer darha für Sachen, für die sie nichts könnten. Er hätte öppe alles verstanden, was einem Ammann wohl anstehe, und mit dem Lesen fürchte er keinen, da könne er jede Gschrift lese wie Schnupf; nume dem Pfarrer sein Gchafel könne er nicht verstehen; der schreibe aber auch, wie wenn er einen Tannast auf dem Papier hie ume u dert ume schleipfti. Jetzt aber sehe er nichts mehr zu machen, wenn das so gehen müsse. Er sehe wohl, die Bauren sollten z'Bode. Aber so ring gehe das doch nicht. Er selber sei z'alte, für das Neue z'lere, aber sy Bueb müeß e ganze gäh, und wenn er ihn hundert Duble kostete, so wolle er den z'weg bringe, daß er so a-me-ne Landvogt y heig. Schulmeister du kannst dich nur stelle mit ihm und Fleiß haben; es düecht mi geng, es chönnt viel meh fürers gah.

So düechte es noch andere und sie gaben mir es zu verstehen. Der Gerichtsäß auf dem Felde sprach mir besonders zu, daß ich recht auf Schreiben und Rechnen hielte; bei dem schießige Fragenlehren komme nichts heraus. Das Auswendiglernen sei nur, die Kinder zu quälen, und wenn sie schon alles könnten, so helfe es ihnen doch nichts. Sein Bube hätte ihm letzthin eine Quittanz schreiben sollen; aber er hätte einen halben Tag daran gemacht und am Ende hätte er doch noch zum Gemeindschreiber gehen müssen. Das müß anders gehen, sonst komme es so, wie der Ammann sage.

Das sei doch noch nicht so böse gemeint, sagte der Statthalter. Die Herren zu Bern meinten es mit den Bauren besser, als man glaube. Wenn ein Landvogt zu weit fahre, so könne man ja jetzt oben für; es sei einer am Justizrat und hinter dem sei noch ein anderer, die hätten die Landvögte verflucht auf der Mugge und wenn sie so eim könne e Täsche gäh, so warten sie nicht lange. Wenn man etwas habe, wo man glaube, man komme z'weg, so hätte man ja nur zum Dökti zu gehen; der sei bei denen zwei gar wohl an und es müßte nicht zu machen sein, so erhielte er recht. Deswegen brauche man also noch nicht Kummer zu haben und zu meinen, man müsse das mit seinen eigenen Buben zwängen; die hätte man anders zu brauchen, als sie da zu Schreibern zu machen. Ich versprach mich auch so gut ich konnte. Ich werde mein mögliches thun, sagte ich; aber der Platz, der Platz sei gar zu klein; wenn ich da mit allen schreiben sollte, so müßte ich die Hälfte heimschicken.

„Wer sagt dir, Schulmeister, daß du mit allen schreiben sollest?" sagte der Weibel, „das wäre mir ein lustig Dabeisein, wenn jeder Taunerbub und jedes Verdingmeitschi schreiben sollte. Nei nadisch, Schulmeister, so wey mr de nit, da chasch di i-n-Acht näh. U üses Schuelhus isch no lang wyts gnue."

„Die Lättikofer bauen jetzt ein Schulhaus wie dNarre," sagte der Kirchmeier; „es kostet sie wenigstens 10,000 Pfund."

„Die können lang bauen," sagte der Chorrichter, „sie bleiben immer die Lättikofer; würden sie eine Feuerspritze anschaffen oder einen brävern Dorfmuni, das wäre ihnen nützer."

„Der Pfarrer hat zu mir gesagt," sagte der Statthalter, „die Lättikofer bauten jetzt ein recht tüchtiges Haus und ihr altes sei doch nicht ganz so schlecht, als das unserige. Es sei

ihm leid, daß er uns nicht auch einen neuen Bau zumuten dürfe; aber er sehe wohl, wir vermöchten es nicht und seien zu arm dazu; darum müsse er Geduld mit uns haben."

„Potz D.," sagte der Ammann und schlug mit seiner feißen Faust auf den Tisch, daß selbst die Thüre zitterte, „woher weiß dann der Pfarrer, daß wir arm seien; es ist ihm doch noch keiner von uns öppis ga heuschen. So gut als die Lättknuble vermögen wir das Bauen, wenn es dann darauf abkömmt. Wir wollen sehen, wer es am besten aushält. Einmal entlehnen wollen wir das Geld nicht dazu, wie sie es machen. Aber vrfluecht uverschant isch es de vom Pfarrer, das säg i frank use, uns so zu verbrüllen, wir vermöchten es nicht. Es wäre ihm wohl angestanden, uns zuerst zu fragen, ehe er so was sagte. Nei, d. Sacker, dem wey mr zeige, daß mr de keiner Hudle syge, daß mr Geld heige mehr als er. Aber er wird auch einer von denen sein, die meinen, die Bauren sollten nichts lernen; aber mr wey ihm's zeige, bim —, daß üser Buebe das Recht haben, soviel zu lernen, als so ein F.... Burger von Bern, der nume dr halb Teil vom Jahr halb gnue z'esse het und dr anger halb Teil vom Schmöcke mueß lebe, was mir Bauren a=mene Zystig fresse z'Bern inn."

Er helfe auch bauen, schrie der mit der Blutwurst zwischen seinen zweien Leberwürsten heraus, ume daß der Landvogt sehe, daß er sie noch lange nicht ausgesugget, daß sie noch mehr Kümi hätten. Ihm z'Trutz helfe er es machen; der müsse sehen, daß er noch z'mutze sei, sie zu stumpe, wenn er schon gesagt: man sollte die Bauren alle drei Jahre stumpen, wie die Weidstöcke.

Ihm sei es auch graglych, sagte der Kirchmeier, ume daß die Lättikofer sie nicht auslachen könnten. Das brauche dann nadisch kein so großes Haus, wenn de am End ume=n=es neus

syg. Daß man die Kinder dann mehr in die Schule schicken wolle, selb sei nicht, und daß ein jeder Hintersäß schreiben und rechnen lere, selbs möchte er auch sehen. Werchen müsse man; mit dem Werche verdiene man Geld. Geld sei die Hauptsache; mit Geld könne man alles machen. Er hätte noch nie gehört, daß einer mit dem Lere reich geworden sei. Man solle ume-n-e Schulmeister neben einen Bauren stellen und einen Pfarrer neben einen Landvogt, und dann solle man sagen, welche mehr lernen und welche reicher seien? So ein Pfarrer sei ja immer hinter den Büchern, und wenn ihnen der Lohn einmal acht Tage ausbliebe, so wolle er wetten, die Halben würden brüllen, wie die Kühe vor einem leeren Bahren. Er aber frage, wer je einen Landvogt und ein Buch zusammen gesehen? (der Kirchmeier war also nie im Oberland, wo einer während seinen Audienzen immer las) und dann solle man sehen, wie reich die Landvögte seien und wieviel Geld sie auf die Post thäten?

„Kirchmeier,“ sagte ein grauhaariger, etwas gebeugter Alter, „du hast etwas recht. Ja, was man hie ume und in unsern Schulen lernt, das trägt nichts ab, weder öppe dRegelion, daß man nicht in die Hölle muß; sonst mit dem andern könnte man nicht verdienen in zehn Jahren, um ein halb Jahr lang einer Maus z'fresse z'gäh. Aber da im Wältsche hinger, da lere sie Neuis, das treyt öppis ab, i cha dr's säge, Chilchmeier. J ha's susch no Niemere brichtet, aber euch will ig's säge. Ihr kennet meinen nachältesten Buben, der, wo jetzt im Neuenburgische ist und so ganz herrschelig dahar chunt. Der mochte zu Hause nicht arbeiten; man konnte ihn gar nicht brauchen, und jemehr ich ihn prügelte, desto dümmer wurde er und desto fauler. Er ist manchmal einen ganzen Tag auf der Reyti am Schatten gestanden und hat zum Heiterloch aus ge-

sehen. Wenn er eine Brattig oder eine Zeitig hat in die Hände kriegen können, so hat er sie nicht daraus gelassen, bis man ihm Schläge gegeben. Er ist uns nach und nach übel erleidet; wir wußten gar nichts anzufangen und waren recht froh, als er uns einmal erklärte, er wolle fort und in das Wältsche hingere ga dSprach lere; die komme einem immer kumlich und besonders bei den Roßwältsche; wenn man selbst mit ihnen reden könnte, käme man immer besser z'weg, als wenn man an die Schmausgumper kommen müsse. Das gefiel mir nicht übel; überhaupt war ich froh, wenn er weg kam. Er war drei Jahre fort, wir wußten nicht einmal recht wo. Dann kam er heim. Er war schön gekleidet und hatte zwei Sackuhren und eine guttuchige Bchleidig. Er war z'weg fast wie ein Herr, lachte uns nur aus und rührte mit keinem Finger ein Werkholz an. Mit dem Pfarrer hat er gwältschet, daß es mi es wunderligs düecht het, o kes einzigs Wörtli ha=n=i vrstange u bi doch grad bi ne ane gstange. Dann ist er wieder fort, und wo er das letztemal wieder da gewesen ist, habe ich ihn herum geführt und ihm unsere Kornacker gezeigt, unsere Kühe und Rosse und den Spycher voll Sachen. Er hat über alles nur so obenhin weggesehen und mich endlich gefragt: was mir denn eigentlich mein Hof abtrage? „He", sagte ich, „wenn ich unsere Arbeit nicht rechne, so würde ich nicht 4000 Pfund für den Abtrag nehmen. Der Hof ist aber gut und der Stall trägt mir auch was ein", sagte ich. Da lachte er spöttisch und sagte: da sei viel Gscherr u weni Wulle. „Du hast nicht Ursache zu lachen, Bueb," sagte ich, „du kannst noch viel mehr scherren und bringst doch deiner Lebtag nicht so viel Wulle z'weg." Hof begehre er keinen, sagte er; bloß mit seinem Gring wolle er bald mehr als 4000 Pfund in einem Jahr verdienen. Da habe ich doch müsse anfangen, ihn zu gschauen und ha da sy

Gring agluegt u de recht, u ha-n-ihm du gseit: wenn er de n-e Nar ha well, su söll er de e hölzige lah mache. I heig sechs Chüeh im Stall u die leydeste von ihnen heig dr bräver u größer Gring als er, und doch wäre sie mir für zehn Dublonen feil dahin und daweg. Er gebe zu, sagte er, daß zu Gytiwyl zwischen Kühgringe und Menschegringe kein Unterschied sei, als was einer schwerer sei als der andere. Im Neuenburgische aber sei es anders; da gebe es Köpfe, die mehr wert seien als der größte Baurenhof im Kanton Bern. Ja, einer habe mit seinem Kopf mehr als 25 Millionen verdient. Zugleich zog er eine ganze Handvoll Dublonen heraus und spienzelte sie mir und sagte: ob ich aus meinen Kühen auch solche gelbe Vögelchen löse? I ha gluegt wie-n-e Nar u hätt fast Lust übercho, o no i ds Neueburgische z'gah, aber i bi z'alte drzue. Aber mein jüngst Meitschi habe ich ihm mitgegeben, das ist so e's lüstigs; und er hat gesagt, das müsse etwas Rechtes werden. Wir haben ihm eine Lismete mitgeben wollen; aber er hat gesagt, die brauch es nicht; es werde da innen nichts machen müssen, als öppe d'Stube wüsche-n-u brodiere."

„Und dann er, was macht er?" fragte glustig der Statthalter.

Er sei bei einem gar grausam fürnehmen Herrn, dem müsse er zu allen seinen Sachen sehen, müsse in den Kellern sein, damit die Küfer den Wein nicht allen trinken, und müsse für den Herrn laufen, wenn er nicht selbst gehen möge oder wenn es strub Wetter sei, z. B. auf die Post oder ins Kaufhaus oder zu andern fürnehmen Herren. Und das andere Jahr wolle der Herr ihn zu seinem Gumi machen; dann brauche er nicht mehr zu Fuß zu laufen, sondern er könne immer Chaise fahren und habe einen Lohn wie hier ein Landvogt.

„Was will das sagen, Gumi?“ fragte der Kirchmeier.

„Ich habe ihn auch gefragt,“ sagte der Alte, „und er sagte mir, das sei gerade das, was der Joseph bei dem Pharao gewesen sei.“

Wenn ein Gring mehr wert sei, als ein Hof, so gebe er zuletzt noch der Reichste von Allen, meinte Peter, mit seinen zehn Kindern. Wenn er wüßte, daß ein jedes 4000 Pfund verdienen könnte, er wollte noch heute sechs schicken und morgen mit den vier andern nachgehen.

Das käme lustig, sagte der Ammann, dem es angst wurde, Peter und seine Kinder könnten so geschwind reich werden, wenn so einer, wie er sei, seine Kinder ins Welschland schicken wollte; das sei doch sonst nur für die Reichen gewesen. Aber er sehe wohl, es drücke alles auf sie Bauren los. Die Herren kujonierten sie, die Tauner und Hintersäßen hätten auch dGringe auf und fänden überall Recht und werden bald alleine regieren in den Gemeinden. Aber sie seien auch noch da; da müß doch noch ein Fack gehen, ehe sie sich ganz untern thun ließen.

Dem Pfarrer z'Trutz wollten sie afange ein Schulhaus bauen, sagte der Kirchmeier. Die Lättikofer sollten sie nicht ausführen mit ihrer alten Hütte. Es sei denn nicht gesagt, daß ein jeder das Recht hätte, in demselben zu lernen, was er wollte. Er meine, daß die, welche das Geld dazu geben, ihre Kinder könnten lernen lassen, was sie wollten; die andern, was man dann gerne wolle.

Es sei eine schreckliche Sache, wie es jetzt gehe in der Welt, sagte der Chorrichter. Ehedem sei man so ruhig bei seiner Sache gewesen und hätte leben können, wie man gewollt hätte. Jetzt gehe alles darunter und drüber und ein jeder Hudel könne einem sein Maul anhängen, und man komme um Hab und Gut, man wisse nicht wie. Aber so gehe es, wenn man

immer neue Gesetze mache und auf sellige Büechere mehr hielte als auf der Bibel. Daran sei die Regierung schuld, aber sie werde es einmal erfahren, daß sie die Bauren von der Bibel weg zum Gsatz getrieben.

Da stund der Statthalter auf und sagte: es düech ne, es wäre afe Zeit heimzugehen, der Wirt hätte die Lichter ja schon lange gebracht.

Nicht pressiere solle er doch, hieß es von allen Seiten. Aber der gute Mann fürchtete, die Reden möchten zu scharf werden, und er war klug genug, zu fühlen, daß er und die andern genug geladen hätten und eine Maß mehr den Kübel umleerte. Er hatte es nicht wie mancher andere Statthalter; er wußte, wenn er genug hatte.

Nun wirrten sich die Stimmen durcheinander an unserm Tische, wie schon lange vorher an den andern. Jedes wollte noch geschwind allen alles sagen, was es sich vorgenommen hatte. In diesem Babylonischen Lärm vernahm ich nur, wie der Kirchmeier den Auftrag erhielt, mit einem Zimmermann zu reden über den Schulhausbau, und wie in einer Ecke der Statthalter den Alten fragte, wie man den Brief adrässieren müsse, wenn man einen an dessen Sohn schicken wolle? Und ich sah, wie der Chorrichter sein Glas geschwind zweimal hintereinander ausleerte und tief aufseufzte: es könne gewiß nicht lange mehr gehen, bis der letzte Tag komme; es gehe ja gerade so wie es in der Offenbarung St. Johannes heiße. „Säll, Schumeister!“ sagte er und hielt sich an mir, um mit mir die Treppe hinunter zu gehen. Ich hätte mein Lebtag nicht geglaubt, was das für eine Arbeit sei, einen Chorrichter heimzuführen von einer Gräbd, wenn ich es nicht selbst erfahren hätte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie eine Frau mit einem Mann thut, wenn er von einer Gräbd heimkömmt.

Ich kam lustig und guter Dinge heim. Die Erben hatten mir einen Zwänzger in die Hand gedrückt; für eine Halbe, die ich Mädeli kramte, wollte der Wirt nichts, und ein Stück weißes Brot, das ich nicht mehr essen mochte, war in meine Tasche gekommen, ich wußte nicht wie. Mit vielen Künsten war es mir durch manche Wendung gelungen, die Flasche ganz zu bewahren, während ich und mein Chorrichter ziemlich hart mit mancher Ladenwand und manchem Zaunstecken zusammentrafen. Wenn der Chorrichter mit seinem ganzen Gewicht zärtlichst an mich fiel, daß wir beide einer Wand zutaumelten, so wich ich schnell zurück und ließ ihm die Ehre, anzubütschen mit derselben. Ich dachte, ein Chorrichter möchte die Mosen besser erleiden als eine Flasche.

Mädeli hatte mir immer zwei Dinge z'weg, wenn ich heimkam und selbst spät von einer Gräbd: ein freundlich Gesicht und etwas Warmes, meist ein Kaffee. Auch diesmal fehlte es nicht. Nachdem ich noch nach den Kindern gezündet hatte, die bereits schliefen und die mich nie hübscher dünkten als im ersten Schlafe, setzte ich mich an mein Kaffee gar guter Dinge, und Mädeli stellte das Rad neben den Tisch, zog die Kunkel an sich und ließ den feinen Faden schnell und lustig auf den Spuhlen gehen.

„Ja, Fraueli, ich weiß etwas; wenn du es auch wüßtest!" begann ich. — „He, was dann, es wird öppe es neus Hochzeit sein?" — „Nein, Fraueli, öppis ganz anders." — „Oder

es haben etwa zwei Weiber einander geprügelt?“ — „Nein, Fraueli, ganz öppis anders.“ Und Mädeli ward des Spiels nicht müde und schnurrte mich nie an. Wie beim Schlüsselklopflis mußte ich aber durch Bezeichnungen es näher und näher zu ziehen der großen Neuigkeit, daß es so ungesinnet ein neues Schulhaus geben solle.

Nachdem die erste Freude verrauscht war und ich auf so Fragen: wie dann das ein Haus werden solle, ob es auf den gleichen Platz komme? ꝛc. keine Antwort wußte, fragte mein Weibchen: wie die Bauren zu diesem Entschluß kämen? Ich erzählte, daß sie dem Pfarrer zum Trutz bauen wollten, um ihm zu zeigen, daß sie es so gut vermöchten als andere, und weil sie ihn im Verdacht hätten, er begehre nicht, daß sie viel lernten und daß er meine, es sei gleich alles gut genug für sie. Es geschehe dem Pfarrer recht, meinte ich, und es freue mich, daß die Bauren gescheuter seien als der Pfarrer; ich hätte das nicht geglaubt. Da ich zuletzt bei den Bauren gewesen und die stattlichen Männer so stattlich reden gehört z. T. auch über Dinge, von denen ich gar nichts wußte, so hielt ich es natürlich mit ihnen, war überzeugt, sie hätten Recht, und hätte sicher dem Pfarrer ein halb schadenfrohes, ein halb saures Gesicht gemacht, wenn ich ihn jetzt angetroffen hätte.

Meine Frau war aber nicht gleicher Meinung. „Ich kann nicht begreifen, Peter,“ sagte sie, „wie du glauben kannst, der Pfarrer wolle nicht, daß man etwas lerne. Ich habe noch nie mit ihm geredet; aber seine Predigten gefallen mir bsunderbar wohl. Und gerade in diesen Predigten redet er immer von Erkenntnis, daß diese das Fundament des Glaubens sei, und daß Jesus gelehrt habe, ehe er gestorben sei; so müsse man auch die Lehre kennen und angenommen haben, ehe man zu Gnaden kommen könne“. — „Ja,“ sagte ich, „öppis Wunderlichs von

der Religion brichtet er; aber daß er so den rechten Glauben habe, meine ich nicht; er will es den Bauren nur schwer machen und ihnen zu verstehen geben, es kämen ihrer wenige in den Himmel.“ — „Eh aber!“ erwiederte Mädeli, „sagt er doch nicht immer, die Ärmsten könnten in den Himmel kommen; es käme vor Gott nicht auf das Kleid an; und er redet dann von der Würde des Menschen, der ein Kind Gottes sein könne, wenn er sich mit der Sünde nicht gemein mache, und das wolle viel mehr heißen als König sein oder Schultheiß.“ — „Ja,“ sagte ich, „das ist's eben, er hält es auch mit den Armen gegen die Reichen und reiset die auf und mag den Bauren es nicht gönnen, daß sie es so gut haben, und vernütiget sie, wo er kann, und glaubt sich zu vornehm, sich mit ihnen abzugeben.“

„Los, Peter,“ sagte meine Frau, „man merkt wohl, daß du an einer Gräbd und bei wem du zuletzt gewesen bist; du würdest sonst nicht so reden. Es ist den Bauren Keiner recht; der frühere lief ihnen zu viel nach, der jetzige zu wenig; der frühere wollte ein Schulhaus, aber die Bauren wollten keines; der jetzige wollte keines, nun wollen die Bauren eines; deinetwegen und der Kinder wegen wird also nicht gebaut. Der Pfarrer reiset die Armen nicht auf, aber er sagt: es komme vor Gott auf Reichtum nicht an — so sollte es auch auf Erden sein, und hat er da nicht recht? Weißt du, daß, was er in den Predigten sagt, mich viel an das gemahnt hat, was letzthin der schwarze Jäger sagte; aber zürn mir doch recht nit. Ich habe letzthin in dem Testament und in der Bergpredigt gelesen und habe da Dinge gefunden, die ich in der Unterweisung und in der Schule nie gehört habe. Und eine Menge Sachen kommen mir nach und nach in Sinn, die ich gerne wissen möchte und über die mich niemand brichtet hat.

Das sagte ja auch der Jäger und darauf deutet der Pfarrer auch immer hin, daß das Wort Gottes Geist und Leben sei und den Unmündigen verständlich gemacht werden könne und müsse. Das, dünkt mich, aber zürn mir doch recht nicht, fehle wirklich in der Schule: die Meisten geben nicht Achtung und die andern guggen dem Schulmeister die Antworten ab und meinen, damit sei alles gemacht. Aber ich kann es nicht recht sagen, wie ich es meine und denke."

„Einmal ich," sagte ich, „verstehe dich nicht, und ich möchte sehen, ob die, welche nur immer über den Schulmeister ausfahren, es besser machen. Man kann die Kinder in der Schule nicht alles lehren, und wenn man das Fragenbuch erklärt, so möchte ich doch wissen, was sie dann noch mehr lernen sollten? Die, welche das Fragenbuch gemacht haben, werden auch Leute gewesen sein und gewußt haben, was darein gehöre und was nicht, besser als du und unser Pfarrer, der nicht einmal merkt, daß unsere Bauren die reichsten weit und breit sind und sieben Schulhäuser vermöchten statt nur eins."

Mein Weibchen kannte mich durch und durch und merkte, daß der Weingeist in mir aufsteigen wollte; diesen Geist wußte es nun vortrefflich dadurch zu bändigen, daß es ihm aus dem Wege ging, statt wie manche Frau zu meinen, man müsse sich nicht fürchten und, wenn man recht habe oder recht zu haben glaube, nie weichen. „Aber Kummer macht es mir," sagte es, „was wir in das neue Haus thun wollen. Wenn wir eine Stube mehr erhalten, so müssen wir etwas darein anschaffen, und woher das Geld nehmen?"

„O, das ist mein kleinster Kummer," sagte ich, zum Widerspruch gereizt, „laß du mich kummern; wenn denn ein neues Schulhaus da ist, so wird jeder Bauer glauben, ich solle aus seinem Kinde einen Gelehrten machen; und die minderen werden

es auch verlangen; und wie ich dann werde kommen mögen, das weiß ich nicht. Wegem Kennen, da macht es mir nichts. Bhüet-is, in der Lehr fürchte ich keinen; aber z'ringsetum z'cho es Tags meh als einisch oder zwuri, das ist schwer; und wenn man dreißig oder vierzig Kindern auf einmal das Rechnen und Schreiben soll zeigen, so weiß ich nicht, wie es einer macht; wenn eins hier brüllet und das andere dert: Schumeister, isch das recht? Schumeister, isch das guet? Schumeister, my Federe dolgget mr! Die Bauren meinen aber auch, man sei nur für sie da, und wegen dem Sch..löhnli, welches sie einem geben, glauben sie, sie könnten von einem fordern, was sie wollten. Es nimmt mich nur wunder, daß der Schulmeister ihnen nicht noch in der Kehri muß gah dHaar abhaue-n-u dNägel, u dr Bart mache. Was hat heut der Peterli gemacht? Einen gescheuteren Buben gibt es in der ganzen Gemeinde nicht. Ich kann ihn schon recht gut brauchen in der Schule; er kommandiert dir da wie ein General oder gar wie ein Preuß. Und wenn es dann losgehen muß im neuen Schulhaus und jeder Baurensohn mit der Federen fechten will, so muß er mir helfen; er kann mir fast die halbe Schule abnehmen. Was hat er heute gemacht?"

„Er war gar uwatlig," sagte Mädeli, „er wollte mir gar nicht gehorchen, regierte die andern, und wenn sie nicht alles machen wollten, was er befahl, so überschoß und kläpfte er sie. Ich wehrte ihm ab, so gut ich konnte; allein er that gar nicht, als ob er es höre; da redete ich endlich lauter mit ihm, und weißt du, was er mir zur Antwort gab? Es habe ihm niemand etwas zu befehlen als der Vater. Da wußte ich nichts bessers zu machen, als ihn ins Gaden zu sperren bis zum Nachtessen. Aber glaubst du, daß er mir ein gut Wort gegeben oder gute Nacht gewünscht hätte?"

„Du wirst geng mit ihm gchäret ha, wie es die Weiber machen; so müssen die Kinder uwatlig werden, wenn alles nicht recht ist, was sie machen."

„Nein, liebs Mannli, kein Wort habe ich ihm gesagt, bis ich sah, wie er mit seinen Geschwistern umging; aber seitdem du ihn in der Schule brauchst und nur ihn allein, und er über andere regieren kann, du ihn immer rühmst, ist gar nichts mehr mit ihm anzufangen. Und hast du nie acht gegeben, wie trotzig und puckt er dir selbst antwortet? Es hat mich schon manchmal duret, wenn du so alles von ihm annimmst, an ihm nicht nur nichts siehst, sondern auch nichts hörst."

„Ja, ich habe schon manchmal gemerkt, daß du ihn auf der Mugge hast," antwortete ich, „und an ihm nichts leiden kannst, weil ich ihn lieb habe. Die Kleinen können machen, was sie wollen, das ist dir recht; und eben darum willst du nicht, daß Peterli, der witziger ist als sie, sie in der Ordnung halte."

Mädeli öffnete den Mund, schloß ihn wieder, fuhr mit der Hand im Gesicht herum, ich glaube über die Augen, und fragte mich: „Mannli, wie isch's dr grate mit der Leichenrede? Haben die Leute sie zu Herzen genommen? Und was haben die, welche sie noch nie gehört haben, dir darüber gesagt?"

Da erzählte ich, wie es mir gegangen, wie die Katze und das Salome sich gebärdet; wir machten allerlei Mutmaßungen über das Katzengeschrei, bis wir endlich fanden, das Gescheuteste wäre, wir giengen zu Bette.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie endlich auch ein Pfarrer das Maul braucht.

Am andern Morgen war ich viel zahmer geworden, und als mein Weibchen mir sagte, gestern sei ich ein Uwirsche gsi, widerredete ich mit keinem Wörtlein, sondern nahm das Urteil in Demut an. Aber etwas stach mich doch, nämlich der Gwunder, was der Pfarrer dazu sagen werde, wenn er vernehme, daß ein neues Schulhaus gebaut werden solle, ohne daß er daran gestüpft.

Ich nahm daher nach der Schule den Schulrodel unter den Arm und wanderte dem Pfarrer zu, unter dem Vorwand, ihm denselben zur Einsicht zu bringen.

Die Magd sagte mir, als ich bescheidentlich geklopft hatte: es sei neuer bei ihm; ich werde wohl warten müssen; es sei kein Herr und kein Bauer; auf den verstang sie sich afe nüt, setzte sie redselig hinzu, nach Art der Pfarrersmägde, die Stundenlang mit einem Zaunstecken klappern können, wenn sie keinen Menschen bei der Hand haben.

Ganz verwundert war ich, als sie mich sogleich hereinrief, aber noch verwunderter sah ich beim Pfarrer am Kamin mit einer großen Pfeife in der Hand sitzen keinen andern Menschen, als meinen Bekannten, Bendicht Wehrdi, der wunderliche Jäger. Ich vergaß den Gruß vor Erstaunen, daß e sellige beim Pfarrer sei, und muß allerdings eine kuriose Postur gemacht haben; denn beide fingen an zu lachen und Wehrdi sagte: Gellet, Schuelmeisterli, da habt ihr mich nicht geglaubt anzutreffen, so einen, von dem ihr so halb und halb glaubt, es sei des Teufels Bundsbruder oder wenigstens sein Brudersohn.

Der Pfarrer bemerkte mir im Vorbeigehen, er habe ihn auf der Jagd kennen lernen, und statt über einander schalus zu werden nach Jägerweise, seien sie mit einander bekannt geworden und hätten schon manche vergnügte Stunde mit einander zugebracht. Somit schob er mir den Tabaktopf zu, und erst nachdem ich meine Pfeife gestopft und eine glühende Kohle aus dem Kamin geholt mit den Fingern, und unter vielen Grimassen sie auf meine Pfeife gebracht zu ihrem großen Spaß, fragte mich der Pfarrer: was mich Gutes hergebracht?

Ich gab ihm den Schulrodel und klagte über den Unfleiß einiger Kinder.

Das sei ein Elend damit, sagte der Pfarrer. Die Leute hätten keinen Begriff von einem ordentlichen Schulbesuch; sage man ihnen nichts, so bleibe es im alten; sage man etwas, so werde es noch schlimmer. Am Chorgericht sage niemand etwas, als der Pfarrer; schicke man sie ins Schloß, so könne es geschehen, wenn sie zu lügen verstünden, daß das Chorgericht oder die Gemeinde einen tüchtigen Putzer erhielten, so daß die Verleideten trotziger würden als nie und ihre Kinder noch weniger schickten.

Man sollte den Leuten den Nutzen einer Schule deutlicher zu zeigen vermögen durch die Leistungen der Schule, sagte Wehrdi. So wie es jetzt in den meisten zugehe, bekenne er frei, könne er die Leute nicht tadeln, wenn sie ihre Kinder lieber zu Hause hätten und wenn sie immer mit ihrem Sprüchlein kämen: was nützt es, was trägt es ab?

„Ihr habt vollkommen recht,“ sagte der Pfarrer. „Aber auf der andern Seite kann der Schulmeister sagen: Sendet mir die Kinder vor allem aus; gebt mir Platz, daß ich mich rühren kann mit den Kindern, und einen Lohn, daß ich mich rühren mag. So wehrt sich das gegen einander und kein Teil thut die ersten Schritte.“

Ja, sagte Wehrdi, und wenn mancher Schulmeister alles bekäme, was er wollte, so würde er doch nicht nützliche Schule halten, und alles, was die Kinder in der Schule lernten, wäre eitel Mundwerk, das weder ihren Verstand noch ihr Herz berühre und mit dem sie so wenig zu machen wüßten, als ein hungeriger Länder mit einem Kratten voll Austern.

„Mag sein diesen Augenblick," sagte der Pfarrer, „aber laßt nur einmal auf dem Lande das Bedürfnis erwachen, und es wird erwachen, so wird das einander schon erlesen. Besser wäre es allerdings, man sorgte zu rechter Zeit dafür, daß man dem erwachten Bedürfnis befriedigend entgegenkommen könnte. Allein das geschieht nun einmal nicht. Ja, man zwingt den Landmann, daß er dieses Bedürfnis erhält, spottet dann dieses Bedürfnisses und sucht es wieder niederzuhalten."

„Ja! aber da könnten doch die Pfarrer viel machen."

Da lachte der Pfarrer und meinte: ob er auch einer von denen sei, welche die Pfarrer zu Sündenböcken für aller Welt Sünden machen wollen? Die Pfarrer könnten allerdings viel machen, aber den Weltgang doch nicht; den mache Gott. Er führe die Menschen den Entwicklungsgang, den seine Weisheit abgemessen. Im Strome der Zeit schwimmen die Pfarrer mit, wie alle Sterblichen. Nicht am Ufer des Stromes stünden sie, nicht über ihm schwebten sie. Wohl schwimmen immer einige voran; zu Märtyreren oder Reformatoren würden diese; viele seien es aber nie durch Gottes Ordnung. Bald komme die Masse nachgeschwommen. Was die Reformatoren zuerst erblickt, das gehe vor allen Augen auf, werde Gemeingut aller. In dieser Masse Ordnung zu erhalten und zu sorgen, daß ihre Augen nicht zufielen, dafür brauche Gott die Pfarrer als Werkzeuge; aber unmöglich könnten sie den Leuten Dinge zeigen, die sie selbst noch nicht sehen; unmöglich könnten sie dieselben

zwingen, etwas zu erblicken, was außer dem Gesichtskreis sterblicher Augen liege. „Wenn es näher kömmt, dann sollen sie deuten darauf, es erklären und weise die Benutzung lehren. Während man auf der einen Seite ihnen Schuld geben möchte, daß die Eva in den Apfel gebissen, weil sie es nicht gethan hätte, wenn sie recht unterwiesen gewesen wäre, lähmt man den Einfluß der Pfarrer von allen Seiten, zieht sich von denselben zurück und sondert sie ab, so viel möglich. Man wird auch wieder sagen, das sei Schuld der Pfarrer. Nein, das ist ein Zeugnis für viele, das dem ganzen Stande zu gut kömmt. Man fühlt schnellere Strömung der Zeit, man fühlt ein Zwitzern hellern Lichtes in den Augen; es wird gar vielen bange dabei und sie möchten bannen des Stromes Lauf, und Herrn und Bauren möchten gar aufwärts schwimmen. Diese wähnen auch, die Pfarrer seien Schuld, daß abwärts der Strom fließe, daß er sie fortreiße abwärts, einem neuen Zustande, neuen Ufern entgegen. Sie wähnen dieses, weil die Pfarrer, wenn auch nicht voranschwimmen, doch vom Lauf der Zeiten reden und verkünden, es müsse besser werden, so könne es nicht bleiben. Die einen freilich verkünden nur, der alte Mensch müsse ein neuer werden, andere wohl zeugen davon, daß, wie der Mensch sich erneuere, auch mit ihm die Zustände sich neu gestalten müssen. Aber alle reden von Veränderung; darum drängt man sie bei Seite, damit ihren Ruf wenige hören; drängt sie an den Schwanz der Gesellschaft zurück, um ihnen dann vorzuwerfen, daß sie nicht voranschwimmen, um einen Vorwand zu suchen, sie zu versenken in des Stromes Tiefen. Wenn einmal das Neue deutlicher ans Licht trittet, dann werden die gleichen, welche jetzt die Pfarrer zurückdrängen, den wütendsten Lärm gegen sie erheben und die Versenkung versuchen, unter dem Vorwande: die Pfarrer seien Schuld, daß sie nicht vorange-

schwommen, daß der Strom nicht schneller fortgebraust, daß die neuen Ufer nicht vor tausend Jahren aus dem Ocean der Zeit aufgetaucht seien. So, lieber Wehrdi, ist's, wenn man die Stellung des ganzen Standes betrachtet; von einzelnen rede ich nicht. Man wird mich vielleicht später auch verketzern, mir Trägheit, Finstersinn und weiß Gott was alles, vorwerfen, daß meine Gytiwyler nicht lauter Engel Gabriels seien, und doch weiß ich diesen Augenblick nichts anders zu machen, als im Stillen und unbemerkt Samen auszustreuen, der in einer bessern Zeit aufgehen wird, mich scheinbar ganz leidend zu verhalten und der Zeit die bestimmtere äußere Entwicklung zu überlassen. Mein Vorfahr war ein rüstiger Schwimmer; aber er sah jedes Irrlicht für die Sonne selbst an und verkündigte dasselbe mit lauter Stimme und wollte den aufgefangenen Schein in alle Häuser tragen. Wer immer Feuer schreit bei jeder Abendröte, jedem Mondes-Wiederschein, jedem brennenden Dingelhaufen, dem glaubt man am Ende nichts mehr, lacht über sein Geschrei, auch wenn er über wirkliches Feuer „Feuer!" schreien sollte. Und wenn ein anderer Wächter kömmt, so hört man auch auf dessen Ruf nicht. Eine Gemeinde ist kein Spital, in denen die Ärzte ihre neuen Mittel probieren; ein Pfarrer muß sich vor Experimenten hüten; ein fehlgeschlagenes kann ihm auf immer das Vertrauen rauben. So will manche Frau mit ihrem Mann nie mehr fahren, weil er sie einmal umgeworfen. — So bin ich daran, und ich brauchte meinen Leuten nur etwas vorzuschlagen, so machen sie das Gegenteil davon. Jetzt gerade wegen eurem Hause, Schulmeister. Ich brauchte nur zu sagen, sie sollten bauen, so würden sie es expreß nicht thun, und müßten ihre halben Kinder vor der Thüre bleiben. Ich habe auch letzthin dem Statthalter gesagt, es sei mir leid, daß sie das Bauen nicht vermöchten, und habe dazu ein recht ernst-

haft Gesicht gemacht, so daß er es nicht als Spott aufnehmen konnte. Nun nimmt mich Wunder, ob ihm das nicht yne gange ist?"

„Aber, Herr Pfarrer, habt ihr das nicht im Ernst gesagt und gemeint, die Gytiwyler seien nicht vermöglich?"

„Aber, Schulmeister, glaubt ihr mich denn auch dumm? meint ihr, ich habe keine Augen, sehe die Misthaufen zu Gytiwyl nicht? habe keine Ohren, vernehme nicht, wie große Kapitalstöcke da und dort seien? Aber habt ihr gehört, was ich gesagt? hat es der Statthalter brichtet?"

„He nun, Herr Pfarrer, das hat bschosse; sie wollen nicht die sein, welche nicht vermögen ein Schulhaus zu bauen so gut als die Lättikofer, oder noch viel besser. Gestern an der Gräbd haben sie dem Kilchmeier den Auftrag gegeben, mit einem Zimmermeister zu reden.

Da sprang B. Wehrdi auf, schlug seine Pfeife in eine Ecke und fluchte ganz malebarisch: ob dann das eine solche Nation sei, daß sie aus Dummheit bauten und nicht aus Einsicht?

„Sitzet ume wieder," sagte der Pfarrer, „und laßt mir meine Gytiwyler in Ruhe, die kann man doch noch an einem Ort anpacken; aber da ist alles verloren, wo man die Leute gar nirgends mehr nehmen kann; wo sie sind, wie irgend ein fauler Gegenstand. Löcher in denselben stüpfen könnt ihr, daß er doppelt stinkt und ihr die Schuhe voll kriegt, aber vorwärts stüpfen könnt ihr ihn nicht. Meine Gytiwyler lasse ich mir nicht schelten, das sind mir noch kräftige Leute, die in Bewegung kommen und zu Entschlüssen, die es auch noch im Guten recht weit bringen können."

Er könne den Herrn Pfarrer gar nicht begreifen, sagte Wehrdi, daß er da etwas Gutes sehe; da sei doch nichts Gutes, wo man etwas aus lauter Hochmut und Trotz thue.

„Mein lieber Mann," sagte der Pfarrer, „haben wir nicht vorhin gesagt, daß es ein großes Unglück sei, daß Bauren und Schulmeister so gegen einander versperren und von keiner Seite ein Wank gethan werden will? Kömmt es nicht alles darauf an, daß ein Teil in Bewegung gerate, und teilt diese Bewegung sich nicht unwillkührlich auch dem andern Teil mit; ist nicht der erste Schritt der erste von vielleicht vielen tausenden? Nun haben diesen ersten Schritt meine Bauren gethan; ist das nicht lobenswert?"

„Herr Pfarrer, zürnet nüt, aber noch eines muß ich fragen," sagte Wehrdi: „Ist's denn eigentlich auch recht, die Fehler der Menschen anzuspannen und durch Verstellung sie zu reizen zu irgend etwas?"

Da sah der Pfarrer ins Feuer und sagte endlich: er wisse nicht, ob wir ihn begreifen werden; wenn wir das nicht thäten, so würden wir ihn gar wunderlich beurteilen; doch wolle er versuchen, sich näher zu erklären. „Habt ihr dann nie bemerkt die furchtbare Ironie der Vorsehung, die alle bösen Kräfte im Menschen also regiert, daß sie das Gute schaffen, die Bausteine zu ihrem Gefängnis selbst herbeischleppen müssen? Das ist, was das Fragenbuch sagt, daß die Sünden durch Gottes Fürsehung regiert werden, siehe Exempel an Joseph und seinen Kindern, an Christus und den Juden. Wie stünde es wohl mit der Welt, wenn nicht wider Willen die Leidenschaften das schaffen müßten, was Gott gefällt? Wäre das nicht, wir hätten kein Christentum; nie wäre die Reformation zu den Völkern gedrungen. In gar wenigen Menschen wohnt der reine Sinn, der das Gute um des Guten willen thut, wohnet die Weisheit, die im Gutesthun das wahre Glück sieht. In den meisten Menschen regieren schlimmere Kräfte, herrscht Finsternis oder trübes Dämmerlicht. Der schlaue Betrüger, der gibt seinen Be-

trug nicht offen dar; er spürt eben in seinen Nächsten die regierenden Kräfte auf und sucht diese zu seinen Zwecken in Bewegung zu setzen, zu seinen Dienern zu machen. Der bessere Mensch, der unverhohlen mit dem Bessern hervortrittet, den Leuten es anpreiset, zu Erreichung desselben sie in Thätigkeit setzen will, der findet keine Augen, die sehen, keine Ohren, die hören, keine Kräfte, die zu seinem Zwecke sich zur Verfügung stellen; er findet keinen Sinn dafür, wird nicht begriffen, ausgelacht, verfolgt, totgeschlagen. Er findet wohl Eigennutz, Hochmut, Eitelkeit, Ehrgeiz, Neid und dergleichen, aber eben die schreien ihn an: Kreuzige, kreuzige ihn! Warum versucht es der bessere Mensch nicht auch, die einmal herrschenden bösen Kräfte anzuspannen für das Gute? Sagt das Sprüchwort nicht: man müsse mit den Steinen mauren, welche man habe? Nur gebe man wohl Acht, was für Steine man zu Ecksteinen nehme in Staat, Kirche und Schule; von ihnen hängt die Festigkeit des Baues ab. Wer Staat, Kirche, Schule auf religionslose, unsittliche Menschen, auf Menschen, welche treulos sind in alten und neuen Eiden, bauen wollte, der brächte den Fluch in den Staat, in die Kirche oder in die Schule.* Warum versucht er es nicht, gerade durch sie das Gute da zu vollbringen, wo er weiß, daß der Sinn dafür fehlt? Man verwechsle das durchaus nicht mit der Sünde, schlechte, unerlaubte Mittel zu brauchen zu gutem Zwecke, wie der h. Crispin Leder stahl und armen Leuten Schuhe daraus machte. Auch möchte ich durch kein unerlaubt Mittel, durch keine Lüge, keine Verleumdung, keine falsche Verheißung diese Kräfte erregen, wie es allerdings nur zu oft geschieht; aber mein Mittel war ein

* Was denkt wohl Zürich, zu was der Convertit Scherer ihm werde: zum Fluch oder zum Segen? was er ihm sei: eine Zierde oder ein Makel seines schönen Geländes?

erlaubtes: es war die Ironie; es war die gleiche Redweise, die Christus brauchte, als er sagte zu den Pharisäern: die Gesunden brauchen den Arzt nicht, sondern die Kranknen. An andern Orten wurden Schulhäuser erzwungen dadurch, daß man durch vorzügliche Schulen den Beweis leistete, was eine Schule nützen könne, an andern Orten durch Furcht. Beides hätte hier nicht angeschlagen; darum brauchte ich dieses Mittel, mit dem ich aber an andern Orten, z. B. im Seeland, nicht weit gekommen wäre. Es gibt aber noch viele erlaubte Mittel zu diesem Zweck. So habe ich nun den Hochmut aufgestiefelt, der muß ein Schulhaus bauen; der hat den Eigennutz diesmal überwunden und muß damit an seinem eigenen Grabe graben; denn was wird wohl eine größere Feindin des aufgeblasenen Hochmutes, als ein Schulhaus, in welchem eine tüchtige Schule ist, welche aus jedem Leibe die Menschenwürde herauszuwickeln versteht? Aber gebet Acht, der Eigennutz wird diesen Sieg dem Hochmut nicht verzeihn, wird bald wieder zu reden anfangen, wird auch zum Bauen reden und später dann etwas von der Schule wollen, einen Nutzen, den er in Batzen und Kronen zählen kann. Ihr könnet euch nur verfaßt machen, Schulmeister, auf die Forderungen die dann an euch gemacht werden. Wenn ihr nicht in der halben Zeit die Kinder noch einmal so geschickt macht, so wird es bald heißen: We's nit besser geyt, su hätte mr no ke's neus Schuelhus brucht, das alte hätti's no lang tha; mr hei gmeint, wie es de gah söll."

Das sei gerade, was mir Kummer mache, sagte ich; die Bauren hätten mir schon darauf hingedeutet, daß sie für sich viel geschicktere Kinder wollten. Nun erzählte ich, wie die Vorgesetzten den Kopf hätten hängen lassen, wie sie durch die neue Ordnung in vielfachen Schaden und Verlegenheit kämen und keiner von ihnen mehr sicher sei, daß man ihn nicht von hundert

Jahren her in Verantwortung ziehe. Ich stellte am Ende auch dar, wie der alte Bauer eine Aussicht eröffnet habe, daß ein Gring soviel wert werden könne als ein Baurenhof, besonders im Weltsche hinger, und wie der Statthalter willens scheine, einem seiner Buben zu diesem Glück zu verhelfen. Die aber, welche ihre Kinder nicht ins Weltschland schicken wollen, werden nun meinen, ich solle die Gringe ihrer Kinder so abträglich machen, und wenn ich es nicht thäte, so ginge es übel an. Aber wenn ich das könnte, so finge ich bei meinem Kopf an; ich hätte es am nötigsten.

Wehrdi wollte sich ausschütten vor Lachen über das Güegi, das auf einmal in die Bauren gefahren; es nehme ihn nur Wunder, ob sie dann diese Gringe nicht auch z'Märit führten oder trieben, wie Kabisköpfe oder Gusteni?

Der Pfarrer aber lachte nicht, sondern schaute sehr ernst drein und sagte; die Sache sei von weit ernsterer Bedeutung, als sie das Aussehen hätte. Wenn man die Gräbdgespräche aufmerksam betrachte, so finde man hier die Elemente beisammen, aus denen ein neuer Zustand im Kanton hervorgehen, und auch die Kräfte, welche ihn mehr oder weniger herbeiführen werden; ja man finde da bereits einen Grund und noch dazu einen breiten und festen gelegt zu demselben.

Wehrdi sagte, das könne er nicht einsehen. Was ein Dutzend halbvolle Bauren verrücktes schwatzten, dem sei doch nicht bedeutende Wichtigkeit beizulegen?

„Warum nicht?“ entgegnete der Pfarrer. „Reden sie in diesem Zustand nicht am offensten, vernimmt man in diesen Reden nicht am deutlichsten, was in ihnen sich regt? und ist dieses Reden nicht so bedeutungsvoll?“

Da rege sich in den Gytiwylern der Hochmut und die Habsucht und die Furcht, nicht mehr hochmütig sein zu dürfen,

die Furcht, um ihr Eigentum zu kommen, die Hoffnung, auf neue Weise reich zu werden; aber das sei doch eben nichts Neues und hätte für den Kanton wenig zu bedeuten, entgegnete Wehrdi.

„Das, was ihr bei den Gytiwylern seht," sagte der Pfarrer, „ist aber nicht bei ihnen alleine, sondern in der Mehrzahl der Gemeinden ist eine ähnliche Bewegung oder Störung in den Gemütern, und gerade diese Störung wird das Neue gebären." Eigennutz und Hochmut seien allerdings die Hauptkräfte bei seinen Leuten. Wie er den Hochmut gestört und dadurch zu einem Schulhausbau aufgejagt habe, so scheinen ihm beide, Hochmut und Eigennutz, aufgestöbert zu sein zu einem höheren Ziele; angespannt worden zu sein, wieder etwas Gutes zu schaffen wider Willen.

Wehrdi sagte, er kenne den Zustand im Kanton zu wenig, um das begreifen zu können, was der Pfarrer sage; aber er wollte es sich gar gerne erklären lassen.

Es sei gegenwärtig schwer über solche Dinge zu reden. Da könne man wohl sagen, die Wände hätten Ohren und die Wälder Augen, sagte der Pfarrer und warf einen bedenklichen Seitenblick auf mich. Doch, fuhr er fort, hoffe er von mir, was ich hier höre, werde ich nicht mißbrauchen, sondern wieder vergessen, wenn ich die Stube hinter mir hätte.

Natürlich versprach ich alles Liebs und Guts. Eigentlich hätte ich gehen sollen, denn meinen Schulrodel hatte ich abgegeben; aber es nahm mich doch Wunder, was da der Pfarrer aus meinen Bauren Tiefes herausgrübeln werde und wie er aus einer Laus einen Elephanten werde machen können; was Pfarrer nicht selten gut verstehen sollen.

„Im Kanton Bern regieren also die Patrizier," begann der Pfarrer, „betrachten den Kanton so ziemlich als ihr Familien-

gut oder ihre Familienkiste, deren Verwaltung und Benutzung ihnen ausschließlich zukomme. Wie sie zu diesem ausschließlichen Recht gekommen, könnte niemand begreifen, wenn man nicht wüßte, was Anmaßung auf der einen und Gleichgültigkeit oder Feigheit auf der andern Seite auszurichten vermögen. Denn das neue Patriziat ist nicht mehr das alte, das glorreiche Thaten und die Ehrwürdigkeit des Alters für sich hatte. Das neue Patriziat besteht, mit wenigen Ausnahmen, aus ganz ehrlichen Bürgersleuten, die akurat das gleiche Blut haben, wie es in allen menschlichen Adern im Kanton Bern fließt. Es waren Barbiere, Leinwandhändler, adelige Knechte, Gerber, Metzger, Färber, Schneider, Rebleute und endlich auch Kaminfeger. In dieser Partei sind hochgesinnte patriotische Männer; aber diese Partei trägt als Fahne den Hochmut vor sich und in sich Eigennutz, und beide zusammen wirken ihre Ausschließungssucht; sie wollen die ersten sein im Lande und die einzigen, welche sich teilen können in das Fett des Landes; nur den Abfall lassen sie aus Gnaden andern zukommen: Weibel- und Sigristendienste in der Stadt, Zöllner- und Statthalter-Ämtlein auf dem Lande.

„Daß sie nicht eigennützig seien, wollen sie zwar immer aus dem Sammeln von Schätzen beweisen, die sie doch hätten verthun können: dieser Beweis gibt den besten Begriff, wie weit sie es in der Logik gebracht und von ihrer Einsicht in gemeiner Leute Verstand. Sie haben allerdings Schätze gesammelt als kluge Haushalter, haben nicht thorrecht alles verthan in unsinniger Verschwendung, wie in andern aristokratischen Kantonen; aber dies war eben die berühmte bernerische Klugheit, die Klugheit des Hausvaters, der nicht alles verthut, aber nicht deswegen, um das Ersparte dem Gesamtwohl zukommen zu lassen, sondern um sich mehr Gewicht zu geben, günstige

Zeiten günstig anwenden, böse Zeiten mit Geld unschädlich machen zu können. Als sie die Staatseinkünfte verteilt hatten, bis es jeder wohl und standesgemäß erleiden mochte, da verschwendeten sie das übrige nicht, sondern legten es zurück, aber wohlverstanden nicht als Landesschatz, sondern als Familienschatz, um ihr Regiment aufrecht zu erhalten. Sie wußten wohl, was man mit Geld machen kann, ja sie meinten, mit Geld alles machen zu können. Darin irrten sie sich. Als ihren Familienschatz die Franzosen genommen, als sie im Jahr 1814 nicht viel mehr vorfanden, da war ihr denkwürdigstes Unternehmen: mit dem Burgergut von Bern das Fundament ihres Familienschatzes zu legen; denn einen solchen glaubten sie sich unentbehrlich, wie sie es ehrlich selbst bekannten. Es gelang ihnen nicht ganz, sondern nur insoweit, dieses Burgergut zu Pöstlein für ihre hungerigen Leute, die im Staatsdienst nicht angestellt werden konnten, zu verwenden, und die Verwaltung so in ihre Hände zu kriegen, daß sie im Fall der Not doch alles mögliche mit dem Burgergut für ihre Zwecke machen konnten, der Burger aber nichts, als höchstens um die Bannwartenstelle sich zu bewerben.

„Während diese nun auf solche Weise sich konstituierten, thaten es alle Ortschaften auf gleiche Weise. Der Kanton Bern glich einem zerschlagenen Kristall; die Stücke waren wohl größer und kleiner, aber alle hatten die Kristallbildung. In jedem Örtchen war eine Aristokratie; manchmal freilich bestund sie nur aus einem, und der eine oder die vielen nahmen den Hochmut und den Eigennutz der höhern Aristokratie an auf die lustigste Weise; denn der Geist von oben fließt nieder auf das Volk. So konnte das Söhnlein eines solchen einem Knecht, der einen verbotenen Weg nicht fahren wollte, zurufen: „Fahr du ume zue, i bi guet drfür, es seyt niemer nüt, my Vater

ist dr Napoleon z'E. Diese kleinen Aristokratien wurden von der großen anerkannt, geschont und gehätschelt. Es gehen Sagen durchs Land, daß Mitglieder der Landesaristokratieen meinen gnädigen Herren den Strich verzinseten, d. h. von Verbrechen, die mit dem Tode bestraft worden, sich losgekauft, daß Untersuchungen absichtlich fruchtlos gemacht wurden. Ja, man sah Beispiele, daß Landvögte, welche die reiche untere Aristokratie drücken wollten, tüchtig von oben zurecht gewiesen wurden. Diese untere Aristokratie wurde in der Helvetik ausgelassen, in der Mediation befestigt und während der Restauration, nachdem sie mit Rekruten vermehrt worden war, einige Zeit freundlich behandelt; denn sie ist es, welche dem Patriziat gegen die übrigen Burgerschaften des Landes seine Kraft gibt, nebst dem Gelde, das es sich sammelt.

„Früher lebte die hohe Aristokratie auch auf dem Lande und ließ während dieser Zeit sich zum Volk herab, zog die Angesehnsten zu Tische, oder jagte mit ihnen einen Hasen, oder half dem einen oder dem andern zu Gelde 2c. Nun wird dieses nach und nach ganz anders. Der Grundbesitz der Aristokratie geht in andere Hände über, weil sie die Zeit, wo man nicht mehr mit der Faust, sondern mit dem Kopf erwirbt, nicht begreifen; ihre Personen werden fremder und immer fremder in dem Lande; ihre Namen verklingen immer mehr außerhalb den Mauren der Stadt. Zu gleicher Zeit drängt sich eine geheimnisvolle Macht an die Landesaristokratieen, untergräbt, zersprengt sie, fordert sie vor das Gesetz, straft sie unerbittlich. Ihr Hochmut wird gebeugt; andere freier gewählte Gemeindräte treten ihnen an die Seite, erheben sich über sie: ihr Eigennutz wird aufgeregt, alte Rechnungen werden untersucht und in Zukunft schnelle und getreue Ablage, eine eigene Verantwortlichkeit gefordert.

„Während so die Dorfaristokratie aufgestöbert und erbittert wird, verfolgt die gleiche Macht die Repräsentanten der Stadtaristokratie, die auf dem Land sind. Die Landvögte erhalten ganze Stöße Wischer. Einer hat eine große Schublade anstellen müssen und manchen wirft er uneröffnet hinein. So züchtigt man die Oberamtmänner; aber man läßt sie doch auf dem Lande; man sendet nicht tüchtigere Männer; man sorgt nicht, daß bessere nachwachsen. Bloß wenn einer gar zu dumm ist, sendet man ihn nach Göttingen. Nicht damit er studiere, denn darum bekümmert sich niemand, sondern damit es heiße, er habe studiert. Davor hat man in Bern gewaltig Respekt. So stellen sie sich immer mehr in gewaltiger Blöße dar und die Leute verlieren allen Respekt oder wenigstens alle Furcht vor denen, welche sie so oft zurechtgewiesen sehen.

„Ich konnte lange dieses Thun nicht begreifen, konnte nicht begreifen, wie man in Bern so verblendet sein könne, sich selbst den Sitz unter dem H. wegzustoßen und sich alle Tage in seiner Schwäche und Unfähigkeit zu zeigen; denn eine Aristokratie muß sehr konsequent sein, so gut als der Papst; sonst ist ihr die Gewalt entflogen, sie weiß nicht wie. Eine dämonische Gewalt, sah ich endlich, hat sich der Aristokratie bemächtigt und treibt sie ihrem Sturze zu.

„Sie ist es, welche die Dorfaristokratieen zerstört und Hochmut und Eigennutz feindselig aufregt, die Stadtaristokratie vereinzelt und deswegen in desto grellerm Lichte erscheinen läßt. Während alle Verwaltungen öffentlich Rechnung geben müssen, ist die Verwaltung des Staatsgutes geheim und die des Berner Burgergutes noch geheimer u. s. w. Ich kann gar nicht begreifen, wie unsere Herren in diese Falle treten konnten. Die möchte ich aber kennen, die den Herren mit der neuen Gesetzgebung den Lätsch an den Hals gelegt; denn das ist nicht von

ungefähr geschehen, sondern darin liegt tiefe und feine Berechnung, gegründet auf solide Kenntnis des Menschen und des Landes. Seht! auch die haben eine böse regierende Kraft bei den Herren angeregt zum Guten, den Hochmut, der manchmal wie Großmut aussieht, oder, wenn ihr lieber wollt, ihre Eitelkeit, durch welche Mittel weiß ich freilich nicht. Dieser Hochmut regt wiederum rings auf dem Lande böse Kräfte an zum Guten; Hochmut wird den Hochmut bekämpfen und beide werden im Kampfe ihre schädlichen Kräfte verschwenden. Auch der Eigennutz wird ins Spiel gezogen und treibt den Landmann zu mehrerer Bildung, treibt ihn hinter die Gesetzbücher und da gibt sich ihm nach und nach die Fähigkeit, zu verstehen, was er liest. Und wenn, wie es scheint, auch die Einsicht zu ihm dringt und er sie besser zu würdigen weiß, als das Patriziat: daß man mit dem Kopfe etwas zu verdienen vermöge, so wird es in unserm Lande nach und nach wunderlich zugehen und man wird am Ende nicht mehr wissen, wer Koch und wer Kellner ist. Es werden sich eine Menge Kräfte entwickeln, und was sie dann ausrichten und in welcher Richtung sie thätig werden, oder ob eine sich erhebende kräftige Hand von oben sie in Zaum und Zügel nehmen werde, wissen wir nicht.

„Das, meine lieben Leute," sagte der Pfarrer, „scheint mir die Gräbbgeschwätze so wichtig zu machen; denn sie zeugen davon, daß eine beabsichtigte Revolution bereits begonnen ist; aber listigerweise hat man diese Revolution in so unendlich kleine Teile zerbröckelt, daß sich nicht nur niemand ihrer achtet, sondern daß sie noch manchen sorglosen Junker ergötzt, ja daß er selbsten zu diesem ergötzlichen Spiel mit der größten Lust die Hand bietet; denn diese Revolution geht von Dörflein zu Dörflein, und des Jammers der Dorfmagnaten lachen die Stadtmagnaten, bis der Jammer auch an sie kömmt."

Ich saß da mit offenem Munde und konnte ihn gar nicht zubringen, nachdem der Pfarrer schon lange schwieg. Was ich da gehört, waren mir lauter böhmische Dörfer, und der Pfarrer kam mir akurat wie ein Wassergschauer vor, der da im klaren Wasser Dinge zu erblicken wähnt, die kein vernünftiges Auge sehen kann.

Der Wehrdi aber schien davon mehr zu begreifen. „Nun begreife ich," sagte er, „warum die Bauren so über die Regierung nnd die Gesetze schimpfen, besonders über das Tellgesetz, das sie doch zu erleichtern scheint; und warum sie zugleich nicht alle mit Steuren belegen, wie das Gesetz sie berechtigt, sondern die Steuren auf dem Lande behalten. Sie wollen die Handwerker nicht an die Gemeinde; die könnten mit den Schulden=Bäuerleins gemeine Sache machen, deswegen ziehen sie keine Gewerbssteuer, und die armen verschuldeten Bauren müssen desto mehr tellen, aber dem fragen die Reichen nichts nach. Aber glaubet ihr dann, Herr Pfarrer, daß die Sache wirklich so ernsthaft ist? Unsere Bauren sind keine Helden; gegen eine Regierung, die pfänden und köpfen kann, lassen sie sich nicht nicht so bald auf."

„Sie sind allerdings nicht schützig, wie die Luzerner oder die Seebuben, aber sie sind auch nicht vergeßlich; wenn einmal die Erbitterung in ihnen ist, dann passen sie auf eine Gelegenheit, ihr Luft zu machen," erwiederte der Pfarrer. Sie werden bald sehen, wie stark sie im Lande werden. Denn wenn die tausend Dorfaristokratieen einmal einig sind, was will die Stadtaristokratie dagegen? kein Menschenkind aber wäre im Stande gewesen durch Reden von Liebe, Friede, Vaterland und Bruderschaft sie einig zu machen. Darum ist's ein Meisterstück der Klugheit, daß die Aristokratie verleitet wurde, durch Anregung schlimmer Kräfte diese Einigung, ihre größte Feindin, selbst zu

bewirken; denn die gemeinschaftliche Erbitterung verbindet nun, ehe sie es selbst wissen, tausend Dorfschaften, die bis dahin durch Neid und altangestammten und weislich genährten Haß auf immer getrennt schienen."

„Aber, Herr Pfarrer, gefällt's euch denn, wenn die Bauren Meister werden?" sagte Wehrdi. „Ich bin zwar selbst ein Bauer, aber ich will mich doch lieber von Herren regieren lassen, als von Bauren; ich weiß aus eigener Erfahrung, was die können, wenn sie das Heft in die Hände kriegen. Ich gebe zu, das Patriziat regiert mit Hochmut und Eigennutz, trotzend auf eingebildetes Recht; aber beim Bauren werden die gleichen Untugenden zum Vorschein kommen; denn gerade diese Eigenschaften sind es ja nur, welche, wie ihr sagt, das Patriziat in ihm erregt. Was aber Baurenhochmut ist und wie plump im allgemeinen sein Eigennutz einherplampet, das weiß jeder. Der wird dann nicht einmal sparen, sondern erst wird jeder für sich nehmen wollen, soviel er kann, und was er nicht erhalten kann, das wird er verthun wollen, nur damit ein anderer es nicht kriegt."

„Auf eure Frage könnte ich euch Nein und Ja sagen," entgegnete der Herr. „Ein Baurenregiment im gegenwärtigen Baurensinn, das müßte z. T. ein lächerliches, z. T. ein furchtbar lästiges werden. Es werden auch Gemeinden gut regiert; aber in den meisten herrscht eine solche Despotie oder dann eine solche Uneinigkeit, ein solcher Eigennutz, Knauserei oder Verschleuderung, daß, wenn der gleiche Sinn der Sinn einer Regierung würde, es nicht auszuhalten wäre unter derselben, sie sich aber auch nicht halten könnte.-

„Aber wenn es etwas neues gibt, so wird die neue Regierung aus allen Kämpfern gegen die alte zusammengesetzt werden, aus Bürgern und Bauren, und vor allem aus denen,

die den bereits begonnenen geheimen Krieg eingeleitet haben. Hier sind doch viele edle und reine Kräfte: Männer die weder der Eigennutz noch der Hochmut leitet, sondern die Liebe zum Lande, welches so schnöde in der Entwickelung seines Lebens gelähmt wird. Die alle werden aber von den Alten ihre Hauptsünde erben: die Ausschließungssucht. Wie frei sich sich auch gestalten werden, etwas wird ausgeschlossen werden müssen von der Teilnahme an der Staatsverwaltung und wahrscheinlich wir; denn uns können die Advokaten am wenigsten leiden, aus bekannten Ursachen. Dann kommen ländliche und städtische Interessen hintereinander, und die Bürger, als die Schwächern, wird man zu verdrängen suchen. Die Advokaten werden besonders gegen einzelne kämpfen, die nicht gleicher Meinung mit ihnen sind, sondern ihnen zu widerreden wagen. Aber am Ende würden auch sie von der Bauersami verjagt werden, wenn dieser Kampf hoffentlich nicht so lange dauert, bis etwas neues unterdessen neue Kräfte zum Kampfe bringt, die am Ende doch siegen müssen. Ich meine nämlich eine allgemeinere 'tüchtigere Bildung. Freilich wird sich auch hier die eigene Erscheinung zeigen, daß die Kraft, welche zu ihr hingetrieben, ihr die Richtung wird geben wollen, bis sie auch dem Grundgesetz unterliegt: daß aus dem Bösen das Gute wird. Der Eigennutz vorzüglich treibt die meisten zur Bildung jetzt, wie die Bauren an der Gräbd trefflich es ausgesprochen. Vor Schaden wollen die einen sich oder ihre Kinder wahren. Gewinnen wollen die andern; die Gringe sollen Höfe wert werden. Hier zeigt sich als die erste Frucht. des Eigennutzes ebenfalls die Ausschließungssucht. Die, welche die Gewalt haben, werden nur ihren Kindern zu diesem Gewinn helfen wollen. Ehedem konnte man in den gewöhnlichen Schulen dieses bequem machen. Das Patriziat sorgte dafür, daß in den Schulen überhaupt wenig gelehrt wurde, und die Dorfaristokratie sorgte

dann dafür, daß das, was sie für das vornehmste in dieser Lehre hielt, nur ihren Kindern zukam. Das läßt sich jetzt schon schwerer machen, was man vielen Pfarrern zu verdanken hat, und wird später noch viel schwerer zu machen sein. Daher wird man die gewöhnlichen Schulen so schlecht als möglich erhalten; die reichern werden ihre Kinder denselben entziehen, in besondern Anstalten sie erziehen lassen oder eigentliche Dorfaristokraten=schulen stiften, wie man deren jetzt bereits an manchem Orte sieht. Dann wird der Eigennutz nur das lernen wollen, mit dem etwas zu verdienen ist, vor allem nicht deutsch, sondern weltsch. Denn man meint, es seien im Weltschland eigentliche Goldberge und Demantengruben für die Deutschen; weltsch sei der Schlüssel zu allen Geldkasten; weltsch helfe zu reichen Weibern und reichen Männern; weltsch helfe zum gut leben und gut haben, und wenn ein Bursche weltsch könne, so sehe man nicht mehr, daß er ein Lümmel sei, und wenn ein Schlärpli als Schlärpli wieder aus dem Weltschland komme, so dürfe es niemand mehr als Schlärpli ansehen, sondern man müsse von ihm sagen: es sei eine gebildete Tochter.

„Es ist, unter uns gesagt, nichts lustiger, als so ein ehe=maliges Schlärpli und nunmehrige Tochter lismend durch das Dorf stolpern zu sehen, das Klungeli im Fürtuchsack. Man gehe dann hinzu und sehe, wie schwarz der Strumpf aussieht; denn eine solche Tochter kömmt selten in Jahresfrist vom Börtli bis zu der Ferseren. Noch lustiger ist es, wenn sie einmal mit Rechen und Gabel auf der einen Achsel und mit der andern Hand ein Parisöli haltend heuen geht.

„Ferners wird man in den Schulen alles für überflüssig halten, was nicht zu der Bildung führt, die Geld einträgt un=mittelbar, oder mittelbar dadurch, daß sie in die Regierung führt oder zum Handeln, mit einem Wort: zu Geld. Ja, wer

weiß, ob man in diesem krassen Eigennutz nicht dahin kömmt, daß man die Fächer ordentlich abschätzt und auf den Punkt genau in Batzen oder Franken zu sagen weiß, wieviel dieses oder jenes Unterrichtsfach wert sei. Man wird vielleicht sogar dahin kommen, daß man für eine wöchentliche Unterrichtsstunde in der Mathematik die Hälfte mehr bezahlt, als für eine in der Religion.

„Aber auch hier hält sicher das Böse nicht Stich. Allerdings werden die ersten Früchte der sich verbreitenden Bildung wurmstichig sein, wie die ersten Äpfel, die ersten Zwetschen; wie eigentlich deren schon lange im Lande sichtbar sind und der Aufklärung einen so übeln Namen zuwege gebracht haben: verdrehte Rechtsagenten, ungläubige Halbherren und aufgeblasene Gewerbsleute, die über alles in der Welt schimpfen und doch zu nichts zu gebrauchen sind.

„Sobald aber einmal die Zeit der Reife naht, sobald man diese Bildung in ein förmlich System bringen will, dann sieht die Welt ihre Ungestalt, dann erschrickt man davor, dann siegt auch hier der gute Geist. Der erregte Hunger und Durst wird bessere Speise verlangen, die errichteten Anstalten werden mit einem andern Geiste erfüllt und wahrhaft geistige Bildung wird sich Bahn brechen in allen Ständen; denn der Bauer hat so gut Zeit, ein vernünftiger, denkender Mensch zu werden, als der größte Herr. Nur der Unterschied wird sich dann geben, daß der Herr viel weiß von der Kunst, und Gemälde und Bücher kritisch zu bereden weiß, der Bauer aber nichts davon weiß, hingegen viel von dem, was Gott schafft in und außer ihm. Und diese Bildung ist's, die dann mitten in den Kampf treten, der Ausschließungssucht ein Ende machen, den Kampf vermitteln, die Stände versöhnen und die Menschen vereinen wird. Denn der gute Geist ist immer stärker, als der böse;

dieser ist nur des ersteren Diener, der beständig das Böse will und doch beständig das Gute schafft."

„Herr Pfarrer, redet ihr da vom tausendjährigen Reich, wo der Löwe und das Lamm holdselig nebeneinander an der Quelle stehen? und glaubet ihr dann wirklich, daß es bald und auf diese Weise kommen werde?"

„Ihr seid ein Schalk, Wehrdi," sagte der Pfarrer. „An das tausendjährige Reich, wie die Propheten es in Bildern darstellen, wie die Rabbinen es versinnlichen, wie die meisten Leute es sich denken, Jesus auf einem Schimmel reitend, glaube ich nicht. Aber an die Idee glaube ich. An die Idee nämlich, daß die Welt nicht nur ein Narrensaal sei, an dessen Beschauung die Himmlischen sich ergötzen können, daß ein jeder einzelne nicht nur sei ein Eichhörnchen in der Trülle, das andern zum Vergnügen ringsum springen muß, bis es alle Viere von sich streckt. Ich glaube, daß der einzelne zu einem höhern Leben sich hier heranbilden soll. Ich glaube aber nicht nur das, sondern daß durch diese Erziehung des Einzeln die Geschlechter auf höhere Stufen steigen, daß die Zustände sich veredeln, daß es auf der Welt nach dem Plane Gottes besser werden soll und muß, daß, wenn eine weise Hand alles regiert, alle Kräfte, die wir in böse und gute abteilen, doch nur eines schaffen können, den Willen Gottes, der ein Ziel will. Dieses Ziel wird aber nicht mit einmal erreicht, fällt nicht mit einem Satz in die Welt, wie Joggi vom Baum, sondern die Welt bildet sich ihm langsam entgegen. Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. Dieses Ziel kenne ich nicht; aber dessen, was ich gesagt, redet der Weltgang mir Zeugnis. Wie früh oder wie spät das eintreffen wird, worüber ihr mich ausgelacht, das weiß ich nicht, aber daß diese Zustände sich nach und nach herausbilden werden, das zeuget in mir ein Geist, der nicht trügt; es ist ein Geist, man nennt

ihn mit verschiedenen Namen. Es ist der Geist des Glaubens, der Offenbarung oder der Geschichte. Ich bin schon manchmal ausgelacht worden um Äußerungen, die diesem Geiste entflossen, und wann ich sagte: Habt nur Geduld, es kömmt schon besser, so schimpfte man mich aus. Aber diesen Glauben trübt man mir nicht, macht mir nicht weiß, er sei ein Traum. In ihm liegt mir der tiefe Trost in meinem Amte. Ich weiß, ich nütze etwas. Er bewahrt mich vor jeglichem Haß, denn ich weiß: wie jeder auch, allerdings auf seine Verantwortung hin, sich gebärden mag, — er muß doch dem gleichen Zwecke dienen.

„Ich weiß, es ist nicht meine Aufgabe, alles selbst zu machen, sondern auf alle mich umgebenden Kräfte wirken zu suchen im Sinne Gottes, daß sie eilen die Worte Gottes zu thun auch wider Willen. Ich weiß, von mir hängt es nicht ab, daß es gut geht; es ginge auch ohne mich; aber wenn ich nichts thäte, so wäre mein die Verantwortung, mein die Verantwortung, daß einzelne zurückbleiben auf ihrer Bahn. Ich weiß, das Lob gebühret Gott; darum vermag ich kein Schleiftrog zu sein für alles, was ich nicht selbst gedacht, selbst gesagt, selbst gemacht. Ich weiß, es geht vorwärts. Darum vermag ich, geduldig zu sein, vermeine nicht, meine Weisheit in einem Tage auskramen, alle meine Einfälle in einem Tage verwirklichen zu müssen; vermag mich zu orientieren, zu untersuchen, ob die Kräfte zu diesem oder jenem Werke in mir oder in andern liegen; vermag es, jene Kräfte bewegen zu suchen, ohne daß es einem Menschen einfällt, mir dafür zu danken oder mich zu rühmen. Ich weiß, ich bin keine Eintagsfliege und Gottes Plan keine Seifenblase; darum jaste ich nicht und zapple nicht, und was meine Bauren dazu sagen, weiß ich wohl. Sie sind böse darüber, daß ich ihnen nicht das Lustspiel

eines zappelnden Pfarrers aufführen will, welches so viele ihnen geben und nicht nur ihnen, sondern auch den Herren z'Bern, die an solchen gar großen Spaß haben. Ich will nun einmal sehen, wie sie zappeln, und allemal, wenn sie verzappeln wollen, sollen sie mich in Liebe finden. Freilich weiß ich wohl, daß —"

„Herr Pfarrer, soll man euch die Suppe z'warme thun?" benggelte eine Stimme so unversehens zur Thüre hinein, daß wir ordentlich zusammen fuhren.

Wie aufs Kommando griffen wir alle drei nach unseren Uhren und fanden zu unserem Erstaunen, daß es schon weit über 9 Uhr war.

Wir protzten auf, gäb wie der Pfarrer sagte, es pressiere nicht halb so.

Wehrdi sagte: er hätte noch gerne unsern Strauß wegen der Religion mit mir ausgefochten vor dem Herrn; das lasse sich aber dann ein andermal machen. Unterdessen danke er für viel Neues, das er gehört. Er wolle fortan die Augen besser aufthun und dem Herrn Pfarrer berichten, was er bemerkt, wenn er es erlaube.

Ich dankte auch, obgleich ich deswegen nicht viel mehr begriff, und schob mich mit dem andern fort, bezündet von dem Pfarrer bis vor die Hausthüre.

Draußen meinte ich: der Pfarrer könne auch noch reden, wenn er abkomme.

„Ja, Schulmeister," sagte Wehrdi, „mache ume-n-o, daß du o so abcho chönnisch!" — „Gut Nacht!" sagten wir darauf einander und gingen von einander.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie man in Gytiwyl ein Schulhaus baut.

Ich ging heim und mir war, als ob ich ein Wurmpulver im Leibe und ein Wespennest im Kopfe hätte. Es gramselten mir des Pfarrers Reden im Gehirn herum, daß mir fast wunderlich wurde.

So wie ich mir Moses dachte als göttlichen Gesetzgeber, sitzend auf dem Gipfel Sinais, umleuchtet von Blitz und Donner, oder zürnend vor der Rotte Korah Feuer speiend, am Platze Gottes und von Gott gesandt — so sah ich auch die Herren von Bern sitzen auf dem Regentenstuhl in großen Perücken, majestätisch sonder Gleichen; sah sie mit dem Schwerte der Gerechtigkeit in der einen Hand weit hinausreichen übers ganze Land, sah die andere Hand mit der Rute der Zucht herumfahren im ganzen Land. Und wie ich an Moses glaubte, glaubte ich an die Herren von Bern, ihr göttlich Recht und Sendung. Und wie ich mir Moses nie dachte, ohne mit den Augen blinzen zu müssen vor seinem Strahlenangesicht, so mußte ich unwillkürlich einen Bückling machen, wenn ich dachte an die Herren von Bern und ihre Majestät. Von Patrioten und Jakobinern hatte ich gehört, die während der Revolution gehaust haben sollten im Lande; die stellte ich mir immer vor bocksbärtig mit wütenden Augen, blutschäumendem Munde und Krallen an den Händen wie der Vogel Rock. Die Aristokraten, welche die Patrioten wieder zum Lande hinausgejagt, schwebten mir dagegen vor ungefähr wie der Engel Michael, als er mit dem Schwerte die ersten Eltern zum Paradiese hinausprügelte.

Von Patrioten rein dachte ich mir das Land, glaubte, die seien längst alle geköpft oder gehängt; denn nirgends sah ich einen mehr, der Krallen hatte, wie der Vogel Rock. Einzig und allein meinen Schneider sah ich zuweilen verdächtig an, wenn nämlich sein linker Daumennagel, nur wenig weniger als einen halben Schuh lang, sich der Welt entgegenbäumte. Nun hörte ich auf einmal den Pfarrer selbst von den Herren von Bern reden, daß mir blau wurde vor den Augen. Freilich war er nicht bocksbärtig und schäumte nicht; er hatte im Gegenteil ein ganz glatt Gesicht und redete infernal gelassen; aber er redete doch von seiner Obrigkeit so ohne Respekt und zergliederte die Herren von Bern so gleichgültig, wie ein Metzger eine Sau, daß er mir gerade vorkam, wie ein verkleideter Patriot und mir recht unheimelig neben ihm wurde. Ich dachte, wenn das der Landjäger wüßt? Aber während dem ich so dachte, entschlüpfte mir ein Teil der Rede nach dem andern, wie böhmische Wörter. Bloß der Gesamteindruck wirbelte mir noch im Kopfe herum, als ich endlich heimkam erst nach 10 Uhr, zu großem Erstaunen meiner Frau. Ich muß ein merkwürdig Gesicht gemacht haben, fast wie der Ratsherr, der mit dem sammetnen Ärmel zum Fenster aussah in B., mit seinem Ärmel den sämtlichen Reichtum und mit seinem Gesicht die sämtliche Weisheit der im Ratssaale sitzenden darstellen mußte. Mädeli frug mich bald, was ich so wunderlich drein sehe und nicht antworte wie sonst; was es apartigs gegeben habe? Ich machte natürlich ein geheimnisvolles Gesicht und that kostbar mit der Antwort. Und als ich endlich mit derselben herausrücken, Mädeli die Gräuelworte alle erzählen wollte, die der Pfarrer ausgestoßen, waren sie mir alle entronnen, wie Fische und Krebse beginnenden Köchinnen. Etwas bestimmtes wußte ich gar nicht mehr zu sagen, sondern nur, wie der Pfarrer die Obrigkeit

zergliedert hätte und wie ich glauben müsse, er sei ein Jakobiner oder gar ein Patriot. Ich konnte gar nicht begreifen, warum ich von dem, was der Pfarrer gesagt, nichts behalten hatte, während ich die Gespräche der Bauren vom Abend vorher nicht nur recht gut in Gedanken hatte, sondern auch leicht durch den Mund bringen konnte. Mein Weibchen fuhr mich nicht übel an über die Beinamen, die ich dem Pfarrer gab. Der werde nichts sagen, als was recht sei und was er gut wisse, und sie wüßte eben auch nicht, warum man über die Berner nicht so gut reden könne und über den Landvogt, als über andere Leute: es werden doch Leute sein wie andere, und müsse sich ja auch der Pfarrer gefallen lassen, das jedes Lumpebürli über ihn räsoniere. Ich wollte meiner Frau des Pfarrers Frevel begreiflich machen; aber heute schwieg sie nicht wie gestern, sondern brachte mich endlich zum Verstummen und verstummt ins Bett. Es war, als ob der Pfarrer es ihr angethan hätte, so hatte sie den Narren an ihm gefressen. Ich glaube, wenn er gesagt hätte, Anken sei Speck, sie hätte ihr Lebtag dem Anken Speck gesagt. Es ist merkwürdig, wie der weibliche Glaube an Personen sich klammert und wie stark und blind er wird, wenn er eine bedeutende Person gefunden, aber auch, wie gefährlich für das Weib, wenn diese Person diese Schwäche mißbrauchen will zu sinnlichen oder sündigen Zwecken. An dieser Schwäche hängt ein bedeutender Teil des Sektenwesens; auf dieser Schwäche beruht großenteils der Einfluß der katholischen Geistlichkeit; diese Schwäche öffnet dem reformierten Geistlichen Thüren und Thore zu Hütten und Palästen, wenn er an die Herzen zu klopfen weiß. Wohl klopft auch mancher an die Herzen, und Thüren und Thore springen auf, aber bange bleibt der Klopfende stehen auf des Thores Schwelle und geht nicht ein in die Hütte, nicht in den Palast. Bärtig und bittend und

ehrfurchtgebietend steht der alte König Salomo vor ihm und hebt den Finger auf und sagt: Bewahre dein Herrz mehr dann alles, das zu bewahren ist, denn ein Narr ist, wer auf sein Herz sich verläßt — das habe ich erfahren; Da klopft des Klopfenden eignes Herz; betrübt wendet er heimwärts sich, an die Herzen klopfet er fort und fort, aber zu den Thoren geht er nicht ein. Da vernimmt aber bald gar manch Herz sein Klopfen nicht mehr, weil er nicht eingehen will zum geöffneten Thore. Wer sich aber auf sein Herz verlassen könnte, innen und außen schön wäre, was vermöchte der, wenn er zu den Thoren einginge! Aber solche Klopfer sind selten. Pinsel gibt es desto mehr, die schlagen an die Herzen mit Holzschlägeln und springen nach jedem Schlage an jede Thüre, schlüpfen durch jede Spalte und möchten jedes Herz mit den Fingern greifen und es vor ihre Brille (denn ohne die sehen sie nichts und mit ihr wenig) kriegen, um zu sehen, wie sie es zerklopft und wie es geblutet und geweint erbärmiglich.

Obgleich ich stumm ins Bett ging, so war es doch lebendig in mir und ward immer lebendiger. Was der Pfarrer in mich geworfen, das war auch von dem Samen, der aufgeht und Früchte bringt, wenn er Boden findet. Es war auch Same vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen, der den Menschen glücklich oder unglücklich machen kann beides. Doch vom Bauen will ich eigentlich reden und ob dem König Salomo hätte ich es bald vergessen.

Die Vorfrage beim Bauen ist gewöhnlich die: wo das Haus abgestellt werden solle, auf den alten oder auf einen neuen Platz? Die entferntesten wollen das Schulhaus näher, um den Kindern Weg und Schuhe zu sparen. Die nächsten möchten es entfernen; denn niemand hat ein Schulhaus gerne vor der Thüre, weil man das Vorurteil hat: vor dr Bursch syg nüt

sicher, u i dr Ornig ha chönn me se nit, da söll me ume höre. Dann kömmt noch in Betracht: ob etwa ein bedeutender Mann den alten Platz gerne hätte oder ein anderer den neuen der Gemeinde gerne für schweres Geld verkaufen möchte. Da glauben die Leute: heuschen mache selig und der uverschantisch sei bei Gott am besten an. So forderte z. B. im B... bach, einem Graben, wo Fuchs und Hase einander gute Nacht sagen, wo groß Streckene Land die Sonne nie gesehen haben, wo man in Fehljahren eine große Wyti um 3/4 Pfund Kaffee kaufen könnte, ein gemeinnütziger Schlegel für einen Platz zu einem Schulhause nicht weniger als 10 Kreuzer per Schuh, also 10,000 L. p. Jucharte. Der Entscheid dieser Frage erzeugt an manchen Orten schwere Kämpfe, und wenn die auch nicht soviel Leute kosten wie der trojanische Krieg, so hat man doch der Beispiele genug, daß sie noch länger dauerten, als dieser Krieg, nämlich über zehn Jahre, und die dabei entstandenen Feindschaften ewiglich.

Diesen Vorkampf hatten wir nicht in Gytiwyl; das alte Schulhaus stund bereits an der Ecke des Dorfes. Dorthin war es schon vor Zeiten abgestellt worden, weil niemand im Dorfe es bei seinem Hause haben, niemand dafür Land geben wollte. Man that es daher aus dem Dorfe, wahrscheinlich an den ehemaligen Waldsaum, und stellte es dort auf gemeines Land, das nur vorbeiziehende Schafe oder Gänse benutzten, ab. Seit 150 Jahren (so lange stund das alte Haus) war hier niemand andern Sinnes geworden, niemand begehrte es zu seinem Hause. Nur einige Tauner, die am andern Ende des Dorfes wohnten, meinten: es wäre billig, wenn sie jetzt das Schulhaus auch 150 Jahre auf ihrer Seite hätten; die Kinder der Bauren vermöchten besser, Schuhe und Strümpfe den heillosen Dorfgassen preiszugeben. Aber da es nur Tauner waren und auf

ihrer Seite gleich das Moos anfing, wo wirklich ein bös Bauen gewesen wäre, so bekümmerte man sich nicht viel um ihre Rede; man sagte nur: allbets sei doch das nit so gsi; selligi hätte ds Mul nit ufthа; aber jetzt heig e=n=iedere Schnuderbueb ds Recht, z'säge, was ihm z'Sinn chömm, we's ume=n=über e Bur usgang u nit über e Her. Der Kirchmeier wußte also, wo das Haus hinkommen müßte; es war nur darum zu thun, wie man bauen solle. Einhellig war man darüber, daß man den Lätti=kofern zeigen wolle, man vermöge es so gut als sie; auf 1000 Pfund komme es also nicht an. Aber ob man das Haus vom Luft ab oder gegen den Luft kehren, mit Schindeln oder Ziegeln oder Stroh oder Schiefern, mit einem deutschen oder französischen Dachstuhl ꝛc. bauen solle, darüber disputierte man sich, doch eben auch nicht hitzig.

Dieses Streiten sollte der Kirchmeier dann entscheiden durch den Ausspruch des Zimmermanns, den einzuholen er den Auftrag erhalten hatte. Aber mein Kirchmeier sagte: er könne nichts sagen; der Zimmermann sei noch nicht gekommen. Er hätte es dessen Vaters Bruders Tochter gesagt, die hier wohne: wenn sie ihn öppe sehe, so solle sie ihm sagen, er sölle öppe zu ihm kommen, wenn er öppe dadüre gehe. Er hätte gedacht, es pressiere nit sövli; es sei ja erst Fasnacht und er wüßt von mengem Baurenhaus, das von St. Johannstag bis z'Martistag gebaut worden. Mein Kirchmeier war kein schützigер Mann; der übte nicht blos das deutsche Sprichwort: Eile mit Weile, sondern besonders das schweizerische: Chume=n=i nit hüt, so chume=n=i doch morn.

Er war ein langer, stattlicher Mann und schritt stattlich einher, aber immer wie wenn er Holzböden an den Füßen gehabt hätte. Der konnte gar keine Veränderung leiden; er konnte weder Kuh noch Korn zu rechter Zeit verkaufen, weil das eine

Veränderung war; er konnte kein Werk anfangen, und auf jeden Fall keins im Laufe der Woche; daher war er gewöhnlich noch am heuen, wenn andere zu ernten anfingen. Er konnte, so träge er war, doch des abends nie ins Bett, sondern tubakete bis Mitternacht hinter dem Tisch oder auf dem Ofen ganz alleine, nur weil er nicht gerne etwas beginnen wollte, nämlich aufstehen statt sitzen, abziehen statt tubaken, ins Bett liegen und schlafen statt wachen und grad use luegen.

Wollte man ihn jetzern, sagte ihm die Frau oder die Söhne: „Ätti, wotsch doch nit? wär's nit Zyt?“ so antwortete er: „I will de öppe luege; es wird nit söoli pressiere; es isch di angeri Wuche no früeh gnue“. Wenn dann die Söhne ungeduldig wurden, so sagte er kaltblütig: „He, dr Großätti het allbets gseyt, we dBuebe-n-öppis welli zwänge, su müeß me se la zable-n-u-ne säge, me well-ne de i drei Wuche dr Bscheid gäh.“ Weil er nie zur rechten Zeit befehlen und anfangen konnte, so brauchte er noch einmal so viel Leute zur Arbeit als die andern, und diese Leute aßen noch einmal so viel Brot als die Hälfte Leute gegessen hätten, und doch trug der Hof immer weniger ab, weil nichts zur rechten Zeit gemacht wurde; und die Matten gaben fast kein Heu mehr, weil, war einmal das Wasser aufgereiset, es nicht mehr abgereiset wurde, und war es einmal abgereiset, er es nicht übers Herz bringen konnte, es wieder aufzureisen. Dabei war er huslich wie keiner; seine Frau brauchte ihm immer zu viel, und für irgend eine gute Sache hatte er nie Geld. Er war es gewesen, der den frühern Pfarrer am meisten auf der Mugge hatte. Er hatte sich manchmal im Futtergang oder im Säugängli versteckt, wenn er denselben gegen das Haus zukommmen sah. Dem kam es wohl, war er so reich und konnte er seinen vielen Knechten und Taunern den Lohn aus seinen Zinsen geben; der Hof hätte es ihm nicht ab-

getragen. Dieser Mann nun sollte den Schulhausbau leiten; man kann sich also denken, wie schnell das Werk ging, das von allen Werken im ganzen Dorf ohnehin am langsamsten geht, weil selten einer treibt, dagegen viele dessen Schleifströge werden auf vielerlei Weise.

Nun traf es sich, daß glücklicherweise der Zimmermeister dem Kirchmeier noch vor St. Johannistag anlief und ihm versprach, er wolle ihnen schon ein Schulhaus auf das Papier machen, das ihnen gefalle; wenn sie den und den Sonntag beisammen wären, so wolle er es ihnen zeigen und sehen, ob er neuis mit ihnen machen könnte. Der Bau eines Schulhauses ist der Willkür solcher Baukünstler überlassen bis an drei Bestimmungen, die einen doppelten Abtritt, 5 Fuß hohe Fenster und 9 Fuß Zimmerhöhe vorschreiben. Hat ein Bauer kurzum gebaut, so redet er auch sein Wort darein und bringt seine eigenen Einfälle in den Bau hinein; oder ist in der Nähe ein neues Schulhaus, so nimmt man das zum Muster, doch selten ohne etwas daran erlistelen oder ersparen zu wollen. Freilich hat man in neuerer Zeit Modelle gesehen; aber die passen zu mancher Landesgegend, wie Sommerstrümpfe für den Winter. Aber auch hier steht es jeder Gemeinde durchaus frei, ihre Schulstuben so groß zu machen, wie es ihr beliebt, sie ihrer Kinderzahl anzumessen oder nicht. Wohl die Hälfte der Schulhäuser, die von Anno 1810 bis 1820 gebaut wurden, sind bereits untauglich; eine Menge von denen zwischen 20 und 30 gebauten ebenfalls; und wie viele von denen in unserem Jahrzehn errichteten werden im nächsten Jahrzehn untauglich sein, besonders wenn die im Gesetz ausgesprochene Klassensönderung durchgeführt werden sollte? Über die Wohnung des Lehrers ist ebenfalls nichts gesagt; man kann ihm 2 bis 3 Stuben bauen so groß als man will; ja man kann zwei kleine Winkel machen, in denen

kein Bett Platz hat, diesen Winkeln Stuben sagen und sie für 40 L. anschlagen. Man kann ihm etwas Stallung, Tenne und Heuboden machen oder nicht machen, oder man kann sie so machen, daß das Gvätterzeug seiner Kinder darin Platz hat, ihre hölzernen Kühe und Wägelein, aber im Stalle keine lebendige Geiß und im Tenn keine Stoßbäre, geschweige denn ein Wägelein oder Karrli. Ja man kann dem Lehrer als Schaf- und Ziegenstall sogar den Keller unter der Schulstube, von ihr nur durch eine Diele geschieden, anweisen, auf die Gefahr hin, daß in wenig Jahren durch die gefaulten Bretter und Balken die Kinder hinunterfahren — freilich nicht in die Hölle, aber doch zu den Geißen.

Das alles kann man und darum hat ein Baugenie einen unendlichen Spielraum.

Der Bau- oder Zimmermeister nimmt die Aufrichtig, die Einwandung, Dielen, Boden, Bänke, Schränke ꝛc. gewöhnlich ins Verding, entweder mit oder ohne Holz. Wo Bauren Holzbesitzer sind, da liefern sie es gegen Schatzungen, die beidweg gemacht werden hoch und tief, je nachdem die Schätzer selbst Holz geliefert oder nicht; doch gibt's auch ehrliche Schätzer, warum nicht! Wo Bauren das Holz liefern, da ist's ein Herrenfressen für den Zimmermann, so in den Tannen herumhauen zu können, daß es Späne gibt von Mannsdicke und Tütscheni wie Sand am Meer. Hinter die ungezählten Laden zu geraten in dunkeln Nächten, ist ein Herrenfressen für alle die, welche Apfelhürde, Erdäpfelkrummen oder Schweinställe nötig haben; sie versorgen sich da wohlgemut und ungestraft. Auch die Wahl eines Zimmermeisters gibt hier und da das dritte Herrenfressen ab, wo mehrere Meister um den Bau buhlen, jeder sich Protektoren gewinnen muß und die Wahl von der Hausvätergemeinde abhängt. Wie man sich da in die Ecken nimmt, sich hinausruft,

in den Gängen herumschießt, sich flieht und sucht — es ist ein recht lustig Zusehen.

Bei uns ging's nicht ganz so; denn der Zimmermeister hatte keine Nebenbuhler; ein bedeutender Teil des Holzes mußte er selbst liefern; so machte man es mit ihm an jenem Sonntage. Ich traf auf der Gasse den Statthalter an und der hieß mich mit ins Wirtshaus kommen, zu sehen, welchen Palast man mir bauen wolle. Da möchte es sich doch wohl erleiden, daß man mir etwas vom Lohn abziehe, wenn ich in einem solchen Herrenhaus wohnen könne, meinte er.

Im Wirtshaus war die Vorgesetztenschaft versammelt um den Zimmermeister, der auf einem Papier ein Haus hatte, schön gelb und rot angestrichen. Selligs geb z'thue, sagte er, me glaub's nit; aber drum chönns o nit e-n-iedere; ume bis me wüssi, was gelb und was rot sein müsse, gehe es lang, u we me schon mein, me wüß's, su verschieß me doch geng no. Er erklärte nun das Haus und was jeder Strich zu bedeuten hätte, und daß das Haus einen Schuh länger, einen halben Schuh breiter sei, als das der Lättikofer; doch seien sie neue fast gleich, das chönn me sövli exakt nit breiche; uf e Schueh höcher oder niederer chömm's de nit ah; das chömm de geng no druf ah, wie me-n-öppe ds Gschwell heig u dNase. Die Vorgesetzten betrachteten die Sache still und lang. Endlich sagte einer: das Haus könne man nicht wohl kleiner machen; aber die Schulstube, die düech-ne nadisch doch z'groß, die könnte man wohl fünf Schuh kürzer machen. Die fünf Schuh könne man ja zum Gang nehmen; es sei auch komod, wenn der breit sei, oder zum Tenn; das hätte man auch nicht bald zu breit. Der Ammann sagte: öppis Recht hätte er. Ihn dünke es auch, die Schulstube sei zu groß; aber wenn man drei Schuh davon nehme, so möge das schon viel bringen.

Sie wurden endlich einig, die Stube um 4 Schuh zu verkürzen, so daß sie im Bunde 30 Fuß breit, 31 Fuß lang wurde für 150 Kinder, an einem Orte, wo die Burger Rechte in Moos und Wald hatten, wo man also auf eine bedeutende Volksvermehrung schließen konnte, indem an solchen Orten selten ein Burger sich entfernt. Mich fragte man gar nicht; man zeigte mir bloß, welch große Bhusig ich bekomme, nämlich drei Stuben auf der Schulstube. Da werde es mir doch dann nichts machen, in das eine Stübli hie und da eine Familie aufzunehmen, welche ihnen auf der Bettelfuhr zugeführt würde. Ich fragte endlich: ob man den Plan nicht noch dem Pfarrer zeigen wolle, ehe man es bestimmt abmache; der hätte vielleicht auch was zu sagen.

Was das den Pfarrer angehe? fragten mich zwei miteinander; der gäbe ja nichts dazu und er wäre im Stande, es ihnen expreß zu verpfuschen; u was so eine vom Bauen verstehe, der sein Lebtag nicht einmal ein Säuschürli zu bauen vermöge?

Nachdem sie so einig mit einander geworden, ging nun das Märten um den Preis an und um die Handleistungen. Dabei wurde manche Halbe getrunken und manch Stichwort gewechselt. Die Bauren hielten dem Zimmermann vor, er werde ihnen dann kommen im Heuet, der Ernte und dem Emdet, wenn kein Bauer Zeit habe, ihm zu fressen zu geben; da begehrten sie ihn dann auch nicht. Der Zimmermann aber sagte, das werde ihnen nicht söoli machen; die Blinden und die Lahmen und die Ghörübel, welche sie an solche Gemeindwerke schicken, könnten sie doch in der Ernte nicht brauchen; und die stumpfen Beile und verkrümpelten Sägen und fingerslangen Schaufeln, welche sie ihnen mitgeben, werden sie doch im Heuet auch nicht brauchen.

Vor dem Heuet sollte Material geführt, das alte Haus abgebrochen, der Baugrund geebnet, der Keller erweitert und die Schwellen untermauert werden, zwischen Ernt und Heuet aufgerichtet und dann alles so bald als möglich fertig gemacht werden. Mir wurde unterdessen eine Stube zum Bewohnen angewiesen, in welcher im Winter ein Küher logierte. Noch einige Reden verursachte die Frage: ob man den Plan auf Bern schicken und um eine Steuer ansuchen wolle oder nicht? Mehrere waren der Meinung: sie vermöchten selbst zu bauen, wollten nicht betteln und möchten dann nicht, daß so ein Weisheitsbüntel von Bern ihnen in ihre Sache rede, und was es gebe, trage die Mühe fast nicht ab, die man damit habe. Der Zimmermann aber redete ein: man brauche den Plan nur dem Schulkommissär abzugeben und der wohne ja nicht weit. In Bern rede man nichts darein; man sehe nur nach dem Abtritt, und wenn der recht sei, so sei alles gut. Es sei doch auch lustig, wenn man ein paar hundert Franken holen könne so mir nichts dir nichts, und noch dazu in gesetzlichem Gelde, wenn es nämlich ihr Schaffner, der die Sache für den Landvogt mache, nicht treibe wie der in seinem Amte, der alles gesetzlich einnehme, aber so schlecht als möglich bezahle mit der niederträchtigsten Münze. Neulich sei ein Haus verbrannt, das in der Brandassekurranz gewesen wäre; da hätte der Brandbeschädigte vom Schaffner die obrigkeitliche Steuer erhalten in lauter Brabäntern, aber alle zu vierzig Batzen gerechnet. Es nehme ihn doch Wunder, was der, der so gerne andere verklage, machen würde, wenn auch einmal einer Guraschi genug hätte, ihn zu verklagen? wahrscheinlich müßte die Sache der Landvogt ausfressen oder Schuld sein daran.

Endlich war man fertig, daß man nach der Üerti fragen konnte. „He, no-n es Mößli," sagte die Wirtin, „de will i's

säge!" Als man sie vernahm, schoben die Mannen die eine Achsel in die Höhe und fuhren mühselig mit den breiten Händen in die engen Hosensäcke, und jeder zog ein Hämpfeli Münz heraus (nur die ledigen klimpern mit Brabäntern und Fünfunddreißigern) und brösmete dar, was ihm ziehen mochte, und der Ammann sagte zum Statthalter: „Lue doch, ob ih's recht zellt ha? i gseh's nimme recht, we-n-i nit dr Spiegel ha."

Ganz Hans oben im Dorfe kam ich heim und erzählte meinem Mädeli, in welch schönes gelb und rotes Haus wir bald zu wohnen kämen, mängi Bäurin werde über ihns schalus werden.

Es wett, mr wäre scho drin, sagte Mädeli — weiter nichts.

Am nächsten Chorgericht konnte der Statthalter sich nicht enthalten, dem Pfarrer zäpfelnd zu sagen: si welle's i Gotts Name probiere, ob si's vermöge, es Schuelhus z'baue-n-oder ob si drob müeße z'Lumpe werde.

Der Pfarrer verzog keine Miene, sondern sagte ernsthaft: das well er nit hoffe, es wär ihm leid für se; aber si sölli si in Acht näh mit den Arbeitsleuten und gute Akkörde schließen. Vor allem aus möchte er ihnen empfohlen haben, daß sie jedem Arbeitsmann in den Akkord thäten, daß er bei Strafe eines bestimmten Abzuges um die und die Zeit fertig sein müßte mit seiner Arbeit. Es sei jetzt schon wohl spät und er fürchte, es gehe sonst wie an andern Orten. Habe ein Partikular ein Haus zu bauen, so sei er hinter den Arbeitern her und pressire sie, damit er zu rechter Zeit seine Arbeit erhalte und in der guten Zeit sie gemacht werde. Und doch möge das noch mancher Partikular nicht zuwege bringen, besonders wenn seine Arbeiter in die Stündeli gingen. Man solle nun denken, wie das bei einem Schulhaus gehe, wo gewöhnlich niemand sich die Zeit

nehme zu pressieren und jeder Partikular finde: mit dem Schulhaus könne man wohl warten, bis seine Arbeit fertig sei, und jeder Arbeiter denke: die Gemeinde werde nicht böse, wenn er zaudere mit ihrem Hause, wohl aber ein Partikular. Da werde dann gewöhnlich furchtbar gepfuscht, die Öfen und Kamine erst gemacht, wenn es einfriere, die Fenster erst eingehängt, wenn es bereits ins Haus geschneit, die Vorfenster aber erst mitten im Winter oder manchmal erst den folgenden, wenn von dem herablaufenden Wasser die Wände und Gesimse unter den Fenstern ganz schwarz geworden. Um das Haus herum bleibe es dann im Urzustand (ich rede hier nicht vom Urzustands- und dem ihm entsprechenden Urdingwort), so daß die Kinder beim nassen Wetter Schuhe und Strümpfe verlieren, ehe sie durch den Schopf kämen, und wenn sie endlich zu der Thürschwelle sich durchgeschlagen, dort nicht einmal die nötigen Tritte fänden, höchstens ein wackelndes Tütschi. Mit des Schulmeisters Wohnung sehe es gewöhnlich noch schlimmer aus; ob er einziehen könne, wann und wie, darum bekümmere sich niemand.

Der Statthalter war ganz verstummt von der langen Rede, zu der sich der Pfarrer hatte hinreißen lassen, der längsten, die er je von ihm gehört. „Ja, ja, Herr Pfarrer," sagte er, „me mueß luege; mr wei's öppe mache, daß es guet chunt, mr müsse-n-öppe-n-afe wie ds Baue geyt."

Als wir heimgingen miteinander, begehrte der Statthalter nicht übel auf. Der Pfarrer müsse sie dann nicht brichten, wie man bauen müsse; er müsse nicht meinen, sie seien nur dumme Bauren. So eine aber meine, es müsse alles auf einmal gemacht sein, und wenn man an eine Sache nur gedacht hätte, so müsse sie schon dastehen. Er hätte afe viel Akkorde gesehen, er glaube, mehr als der Pfarrer; aber sellig, wie er sage,

sei ihm noch keines unter die Augen gekommen; so etwas Halbtaubes wolle er nicht anfangen. Und wenn man den Handwerkern so befehlen wollte, wann sie fertig sein sollten, so würde jeder von ihnen auch kommen und befehlen, wenn sie dieses oder jenes führen sollten; aber da ließen sie sich nicht befehlen; sie seien schon lang zu Gytiwyl gewesen und es hätte ihnen niemand befohlen; sie wollen jetzt das D.... werk nit gah afah.

Wir hatten einen recht schönen Frühling; aber da war keine Zeit zum Schulhausbau. Ich ging einst zum Kilchmeier, als es mich dünkte, es wäre die höchste Zeit, daß etwas gemacht werde. Ich fand ihn hinter dem Tische sitzen tubakend. Die Frau nahm das Brot aus der Tischdrucke und sagte: „Schumeister, hockit u nät Brot, es isch früsches vo hüt-e Morge, u dr Müller het is dä Chehr schöns Mehl brunge: es isch nit vrschosse, wie süst.“ Und der Kirchmeier sagte: „Schumeister, was bringst neus?“ Ich sagte ihm, daß ich eben käme, um nachzusehen, ob es nicht bald etwas neus geben solle? Er sagte: „He, mi het geng no all Häng voll z'thüe gha u es het niemere dr Zyt gha, z'fahre-n-u cho z'helfe; aber hüt ha-n-i's myne Buebe gseyt, we sie öppe dr Polizeier gseye, su sölle si ihm säge, er söll öppe zueche cho, i well ihm de öppe-n e Lyste mache für ga z'biete. U de wei mr öppe mit enangere rede, we me öppe well afa. Es düecht mi, vor em Heuet syg's nit meh dr wert u vom Heuet bis i Winter isch's no lang.“ Und wie der Kirchmeier gesagt hatte, so ging es auch, da ich nicht heftiger treiben durfte. Und weil der Kirchmeier gewöhnlich ein halbes Werk hinter den andern drein war, so ging es bis fast zur Ernte, ehe man anfing.

Endlich mußte ich auszügeln und das alte Haus wurde eingerissen. Es that mir doch noch weh, das alte wüste Haus

verschwinden zu sehen. Es war Zeuge gewesen von meinen Freuden, meinen Leiden. In diesem Winkel waren mir Kinder geboren worden; in jenem Winkel hatte das Totenbäumchen meines kleinen Kindes gestanden; auf dem Ofen waren wir so oft zusammen gesessen mit offenen Herzen, aus denen Liebe und Vertrauen quollen; an den gestorbenen Fenstern mit den runden Scheiben war ich so oft betrübt gestanden und hatte zu einer noch heitern Scheibe hinausgesehen, von welcher Seite her das Glück kommen wolle. Und wenn ich in die Winkel sah, auf dem Ofen saß oder am Fenster stand, so weckte mir der bekannte Anblick die alte Stimmung, die alten Gefühle wieder und es tauchte in mir auf die alte Zeit mit ihren Freuden, ihren Leiden. Aber den Leiden hatte die Zeit den Stachel genommen, während die Freuden noch so frische und liebliche Klänge anschlugen in meinem Herzen! Darum waren mir diese Rückerinnerungen so lieb, so lieb die Orte, die sie in mir heraufriefen! Darum hätte ich dem alten Hause bald nachgeweint, wie einem scheidenden Freunde. Mädeli that es wirklich.

Unser Gärtchen und die herumliegenden Grasplätze mußten wir für dieses Jahr verschätzen und die Ziege, die ich endlich zu kaufen vermocht hatte, den Zäunen nachsenden. Dafür entschädigte uns niemand. Man sagte mir, ich könne wohl zufrieden sein, wenn niemand davon rede, mir am Lohn abzuziehen, weil ich jetzt eine so schöne Bhusig bekäme.

Der Bau ging vor sich, aber langsam. Der Zimmermann klagte immer, er hätte gar schlechte Handbietung von den ihm zugegebenen Arbeitern; der Maurer klagte über Mangel an Material; und der Kirchmeier antwortete ihnen dann: er wolle öppe auf die Leute luegen und wenn er sie öppe sehe, so wolle er ihnen sagen, sie sollen öppe fahre-n-oder öppe-n-einisch e bessere schicken.

Endlich, Ende August, war der Bau aufgerichtet. Alles lief hinzu und bewunderte ihn; dann lief alles davon und alleine blieb der Bau. Und er blieb alleine den ganzen Herbstmonat durch. Endlich ward mir doch angst und ich lief einmal wieder mit dem Herzen in beiden Händen zum Kirchmeier, um ihm mit der Brattig zu Gemüte zu führen, wie nahe Martistag sei und daß der Küher bald kommen und ich dann Platz machen müsse. „Ja, ja, Schumeister, me cha nit geng alles zwänge; i ha scho lang bifohle, me söll mr öppe-n-us-e Zimmerma u-n-us-e Murer u-n-us-e Polizeier luege; u we me se die Wuche nit öppe gseht, su mueß me die anger Wuche 'ne expreß Bscheid mache, daß sie öppe chömmi.“ Endlich kamen wieder Arbeiter und es wurde am untern Ring gearbeitet. Aber allgemein erscholl von den Arbeitern das Geschrei: daß sie nicht Materi hätten und daß die Fuhrungen gar zu hinlässig gemacht würden. Da geschah dann mehreremal, daß wegen Mangel an nötigem Baustoff ein Meister mit seinen Gesellen aufpackte und das Haus im Stich ließ. Dann kam freilich das Material auf den Platz; aber kein Meister war da, es zu verarbeiten. Dann kam selbst der Kirchmeier in Gusel; er sagte nämlich: er wolle auf den Zimmermeister oder den Maurer luegen, und wenn er sie öppe sehe, ihnen scharf bifehlen, daß sie die andere Woche kämen. DSache wären jetzt da und er hätte noch andern bifohlen, daß sie auch auf sie luegten. Dem Maurermeister war eines jener Ofenungeheuer in die Schulstube zu machen befohlen worden, die man noch an manchen Orten sieht hinausreichen in die halbe Stube und an manchem Orte den vierten Teil der Stube unbrauchbar machend. Ein Ungeheuer von Sandstein, die Platten 7 Zoll dick — und der Ofen 8 Schuh breit und 8 Schuh lang. Ein Ungeheuer, das als Backofen in die Arche Noah zu groß gewesen wäre, wenn Noah auch alle Pärlein

von vierfüßigen Tieren mit Brot hätte füttern wollen. Ein Ungeheuer, das drei bis vier Wedelen braucht und um 10 Uhr zu warmen anfängt, wenn man am 6 Uhr einheizt. Und wenn ein Schulmeister erst um 7 oder 8 Uhr aufmag, um zu heizen, wann wird er dann heiß? Und wenn das Feuer erst im Ofen spretzelt, wenn es 9 Uhr schlägt, wie mag's da den armen Kindern mit ihren nassen Schuhen und Strümpfen, aus denen zwei gwundrige Ferseren blau herausguggen, zu Mute sein hinter ihren Namenbüchern und Fragenbüchern? Die Bauren meinten, sie wollten einen rechten machen lassen; der hielte es dann auch und behalte die Wärme, und wenn er groß sei und lang warm bleibe, so sei auch der Schulmeister froh darüber; er könne desto mehr Bätzeni dörren auf demselben während der Schule und nachher. O, wie dieser Geruch dann so lieblich und duftend verschwimmt, den Grundton bildend, mit allen Gerüchen, welche die Kinder bringen, und wie labend es einem in die Nase steigt, besonders wenn die Leberwürste im Laich sind! Alle Winter wurde seither aufbegehrt, ich heize nicht genug und die Kinder müßten am Morgen fast erfrieren. Die Lümmels gedachten nicht, daß die große, weite Schulstube, die schlecht eingemacht ist, durch 16 Stunden leer steht, nicht wie eine Wohnstube warm bleibt, sondern während der Nacht ihrer Wärme sich entleert. Sie dachten nicht daran, wie lange der Ofen brauche, warm zu werden, und wie langsam ein solcher Ofen wärmt. Und heizte ich recht wütend ein, so hob es die Platten auf, rauchnete und es ward eine Hitze in der Stube, daß man des Nachmittags die Fenster offen haben mußte, wenn man nicht ersticken wollte. Mich wundert, wenn man endlich zu einer vernünftigen Heizung der Schulstuben kömmt und zu vernünftigen Öfen? Mich wundert, ob man nicht zu Anwendung von eisernen Rohren oder eisernen kleinen Öfen kömmt neben dem größern Ofen? Es gibt Winter,

wo es eine große Wohlthat wäre, wenn man nur am Morgen es schnell warm machen könnte für die erste Stunde. Die Menge der Kinder bei lauer Luft oder warmer Sonne heizen für den übrigen Tag genug, so daß ein den ganzen Tag Wärme ausströmender Ofen eine wahre Last und Pein wird. Es gibt Winter, wo man die Hälfte Zeit so heizen und wenigstens zwei Drittel Holz sparen könnte.

Es hatte geschneit über die Berge, der Schnee die Küher hinuntergetrieben von den Bergen ins tiefere Land. Sie kamen gar stolz herab, holeyeten noch einmal so laut, tranken nur zehnbatzigen Wein; die Jungen neckten alle Mädchen, die Küherstöchter sahen schnippisch drein uud die Weiber saßen wie Gluggeren mitten unter den kleinern Kindern gar stolz und wohlgemut auf einem Bettstücki mitten in dem Grümpel ihrer Zügelten. Es hatte viele Käse gegeben auf dem Berg; wohlfeil war das Heu im Lande und wohlgenährte Kühe brachten sie heim, welche stolz die Köpfe hoben; darum trugen auch die Küher die ihrigen gar hoch. So war auch Toni, der Küher, der in meine Stube wollte, eines abends gekommen, ganz unerwartet, wenigstens mir. Die Kühe brüllten vor den bekannten Ställen und eine Schaar Kinder kletterte ab einem Wagen und stürzten dem bekannten Hause zu. Toni war ein Luzerner und hatte acht Kinder, alle schön, rot wie Milch und Blut, und schlank wie die Tannen im Walde, mit Zähnen weiß wie Schnee; aber mit Dreck waren alle überzogen wie mit einem Firniß, um die darunter liegende, durchschimmernde schöne, zarte Haut zu bewahren vor Kälte und Wind. Sauber war an Toni nur das, womit er seine Kühe berührte, seine Hände, sauber waren seine Milchgepsen, sauber waren seine Kühe; aber wie dann der übrige Leib, Häfen und Pfannen, Weib und Kinder versalbet und versauet seien, das

kümmerte ihn nicht. Diese Kinder nun, und hintendrein eine gewaltige Entlibucherin, die im Fall der Not mit einem Morgenstern ein Dutzend Nationalvereine zum Gugger gejagt hätte, kam hinter ihnen her und machte gar wunderliche Augen, als sie die Stube nicht leer fand. Man kann sich vorstellen, daß uns fast gschmuechtete, als wir sie hereinbrechen sahen wie das Wüetisheer.

Mit diesen Küherslеuten mußten wir nun unsere Wohnung, Stube und Stübli, teilen, bis das Schulhaus fertig war. Man denke sich die Wirtschaft. Es waren ehrliche gute Leute und unsere Kinder kriegten Milch, bis sie ihnen oben auslief; aber säuisch waren sie, wie ich mir Menschen nie gedacht. Daher stund ich alle Tage zum Schulhaus, bat den Maurer, der anfangs November noch an den Öfen machte und noch keinen Stein zum Schornstein gelegt hatte, doch recht um Beschleunigung. Ein Wintersturm hatte ihn mit seinen Steinen in die Schulstube getrieben; aber auch dorthin verfolgte ihn der Schnee, der lustig durch die Fensterlöcher wirbelte und die ganze Stube bedeckte. Er nahm sein Pfeifchen aus dem Maul, tröhlte einige tüchtige Stöcke ab nach Maurer-Manier und sagte: es nähme ihn Wunder, ob es denn dem d. Dräyhansli von Kirchmeier bald in Sinn käme, die Fenster zu verdingen bei selligem Wetter? Da war es mir doch auch, als ob einer der Pulversäcke von Constantine mir unter den Füßen geplatzt wäre und die Explosion mir zum Munde ausführe in unübersehbarem Blitz und Donner. Der Maurer fuhr ordentlich zusammen, als es so aus mir zu krachen und zu scheinen anfing, und meinte endlich, als er den Mund wieder bewegen konnte: „E, e, ume hübschli, Schumeister! ume hübschli! we's dr Pfarrer ghörti, was seytt er?“ — „Mira, was er wett; er fieng z'letzt selber a z'flueche.“ Über Stock und Steine rannte ich dem Kirchmeier zu; denn

mir kam es ganz graulich vor, in unserm Luzernermist neujahren zu müssen. Der 1. November und die Fenster noch nicht einmal akkordiert, die innern nicht, die äußern nicht! Das wie ein Lied immer vor mir herredend, stürzte ich ohne anzuklopfen in des Kirchmeiers Küche, wo derselbe eben Tubak anzündete, und schrie ihm mein Sprüchlein laut zu, daß es an den Wänden tönte. Der aber nahm die Sache kaltblütig, zog noch einigemal die Pfeife bedächtig an und sagte gelassen: er könne nichts dafür, er hätte seinen Buben schon mehr als einmal gesagt: we si öppe dr Tischmacher gseye, su solle si ihm säge, er söll öppe zu ihm cho.

So wolle ich gehen und ihn kommen heißen und zwar auf der Stelle, sagte ich; denn so könne das Ding nicht mehr gehen. Da sagte der Kirchmeier das merkwürdige Wort: „Jo, jo, gang ume; es düecht mi afe selber o, es sött pressiere.“ Das hatte er sein Lebtag noch nie gefunden, noch viel weniger gesagt. O, so ein Kirchmeier ist ein wahrer Schatz für ein Dorf!

Der Tischmacher verstund sich endlich zur Übernahme, obgleich er die Kürze der Zeit und seine viele Arbeit geltend zu machen wußte. Man denke sich aber, wie lange es geht, bis so ein Tischmacher, der nur einen halbbatzigen Gesellen und einen kreuzerigen Lehrbuben hat, Fenster und Thüren für ein Schulhaus gemacht hat. Es war ein harter Winter, wo von Martistag bis im April die Kälte nie aufhörte, von welcher die armen Leute erzählten, bis ein neuer strenger Winter den frühern aus dem Gedächtnis brachte. Unsere Erdäpfel hatten wir in den neuen Keller gethan, wo nun auch ein tüchtiger Webkeller angebracht war, weil in Lättikofen auch einer war. In diesem Keller war nun auch noch keine Thüre, keine Treppe dazu, das Haus nicht eingemacht, so daß die Erdäpfel, ehe

wir es uns versahen, überfroren, und wir mochten uns nun vorsehen, wie wir wollten, so gingen doch alle zu Grunde, welche die Mauern berührten, so daß wir im Frühjahr eine rechte Erdäpfelnot hatten und manchen schönen Batzen für solche ausgeben mußten. An Entschädnis dachte niemand. Endlich wurden die innern Fenster eingemacht. Es waren auch Fenster, wie man sie in den meisten Schulhäusern sieht, auf alle Wöhlfeli eingerichtet; Fenster, die nicht eingehängt, sondern eingenagelt werden, so daß es eine halsbrechende oder vielmehr glasbrechende Arbeit ist, sie herauszunehmen um zu waschen, oder, wenn sie eingeschwallet sind, eine rein unmögliche, daher sie auch in so manchem Schulhause ungewaschen bleiben. Die meisten dieser Fenster sind ganz und können auf keine Weise geöffnet werden; wo man es recht gut meint, macht man in einige unten Flügel zum aufthun, sonst läßt man es bei Läufterlene bewenden; daher es dann um das Lüften solcher Schulstuben wunderlich genug aussieht. Als die innern Fenster da waren, meinte man, nun mit den äußern pressiere es nicht so: die könne man öppe darthun, wenn es sei. Die äußere Kälte machte starkes Heizen notwendig; zwischen zehn und eilf Uhr tauten dann die von unten bis oben dick gefrornen Fenster auf; es tauten die Wände auf und das Wasser floß in der Stube herum, daß man fast Fußwasser bekam in selbiger. Die Hitze und das Wasser dämpften nicht übel, so lange die Schule dauerte: sobald dann die Wärme entwich und die Kälte hineindrang, setzte sich an den Wänden Biecht an fingersdick; das floß dann am nächsten Morgen auch in der Stube herum, so daß die Gesimse und Wände unter den Fenstern ganz schwarz wurden. So war es auch in der Wohnstube, oder vielmehr noch ärger; denn da war der Estrich noch nicht eingemacht; so tropfte es auch noch von oben herunter, floß die Wände nieder, daß

man manchmal nicht wußte, wo die Betten hinstellen, wenigstens an keine Wand; denn dort wären sie in kurzer Zeit verdorben. In den Wänden öffneten sich im Frühjahr Spalten, so daß, wenn der Bysluft ging, man nicht wußte, wo das Licht hinstellen; und glaubte man eine Spalte vermacht zu haben, so ging eine neue auf in den schlecht aus schlechtem Material zusammengefügten Wänden.

War's recht kalt, so ging es noch an; kam aber ein selten Tauwetter, dann sah es furchtbar aus. Innen wurde das ganze Haus naß und schwarz, und um das Haus herum bodenlos. Lehm war um das Haus herum geführt, aber nicht festgeknetet, hie und da noch zerstreut worden. Lösten sich dann diese Massen auf, so bildete sich um das Schulhaus herum ein Teig, durch den fast gar nicht zu kommen war. Wie manches kleinere Kind mußte ich dort herausholen, weil es sich mit seinen kleinen Kräften nicht mehr herausarbeiten konnte! wie manches paar Holzböden holte ich heraus, deren kleine Eigentümer barfuß und Mordio schreiend im Schopfe stunden und ihre Schuhe schon verloren glaubten! Man kann sich vorstellen, welche Massen von Kot so ins Haus geschleppt wurden und wie der Ofen bald aussah; denn die Kinder zogen trotz allen Befehlen nicht immer die Schuhe aus. So blieb es einen ganzen Winter und an manchem Orte bleibt es noch länger so, weil man gewöhnlich die oberkeitlichen Steuren ausbezahlt, wenn man das Haus fertig glaubt (auch das nimmt man nicht immer genau), ohne die äußere Umgebung zu berücksichtigen. Wo wir unsere Kleider versorgen sollten, wußten wir kaum. Glücklicherweise gehörten zur Schule fast keine Bücher und war für die wenigen kein Schrank da; sonst hätten sie Bärte erhalten. Es gibt aber auch alte Schulhäuser, wo vorhandene Lehrmittel in den Schränken faulen oder Bärte bekommen; ein schlagender

Beweis, wie fleißig man sie benutzt, oder wie passend die (meist geschenkten) Lehrmittel für diese Schule sind.

Anfangs Christmonat waren die innern Fenster angeschlagen worden, anfangs Februars kamen die Vorfenster: da dann das Elend etwas abnahm und es etwas heimeliger wurde im Hause. Allein ich kann nicht sagen, wie oft mich und mein Weib das Heimweh ankam nach unserm alten Häuschen. War es auch eng und klein gewesen, so war es doch so traulich und warm! Aber unheimeligeres kann es nichts geben, als ein durchzügiges, luftiges Haus, wo das Licht allenthalben im Winde flackert und jede Hand naß wird, die man an eine Wand bringt, die einen Thüren nicht mehr zu-, die andern nicht mehr aufzubringen sind.

Als endlich die Schule beginnen konnte, da entstund bei mir die Frage: ob nicht eine eigentliche Einweihung des Hauses stattfinden sollte? Ich hatte etwas über solche Dinge läuten hören, aber ich wußte nicht recht, was? Es hatte mich schon geärgert, daß man den Pfarrer nicht ersucht hatte, die Aufrichti-Rede zu halten und das Haus einzusegnen; es war mir deswegen auch um so unheimlicher im Hause. Nenne man es nun Aberglauben, Vorurteil, kurz wie man will: Gott sollte alles geweiht werden, nicht nur der Mensch, der geboren wird, nicht nur die Ehe, welche der Mensch mit dem Menschen schließt, sondern auch das Haus, welches der Gott geweihte Mensch bewohnen soll. Das Haus ist des Menschen weiterer Leib, das Haus ist die Herberge seiner Freuden und Leiden, das Haus ist der Zeuge seiner Seele; das Haus soll aber auch der Magnet sein, der den Mann und das Weib immer heimwärts zieht, soll ihm Trost und Hafen sein in allen Stürmen des Lebens; aber nicht Magnet, nicht Trost, nicht Hafen wird es ihm, wenn nicht Gott mit seinem Segen darin wohnt.

Zum Pfarrer ging ich daher mit der Frage: ob da nicht eine Einweihung des Schulhauses stattfinde, und ob er nicht die Hauptsache dabei übernehmen wolle?

Der Pfarrer antwortete: es komme alles darauf an, was man unter Einweihung verstehe. Verstehe man darunter ein großes Wesen mit Meyen, Kränzen (angefrornem Buchenlaub), Prozessionen rc., so wolle er mit der Sache nichts zu thun haben. Er hasse allen Spektakel und besonders jeden heiligen Spektakel, oder vielmehr jeden Spektakel in religiösen Dingen. Solcher Spektakel sei gewöhnlich nichts, als der Deckmantel für die fehlenden Gefühle, den mangelnden Geist. So sei es meist auch mit den Familienspektakelstücken, wo man sich bei jedem Anlaß umarme und mit rührsam verdrehten Augen einander anblicke, und mit den klingendsten Namen sich überschütte, mit sattsamer Beimischung des himmlischen Vaters und seines lieben Sohnes. Da fehle gewöhnlich dem Herzen die Wärme, der Seele die Innigkeit, wenn man nicht gar Schlimmeres mit diesen Worten verpflastern wolle. Am Ende laufe der ganze Spektakel auf ein drittes Plättli hinaus und manchmal sogar auf eine Flasche vom Mehbessere, aus welcher der Alte den Jungen die Tropfen zumödelet, seiner Dulcinea unter vielen: „Es isch gnue, hör doch!“ ein halbes Glas abgibt, den Rest wohlbehaglich sich zu Gemüte führt, und, wenn nicht zufällig ein Zank dazwischen kömmt, beide, ehe sie sich den Mund abwischen, sprechen: „Das war heute wieder ein schöner Tag und die Köchin hat ihre Sache diesmal gut gemacht, das muß man ihr nachsagen. Die letzte Auskehrete hat gefruchtet.“

Solchen Spektakel treibe man auch mit Schulhäuserweihen. Er wisse einen Ort, wo man sogar den Landvogt dazu entboten, der hätte dem Zuge voranreiten sollen, er wisse nicht

mehr, ob auf einem weißen oder braunen Pferde; und zwei Mädchen, ob weiß gekleidet oder anders, wisse er auch nicht, aber natürlich mit Meyen überhängt, hätten dann auf Kissen dem Landvogt die Schlüssel des Schulhauses entgegentragen sollen, u. s. w., u. s. w.

Der Geist sei's, der da lebendig mache, und diesen müsse man allein walten lassen da, wo etwas an die Seele dringen solle; alle äußere Beimischung fesle die Sinne derer, bei denen gewöhnlich nur die Sinne rege seien, so stark, daß dann das Geistige keinen Zugang finde, keine Empfänglichkeit.

Verstehe man also unter Schulhausweihe das, daß er die erste Kinderlehre halten solle in demselbigen, wo sich dann ein Wort über des Hauses Bedeutung und seinen Segen für das Dorf und die kommenden Geschlechter sagen lasse, so sei er von Herzen erbötig dazu. Brächte ich dann noch einen schönen Gesang zuwege, so sei das alles, was er nötig glaube.

Das war mir doch nicht ganz recht; einen Zug, irgend einen Zug, den ich anordnen könnte und demselben voranmarschieren und ihn regieren und vorsingen, hätte ich gar zu gerne gehabt. Da ihn aber der Pfarrer nicht wollte und ich allein es mir nicht recht klar machen konnte, wohin man zu ziehen hätte bei 10 Grad Kälte und zwei Fuß hohem Schnee, so unterließ ich den Zug — aber ungern.

Der Sonntag kam und auch der Pfarrer. Die Schulstube war gedrängt voll Weiber, denn die erste Kinderlehre in einem neuen Schulhause hatten sie noch nie erlebt; es nahm sie daher sehr Wunder, wie das zugehe. Der Pfarrer sprach nun recht deutlich von der Entwicklung des Menschen, daß jede Kraft in ihm genährt und geübt werden müsse, und daß er nach dem sich bilde, was man ihm vormache. Wenn er nur Spatzen

pfeifen hörte oder Katzen miauen und keine Menschen reden, so würde er auch wie ein Spatz pfeifen oder wie eine Katze miauen. Aus diesem führte er den Leuten gar wichtiges zu Gemüte. Dann gab er zu bedenken, daß das, was der Mensch lerne, nicht nur für dieses Leben, aber auch nicht nur für jenes Leben ihm dienen solle. Die rechte Lehre lehre den Menschen hier das Leben beginnen, das er in der Nähe Gottes fortzuführen habe. Sie bringe ihm die rechte Erkenntnis; die Erkenntnis bringe ihm den Glauben, daß in Christo und seiner Nachfolge für den Menschen das Heil sei, d. h. ihn zu seiner göttlichen Bestimmung führe, und dieser Glaube gebe ihm dann des Geistes Kraft, den Kampf der Läuterung, der Heiligung, des Darstellens von Gottes Ebenbilde zu beginnen. Diese Heiligung und Läuterung, dieses Ebenbild Gottes und die Kraft, in Gottes heiligem Willen zu leben, mache sein Leben aus, bilde die Schätze der Seele, die der Mensch hinübernehme in die andere Wohnung. Alle andern Schätze, alle Geldkisten, alle gefüllten Spycher blieben auf Erden zurück. Sie sollten sich daher einmal gewöhnen, ihrer Kinder Seelen als die Kisten und die Spycher anzusehen, die sie vor allem zu behüten, anzufüllen hätten mit edeln Früchten nnd Metallen. Diese Spycher und Geldkisten blieben nicht auf der Erde, die folgeten ihnen überall nach; ja sie würden derselben gar nicht los, auch wenn sie es wollten, und was sie in den Seelen aufgespeichert hätten oder nicht, das müßten sie haben in der Ewigkeit; es möge nun sein, was es wolle, so werde es ihnen zum Heil oder zur Verdammnis.

Der Pfarrer redete recht schön und ich mußte diesmal doch zu mir selbst sagen: so schön hätte ich es nicht gemacht.

Wir sangen darauf recht schön und glaubten die Leute recht erbaut heimzusenden.

Beim Herausgehen müpfte die Frau Ammännin die Frau Statthalterin und sagte: „Du, we üse Pfarrer nit e Narr wird, su vrstoh=n=i mi de nüt me druf! Mys Buebs Gring soll e Spycher sy u mr sölle üsi Frucht dari thue, si chömm is de nache=n=i's anger Lebe! Dä donstigs Narr, daß i doch o säge mueß! Mr mache=n=alli Jahr meh as 200 Mütt Gwächs, dr Rogge=n=u dGerste=n=ume nüt grechnet, u das sölle mir alles i üses Buebs Gring thue; öppis dumms e so go z'säge! I glaub's, we me das i=n=e Gring yche brächt, me chönt's de mit=näh i Himmel, aber ebe das Ychebringe=n=ist dKunst; es isch eis mügli wie ds angere; dä Narr!

Ich hatte auch erwartet, der Pfarrer werde eine Inschrift über die Hausthüre oder an die Faßi angeben; allein er sagte nichts davon. Da durfte ich auch nichts sagen; aber eine hätte mir bsunderbar wohl gefallen. Sie soll im Schwabenland oder in Friesland sein und lautet also:

Allhier erzieht man die Jugend
Zu jeder Wissenschaft und Tugend;
Auch bearbeitet man unartigen Kindern
Den widerspenstigen Hintern, —
Und zieht daraus zur Not
Sein tägliches kärgliches Brot.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Pfarrer mir die Schule doktern will.

Als die Leute aus der Stube waren, trat der Statthalter zum Pfarrer und sagte ihm schmunzelnd: „Gellit, Herr Pfarrer, mr hei es bravs Schuelhus jetzt? U zallt isch's o, dr Chilch=

meier het geng nache-n-usgrechnet mit de Lüte-n-u dr Schumeister het e Wohnig wie-n-e Herr. Weit dr se nit o cho luege?" So mußte ich mit ihnen die Treppe auf und wie da Mädeli rot wurde, als der Pfarrer zur Thüre eintrat! Es lag zwar nicht alles darüber und darunter; die Vetter waren nicht ungemacht, die Stuben nicht ungekehrt, die Kinder nicht ungewaschen, der Ofen nicht voll verlöcherter Strümpfe und Hosen; aber es war das erstemal, daß der Herr in unsere Stube kam, das erstemal, daß Mädeli mit ihm reden sollte, vor dem es so großen Respekt und zu dem es so großen Glauben hatte; darum wurde es rot, und bang klopfte ihm das Herz sichtbarlich unterem weißen Hemde. Der Pfarrer rühmte Mädeli gar, wie es sauber Hus heig, ganz anders als mängi Schulmeisteren, und fast gar wäre Mädeli dazu gekommen, ihm ein Kaffee zu machen, wenn nicht der Statthalter absolut den Herrn Pfarrer hätte traktieren wollen. „Dr cheut o mitcho, Schumeister, we dr weyt," sagte er mir; aber ich ging nicht mit. Ich sagte beim Abscheidnehmen dem Pfarrer: ich hätte gerne mit ihm geredet, wie ich die Schule einzurichten hätte? Neuis müeß doch ga, das mache mir schon lange Kummer. „Ja, ja, Schumeister," sagte der Statthalter, „mr wey nit vergebe bauet ha; dr cheut mache, daß üser Buebe recht gschickt werde; m'r heis gar übel nötig. We mr nit o öppis lere, su werde-n-is dHerre z'schlimm." Der Pfarrer sagte mir, ich solle darüber nachdenken, was ich machen wolle, und dann solle ich zu ihm kommen; wir wollten sehen, wie etwas einzurichten sei.

Nun sann ich nnd sann; aber ich hatte es fast, wie jener Zimmermann, der fluchte, wie ihm doch das d. Sinne zuwider sei. Ich brachte nichts heraus, als daß ich großen Fleiß haben müsse. Am Morgen wolle ich schon vor 8 Uhr in der Schule sein uud nachmittags die Kinder nicht vor 4 Uhr heimlassen

wolle während dem Mittag die Federn schneiden. Auch dünkte mich, es sei am kürzesten, die Heustöcke bruchsweise rechnen zu lassen; man verirre am wenigsten, wenn man es einmal könne. Auch etwas Themaschreiben, dachte ich mir, könne nicht schaden; auch Quittungen die Knaben abschreiben zu lassen, möchte nützlich sein. Ich hatte auch etwas von einer Lehr gehört, welcher man die gegenseitige sagte, die solle gar ring gehen, hatte man mir gesagt; aber ich verstund mich nicht darauf. Ich nahm mir vor, den Pfarrer zu fragen, ob er sie mir zeigen könne.

Mit diesen Resultaten meines Sinnens machte ich mich an einem schönen Dezemberabend zum Pfarrer auf. Ich teilte ihm die Ergebnisse meines Forschens mit und meinen Wunsch, von der gegenseitigen Lehre etwas zu vernehmen.

Der Pfarrer sagte mir, die gegenseitige Lehre sei keine besondere Lehre, sondern nur eine besondere Art und Manier, die Kinder zu unterrichten, so nämlich, daß, was ein Kind lerne, es wieder andere lehren müsse. Auf diese Weise vervielfältigten sich die Lehrer; die Kinder würden daher mehr beschäftigt, ihre Zeit besser benutzt.

Das Ding gefiel mir gar nicht übel und ich war gleich bereit, schon morgen das Ding in meiner Schule angehen zu lassen, bemerkend, etwas davon hätte ich immer gemacht; Fragen überhören und buchstabieren mit den kleinern hätte ich mir gar oft durch größere Kinder abnehmen lassen.

Der Pfarrer ärgerte mich mit einem Lächeln, das auf seinen Lippen schwebte, und sagte dann noch: „Schulmeister, das geht gar nicht so geschwinde; ich fürchte, wir würden ein gar arg Pfuschwerk bekommen; denn damit der gegenseitige Unterricht gut gehe, sind zwei Dinge vonnöten, und ich weiß nicht, wie es mit diesen beiden bei euch steht?

„Vor allem aus muß die Schule in Abteilungen und Klassen scharf gesöndert sein, nicht nach der Größe oder dem Alter, oder der Zahl der Kühe und Pferde ihrer Väter, sondern genau nach ihrem Wissen und den Stufen, welche man in den verschiedenen Fächern zu machen pflegt. Wollt ihr eine Schule lancasterisch einrichten, so müßt ihr also vor allem aus des Stufenganges in jedem Fach euch klar bewußt sein und müßt genau wissen, auf welcher Stufe ein jedes Kind steht, auf welchem Punkte es muß angelangt sein, um es auf eine höhere zu befördern. Zweitens aber müssen die Kinder, da sie einander selbst unterrichten, alles klar und bestimmt wissen und deutlich begreifen; sonst können sie nicht deutlich und bestimmt lehren. Der Unterricht, der sie zu solchem Lehren befähigt, muß daher ein sehr regelmäßiger und planvoller, verständiger und verständlicher sein, sonst ist der gegenseitige Unterricht der verderblichste von allen: denn dann wird er zu einem förmlichen Abrichten, und keine Kraft im Kinde wird geübt als das Nachahmungsvermögen, welches den Affen bezeichnet. Und wenn ihr auch beides habt, dann erst geht die Not an, Schulmeister; dann erst müßt ihr beständig hinten und vornen sein, müßt allgegenwärtig sein in jedem Kreise, müßt selbst Unterricht geben und müßt besonders dafür sorgen, daß ihr kein einzig Kind aus dem Auge verliert, daß ihr über jedes alsobald könnt Rechenschaft geben, sowohl über seine Eigentümlichkeiten, seine Fähigkeiten, als seine Kenntnisse. Was meint ihr nun, Schulmeister, könnt ihr das Ding morgen angehen lassen?"

Ich sagte: nein! obgleich ich den Pfarrer nicht recht begriff da mit der Klassenabteilung und dem Stufengange. Aber was er denn meine, das gehen solle? fragte ich ihn.

„He, Schulmeister," sagte er, „vor allem, dünkt mich, wollen wir die Schule ordentlich abteilen und einrichten in

Klassen und Abteilungen. Ihr habt bis dahin nur diese Abteilungen gehabt: Namenbüchler, Buchstabierer, Leser und Fragenbüchler in zwei Abteilungen, solchen, die am Fragenbuch noch lernten, und solchen, die es ausgelernt.

„Diese Einteilung besteht in den meisten Schulen; sie bestimmt den Rang; nach ihr werden die Examenrödel gefertigt. Nun laßt uns auch Religion, Rechnen und Schreiben als Fächer ansetzen, zur Klasseneinteilung benutzen, wodurch wir dann auch in diese Fächer einen bestimmten Gang bringen müssen. Dann müssen wir nicht nur die Kinder, sondern auch die Zeit bestimmt einteilen, müssen abzählen, wie manche Stunde man diesem Fach oder jenem widmen und wie man die Fächer auf die verschiedenen Klassen so verteilen könne, daß sie sich am wenigsten stören und daß der Lehrer immer an einem Orte sein könne, ohne daß die andern Klassen dadurch besonders benachteiligt würden." Ohne einen solchen Stundenplan werde die Zeit nie recht benutzt und bald das eine Fach, bald das andere benachteiligt, je nachdem der Lehrer in der Laune sei oder für ein Fach mehr befähigt, als für das andere.

Einen solchen Stundenplan hätte ich auch, aber nicht auf dem Papier, sondern nur im Kopfe, sagte ich. Da müsse man sich aber immer darnach richten: ob wenig, ob viel Kinder da seien. Wenn am Morgen aufgesagt und gelesen sei, so rechneten die obern, und wenn nachmittags gelesen sei, so schrieben die obern, was es noch ergeben möge, und dreimal in der Woche singe man.

Ja, das sei ganz gut; aber wenn dann die kleinern rechneten und schrieben? fragte der Pfarrer.

Ja, das ginge die noch nichts an; mit denen hätte man genug zu thun, sie lesen zu lehren, geschweige daß man sie noch schreiben und rechnen lehren könnte; da käme man nirgends

hin. Es werde dem Herrn Pfarrer nicht Ernst sein damit? sagte ich.

Gar sehr Ernst sei ihm dieses; wenn man nicht bei den Kleinen die Schulverbesserungen anfange, da wo man meist gar nicht daran denke, so seien alle Versuche nur Wind und Thorheit. Die meisten gegenwärtigen Schulen thäten gerade das Gegenteil von dem, was sie sollten. Die Schulen sollten die Fähigkeiten der Kinder entwickeln, und gerade in den Schulen thäten die Kinder versumpfen, gewöhnten sich an Gedankenlosigkeit, Ohren zu haben und nicht zu hören, Augen und nicht zu sehen. Es sei ein Unsinn, und zwar ein gottloser, junge Kinder während der Zeit ihrer größten Lebendigkeit und Regsamkeit stundenlang hinter Buchstaben zu setzen, deren Sinn sie nicht begriffen, um diese Buchstaben anzusehen stundenlang und dann während einigen Augenblicken sie herzuplappern. Diese gräßliche Einförmigkeit töte alles Leben im Kinde; daher lernten Kinder, die zu Hause nicht getrüllet würden, in der Schule auf höchst langsame Weise lesen, und eben deswegen erleide ihnen das Lernen so furchtbar. Daher käme es, daß eine Menge Kinder in der Unterweisung weder wüßten, was im Fragenbuch noch was in der Kinderbibel stehe, obgleich sie dieselben hundertmal durchlesen, noch achtgeben könnten auf das, was der Pfarrer sage. Es hätte kein Lehrer sich der Kindergedanken bemeistert und Herrschaft über sie ausgeübt, sie fixiert auf einen Punkt; daher würden die Gedanken herrn- und meisterlos, und niemand könne sie festhalten, am wenigsten die, denen die Gedanken gehörten, daher eine Unzahl Menschen elende Sklaven ihrer Gedanken, Empfindungen, Triebe seien. Daher hätten eine Menge Menschen keine Augen für die Herrlichkeit der Natur, keine Ohren für die Stimme Gottes, nur Augen und Ohren für das, was ihre Lüste reize oder befriedige. Daher käme es,

daß man eine Menge Schulmeister klagen höre im Frühjahr, nun hätten sie keine Freude mehr an der Schule; die Besten seien ausgetreten und es wäre nichts rechtes mehr da. Da geschehe ihnen recht; sie hätten eben in der furchtbaren Schulunordnung sich nur mit einigen abgegeben und nicht mit der ganzen Schule gleichmäßig; daher hätten sie keinen Nachwachs, daher hätten sie nur einige, die etwas könnten; die andern taugten nichts, aber durch des Lehrers Schuld. Es hätte aber auch selten einer den rechten Verstand, eine Schule zu werten. An den Examen prunke der Lehrer mit einigen Schriften, einigen Rechnungen, einigen Fragen, daß das ganze Examinatoren-Kollegium sämtlich auf den Kopf sich stellt vor Staunen und wieder Staunen. Wie erbärmlich es mit den übrigen aussehe, das beachte dann niemand; daß das die besten Schulen seien, wo durch die ganze Masse durch ein gleichmäßiges Streben, ein gleichmäßiges Ergriffensein und Fortschreiten sich zeige, das beachte ebenfalls niemand. Wenn es mir daher aufrichtig mit einer Schulverbesserung ernst sei, so müsse ich von unten auf anfangen. Nicht nur werde es sich zeigen, wie weit ich es in Rechnen und Schreiben z. B. bringe, wenn ich früher anfange, sondern auch, wie ganz andere Kinder, wie fassungsfertig ich sie erhalte, wenn es mir gelinge, die aufgeweckten, lebendigen Kleinen aufgeweckt und lebendig zu erhalten in der Schule. Lasset diese Kleinen zu mir kommen, habe der Heiland gesagt, und gerade die Kleinen seien es, die man in sogenannten christlichen Schulen auf die heilloseste Weise vernachlässige.

Ich saß da, wie vom Himmel herabgefallen. Also sollte ich jetzt nicht nur mit Reichen und Armen, sondern sogar noch mit Kleinen und Großen schreiben und rechnen in der Schule! Da schien's mir wirklich, als ob die Frau Statthalterin recht hätte und es mit dem Pfarrer nicht ganz richtig sei in seinem

Obergaben. Nachdem ich den Pfarrer lange darauf angesehen hatte, was für ein Gesicht er dann eigentlich zu solchen Dingen mache, sagte ich ihm bescheidentlich: ich wüßte nicht, wie das gehen sollte; ich zweifle, ob die Kinder so klein schon einen Verstand hätten zu solchen Dingen; dann hätte man in einer so großen Schule nicht viel Zeit, sich mit den Kleinen abzugeben; man möchte ja jetzt kaum kommen nur mit dem Lesen und Buchstabieren; und endlich wüßte ich nicht, was die Bauren dazu sagen würden; sie seien das nicht gewohnt.

Der Pfarrer sagte mir: ich solle doch sagen, was die Kleinen für einen Verstand brauchten zu den Dingen, die ich jetzt mit ihnen mache? Ob es dann einen andern Verstand brauche, um einen geschriebenen oder einen gedruckten Buchstaben zu erkennen, oder eine Zahl? Etwas nachzubilden sei ja der Kinder größtes Vergnügen; ich solle sie nur betrachten in ihren Spielen. Er wolle wetten: wenn der Lehrer es verständig anfange, so hätten die Kinder ein viel größeres Vergnügen an der Schule als früher; ja ihr Vergnügen wüchse in dem Maße, in welchem ihr Thätigkeitstrieb beschäftigt werde. Auch solle ich nachdenken, ob dann eigentlich die meisten Kinder nicht vom ersten bis vierten Jahr am meisten lernten in ihrem ganzen Leben. Und wenn man es vernünftig anfange, so könne man Kinder von sechs bis sieben Jahren, ohne ihnen ein Buch in die Hand zu geben, weit gescheuter haben, als jetzt sechzehn- bis siebzehnjährige Kinder.

Ich wolle das dem Herrn Pfarrer glauben, sagte ich; aber da lernten die Kinder desto länger nicht lesen, und gegenwärtig brächte man es bei manchem schon nicht dahin, daß es lesen könne, wenn es in die Unterweisung solle.

Gerade das Gegenteil werde geschehen, sagte der Pfarrer. Ich solle doch nicht glauben, daß das Kind in der Zwischen-

zeit, während der Lehrer nicht bei ihm sei, lesen lerne. Nicht die Hälfte der Zeit sehe es ins Buch, und wenn es darein sehe, so geschehe es gedankenlos. Erhalte man es aufgeweckt durch andere Fächer und erleide es ihm nicht, daß es nur das Buch und immer das Buch habe, so komme es mit doppeltem Appetit wieder zum Buche und lerne in einer Viertelstunde mehr als sonst in zwei Stunden. Ich solle doch nur an das Lied vom Schlossergesellen denken.

Ich schüttelte für mich selbst den Kopf und dachte, der Herr Pfarrer vor seinem Kamin werde doch nicht besser wissen wollen als ich, wie Kinder lernen und was möglich sei. Aber zweimal in einer Sache zu widersprechen, wagte ich doch nicht. Ich zog daher das Andere hervor und meinte: es möge alles recht schön und gut sein; aber ich sehe durchaus nicht, wo Zeit hernehmen zu allem; ich möge diesen Weg fast gar nit gcho.

Das sei ein kitzlicher Punkt, sagte der Pfarrer. Schulen von hundert bis zweihundert Kindern seien allerdings zu groß. Aber gerade in solchen thäte eine bestimmte Ordnung not, und daß man so frühe als möglich anzufangen und in die ganze Schule einen bestimmten Gang zu bringen suche. Je bessere Ordnung sei, desto besser möge der Schulmeister gcho, und je mehr er die kleinern Kinder lehre, desto leichter komme er mit ihnen fort, wenn sie älter seien. Freilich müsse hier etwas gegenseitiger Unterricht stattfinden. Ältere Kinder könnten gar füglich mit den jüngern lesen und buchstabieren, besonders an den sogenannten Straßburgertabellen, auch mit ihnen zählen, Ziffern zeigen; zum eigentlichen Rechnungs- und Schreibunterricht finde sich dann immer einige Zeit.

„Also schreiben und rechnen sollen schon die ganz kleinen Kinder?“ fragte ich.

„Freilich! mit dem Namenbuch sollen sie bereits die Schiefertäfelchen zur Schule bringen," sagte der Pfarrer.

Aber dann habe man ja auch keine Zeit mehr, um auswendig zu lernen, antwortete ich.

„Freilich! das sollen aber in der Schule die ältern Kinder auch gar nicht; das sollen sie zu Hause machen, weil man ihnen sonst nichts anders aufgeben kann; in der Schule sollen sie es nur aufsagen."

Da stunden mir denn doch fast die Haare zu Berge ob diesen neuen, grauenvollen Dingen. „Aber, Herr Pfarrer, was werden die Bauren dazu sagen? werden sie nicht sagen: ich wolle die Religion aus der Schule thun und die Kinder zu lauter Agenten machen?"

„Sie werden allerdings schreien, wie über alles Neue; man muß daher nur langsam anfangen. Es werden immer einige Bauren sein, die ihre Kinder so früh als möglich geschickter als die andern haben möchten; bei diesen kann man anfangen; andere kommen nach und die Armen schmuggelt man am Ende dann auch ein."

„Aber, Herr Pfarrer, und die Religion? wenn die Leute so aufgeklärt werden, wo bleibt dann der Glaube? Es glaubt ja afange kein Agent etwas mehr, und es gibt auch unter den vornehmen und durchriebenern Bauren solche, die nichts mehr glauben."

„Mein lieber Schulmeister, das ist ein langes Kapitel; diesmal nur einiges darüber. Es gibt Übergänge in der Weltbildung, welche alle Stände mehr oder weniger durchlaufen müssen. Von den Gelehrten oder höheren Ständen gehen sie aus; aber am Ende durchlaufen sie auch die ungebildetsten Klassen. Ein solcher Übergang hatte die Welt ergriffen vor einigen fünfzig und mehr Jahren. Der Verstand war erweckt worden

und ging dem blinden Glauben zu Leibe, dem die schlummernde Vernunft, das im Winterschlaf erstarrte religiöse Gefühl, nicht zur Seite stunden. Der Verstand, den seine Flügel nicht über das Irdische, Sinnliche tragen, erhob ein Triumphgeschrei, gebärdete sich üppig und übermütig wie ein Jüngling im Flegelalter, und leugnete frech alles Übersinnliche ab, predigte förmlichen Unglauben, ganz mit dem gleichen Recht, wie ein Blinder die Sonne leugnen kann oder ein Tauber die Schönheit der Töne nicht begreifen will, ihr Dasein sogar in Abrede stellt. Nun bleiben freilich Menschen ihr Leben lang in diesem Flegelalter, wie ich euch Beispiele anführen könnte, aber das Menschengeschlecht nicht; ja ein bedeutender Teil ist bereits hindurch und zu einem schönern, geläutertern, innigern Glauben gekommen. Das Christentum, das viele sterbend glaubten, hat das Leichentuch, in das man es bereits hüllen wollte, abgeworfen und erhebt sich in ewig junger Herrlichkeit. Und gerade die Wissenschaften, mit denen man ihm ins Grab läuten wollte, gerade die haben auf die merkwürdigste Weise Gott verklärt, als einmal die Vernunft auch ihr Wort dazu sprach und das religiöse Gefühl an der lebendigen Anschauung unwillkürlich erwacht war. In diesem Flegelalter aber stecken noch eine Menge Menschen und namentlich solche Menschen, die, zu etwas Verstand und Klugheit gekommen, etwa die Gerichtssatzung haben besser begreifen gelernt als früher die Fragen, und die daher glauben: was sie mit ihrem Verständlein, das sich auf der nächsten Oberfläche der Erde zurechtfinden kann, aber nur auf der nächsten Oberfläche, nicht begreifen können als wie mit fünf Fingern, das sei gar nicht da. In diesem Flegelalter stecken allerdings eine Menge Agenten und andere Schreiberlein, stecken Kaufleute und Krämer, reiche Bauren und alte Landjunker, stecken Ärzte auch, die früher etwas von den Natur-

wissenschaften läuten gehört, und Wirte, die keinen andern Geist kennen, als den, welcher mit der Weinprobe gemessen werden kann. Doch sind im Ganzen genommen alle diese Leute weit weniger frech in ihrem Unglauben, als sie vor zehn oder zwanzig Jahren gewesen, wenigstens in unserm Kanton. Nur hie und da, wenn einer betrunken wird, wagt er in Wirtshäusern öffentlich seinen Unglauben auszusprechen, oder in seinen eigenen vier Wänden, wenn er Geistesverwandte vor sich zu haben glaubt. So vertraute jüngst ein Rechtsgelehrter Klienten: er hoffe es bald zu erleben, daß man den religiösen Firlefanz abschaffe. Sie schwiegen. Aber heimgekehrt erklärten sie: zu dem Manne könnten sie seither kein Zutrauen mehr fassen; e Gschichte wär er, aber wenn einer keine Religion habe, was man ihm denn eigentlich anvertrauen könne?

„Alle diese Leute geben sich für aufgeklärt aus, und darum ist die Aufklärung auch so in übeln Ruf gekommen. Sie sind gescheuter in vielen irdischen Dingen als andere; aber über dieser einseitigen Aufklärung steht eine viel höhere. Den Leuten, die sich so hoch dünken, fehlt ein geistiger Sinn; darum vermögen sie das Unsichtbare nicht aufzufassen, so wenig als ein Blinder die Sonne sieht. Ihnen fehlt ein geistiges Gefühl, das religiöse; darum vermögen sie Gott nicht anzubeten; darum ergreift das Christentum ihre Gemüter nicht, so wenig als ein Tauber von den schönsten Tönen etwas merkt. Laßt alle Musiken der Welt um ihn aufspielen, ja selbst unsern lieben Helfer den Takt dazu schlagen mit der Rolle und dem Leibe, er wird ein stupendes Gesicht dazu machen und spotten über die Musizierenden, daß sie so dumm thäten um ihn herum. Diese unglückliche Aufklärung aber, die nur ins Flegelalter führt, aber nicht heraus, die wird, nehmt es mir nicht übel, Schulmeister, gerade in den Schulen, wenn nicht erzeugt, doch befördert.

„In den einen Häusern, wo die Leute im Flegelalter sind, sehen die Kinder gar nichts Religiöses; im Gegenteil, was Kirche und Schule bieten, das hören sie ausführen und bespötteln. In andern Häusern, wo die Eltern noch nicht zu der halben Aufklärung gekommen, da liest und betet man noch; aber eine herzliche Frömmigkeit, die in herzlichen Worten und erbaulichem Thun sich ausspricht, ist nicht da. Das Beten und Lesen sind Übungen, ob man es noch könne; sind Frondienste, damit Gott nicht zürne; sind mühselig abgetragene Zinse, damit Gott nicht innhalte mit seinem Segen; sind Kratzfüße und Komplimente, die man dem mächtigen Herren macht, damit er süferlich mit einem verfahre. Gar oft widersprechen die Gebete der Eltern und ihre eigenen Worte und Werke sich auf die naivste, merkwürdigste, augenscheinlichste Weise, daß es auch halbwitzigen Kindern auffallen muß. Das jüngere Geschlecht erhält zum großen Teil den Unterricht nicht, der aus dem blinden Glauben führt, der zum Denken führt, der den Menschen befähigt, alles zu prüfen und eben durch diese Prüfung ein immer lauterer Christ zu werden, einen immer festern und kindlichern Glauben zu erhalten. Das jüngere Geschlecht muß, wie zu Hause unverstandene Gebete, in der Schule unverstandene Fragen verschlucken und soll sie glauben. Diese Fragen, sagt man freilich, werden erklärt; aber die Erklärungen sagen entweder mit andern Worten das Gleiche, oder sie machen das noch dunkel, was in den Fragen heiter war, und was in den Fragen dunkel ist, das machen die sogenannten Erklärungen widersinnig.

„Dann erklärt man freilich, wie man sagt, die Kinderbibel; aber höre man doch an so vielen Orten diese sogenannte Erklärung. Es ist ein grausam Konstruieren; es sind grausame Erklärungen einzelner Worte. Z. B.: man sage den Pharisäern Pharisäer, weil sie anders beschaffen gewesen seien als andere Menschen."

Der eigentliche religiöse Punkt und das, was das innere Gefühl erwecke und anspreche, bleibe unberührt. Was das Kind in der Schule bekomme, das mahne ihn gerade, als ob man einen Beutel mit Schrot oder eine Handvoll Kieselsteine in dessen Magen ausleere. Etwas im Magen habe es freilich, aber nichts Verdauliches, nichts das sich in Blut und gesunde Säfte auflöse, sondern etwas, das ihm Magenweh mache, ihn wenigstens beschwere, die gesunde Verdauung hindere, bis es abgegangen sei. Merkwürdig sei noch das, daß von allem dem, was der Schulmeister so unter die Kinder ausleere, das wenigste eigentlich verschluckt werde. Von den kleinern Kindern, welche diesem sogenannten Religionsunterricht auch zuhören sollten, um die man sich aber so durchaus nicht kümmere in der Art des Unterrichtes, daß auf einem Stundenplan stehe: Religions-Unterricht; untere Klasse: anhören, nachdenken, unbeweglich sein, — gäben die meisten auf diese ihnen unverständlichen Dinge gar nicht acht. Sie gewöhnten sich während fünf bis sechs Jahren, ihre Ohren ganz an einem andern Ort zu haben, so lange der Schulmeister erkläre oder unterweise; sie seien fast autorisiert dazu, zu glauben, es gehe sie nichts an. Kämen nun diese Kinder ins Leben, so brächten sie in dasselbe Klötze toten Glaubens, Floskeln und leere Worte ohne Gedanken, oder manchmal fast gar nichts. Dieser Glaube diene ihnen nicht als Richtschnur, gebe ihnen nicht Trost, wirke kein religiöses Leben in ihnen. Er halte gegen Angriffe nicht Stich, könne sich nicht verteidigen, unterliege nur zu leicht Zweifeln und arte in Unglauben aus. Dieses namentlich dann, wenn ihr Verstand in einem weitern Lebenskreise erweckt werde, wenn sie von vielen Dingen hörten, über die man sie in der Unterweisung und in den Schulen gar nicht aufmerksam gemacht. Der eigentlich Ungebildete sei besonders mißtrauisch, und wenn ein Schalk oder

ein Schelm ihm von unbekannten Dingen schwatze, ihm den Unglauben predige auf mancherlei Art, ihm vorspiegle, der Pfarrer und der Schulmeister wüßten dieses auch, aber sie verhehlten es expreß den Leuten und verkündeten, bestochen, nicht die Wahrheit, so wird der arme Tropf gegen Pfarrer und Schulmeister erbittert und hält alles für Lug und Trug, was er von ihnen gehört.

Es sei mit der Religion in vielen Schulen gerade wie mit dem Rechnen in vielen Schulen. Er habe schon oft klagen gehört, daß alles Rechnen in den Schulen nichts abtrage: entweder vergessen es die Kinder gleich, oder sie könnten, wenn man ihnen aus dem gewöhnlichen Leben etwas angebe, nichts damit machen. Das komme daher, weil in so vielen Schulen die Kinder gleich bei den vier Species anfangen müßten oder gar bei den Heustöcken, und, was sie machen müßten, nie wüßten, ihre Rechnungen nie in den Kopf bekämen, sondern nur für den Augenblick in die Finger. Aber beim Rechnungs-Unterricht fange man an, vernünftig zu Wege zu gehen; es sei aber schauderhaft, daß man beim wichtigsten, bei der Religion, noch gar nicht daran zu denken scheine und noch immer im alten Schlendrian fortfahre; daß man gar nicht daran denke, eine kindliche Religion ins kindliche Gemüt zum Bewußtsein zu bringen; daß man die Sünde noch nicht erkenne: die Hälfte der Kinder ohne Religions-Unterricht, ihre Herzen verharzen zu lassen.

Ich muß bekennen, des Pfarres lange Abkappete, denn was war es eigentlich anders? mühte mich. Ich konnte mich aber nicht fassen, um mich zu verteidigen; dazu kam mir noch Wehrdi in den Sinn, der mir ähnliches gesagt, nur nicht so ausgeführt. Daher wußte ich nichts anders zu antworten, als daß mir Wehrdi auch den Religions-Unterricht ausgeschimpft. Es mache es aber ein jeder, wie er könne.

Gerade der Wehrdi, entgegnete der Pfarrer, sei ein lebendig Beispiel, wohin ein solcher Unterricht, der, wenn er schon hier etwas besser, dort etwas schlechter sei, doch immer die gleiche Art an sich habe, abtrage, und wohin er führen könne. Ihm sei es am Ende glücklich gegangen, indem er im Leben auf solche gestoßen, die ihn anfgeweckt und zu Gott geführt. Es gebe aber auch ganz andere Ausgänge und die traurigsten von der Welt bei Leuten, welche im Leben zum Unglauben gebracht wurden aus dem blinden Glauben.

„So wurde ich einmal an einem andern Orte zu einem Menschen gerufen, der ein furchtbares Ende hatte in seinem Unglauben, sagte er. Es war ein sehr alter Mann, den ich sonst wenig gesehen, nie mit ihm gesprochen hatte; er floh die d. Pfaffen, wie er uns nannte, wie die Pest, und in einer Kirche sah man ihn nie.

„Der Alte, von dem ich rede, hatte eine gewaltige, widerspenstige Natur, die auch seine Eltern, die ihm durchaus nicht gewachsen waren, erfahren haben sollen. Der Gang seines innern Lebens ist nicht bekannt worden, weil er ihn niemand offenbarte. Aber aus der Art, wie er über die Schule und die Unterweisung schimpfte und fluchte, als lauter Lügenwerk, zusammengeflickt für's dumme Baurenvolk, läßt sich schließen, daß der erhaltene Unterricht auf blinden Glauben berechnet war und daher seinem scharfen und grübelnden Verstand nicht genügte. Zudem wogten in ihm wilde Leidenschaften; er hatte eine wahre Diebswut; fremde Weiber sah er auch gerne. Er hatte überhaupt Lust zu jeder Spitzbüberei, und um sich Bahn zu allem diesem zu machen, suchte er nachzuweisen: daß alle Religion nur Lug der Pfaffen sei im Dienste der Obrigkeit, die dummen Bauren, die er selbst nicht wenig verachtete und daher auch nicht berndeutsch redete wie sie, im Zaum zu halten.

Er suchte zu beweisen, daß Obrigkeit und Pfaffen um die Religion und ihre Gebote sich selbst gar nicht kümmerten, was sie doch wohl thäten, wenn sie nicht am besten wüßten, daß alles Lug und Trug sei. Damit glaubte er sich Erlaubnis zu jedem Laster erworben zu haben, sobald er dem weltlichen Richter zu entrinnen vermöge. In seiner Gottlosigkeit traf er nie auf Leute, die ihm an Einsicht überlegen waren, die im Stande gewesen wären, seinen fürchterlichen Zustand ihm selbst mit klaren Worten zu offenbaren. Im Gegenteil, er wurde selbst zum Apostel des Unglaubens; denn er traf es in die Revolution, wo er Gott auf immer abgeschafft glaubte, sich die sinnlosesten Reden erlaubte und nun meinte, es sei ihm alles erlaubt. Da zeigte er, daß er unter Freiheit die Erlaubnis verstund, nach Herzenslust stehlen zu können; vergriff sich am Staatsgut der Helvetik und erhielt fast den Strick um den Hals.

„Dieser Strick und die Umgestaltung der Dinge schüchterten ihn ein, aber besserten ihn nicht. Er predigte seinen Unglauben nicht mehr in den Wirtshäusern und an den Kreuzstraßen; aber wenn er Knaben verlocken, sie gegen Schulmeister und Pfarrer aufreisen, seine Gottesleugnerei in ihre Seelen ausgießen konnte, so war das seine Lust und Freude. Sein Reichtum mehrte sich, sein Land war das beste im ganzen Dorfe; aber auch sein Geiz nahm zu. Aus diesem Hause wurde keinem Menschen etwas Gutes gethan, mit Not hie und da ein Almosen gegeben. Als man einmal einem Handwerksburschen ein Stück Brot reichte, nahm es der Wind und der arme Bursche sagte: „„Danke Gott, wenn ich's bekomm."" Aber den reichen Mann sah man an neblichten Tagen auf fremden Ackern stehen, die an seine stießen, und mit der Schaufel Erde von jenen auf diese werfen; sah ihn, wenn er Pflug hielt, alle

Marksteine krumm- oder umfahren und Furche um Furche seinigen. Ja, er hatte den Strick vergessen, war wieder frech geworden und konnte sich nicht enthalten, Marksteine förmlich zu versetzen. Mit aller Frechheit und Gewandtheit konnte er sich nicht mehr herausleugnen; da wurde er verrückt. Die Leute glaubten, er thäte nur so, damit man ihm nicht die Ketten anhänge. Der Grund aber lag tiefer. Es war das Auftauchen des Gewissens, es war das werdende Bewußtsein: siehe, das ist des Teufels Lohn für ein teuflisches Leben. Sein scharfer Verstand konnte es sich unmöglich verhehlen, daß er sich in seinem Leben gräßlich getäuscht. Aber die strafende Gerechtigkeit ging wieder an ihm vorüber, warum, weiß ich nicht. Ob sie ihn vergaß? ob sie ein Auge zudrückte? ob Menschen angesehen wurden? ich weiß es nicht. Der verrückte Zustand ging vorüber; die alte Natur errang wieder den Sieg, wurde frecher als nie zuvor, sich vorspiegelnd, ihm könne nichts etwas anhaben, seine Frechheit habe ihn gefeit vor jeglichem Unglück; sein Verstand sei sein Glück, seine Vorsehung, die ihn nie im Stiche ließen.

„Da starb ihm seine Frau, die er eigentlich grenzenlos verachtet hatte. Er nannte sie nur den Dachen, den er des Öls wegen genommen, und das Bild des Todes trat hart ihn an; seine Hälfte wurde ins Grab gelegt. Da ergriffen ihn zwei Dinge: die Schrecken der Vernichtung, die furchtbare Gewißheit, fort zu müssen von seinen Äckern und Matten, seinen Rossen und Kühen, und wieder eine gräßliche Ahnung, daß mit diesem Leben nicht alles aus sei, daß seine gemißhandelte Frau, daß die verführten Knaben, die berückten Weiber jetzt vielleicht vor einem Wesen stünden als seine Ankläger, das er durch sein ganzes Leben verhöhnt, verleugnet. Da waltete in ihm eine unaussprechliche Seelenangst, Vorboten einer spätern Höllenangst.

„Aber es ward die Frau ins Grab gelegt, das Bild des Todes schwand aus seinen Augen; er fühlte sich noch stark, ungeschwächt. Die Seelenangst verrann wenigstens bis zu einem Grade, daß sie nicht mehr sichtbar war, und die alte Natur ergriff die Zügel wieder.

„Da ergriffen den sonst so starken Mann, der kaum wußte, was Krankheit war, der in ein hohes Alter fast mit den Kräften eines Jünglings gekommen, auf einmal furchtbare Ängstigungen, daß ihm die Augen fast aus dem Kopfe traten, daß ihm ward, als ob einer ihm den Hals zusammenschnüre, daß er glaubte ersticken zu müssen. Ob sie vom Blute kamen, ob sie Vorboten einer Brustwassersucht waren, oder von einem Herzfehler? ich bin kein Arzt, ich weiß es nicht. Genug, diese auch den besten Christen ängstigenden Zustände weckten auf eine gräuliche Weise den wieder schlafenden Wurm in ihm. Der Mann, der solches nie gefühlt, der ohne Mitleid gegen andere, um ähnliche Zustände bei andern sich nicht bekümmert, alle Klagenden verhöhnt hatte; der das Dasein solcher Zustände, die außer dem Kreise seiner Erfahrungen lagen, so gut weggespottet hatte, als was er sonst nicht sah, Gott und die ganze unsichtbare Welt, dem kamen jetzt diese peinigenden Anfälle durchaus nicht natürlich vor, sondern außerordentlich, übernatürlich. Er wähnte, es hange ihm jemand am Halse und wolle ihn erwürgen. Er schrie, seine gestorbene Frau sei gekommen, ihn hinüber zu holen, man solle ihm sie doch fortjagen; er sah bald diesen, bald jenen, den er um Seele oder Gut betrogen, auf seiner Brust knieen und schrie: der wolle ihm den Herzkasten eintreten. In der Nacht sah er den Teufel und alle seine Geister; bald wollten sie sein Bett anzünden, bald ihn in die Hölle reißen: dann schrie er mörderlich, schrie besonders nach dem Bonaparte, der sein Gott auf Erden gewesen, den er nie tot

geglaubt, daß der doch kon
Dann fluchte er über Bon
der ihn im Stich lasse jetz
liche Auftritte; alle Nachb
des sonst so gefürchteten T
auf des Nachts, als ob
und beteten, daß der Herr
Und wohl stund auch man
zu hören. Da vernahm er
das Angst- und Kampfgestö
zusammen, schauderte bis
eilig wieder seiner Hütte
schlotterend ein: Das wal

„Da war's, daß ein
ihm uns alle aus dem Sc
angst geflohen war und m
tusig Gotts wille gschwind
dr Großätti scho under d
mir schlug stürmisch das H
vor dem Anblick, der mein
stem Herzensgrund das ar
solcher Jammer sich gewa
gegen das Haus kam, hö
ihn schreien: „„Gell jetz l
jetz geisch!““ Zwischen
donnern an den hölzernen
Teufel dStäge-n-ab pürzlet,
dem dritte Saarbaum ste
ganz syg; nimm dMistg
gschwind! Lue, dert chunnt
mi o jetz no nit rüyhig l

gsi! Wehr di, Bueb; warum lasch se wieder dStäge-n-uf? Bonepart, chumm, oder si näh mi, si hänke mi, si spanne mi a Charre, si schleipfe mi i dHöll. Aber es isch keini, nei, bym D., es isch keini!""

„Ich stund schon lange stille nebem Ofen, durch den Bettumhang verdeckt, und trat, um ihn zu besänftigen, ans Bett. Auf dem Tisch am Fenster flimmerte eine düstere Lampe. Als er jemand gehen hörte, wandte er sich rasch von der Wand nach der Vorderseite, und als er meine Gestalt so lang und schwarz am Bette sah, da ließ er einen Schrei aus, der durch Dörfer, Felder und Wälder gehen mußte: „„Hu, Teufel! wart, Teufel! Teufel, bist doch da?"" Mit Blitzesschnelle fuhr er auf, krallte die Hände mir entgegen: da war's, als ob eine innere Gewalt ihn hemme; es traten ihm die Augen aus dem Kopfe, er schnopste einige Male heftig auf, streckte die Zunge heraus, krallte die Hände in den Kopf, als ob er mir ihn anwerfen wolle; dann sank er zusammen, streckte sich und tot war er. Hinübergegangen war er mit dem Bewußtsein, daß der Teufel ihn geholt. Schrecklicheres kann es wohl nichts geben, und Schrecklicheres sieht das menschliche Auge nichts, als das Gesicht dieses in Höllenangst Dahingeschiedenen. Seitdem ist mir ein Jammer im Herzen geblieben über Tausende, die ich die gleichen Wege wandeln sehe in gleichem Geiste; ein Jammer über sie, weil sie nicht mit dem Christentum ausgerüstet wurden, das in ihrem Leben und in jeder Zeit ihre Stütze, ihr Stab bleiben konnte.

„Das Christentum bleibt ewig das gleiche; aber wie es in jedem Menschen neu geboren wird, so wird es auch neu geboren in jeder Zeit. Wie es das gleiche bleibt und doch dem Kinde ein anderes ist, ein anderes dem Manne, und dem Greise noch anders sich verklärt, so bleibt es ewig das gleiche in der Zeiten

Wechsel; aber dem in der Zeiten Wechsel wechselnden Menschen trittet es immer reiner, verklärter, geistiger entgegen; denn nicht nur die Kinder wachsen auf zu Männern und werden Greise, sondern auch die Menschengeschlechter steigen herauf aus der Kindheit dem Alter entgegen. Das will der Mensch nicht fassen; er sieht Millionen zermalmen unter dem eilenden Wagen der Zeit. Dann erbarmt sich Gott und läßt ein neues Wehen des Geistes wehen über den Erdboden; dann gehen verschlossene Augen auf, und was totgetreten schien, das steht neu, herrlich, verjüngt, lebendig wieder auf."

Ganz andächtig, wohlig und schaurlich hatte ich dem Pfarrer zugehört, und als er seine Pfeife ausklopfte, frug ich ihn nach einigem Schweigen: ob er dann der Meinung sei, daß man die Fragen abschaffe und daß man in der Kinderbibel die Wunder besser erkläre? ich hätte gehört, das käme jetzt auf.

Das eben sei nicht seine Meinung; aber das meine er, daß man den Kindern mehr zu Herzen, an ihr Gefühl reden müsse, und jedem Kind nach seinem Alter. Man rede ja im täglichen Leben mit einem sechsjährigen nicht wie mit einem sechszehnjährigen, sowohl in Stoff als Form. Auf die Bücher komme es da viel weniger an, als auf den Lehrer. Überhaupt solle ich mir die jüngern Kinder ganz besonders angelegen sein lassen; da sei die Quintessenz der Schule, die bis dahin in den meisten Schulen verpfuscht worden. Man lasse sie schmählich anfaulen, eigentlich anbrännten; darum hätte man meist auch schlechte Schulen. Ich solle jetzt darüber nachdenken, wie ich in meine Schule das rechte Leben bringen wolle, solle vor allem eine feste, bestimmte Ordnung schaffen, jeder Minute ihre Arbeit zuweisen; dann werde ich es erfahren, wie weit man in einer Schule kommen könne, wenn man wolle, und Platz

habe, daß man sich rühren könne. Allerdings, wo nicht Platz sei, da sei es schwer; da ersticke man ineinander, wie die Rübli auf dem Felde, wenn sie zu dicke gesäet seien und nicht erdünnert würden.

So entließ der Pfarrer mich wieder mit einem Gring voll. Ich staunte dem allem lange nach und fand endlich: der Pfarrer hätte mir doch viel Mühe ersparen, mir sagen können, wie alles Punkt für Punkt zu machen sei; vor allem hätte er mir den Stundenplan machen können. Er hatte überhaupt, wie es mir schien, einen großen Fehler, daß er nicht bestimmt sagte: So und so müßt ihr es machen! und daß er einem die Sache nicht selbst einrichtete. Fragte man über bestimmte Dinge, über die man erst selbst nachgedacht, um Rat, so erhielt man ihn freilich. Ich deutete ihm einst darauf hin, eine Sache, ich weiß nicht mehr welche, ginge ihm viel ringer als mir; er solle sie mir doch machen. Da lachte er und sagte: „Das thue ich nicht, lieber Schulmeister, und zwar aus zweien Gründen nicht; erstlich müßt ihr euch gewöhnen, über solche Dinge selbst zu denken, und erst, wenn ihr am Haag seid, euch aushelfen zu lassen; und zweitens seid ihr ein wunderliches Volk; es würde euch z. B. kaum ein Stundenplan, den ich gemacht, recht sein; wenigstens müßte er an allem Krummen Schuld sein. Ich weiß wohl, daß ein Kanton ist, wo man den Schulmeistern die Stundenpläne macht, und zwar einen für alle Schulen ohne irgend eine Berücksichtigung. Man möchte ob solchem aber auf den Kopf stehen. Ich könnte euch noch einen dritten Grund sagen; aber an zweien, denke ich, sei es einstweilen genug."

Meiner Frau erzählte ich nur gar wenig von dem, was der Pfarrer mit mir gebrichtet; sie hätte ihm in allem recht gegeben. Nur die Geschichte von dem Manne erfuhr sie; sie kam uns beiden die ganze Nacht vor.

Dreißigstes Kapitel.

Wie es mir geht, als auch ich die Schule doktern will.

Ich fing nun an, meine Aufgabe an die Hand zu nehmen, die Kleinen mehr zu beschäftigen dadurch, daß ich ältere Kinder zu ihnen stellte oder ihnen geschriebene Buchstaben an die schwarze Tafel machte, die ich aus meinem eigenen Gelde hatte anschaffen müssen, da die Gemeinde mir sie abgeschlagen oder vielmehr verdreht hatte. Wir mußten deshalb eine alte Pfanne nochmals plätzen lassen, statt eine neue kaufen zu können. Die Buchstaben sollten sie einstweilen bloß kennen lernen; denn ich hatte noch nicht gewagt zu sagen, daß die kleinsten Kinder Täfelchen bringen sollten. Ich hatte einigen sogenannten Lesern gesagt, die aus dem Fragenbuch in die Kinderbibel kamen, d. h. die als Lesebuch nicht mehr das Fragenbuch, sondern die Kinderbibel hatten (ist's nicht bedauerlich, daß noch in sehr vielen Schulen Fragenbuch und Kinderbibel die einzigen eigentlichen Lesebücher sind, und daß nichts Ernstliches geschieht, um diesem traurigen Unwesen ein Ende zu machen? daß gar nichts geschieht für die armen kleinen Kinder und die Benutzung ihrer ersten, so kostbaren Jahre?), die nun hätten auswendig lernen sollen: der Pfarrer wolle, daß das daheim geschehe und daß sie dafür Täfelchen bringen und schreiben und rechnen könnten. Sie brachten mir den Bescheid zurück: der Vater hätte gesagt, er kaufe keine Täfelchen; das Schribel trag so jung, wo me ke Vrstang drvo heyg, nüt ab; si sölle lere wie's dr Bruch syg; er frag dem Pfarrer nüt nah, dä zahl nüt am Schumeister; we-n-er de öppis drwider heyg, su soll er-ne bschicke; er well dem de d'Meinig säge. Ein anderer begehrte auf, daß

die Kinder Gschribnigs lerte, ehe sie das Druckte chönnte; das chömm nit guet, das gäb es Ghürsch u syg allbets nit so gsi. Einer aber kam, ein Händler, und sagte mir: er wolle nicht mehr, daß sein Bube die Fragen auswendig lerne; das Gstürm trage nichts ab; er wolle den Knaben bald ins Weltschland thun; dort trügen ihm die Fragen auch nichts ab; es früge kein Mensch darnach. Das gefalle ihm, daß ich auch viel auf Schreiben und Rechnen halte; das sei doch die Hauptsache; mit allem andern hätte man nicht gfresse.

Die Leute hatten sich vorhin kaum um die Schule im allgemeinen bekümmert, geschweige denn um ihr Inwendiges. Wenn nur der Schulmeister Fleiß hatte, d. h. wenn er immer zu rechter Zeit in der Schule war und die Kinder zuweilen zu Hause sagten: es heyg hüt dem Schumeister o afe warm gmacht, er heyg o müeße dChutte=n=abzieh; und wenn nur das älteste Kind einen Examenzettel machen konnte, auf dem Buchstaben, einen halben Zoll lang, waren, und, wenn es hieß: „Bueb, bet oder lies!“ dieser mit einer mißtönenden Kopfstimme das Ding herbrüllte, daß die Kunkelstecken wackelten und die Katze unter dem Ofen hervorkam und zur Thüre aus wollte; — wenn es nur also geschah, so waren die Leute zufrieden und sagten: „DChing lere brav; mr hei e Schumeister, me mueß=ne rüehme.“

Jetzt aber war alles wie eine aufgegufelte Wespern. Jeder wollte befehlen, und was dem einen recht war, wollte der andere nicht. Es war fast nicht dabei zu sein. Ich klagte einmal dem Wehrdi diese Not. Der erklärte mir, dieses Einmischen sei ganz natürlich; ich solle mich dessen nur nicht viel achten. Es habe jeder Bauer extra für das Schulhaus tellen müssen und Holz dazu führen; er betrachte es nun auch als sein Haus, und wie er in seinem Hause befehle, so meine er auch hier regieren zu

dürfen, wenn es ihn ankomme. Aber wie in seinem Hause er gewöhnlich nicht selbst regiere, sondern jemand anders, er möge befehlen wie er wolle, so müsse man ihn auch da befehlen lassen nach Belieben, nichts dagegen sagen, aber dann auch Schul halten nach Belieben. Zudem sei es etwas neues, was ich da gemacht habe, und etwas solches sei ihnen immer zuwider und gusle sie auf, so wie ein alter Bauer selten eine neue Kutte anziehe, ohne wochenlang darüber zu schimpfen und sich zu verfluchen: die Schneider könnten alle nichts mehr; sie seien allbets viel besser gewesen. Am Ende werde aber die neue Kutte auch eine alte und ihnen so lieb, als irgend eine frühere alte.

„Disputiert nur nicht mit ihnen, Schulmeister," sagte Wehrdi, „da hört niemand auf eure Gründe. Weil eure Gytiwyler auf 10 Pfund hinaus eine ganze Kuh, auf 7 Pfund ihr Unschlitt, auf 4 Pfund hinaus die Haut zu schätzen wissen und genau angeben können, wie manches Kalb sie gehabt und ob ihre Hörner abgeschabt und zugestutzt worden seien, was ihr alles nicht könnt, so glaubt jeder Gytiwyler zehnmal gescheuter zu sein, als ihr, in allen Dingen. Er hat keinen Begriff davon, daß er in allen den Dingen kreuzdumm ist, die nicht von Rossen oder Kühen 2c. handeln. Ist er der schlimmste auf dem Kühmärit, so meint er auch der listigeste zu sein in eurem Fache; er zäpfelt und lächelt alle Leute aus oder weiß sie zu verdächtigen, wenn er sie nicht zum besten haben kann. Wenn ich so oft ein Bäuerlein, das nicht zwanzig zählen könnte, ohne von neunzehn auf zwanzig immer zu verirren, mich auszäpfeln sah und auf seinem Gesicht ellenlang geschrieben stand und die Mund- und Augenwinkel es vierfach aussprachen: „Red ume, du bisch ume-n-e Löhl," so juckte es mich in allen Mundmuskeln, ihm zu sagen: er sei ein zweyeter Esel und

solche, wie er sei, brauche man in Batavia für nichts anders, als für die Affen das Reden zu lehren. Dann dachte ich, das sei ja Menschen=Art, daß, je dümmer sie seien, d. h. je weniger sie begriffen, was sie nicht wüßten, was sie alles nicht könnten, desto mehr zu glauben, alles das zu sein, zu wissen, zu können, was sie nicht wären, nicht wüßten, nicht könnten.

Ich sagte nicht viel dazu; aber ganz dieser Meinung war ich doch nicht. Mir schien es, die Bauren hätten in etwas recht. Des Pfarrers Meinung hatte mir so viel auferlegt; ich fühlte mich gar nicht heimisch, in diesem Gange recht un= behaglich, weil ich vielem nicht vorzukommen wußte. Ich mußte so viel darüber hören, daß diese unangenehmen Dinge unan= genehme Gefühle in mir erzeugten. Ich durfte aber nichts sagen; doch fragte ich den Pfarrer, wie es denn mit des Händlers Bub solle gehalten werden, der nicht mehr die Fragen lernen wolle? und was ich mit denen machen solle, die keine Täfeli bringen wollten? Mit diesen letztern, sagte der Pfarrer, sei nichts zu machen, als daß man sie nach und nach in der Liebe dazu zu bringen suche; für ernstere Maßregeln fände man nir= gends Unterstützung (auch jetzt kaum).

Mit des Händlers Bueb sei es ein anderes. Auswendig müsse jeder lernen, wenn auch nicht gerade die Fragen, an denen hange er nicht, aber doch etwas anderes. Ehedem habe man in den Schulen nichts als auswendig gelernt, manchmal während die Kinder nur noch buchstabieren konnten; um das Verständni habe keine Seele sich bekümmert. Das sei Unsinn gewesen Aber das sei eben auch wieder Unsinn, die Kinder gar nicht mehr auswendig lernen lassen, oder es nur so vornehm üb die Achsel ansehen zu wollen als etwas, das man noch dulde müsse, das aber wegzuschaffen wäre. Das Gedächtnis sei ei Seelenkraft wie andere, und eben nicht die entbehrlichste, un

sie müsse geübt und gestä
wenn sie zu jedem ihrer
solle. Und gerade die K
wendig lernen, müßten am
daß man gewöhnlich aus d
Freilich müsse man es ih
verschiedene Mittel gebe.
schlecht Gedächtnis zu haben
nicht das Vermögen, ihre G
und das sei eine Schwäch
Gewalt dagegen arbeite, d
unfähig mache. Man sei a
eine Schule zu betrachten a
Kräfte des Menschen, sond
als Nürenberger Trachter, d
einlasse, als hineinwolle;
man einen Stämpfel und s
damit man noch eine Meld

„Man füttert das K
Schule ihm alle Kräfte ab.
und brichtet ihn darüber,“

Es dünke mich, mein
vorbescheiden und ihnen ei
was sie zu thun hätten. W
seien zu dumm, als daß
dümmer einer sei, desto übe

„Schulmeister, wenn i
reden, das versteht sich. Al
fehlen, was sie in die Schu
Ich habe da keine Macht,
und das wissen meine Bau

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie endlich ein anderer das Doktern übernimmt.

Ich muß bekennen, das machte mich böse und noch böser ward ich, als ich vernahm, daß der Statthalter seinen Bueben in eine der apartigen Schulen thun wolle, die für reiche Baurensöhnchen in unserer Nähe errichtet worden, weil er bei mir nicht fortkomme. Ich mache viel zu lang am gleichen; sein Bueb hätte den gleichen Zettel dreimal hintereinander abschreiben müssen. U selligs syg doch nadisch nie dr Bruch gsi. Ich bekam einen rechten Kyb gegen den Pfarrer, der, wie ich wähnte, mich in dieses alles hinein gewerchet hätte; und ich fieng auch an, denen beizustimmen, wenigstens innerlich, welche sagten: die D. Pfaffen seien alle falsch am Volk; man sollte sie alle fortjage oder um ds Halbe mit-ne akkordiere; sie machten es auch dafür und wären noch froh. Man könnte es eigentlich auch machen ohne sie, wenn man einen guten Schulmeister hätte; die hätte man alle Tage, den Pfarrer nur an einem Sunde.

So wurde rings um mich geredet und immer lauter, und besonders in Zeitungen stund ähnliches. Denn es war die Zeit gekommen, welche der Pfarrer angedeutet hatte: die alten Herren dankten ab und es gab eine neue Regierig.

Ehe sich Tausende nur versahen, war die Herrscherfamilie verschwunden, alle Stühle leer, die sie im Besitz gehabt; es waren alle gleich in der Republik Bern und alle gleich berechtigt zu den leeren Stühlen. Tausendschwernot! was war da jetzt mit dem Gring zu verdienen, wer einen Gring dazu hatte! Tausende ergriff die Reue, daß sie nicht besser für ihre Gringe gesorgt. Und mancher holte das Tintenfaß vom Unterzug

herunter, stäubte es aus, weichte mit Wasser die Kruste auf und versuchte mit Bangen im Hinterstübli: ob er denn wohl noch seinen Namen schreiben könne? Aber noch viel mehr Tausende ergriff ein größer Bangen, das Bangen: woher in dem Lande, wo wenige ans Regieren nur gedacht, die Menge Leute nun nehmen, die regieren könnten, ausgerüstet nur mit den unentbehrlichsten Bildungsstücken? Von all diesen Tausenden erhob sich nun ein tausendfältiges, durch tausendfältiges Echo noch vertausendfältigtes Geschrei gen Himmel über die geistige Not des Landes, wo die einzelnen Kapacitäten dürftig herumschwammen wie Brot in einer Bettlersuppe. In dieses Geschrei mischten sich die Klänge des Zornes mehr und mehr über die, welche Schuld sein sollten an dieser Bildungslosigkeit; siebenmal sieben Sünden wurden auf ihre Schultern gewälzt, die Schultern der Aristokraten und Pfaffen. Hinter dem Umhang hervor schauten lachend die abgetretenen Herrscher in diese Not hinein; sie hatten sie erwartet und erwarteten auch ein baldiges komisches Ende des so ernsthaft begonnenen Spiels. Aber sie täuschten sich. Unter den Schreienden waren viele nicht auf den Kopf gefallen. Sie schrieen nur so mit; sie dachten bei sich selbst: so gut wie die regiert haben, können wir's doch wohl auch. Was sie gelernt hatten, haben wir auch gelernt so ungefähr, weltsch ausgenommen. Mancher erinnerte sich, daß er schlauer gewesen als der Landvogt, und dieser habe den Kürzern ziehen müssen gegen ihn. Wenn's doch so sein müsse, so wolle er in dieser Vaterlandsnot zu regieren probieren, bis Geschicktere da seien — so sagte er.

Und sie probierten zu regieren, und zum Schrecken der Alten ging's; denn die Neuen hatten auch eine Portion gesunden Verstand; und daran hatte man bei der Abdankung nicht gedacht, nicht gedacht, daß man das Volk nicht verwöhnt

hatte zu großen Ansprüchen, im Gegenteil zufrieden zu sein mit dem gesunden Verstand und nicht einmal zu fragen, wer ihn eigentlich hätte, ob der Vogt oder der Schreiber. Aber man schrie demungeachtet, wie an einer Feuersbrunst nach Löschmitteln, Spritzen, Eimern und Leuten, nach Bildungsmitteln, nach Schulen aller Art, nach Lehrern von allen Sorten. Gute Schulen, gute Schulmeister seien die Hauptsache! hallte an allen Bergen wieder, und das Echo brachte die süßen Klänge uns zu Ohren: Schulen und Schulmeister seien die Hauptsache. Und wie ein Fieber schien der Bildungseifer das ganze Land ergriffen zu haben; alles schien zu zittern und zu beben nach der Zeit, wo die Kinder, wenn sie aus dem Mutterleibe kämen, der Hebamme entgegenschrieen: einmal eins ist eins, zweimal zwei ist vier; wo die Geißbuben und Mistaufleser darüber sich prügelten, ob es zwei oder drei Urzustandswörter gebe? ob Gott ein Urzustandswort sei oder ein Geist? ob ein Dingwort ein Hauptwort sei oder gar nichts? wo jeder Hans Michel im Oberland und im Unterland Doktor wäre irgend einer Wissenschaft, und aus seinen Küherhosen flugs schlüpfen könnte in Professorhosen, wenn er nämlich wollte. Man war überzeugt, jedes Glied und jedes Gliedlein des souveränen Volkes hätte einen eigentlichen Bildungsteufel im Leibe, und nur die verdammten Pfaffen mit ihren Weihwedeln und Bannsprüchen hinderten ihn auszuschlüpfen wie ein Küchlein aus dem Ei. Und wenn man die verdammten Pfaffen wegbrächte mit ihren Weihwedeln und Bannsprüchen von den mit diesen Teufelchen Schwangern, so würde an einem schönen Morgen ein Kreisen das ganze Land ergreifen und am Abend hätten wir das Land rigeldick Leute, gegen die der Aristoteles nur ein Esel und Sokrates noch ein ärgerer Esel wäre. Mit allen möglichen Mitteln suchte man die Pfaffen zu verscheuchen, damit sie die Kreisenden ruhig ge-

bären ließen. Während man so scheuchte und schimpfte, wählte man, um die Geburt zu beaufsichtigen, damit nicht etwa falsche Kinder untergeschoben würden, Behörden. Obenan ein Erziehungs-Departement. Ein Kirchen-Departement fand man nicht nötig, vielleicht weil man meinte, die rechte Erziehung löse die Kirche auf, mache sie überflüssig; aber dann nicht den Staat auch? Über das Departement hinüber wählte man die große Land-Schulkommission, damit ja die Bildung nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande zur Welt käme, und zwischen beide hinein, zwischen Thüre und Angel, die kleine Land-Schul-kommission. Und damit wir Schulmeister echt republikanische Geburtshelfer würden, wurden Anstalten dekretiert für alte und junge, und ein Wagen mit verrosteten Flinten aus dem Zeughause dahin abgesandt, um uns recht wehrhaft zu machen. Als alles dieses geschehen war, was begann man? Man fing an zu zanken und zwar auf gräuliche Weise.

Das Erziehungs-Departement, oder wenigstens ein bedeutender Teil desselben, war von Anbeginn empfindlich über die große Schulkommission, die ihm in gewisser Beziehung an die Seite gesetzt war; betrachtete sie als einen Schleiftrog, zuckte mitleidig die Achsel über sie, und gedachte, sie etwa alle Jahre zur Parade einmal aufmarschieren zu lassen. Das Departement war überzeugt, soviel Intelligenz und Kenntnis der Sache in seinem Schoße zu vereinigen, daß anderweitige Beratungen nichts als Störungen und Verwirrungen in sein tiefdurchdachtes, allseitig eingreifendes, aus theoretischen Betrachtungen und praktischen Anschauungen hervorgegangenes System bringen müßten. Zur Sprache öffentlich kam dieses nicht; es wurde nur gemerkt und angeschauet. Da spaltete sich das Erziehungs-Departement selbst und diese Spaltung kam vor die Welt.

Diese Spaltung schien von Wahlen auszugehen, wie noch manche andere Spaltung in der neuen Republik; allein sie hatte ihren tieferen Grund. Es scheint sich auch in einzelnen Mitgliedern die Meinung festgesetzt zu haben, ihrer Meinung geschehe Eintrag, auch wenn sie im Departemente selbst besprochen würde, indem sie so in sich abgeründet sei, daß ein einziger Feilenstrich das Ganze verderbe. Dieser Meinung scheint vor allem Herr Fellenberg gewesen zu sein, der den übrigen Mitgliedern des Erziehungs-Departementes schroff entgegentrat. Er war der älteste, hatte den berühmtesten Namen und schon seit Jahren auf Hofwyl allen Widerspruch abgestellt. Es war ein sehr großes Unglück für ihn, daß er dem Streit die Wendung gab: als ob das Heil der Republik Bern daran liege, ob die pädagogischen Anstalten derselben zu Hofwyl und unter seiner Leitung stattfänden oder nicht? Denn dadurch wird er sich nie des Vorwurfs, selbstsüchtige oder ehrgeizige Zwecke gehabt zu haben, erwehren können, wie ungerecht sie auch sein mögen. Es kam noch ein zweites hinzu, welches ihm mehrere Klassen von Menschen abwendig machte und so ihm den Sieg entriß.

Er führte nämlich den Streit ganz auf seine Weise. Herr Fellenberg ist ein Patrizier von Bern, aber dadurch vor Tausenden ehrwürdig, daß er nicht auf dem alten hergebrachten Wege von Pöstlein zu Pöstlein zu Ehre und Vermögen kommen wollte, sondern anders. Herr Fellenberg bemerkte das Wehen einer neuen Zeit nnd ließ auf den Wellen derselben sich schaukeln: aber das kann ein Berner Patrizier nicht lange, er faßt mit seinen zehn Fingern gerne etwas Bestimmtes, Positives. Daß sie Idealisten seien, kann ihnen niemand nachreden.

Herr Fellenberg ergriff die Landwirtschaft und, die Richtung des Zeitalters nach einer rationelleren Erziehung erfassend, auch die Pädagogik in weiterm Sinn. Bei diesem Ergreifen

von zweien Dingen verband er eine merkwürdige Kombinationsgabe. Er verflocht die beiden Dinge so ineinander, daß noch heute der Streit darüber waltet: ob die Landwirtschaft oder das Erziehungswesen sein Hauptzweck sei? der Streit: ob er das Heil der Menschheit oder sein eigenes, d. h. Vermögen und Namen, suche.

Jede Partei hat ihre Daten für sich. Die, welche in ihm einen der Retter der Menschheit sehen, wollen ihn neben Pestalozzi setzen, berufen sich auf seine Wehrli-Schule, seine vielfach erlittenen Verfolgungen, seine grandiosen Einrichtungen und endlich auf seine eigenen Worte, schriftliche und mündliche, namentlich auf die Zeugnisse in vielen öffentlichen Blättern und Zeitungen, auf die Zeugnisse berühmter oder besternter Männer, die ein oder zwei Tage in Hofwyl gewesen und nun in ein oder zwei Bänden Lob posauneten. Die andere Partie erkennt die landwirtschaftlichen Bemühungen des Herrn Fellenbergs vollkommen an, gibt ihm auch das Zeugnis, daß er einen ausgezeichneten organisierenden Sinn besitze, spricht ihm aber nicht nur jede Fertigkeit im Erziehen, sondern auch jeden Sinn für das Erziehen ab und behauptet: alle diese Anstalten hätten nicht pädagogische, sondern ökonomische oder ehrgeizige Zwecke. Auch sie führt ihre Belege ins Feld.

Er selbst könne nicht erziehen, denn dazu gehe ihm das nötige Element, die Liebe ab, sagen sie und führen eine Menge Beispiele aus seinen näheren Umgebungen an, die ich nicht wiederholen mag. Er habe auch keinen Sinn für das Erziehen, sonst würde er nicht die Knaben aus der Wehrli-Schule verdammen, mit Eseln zu fahren jahrelang; denn solch ein Esel habe auf den führenden Knaben einen erzieherischen Einfluß, der keinem, der nur so von weitem Erzieher wäre, entgehen könnte. Die Wehrli-Schule könne eben so gut Spekulation sein,

ein kluges Aufgreifen der Zeit, als eine Wohlthat für die Menschheit.

Das erstere wollen sie beweisen durch die Behauptung, daß die Knaben nicht um ihrer selbst, sondern um Hofwyls willen da seien; sonst würden sie nicht meist nach dem Essen ihre Unterrichtsstunden erhalten, drei des Tages, und landwirtschaftliche Mißrechnungen würden nicht auf Kosten der Wehrli-Knaben ausgeglichen. Am allerwenigsten sei er Lehrer; das hätte man an seiner Verfassungslehre sehen können. Sie sagen, der beständige Skandal, in welchem Herr Fellenberg mit den Lehrern lebe, und die Art, wie er sie geistig und geldlich auszubeuten wisse, stemple ihn zu einem Ökonomen der dickern Art und nicht zu einem geistigen Bildner der Menschheit. Sie führen die Änderungen seines Systems, ja gar die Änderungen seines Namens an, je nach dem politischen Winde, um zu beweisen, daß er keiner sei, der auf der ewigen Basis des Rechts und der Wahrheit fuße, sondern ein kluger Handelsmann, der den Schild ändere je nach der Laune der Regierenden, ein vorsichtiger Schiffer, der die Segel wechsle je nach den wechselnden Winden.

Aus allem dem, was geschrieben worden, wollen sie gar nichts gehen lassen. Nur für 6 Kreuzer könne man schon viel schreiben lassen bei einem Schulmeister, für 15 Batzen noch mehr bei einem Schreiber, und wenn man einen fleischfressenden und biertrinkenden Bruder sechs Wochen füttere und ihm dann gar noch einige Groschen in die Tasche gebe, auch nach diesen sechs Wochen noch Fleisch zu essen und Bier zu trinken, so schreibe der einem die ganze Welt voll, was man wolle, weißes oder schwarzes, am liebsten etwas giftiges.

Am meisten ärgert sie die Zusammenstellung Fellenbergs mit Pestalozzi, von denen sie behaupten, daß sie einander glichen

in herrliches Land verwandelt, hast mächtige Gebäude errichtet und wohlfeil, hast Lehrsäle und Werkstätten, Ställe und Keller, wie man sie nirgends sieht; hast Hornvieh und Schmalvieh, hast Esel und Pferde, wie sie wohl niemand hat; und das alles hast du geschaffen; wahrlich, du bist ein gewaltiger Mann! Aber, Fellenberg, wo hast du die Menschen, die du geschaffen?

„Einige dreißig Jahre, sagst du, hättest du erzogen: wo sind sie, deine Erzogenen, deine geistigen und leiblichen Söhne? Wo ist der Kranz von Männern, den du dir selbst geflochten; der dich umsteht und mit feuriger Kraft die Weisheit des Vaters in Thaten verwandelt; in denen dein Geist, dein Wille lebt, so daß in dir das Bewußtsein erglüht, unsterblich zu sein in diesen Männern, fortzuleben in ihnen, wenn längst dein morscher werdender Leib verwesen ist? Wo sind sie, die Scharen von Jünglingen, die in glühender Begeisterung an dir hangen, dich als ihren Vater verehren und deines Winkes gewärtig, ihr Leben dir zu weihen; welche, wenn die Männer fallen, an ihre Stellen stehen und den Namen des Vaters Fellenberg hoch halten, als ihr Panier, daß man ihn sieht in allen vier Weltteilen, gleich dem Namen des unvergeßlichen Pestalozzi? Wo hast du sie, diese Männer, diese Jünglinge, wo hast du sie, Fellenberg? Du hast sie nicht! Ich habe heute nach ihnen geforscht, ich habe sie nicht gefunden. Fremde oder kalte Leute umstehen dich; einsam ist es um dich; du hast dir niemand erzogen, der deinen Namen erhält. Das weißt du, darum soll es die Republik thun, meinst du. Die Gebäude kann die Republik erhalten, das Land zusammenhalten; aber deinen Namen, Fellenberg, als Bildner und Erzieher, kann sie nicht erhalten. Anstalten erhalten keinen Namen; nur der Geist, der vom Träger des Namens belebend, begeisternd ausgegangen, ist's, der Namen und Anstalten erhält.

„Fellenberg, du armer Mann! Gewaltig bist du wohl, aber einsam bist du, bist kein alter Eichenstamm, an dem junge Gewächse sich aufgeschlungen, ihn ewig grün erhalten. An dir hat niemand sich emporgerankt — weißt du warum? Du ringst kühn den Todeskampf; aber du wirst erliegen; denn du armer Mann, — du bist einsam."

So sprach das halbleinene Bäuerlein und wendete seine gesalbten Schuhe seinen zwei Großkindern zu, die ihns grün erhielten.

Wer diesen Streit einzig hätte entscheiden können, war Herr Fellenberg. Hätte er alle reden lassen und in stiller Größe gehandelt mit seinen großen Mitteln, gehandelt mit großartigem, großmütigem Sinn, unbekümmert um alles Gekläff, dann hätten seine Werke geredet, die Kläffer wären verstummt und der Vater seines Hofwyls hätte vielleicht der Vater seines Vaterlandes werden können. Aber das geschah nicht. Er war mitten im Streite, und mit einer Leidenschaftlichkeit, von der man glauben sollte, sie könnte nicht wohnen in reinem Bewußtsein, nicht bei einem wahrhaft großen Mann. In diesem Streit war er durchaus nicht Schweizer, war gar nicht der würdige Bildner des Menschengeschlechtes, der sich dessen Entsumpfung, dessen Versittlichung zum Vorwurf gemacht. Man glaubte eine fulminante Schauspielerin zu hören, der eine andere ins Licht stehen wollte, oder den Vorsteher einer Menagerie, dem vorgeworfen worden, er hätte nicht das rechte Fütterungssystem, oder er wisse seine wilden Bestien nicht zu behandeln. Es ist wahr, Herr Fellenberg hatte mit unendlich großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und nur seine ausgezeichnete Charakterkraft half ihm sie überwinden; er ward ein Napoleon auf seinem Gebiet. Aber eben das Bewußtsein dieser Kraft hätte bei einem Privatmann Schranken anerkennen, nicht gegen jeden Widerspruch Blitze

schleudern, gegen jeden Widerstand jedes Mittel anwenden, nicht mutwillig Krieg auf Tod und Leben beginnen sollen, wo ein versöhnend Wort von einem solchen Mann Vereinigung der Kräfte bewirkt hätte. So war Herr Fellenberg gewohnt, seine Kriege zu führen, und so führte er auch diesen Krieg gegen das Erziehungs-Departement und gegen die Pfaffen, weil unglücklicherweise im Erziehungs-Departement und ihm zur Seite solche stunden, die er Pfaffen zu nennen beliebte.

Er schimpfte auf eine so gemeine und pöbelhafte Weise in seinen Artikeln und Blättern und brauchte so alles Erdenkbare, um ihm im Wege stehende Persönlichkeiten moralisch totzuschlagen, daß rechtlichen Leuten vor ihm zu grauen anfing. Ja, er trieb seine Gesittung so nahe an die Bestialität, daß er Tote aus dem Grabe kratzte, um an ihnen seine Wut zu kühlen. Er posaunete auf so ungemessene Weise sein Lob aus, nannte sich mit so schönen Namen und pries so laut sein Thun und stellte noch eigens Leute an, ihm dabei zu helfen, da sein Atem nicht zuzureichen schien, daß Unparteiische stutzten und zu untersuchen anfingen, ob die Sache auch rein sei, für welche man mit solchem Selbstlob fechte. Und endlich wurde in diesen Streit, um Personen niederträchtig zu machen, von Hofwyl aus der Teufel, die Erbsünde und das Fragenbuch auf eine solche Weise hineingezogen, daß die Ungebildeten, das Volk stutzte, Verrat an der Religion witterte, gegen alles Neue in den Schulen erbittert wurde und das gleichgültig gewordene Fragenbuch, als Symbol des rechten Glaubens, aufs neue und auf viele Jahre innig ans Herz drückte.

Wie gesagt, ich rede hier nur von der Art und Weise, den Streit zu führen. Aber dieser Streit hatte die unseligsten Folgen auf den Entwickelungsgang des Schulwesens und ganz besonders für uns Schulmeister.



halben Batzen aus der Kunkle zu ziehen, und wie sie die Finger in den Augen netzen konnte und doch wieder ein freundlich Gesicht hatte, als das erste Kind erwachte — das alles hätte man sehen sollen, dann hätte man gewußt, wie heilig ein Wiederholungskurs sollte geachtet werden, wie er geweiht sei durch Weiberthränen und Kinderdarben. Ohne es zu sehen, hätten es vernünftige Menschen und Menschen, die nicht bloß ihre Zwecke im Auge gehabt, wie Napoleon beim Stürmen einer Batterie, wohl denken können.

Aber man dachte an solche Kleinigkeiten nicht; man vergiftete alle Wiederholungskurse durch die in dieselben geworfenen Fackeln des Streites und des Zwiespaltes von wohlbekannter Seite her. Man raubte den Lehrern die Unbefangenheit, gab ihrem Gemüt eine feindselige Richtung, und die Kurse selbst basierte man nicht auf das Bedürfnis, sondern auf den Schein.

Das Departement ward genötiget, eigene Kurse zu errichten, und wie zwei feindliche Mächte stunden die Fellenbergischen und departementlichen Kurse einander gegenüber. Und eben diese Stellung hinderte die natürliche Entwicklung jedes Kurses, hinderte, daß man unbefangen bis dahin niederstieg, wo man seine Schüler finden konnte, daß man sich begrenzte und unnötigen Firlefanz bei Seite ließ. Man hatte das Examen vor Augen, hatte Verunglimpfungen vor Augen, und so schwebten einem diese oft mehr vor Augen, als die Schüler selbst. Und weil in den Examen getäuscht werden konnte, so erschienen vor denselben Spione, Aufseher mit verwachsenen Hosen und mörderischem Gesicht, den Kopf hochgehalten in schwarzer Halsbinde, und setzten sich hin unter die armen Schulmeister und vernütigten, verleumdeten ihnen den Unterricht, den sie seit so vielen Wochen empfangen, den sie als einen Schatz hochgehalten, um deßtwillen sie die Weiber weinen, die Kinder darben ließen. Und die armen

Schulmeister, welche nicht selbst prüfen konnten, welche auf Autorität hin glauben mußten, denen wurde die Freude geraubt. Es entstund in ihnen Mißtrauen gegen das Gelernte; es wuchs ihnen ein Stachel im Herzen, daß sie ein Vierteljahr verloren. Gegen das Lernen wurden sie gleichgültig; der Durst nach Weiterbildung war vorüber. Eine Menge Dinge, welche sie gelernt hatten, dienten ihnen zu nichts, und selbst den erhaltenen Unterricht in den Schulfächern konnten sie nicht anwenden in der Schule. Der Anknüpfungspunkt war ihnen nicht gezeigt worden. Wie oben gesagt worden: man hatte sich höchstens zu den Schulmeistern herabgelassen und nicht zu der Schule selbst, wie sie mit einigen Veränderungen fast durchgehends durch den Kanton bestund. Als daher einmal ein Schulmeister, der eben aus einem Wiederholungskurse kam, wo man viel arbeitete, sehr systematisch war, Erklärungen auswendig lernte, damit man ja in keinem seligmachenden Worte fehle, in einem Examen eine Geschichte im Neuen Testament sprachlich, besonders in Bezug auf das Zeitwort oder Zustandswort, erklären sollte, so erklärte er alles Mögliche, nur kein Zeitwort. Als er gemahnt wurde, doch bald damit anzufangen, sonst finde er in der Geschichte kein Zeitwort mehr, so entschuldigte er sich damit: er kenne diese Methode nicht und sei an eine ganz andere gewohnt. Als man ihm sagte, man schreibe ihm ja gar keine Methode vor, sondern nur, daß er die vorkommenden Zeitwörter erkläre und zwar nach jeder ihm beliebigen Sprachlehre und auf jegliche ihm beliebige Methode, so sagte er wieder: das sei nicht seine Methode, das Zeitwort zu behandeln. Nun, so solle er es behandeln nach der ihm beliebigen Methode, sagte man ihm. Da erklärte er seine Geschichte aus und fragte dann einen der vier zu examinierenden Knaben: „Du, wenn ich sage, der Vogel fliegt, kannst du mir dann sagen: worin ist der Vogel?“ Der

Knabe besann sich; endlich sagte er: „In dr Luft." „Nein, der Vogel ist nicht in der Luft; worin ist er? Chast du mr's säge? U du? Er ist i-mene Zue... Zuest... Zuesta..., er ist ja i-mene Zuestand, in einem Zustande ist der Vogel, wenn er fliegt, sagt man. Also „fliegt" ist ein Zustandswort, weil es den Zustand ausdrückt, in welchem etwas ist."

Da war auch der Knopf, von dem ich eben sprach, der Knopf zwischen dem Fach und der Schule nicht gemacht, und zwar auch nicht einmal der Knopf zwischen dem abstrakt Erlernten und der Anwendung auf gegebene Fälle. Auch in der Anordnung dieser Kurse war unwillkürlich der Streit das Hauptaugenmerk und nicht die Schule selbst; sonst hätte man die Anordnungen gewöhnlich früher und gründlicher durchdacht.

Und wenn dann das harrende Weib den heimkehrenden Mann nach seiner Beute fragte, da erhielt gar manches vom mutlosen Mann mutlose Antworten. Und das arme Weib jammerte: „Wärist du daheime geblieben!" Noch ein ander Gift kam in die Wiederholungskurse und in den Bildungstrieb, welches auf das verderblichste einwirkte.

Die Mitglieder des Erziehungs-Departementes hätten entweder Klötze oder Engel sein müssen, wenn unser Aufbegehren und Schimpfen dieselben nicht hätte erbittern, uns abgeneigt machen sollen. Nun wird bei allem Respekt wohl erlaubt sein zu sagen, daß sie keins von beiden waren, nicht Engel, nicht Klötze. Die Stimmung des Erziehungs-Departementes äußerte sich nicht durch ein ernstes Zurechtweisen der gegen dasselbe Gehetzten; diese Stimmung äußerte sich im Schulgesetz.

Wir erwarteten große Dinge und zürnten daher nicht wenig, als im Entwurf der kleinen Landschulkommission unsere Lage wohl verbessert wurde, aber nicht in dem Maße, als wir erwartet hatten. Wir zürnten noch mehr darüber, daß zehn

Inspektorate sollten aufgerichtet werden zu unserer Beaufsichtigung (war die wohl noch nötig?); daß durch diese circa 20,000 L. Kosten verursacht wurden, welche wir als uns entrissen betrachteten, machte uns auch nicht gutes Blut.

In der großen Landschulkommission, die ohnehin, auch als Kommission, gegen das Departement böses Blut hatte, ritten nun unsere Repräsentanten anders auf, ungestüm wie Helden.

Da nun kam die Meinung des Departements, daß wir erst besser werden müßten, ehe man uns besser besolden könne, zum Vorschein, aber nicht klar ausgesprochen. Wohl stichelte man und redete von unanständigen fleischlichen Gelüsten, was eine unanständige Rede war. Eine Rede, die davon zeugte, daß man nicht nachrechnete, wie mit 100 L. und einer Familie auszukommen sei; daß man nicht bedachte, daß ein Schulmeister und seine Kinder nicht ätherische Wesen, sondern halt Menschen sind, die hungrig werden und im Hunger nach Brot schreien. Werden doch, wie man sagt, auch Professoren hungrig und zwar brav; warum sollten es nicht auch Schulmeister werden? Da sie auch geistigen Hunger fühlten, so war der andere ihnen doch wahrlich nicht auf diese Weise vorzuwerfen. Man redete davon, daß der Staat besondere Zulagen nicht vermöge, daß man den Eifer der Gemeinden (o Gott erbarm!) zur Verbesserung der Schulen durch unbesonnene Staatszulage nicht lähmen solle rc.

Von allem das merkwürdigste war, daß auch hier Vater Fellenberg mit dem Erziehungs-Departement fast gleicher Meinung, daß er ein ganz anderer war jetzt, da es auf Geld, als sonst, wo es nur auf Worte ankam. Er wollte nämlich alle bisherigen Schulmeister-Einkommen in einen großen Sack thun, denselben wohl rütteln und dann den gesamten Inhalt unter alle Schulmeister gleichmäßig verteilen. Das gab ihm bei seinen Anhängern den ersten und harten Stoß, und was er

vor Möhren von seinen Anhängern alles hören mußte, weiß ich nicht.

Aber hier hatten wir die Oberhand. Unsere Stellvertreter machten uns ein artiges Einkommen z'weg, bei welchem man sein konnte, und schafften die lästigen und kostbaren Inspektoren uns vom Halse. Nachdem die kleine Kommission circa 1½ Jahre an ihrem Entwurf gearbeitet hatte und jede Nachfrage als unverschämte Neugierde, als unbefugtes Zudrängen gar handlich und schnuzig von der Hand gewiesen worden war (und man kann sich doch denken, daß uns darnach blangete), so arbeitete jetzt das Erziehungs-Departement nicht viel weniger lang an einem dritten Entwurf, nämlich vom Herbst 1833 bis im Frühjahr 1835, d. h. so lange wurde daran gearbeitet, bis er von dem Großen Rat angenommen wurde. Darüber darf man sich aber nicht wundern; denn das Erziehungs-Departement bestund in der Zwischenzeit eine schwere Geburt, und einer Wöchnerin mutet nicht einmal ein Holzhauer zu, daß sie ihm saage und Scheiter zusammentrage. Es gebar nämlich die Hochschule. Die Geburt ging zwar ziemlich leicht und es war ein schönes Kind; was Wunder, daß die Väter ganz vernarret waren in dasselbe und ob dem Gvätterle mit demselben manches andere vergaßen. Welcher Vater hat wohl bei seiner Erstgeburt nicht manche Stunde an der Wiege vertändelt und hat geträumt, wie dieses Kind seine Stütze sein, wie er einen Teil der Last ihm aufbürden, wie er Kommis und Handlanger entlassen könne und einen beständigen Gesellschafter zu Nutz und Kurzweil sich angeschnallt habe?

Was Wunder auch, daß Vater oder Mutter sich nichts sagen ließen bei seiner Auferziehung, der Bestellung seiner Wärter! Hatten sie das Kind geboren, so mußten sie sich doch auf seine Pflege auch am besten verstehen, versteht sich! Einem Vater oder einer Mutter ist schwer begreiflich zu machen,

daß das Erzeugen und das Erziehen nicht ungefähr den nämlichen Verstand brauche, sondern einen andern. Sie wollen auch nicht glauben, daß dem Kinde Krallen wachsen, die es am ersten den Eltern einhängt, wenn es nicht wohl erzogen ist. Und wollen noch weniger glauben, daß das Kind am Ende Meister wird im Hause, daß sie sich seiner Meisterschaft nach einigem ohnmächtigen Widerstreben recht freiwillig unterziehen und ohne da sie es eigentlich recht wissen, bis dann am Ende das Heulen und Zähneklappern kömmt, wenn sie endlich merken, daß sie nichts anders sind als die Tüpfi, aus denen das Kind den Brei ißt.

Begreiflich muß es jedermann vorkommen, wie sehr diese Zögerung uns Schulmeistern allen in den Gliedern gramselte, mit welchen Augen wir die Hochschule ansahen und wie groß eigentlich unser Mut in den Wiederholungskursen zu werden begann und wie oft wir bei uns selbst werweiseten: ob es sich denn wohl der Mühe lohne, mehr zu lernen? Und doch blieben wir noch aufrecht, obschon der Entwurf des Erziehungs-Departementes hätte entmutigen sollen. Aber wir dachten mit gewaltigen Worten und spitzigen Federn vor dem Großen Rat zu siegen und ließen nun schreiben, was das Zeug hielt, und redeten drein, daß es uns dünkte, die Großräte müßten aus D . . k gemacht sein, wenn sie nicht auch Feuer und Flammen für uns speien sollten.

Man kann sich denken, wie unsere Herzen klopften, wie unsern Weibern bangte, wie selbst unsere Kinder fragten: „Ätti, wenn dörfe mr im halbe Tag o über dTischdrucke?“, als endlich auf den Großrat-Traktanden auch das Primarschulgesetz stund. Wir glaubten, die ganze Volksmenge zittere gleich uns vor Eifer, wie das wohl herauskommen werde? Aber, o Gott, die Leute nahmen es kaltblütig! Nahmen es kaltblütig, als mit dem nassen Finger eine Hoffnung nach der andern uns durchgestrichen und eine Bürde nach der andern auferlegt wurde. Das Departe-

m
n
d
ſe
ei
H
ſl
u
m
ſc
ſi
b
ſi
d
g
A
G
a
T
d
u
b
et
m
k
ic
Z
u
A
ſe
u

als man uns vorgespiegelt hatte; daß die einen nur den Stand so hoch gepriesen, den gegenwärtigen Personen aber abgeneigt geworden, allerdings zum Teil durch unsere Schuld; daß die andern uns nur deswegen so hoch erhoben, um die Pfaffen, deren Einfluß auf das Volk man fürchtete, desto tiefer herunter zu machen, verdächtigen, ihnen zur Last legen zu können, am gegenwärtigen Zustand allein schuld zu sein und nicht Gott der Herr; daß eine Menge, wie Gänse ihrem Führer, diesem Geschrei beigestimmt, ohne zu wissen, was sie schrieen, ohne zu denken, daß dem Geschrei auch etwas Anderes folgen solle, ohne von ferne sich einfallen zu lassen, daß dieses Geschrei sie etwas kosten könne, nämlich eine Erhöhung unserer Besoldungen.

Ja, es kam noch eine andere Ahnung über uns, und zwar die, daß die Väter des Landes die Primarschulen nur noch so halb am Herzen hätten und sie eigentlich gar nicht mehr als ihre Schulen betrachteten, d. h. als die Schulen, welche ihre Kinder zu besuchen hätten; sondern daß sie nur noch ein mitleidiges Auge auf sie würfen, so ungefähr wie ein Spießbürger von Burgdorf auf die Hintersäßenschule.

Als das größte Heil des Landes, als die Pflanzschule künftiger ländlicher Gelehrten und Staatsmänner war, um ihre Dekretierung durchzudrücken, bei den aus einem richtigen Instinkt widerstrebenden Landleuten die Hochschule angepriesen worden. Die Landleute meinten halt, man fange ein Haus unten an zu bauen und nicht oben; aber das Departement meinte es halt anders, und die guten Landleute sind halt gewohnt zu stimmen, wie man sie in Bern oder von Bern aus brichtet. Sie sind halt jetzt von einigen Zeitungsschreibern unterjocht geistig, ehedem von Aristokraten leiblich. Es war also ganz natürlich, daß jeder, der sie beschließen half, dachte, das sei gut für seine Kinder, die müßten auch da sitzen, wo er sitze, oder

die andern lernten, desto wohlfeilere Knechte behielt man. Diese Leute hieß man bei uns freisinnig; denn obgleich wir Schweizer sind, geht es doch bei uns noch mitunter polnisch zu. Diese Schulen nannte man ehedem Privatschulen; allein seitdem die Pädagöglein ihnen ihre Aufmerksamkeit schenkten, gaben sie ihnen flugs einen andern Namen und nannten sie hochklingend Sekundarschulen. Diese Sekundarschulen, glaubte man nun, führten in die Hochschule, so wie die Hochschule in die Regierung, soweit sie etwas eintrage. Weiter wußte man von den Sekundarschulen nichts, als daß man dort noch Weltsch lerne. Und nach diesen Sekundarschulen schrie man nun Zettermordio, wohlverstanden, daß der Staat sie einrichte. Man wollte durch sie reich werden; aber sie sollten einen nichts oder doch gerade nur so viel kosten, daß sie dem Armen zu teuer seien. Auch hörte ich einen, der etwas mehr merken mochte als andere, nach Gymnasien schreien. Da er die Gabe nicht hatte, sich recht deutlich auszudrücken, so ward mir seine Meinung nicht ganz klar, vielleicht daß er selbst keine klare hatte. Er schien zu meinen, daß zur Erleichterung des Landmanns, der auch gelehrt zu werden das Recht habe, der Staat wenigstens an jedem Ort, wo ein Wochenmarkt sei, ein Gymnasium mit der gehörigen Lehrerzahl zu errichten habe. Dieses Geschrei nach Sekundarschulen war freilich zum Teil aus dem Bedürfnis hervorgegangen, aber zum großen Teil doch aus den Vorspieglungen, die man bei Stiftung der Hochschule gemacht hatte; wo man viel geredet hatte von einem vollständigen, vaterländischen, umfassend ineinander greifenden Organismus der sämtlichen Unterrichtsanstalten; wo man beständig auf die Sekundarschulen verwies, wenn man Ungläubigen den Nutzen der Hochschule verständlich machen wollte. Dieses Geschrei hatte aber die Mächtigen des Landes für die Primarschulen erkältet; ihre stiefmütterliche Behandlung ließen sie unbeachtet. Je weniger man für die Pri-

lichen Kapacitäten, wenn nämlich das Examen auf eine Weise abgehalten wurde, daß ein vernünftiges Resultat daraus entsprang, und wenn die darüber geführten Tabellen auf eine Weise abgefaßt wurden, daß dieses Resultat in die Augen sprang.

Potz tausend, wie wir da wieder aufsprangen und zusammen; wie da die Rädelsführer wieder schönes Spiel bekamen, und die Männerchen, an denen ein weites Maul und sonst nichts war, dieses Maul brauchten, daß man hätte meinen sollen, in demselben stecken tausend Donnerwolken und hintendran die Donnerkeile! Wie wir da aufredeten, uns zusammenballten zu Brüderschaften und hofften, die ganze Republik werde aufstehen gerade wegen uns, und meinten: der von uns, der gesagt hatte, er brauche nur zu pfeifen da über die Berge hinein, so kämen die da von den Bergen hernider schwallsweise, der sollte jetzt einmal pfeifen über die Berge hinein, es wäre an der Zeit. Ob er gepfiffen hat oder nicht, weiß ich nicht; aber das weiß ich: die im ebenen Lande nahmen es kaltblütig, die auf den Bergen noch kaltblütiger, und viele auf dem Lande und in den Städten am verflüchtigst kaltblütigsten; sie gönnten es uns und — Aufstand gab es keinen.

Wir waren freilich, da mit jeder Schulerledigung ein Examen verbunden ist, mehr oder weniger gewohnt an Examen. Allein es waren doch solche unter uns, die so wohl saßen, daß sie keines mehr zu machen dachten, und da es ein General-Examen werden sollte, so dachten wir, es werde auch durch eine Art von Generalen abgehalten werden und nicht nur durch gemeine Schulkommissäre, die oft ebenso gut in Verlegenheit waren, was sie fragen, als wir, was wir antworten sollten. Wir (d. h. wenn ich wir sage, so verstehe ich immer die Partei, zu der ich gehörte, die natürlich auch aus Selbstlautern und Mitlautern bestund; ein Teil der Schulmeister hing, we-

nigstens öffentlich, dem Erziehungs-Departemente und seinen Verfügungen an, oder unterwarf sich ihm wenigstens) sperzten so lange wir konnten, protestierten so lange wir konnten, und als nichts mehr zu machen war, fügten wir uns, bis auf wenige, die eben nicht besondern Nachteil von ihrem Weigern fühlten bis dahin.

Das Examen lief recht ordentlich ab. Die Herren General-Examinatoren waren manierliche Leute, die niemand zu hängen oder zu köpfen begehrten. Es waren auch besonders kluge Männer, die nicht lange zu fragen brauchten, was mit einem sei; sie sahen es schon an von weitem; man brauchte kaum den Mund zu öffnen, so machten sie schon Zeichen in ihre Kalender. Es waren auch verschwiegene Leute; auch nicht mit einer Silbe verrieten sie, was das Examen für Folgen haben werde. Wir waren im ganzen mit uns und ihnen recht wohl zufrieden; aber böse wurden wir und räsonnierten über unsere ehemaligen Lehrer, daß die uns nicht in allen Stücken die Antworten gelehrt hatten, die auf der Examinatoren Fragen gepaßt hätten. Wir wußten nicht recht, war dieses geschehen aus Bosheit oder Dummheit. In den Fächern des § 16, nämlich Linearzeichnung, Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Naturlehre, Verfassungslehre, Buchhaltung, Haushaltungskunst und Landwirtschaft, hatten in unserer Gegend sich wenige examinieren lassen. Aus dreien Gründen. Aufgestiefelt durch einige, die in diesen Fächern sich bloßzugeben fürchteten, traf man allgemeine Verabredungen, in diesen Fächern sich nicht examinieren zu lassen; ferner trauten sich allerdings viele nicht, ein Examen in Fächern zu bestehen, über die sie höchstens etwas von weitem läuten gehört; man wußte nicht, wie leicht oder wie schwer diese Examen sich gestalten würden. Drittens endlich glaubten andere, den Grundsatz festhalten zu müssen, daß diese Fächer

gar nicht in ein Gesetz, welches doch nur ein vorübergehendes sein solle, hätten aufgenommen werden sollen, indem sie in den meisten Primarschulen, bei dem lässigen Schulbesuch, bei der allseitigen Nichthandhabung des Gesetzes, durchaus nicht eingeführt werden könnten vernünftigerweise! Freilich, als man dann sah, wie lugg die Examen über diese Fächer meistens waren, so war später mancher reuig, sie wenigstens nicht versucht zu haben, obgleich keinem von weitem beifiel, daß dieses Machen oder Nichtmachen irgend einen Einfluß auf seine spätere Stellung hätte. Ich aber, der einem Examen in einem andern Amtsbezirk beigewohnt hatte, ließ in einigen Fächern mich examinieren.

Unterdessen war auch der Entwurf eines Sekundarschulgesetzes ins Publikum gekommen, aber nur spärlich, gleichsam verstohlen. Das Departement hatte bis dahin so viel Widerspruch zu erfahren geglaubt, daß es zu der Meinung zu kommen schien, es sei das Klügste, seine Projekte hinter dem Umhang zu halten, bis sie Gesetzeskraft erhalten; dann könnte man in Gottesnamen schreien, würde es doch in seinen Plänen und Absichten nicht mehr unangenehm unterbrochen. Aus diesem Entwurf ging aber gar nicht hervor, was das Erziehungs-Departement unter einer Sekundarschule verstund; fast hätte man auch eine Kleinkinderschule so nennen können, auf jeden Fall manche Primarschule, und alle sogenannten Aristokratenschulen wären Sekundarschulen geworden, sobald nämlich das Departement günstig zu stimmen gewesen wäre dafür. Zu gleicher Zeit aber war dem Lande auch gar nichts versprochen Bestimmtes, Rundes. Man sah darin allerdings den vernünftigen Grundsatz, daß das Departement dem Bedürfnis nicht vorgreifen wollte; aber man sah nirgends, wie da, wo das Bedürfnis da sei, die Sache sich gestalten, was der Staat thun müsse, nur was er thun könne.

Es entstund der Glaube, man sei bei Errichtung der Hochschule betrogen worden. Nun, da man die Hochschule habe, frage man allem Übrigen wenig nach und habe kein Geld dafür. Kein Geld zu Schulen für das Land, damit die auf dem Lande auch zu Pöstlein in der Stadt kommen könnten, wo jetzt Bekannte sich so wohl sein ließen. Oder höchstens Geld für die Orte, wo die in die Stadt Gezogenen Verwandte hinterlassen hätten, denen sie auch einige Bröcklein gönnten. Einen sehr unangenehmen Eindruck machte daher dieser Gesetzesentwurf, aber diesmal nicht bei den Schulmeistern, sondern bei den Magnaten. Diese Magnaten redeten nun ein solch Wörtlein zu der Sache, daß der Entwurf durchfiel vor Großem Rate. Ungeachtet auf eine denkwürdige Weise damals dem Großen Rate angeworfen wurde: wenn er sich unterstehe, solche Entwürfe zu kritisieren, so solle er selbsten bessere machen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wie bei allem Doktern die Schule verdokteret wird.

Während damals dieses Gesetz im Publikum besprochen wurde, fuhr unter uns Primarlehrer unerwartet, wie eine Bombe, ein neu Gesetz; ein Gesetz, das man, um den unangenehmen Widerspruch zu ersparen, nicht vor Großen Rat, sondern nur vor den Regierungsrat gebracht und von dort aus hatte ausgehen lassen. Es war ein Gesetz, welches allen Schulmeistern, die durch die General-Examinatoren für hinlänglich befähigt erfunden würden in den Fächern des § 15, Religion, Sprache, Rechnen, Schreiben, Gesang, ein Minimum von

150 L. zusprach, wo Holz, Haus, Land angerechnet werden konnten. Allen denen, die nicht hinlänglich befähigt gehalten wurden, wurde nichts zugesprochen; hingegen erhielten die, welche in den genannten Fächern des § 16 sich hatten examinieren lassen und befähigt erfunden wurden, per Fach 25 L. mehr, so daß das Maximum der Schullehrer-Besoldung auf 300 L. anstieg. Es war auch befohlen, daß kein bisheriges Einkommen solle vermindert werden, sondern daß die Gemeinden, welche bisher ihrem Schulmeister z. B. 250 L. gegeben, ihm es fürderhin auszubezahlen hätten, auch wenn er nur 150 L. oder gar nichts geschatziget worden. Hingegen müßten auch die Gemeinden, welche gar nichts von den Fächern des § 16 begehrten in ihren Schulen und dem Lehrer bis dahin nur 150 L. gaben, dem Lehrer das Einkommen bis auf 300 L. erhöhen, sobald er fähig erachtet worden, diese Fächer zu lehren. Freilich war im Hintergrunde auch auf die Beihilfe des Staates gewiesen; aber wie ihre Ausmittelung geschehen sollte, war auch hier nicht bestimmt angegeben, und welche Kraft man hätte, die Gemeinden, welche nicht wollten, zu zwingen, war auch nicht angegeben. Und welche Kräfte man dazu brauche, hätte man vom Sommer 1835 bei Verfügung über die Sommerschulen wissen sollen.

Dieses Gesetz traf eine Menge Lehrer furchtbar und zerstörte alle Hoffnungen; zwar sah man nicht sogleich in dessen Tiefen nieder, weil man die besondere Anwendung desselben auf jeden einzelnen sich nicht dachte und jeder mit der Hoffnung sich tröstete, daß er wenigstens 150 L. hoch gewertet sei; was doch für viele in einzelnen Landesteilen eine bedeutende Verbesserung ausmachte.

Hingegen stellte es die Primarschule auf den Kopf, indem es dadurch, daß jedes Fach des § 16 mit 25 L. dotiert wurde,

also alle Fächer zusammen mit 150 L. über die andern 150 L. aus, während der tüchtigste Lehrer in den Fächern des § 15 nur auf 150 L. Anspruch machen konnte, den Wahn erweckte, als wären die Fächer des § 16 die Hauptsache, als müßten die um jeden Preis eingeführt sein und daher natürlicherweise alle Kräfte der Lehrer auf die Befähigung in diesen Fächern richtete, während die meisten Lehrer alle ihre Anstrengungen nötig gehabt hätten, sich recht tüchtig in den Hauptfächern auszubilden. Und dahin wäre es allerdings gekommen, daß man in den Primarschulen alles gelernt hätte und nichts.

Ich muß bekennen, daß mich dieses Gesetz nicht so erschreckte. Ich hoffte auf jeden Fall viele Franken mehr zu bekommen als bisher. Aber eins machte mir ein wenig bange. Ich dachte, wenn mir die Gemeinde für Fächer zahlen solle, die ich nicht lehre, so werde sie gewaltig aufbegehren und sagen, das sei nirgends der Brauch, daß man Dinge bezahle, von denen man nichts habe. Ich glaubte daher am besten zu thun, alsobald, was ich von diesen Fächern wußte, einzuführen, und schwitzte einige Wochen tüchtig mit den Kindern in der Naturlehre und der Erdbeschreibung und der Vaterlandsgeschichte 2c.

Da kam eines Tages der Pfarrer in die Schule, als ich eben in solchen Fächern herumtappte. Er setzte sich hin, hörte dem Ding zu, ohne ein Wort zu reden. Als die Schule aus war, blieb er noch und sagte mir nun ganz manierlich wüst auf folgende Art: „Schulmeister,“ sagte er, „was Tausend kömmt Euch in Sinn, so auf einmal in allen Fächern herumzufahren? Eure Bauren räsonnieren gräßlich darüber und behaupten, daß Ihr die Kinder geradezu dem Teufel zuführtet oder wenigstens dem Antichrist, und daß die Schule seit einiger Zeit ganz verpfuscht sei.“

Ich erzählte nun dem Pfarrer kurz, daß ich die Sache so nötig glaube wie das hohe Erziehungs-Departement. Wenn dieses nicht überzeugt gewesen wäre von der Notwendigkeit der Sache, so hätte es kein solches Gesetz gegeben. Übrigens sei es mir auch um meine Franken, die ich viel nötiger hätte, als der Herr Pfarrer denke, weil mir 1 L. mehr zu sagen habe, als ihm vielleicht hundert. Und ich hoffe doch, der Herr Pfarrer werde mir diese Verbesserung wohl auch gönnen. Das sagte ich etwas verblümter, aber doch in diesem Sinne.

Da schaute mich der Pfarrer einen Augenblick sehr ernst an, aber bald sprühte ihm das Lachen wieder aus dem ganzen Gesicht. „Ach Gott! ja, mein Schulmeister, ich gönne Euch alles, sogar Eure Frau, und um ihretwillen hundertmal mehr an Geld, als Ihr erhalten werdet; aber eben deswegen muß ich Euch warnen vor Dummheiten.

„Das hohe Departement versteht alles am besten, das versteht sich von selbst. Aber ich denke mir doch, es könne menschlicherweise nimmer an alles denken und habe z. B. bei Abfassung dieses Gesetzes nicht gedacht, wie unsere Schulen in diesem Augenblicke beschaffen seien und welches seine Wirkungen auf die Schulen sein werden. Ich weiß wohl, es kennt den innern Stand der Schulen durch und durch, und weiß von jeder Schule akurat, wie weit sie ist und was in ihr vorgeht; aber eben vergißt denn doch der Mensch zuweilen, was er weiß. Aber ihr Schulmeister solltet denn doch nicht vergessen, wie eure Schule steht, und wie ihr mir bei den alten Fächern schon gesagt, ihr wüßtet nicht, wie Zeit finden für alles; und wie ihr mich auf die Mugge genommen, als ich euch zumutete, eine bessere Ordnung in eure Schule einzuführen und jede Minute zu Ehren zu ziehen. Wie wollt ihr Ordnung erhalten, keine Klasse vernachlässigen, wenn ihr nun noch ein halb Du-

zend Fächer auf einmal dazu nehmet? Ihr, Schulmeister, solltet doch eure Bauren nicht vergessen, die ihre alle Tage vor Augen habt, und was in ihnen steckt. In den Erklärungen der Kinderbibel könnt ihr ihnen tausend Sachen aus der Natur und die Natur selbst erklären; sie nehmen es mit Freuden auf. Aber da fangt ihr eigends an mit Naturlehre und Naturgeschichte; das, meinten sie, sei nun die neue Religion, von der schon lange gefaselt worden (wie man ja auch von einer neuen Bibel sprach), die wolltet ihr nun lehren statt der Gotteslehre, statt der Christuslehre. Dann fangt ihr noch gerade bei dem heikelsten an, bei dem Sonnensystem, und daß die Sonne stille stehe, die Erde aber rund umgehe, während es bei euern Bauren ein Glaubensartikel aus den Psalmen und dem Buche Josua ist, daß das Umgekehrte stattfinde. Da lästern sie nun furchtbar über die neue Lehre, euern Unglauben und den Mißbrauch des Schulhauses."

„Aber, Herr Pfarrer," sagte ich, „soll man denn nicht jedermann die Wahrheit sagen und die Leute aufklären in ihrem Aberglauben?"

„Aber, Schulmeister, sagt man dann jedermann die Wahrheit? Sagt Ihr jedermann: Du hast eine krumme Nase, du hast verdrehte Augen oder rote Haare? Sagt Ihr jedermann: Du bist ein Kamel! wenn er sich wie ein Kamel gebärdet? Das im allgemeinen über das „die Wahrheit sagen". Aber noch insbesondere muß ich Euch bemerken, daß die Leute eine gar wunderliche Religion haben, mit gar mancherlei Anhängseln beladen; rührt ihnen nur ein Stück an, so wackelt entweder das Ganze oder sie verketzern Euch. Gerade so hatten es auch die Juden, und Christus ließ das sein, wohl wissend, daß alle diese Anhängsel sich von selbst ablösen würden, wenn der Sinn seiner Worte einmal durchdringe. Gerade so ist es mit der

Sonne und mit der Erde; das ist auch ein solcher Anhängsel des Glaubens. Habt Ihr ihnen einmal einen vernünftigen Glauben festgestellt, dann fallen solche Dinge von selbst weg; aber das müßt Ihr zuerst thun und nicht mit dem Wegnehmen anfangen. Übrigens, wenn Ihr den Nutzen dieser Lehre für diese Leute, und den Schaden, den sie diesen Leuten und besonders Euch diesen Augenblick bringt, abwägt, so wißt Ihr bald, woran Ihr seid. Gerade so ist es auch mit der Natur und der Lehre von den Naturkräften. Wollt Ihr die abgesondert von der Lehre von Gott geben, so werdet Ihr, Ihr möget das hier machen, wie Ihr wollt, gelten für einen Heiden, einen Gottesleugner.

„Ein Stück des Glaubens ist auch, daß der liebe Gott den Blitz, wie der Mensch einen Stein, in der Hand habe und ihn schleudere auf den, der ihn geleugnet oder gelästert. Das ist allerdings richtig, der Blitz ist in Gottes Hand, d. h. der Blitz wird von Gott regiert; er fährt, wohin Gott will, wie das Sandkorn, das vom Meeresstrand der Wind emporhebt, wie der Stein, der des Knaben Hand entflieht. Aber das Sein des Blitzes in Gottes Hand, so wie der Ausdruck: Hand Gottes, das sind bildliche Ausdrücke.

„Da saß einmal ein Schulmeister an einer Gräbd wohlgemut und unterhielt die langsam kauenden Leute mit seiner Weisheit. Es wurde erzählt unter anderem, daß irgend ein ruchloser Statthalter von Gott durch einen Blitz erschossen worden sei. Dem Schulmeister ward wohl, daß er da wieder leuchten konnte in seiner Weisheit. Er legte sich hinten an, legte seine Hand auf den Tisch und die Gabel gradauf in derselben, wie ein Scepter, und sagte: Gott erschieße niemand mit einem Blitz; die Blitze kämen nur aus den Wolken und nicht aus dem Himmel. Er entwickelte nun scharfsinnig die Theorie des Blitzes,

wie er durch Reibung zweier Wolken entstünde und dahin führe, wo der Wind angfähr ihn hintreibe. So wie der Schulmeister in seiner Entwicklung vorrückte, rückten die Leute von ihm weg, und als er fertig war, eilten die meisten fort in bedenklicher Angst, Gott möchte solche vermessene Reden mit einem Blitz ins Haus züchtigen.

„Der Schulmeister, der sich so unerwartet allein sah, begann endlich zu merken, was er angerichtet habe; aber er begriff seine Dummheit nicht, sondern hielt über die dummen Leute dummerweise sich auf. Er begriff nicht den frommen Glauben der Leute, die Gottes Leitung alles unmittelbar zuschreiben. Als die Gelehrten nach und nach die verschiedenen Prozesse in der Natur entdeckten, entdeckten, daß nicht alles unmittelbar von Gott komme, so wurden auch sie verwirrt und ungläubig. Der fromme Glaube fand sich aber bald zurecht. Er gab recht gerne zu, daß das Reiben der Wolken den Blitz erzeuge, daß der Windzug ihn führe; aber er behauptete, daß Gott auch der Wolken und der Winde Herr sei, daß die Wolken sich entladen, die Winde wehen müssen nach seinem Willen, daß er also denn doch auch den Blitz regiere als wie mit seiner Hand. So hoch hatte aber jener Schulmeister sich nicht erhoben; darum verurteilte ihn, und mit Recht, der fromme Glaube seiner Zuhörer; und so wird es gegenwärtig jedem auf dem Lande gehen, der die Natur und ihre Wunder für sich apart und ohne Gott nach ihren natürlichen Ursachen erklären will.“

Während dem Erzählen war meine Frau eingetreten, um zu sehen, wo ich bleibe, und hatte recht andächtig zugehört bis ans Ende. Ich hatte ein Leichengebet gehabt und war erst kurz vor Anfang der Schule heimgekommen, so daß ich nicht recht essen konnte. Es war nicht meine Sitte, allemal bei einem Leichenbegleit die Schule zu versäumen. Deswegen hatte mi

mein Fraueli ein Kaffee gemacht und fürchtete, es möchte kalten. Der Pfarrer merkte es nun auch und gab ihm gar freundlich die Hand und ließ die nicht gleich los, wie es sonst der Brauch ist, sondern behielt sie und betrachtete sie auf allen Seiten. Da wurde Mädeli ganz rot und wollte sie wegziehen. Aber er sagte, sie solle sich nur nicht schämen; er habe allemal eine rechte Freude, wenn er ihr die Hand geben könne. Man sehe ihrer Hand die Arbeit gar gut an und daß sie dieselbe nicht schone; aber sie sei allemal so blank und sauber und appetitlich, daß er ein recht Ergötzen daran hätte. Er wollte, es hätten alle Schulmeisters-Frauen solche; dann wären auch viele Schulmeisters-Kinder sauberer und mancher Schulmeister kein Sauniggel mehr. Wasser sei im Kanton Bern überall wohlfeil, und in der Hoffart der Säuberlichkeit sollte ein Schulmeister mit allem, was ihm angehöre, vorangehen, in keiner sonst. Darauf frug er, was es hergebracht? und Mädeli mußte es endlich sagen. Da sagte er, wenn er wüßte, daß sie auch ein Kacheli für ihn hätte, so nähmte er auch eins. Da wurde Mädeli wieder rot und es gab ein langes Märten zwischen dem Pfarrer und ihm, weil es für den Pfarrer apartigen machen wollte, da es Schigore nicht gespart hatte. Allein der Pfarrer wurde Meister und trank mit uns von meinem Kaffee, während Mädeli noch immer Entschuldigungen machte, daß wir nur rauhes Brot hätten und altes und dann noch gar keinen Zucker. Aber der Pfarrer ließ ihm aus diesem gar nichts gehen, sondern rühmte es, daß es mich dünkte, er könnte afe hören. Um diesem ein Ende zu machen, begann ich unser früher Gespräch fortzusetzen und meinte, man könnte also doch füglich Naturlehre lehren, aber immer in Bezug auf Gott.

„Ja, Schulmeister, das kann man" sagte er, „aber man muß dann seines Gegenstandes Meister sein und ihn wirklich

L.: Richtig! die Zoologie, oder die Geschichte der Tiere, wozu man einigermaßen auch die Pflanzen rechnen kann, da sie auch Leben haben. Was ist Natur?

K.: Alle Geschöpfe der Erde.

L.: Kann man nicht anders sagen, als Geschöpfe?

K.: Wesen.

L.: Ja, Wesen, oder auch Kör...

K.: Körper.

L.: Ganz recht, Körper! Nun sagt mir, Kinder! in welcher Natur befinden sich alle Körper?

K.: In Gottes Natur.

L.: Gut! Und worin befindet sich jeder Körper in Gottes Natur? Nun! wer weiß es? In einem Zu...

K.: In einem Zustande.

L.: Wie lange befindet sich der Körper in einem Zustande?

K.: Bis ein anderer darauf fällt.

L.: Ja, oder bis eine Veränderung mit ihm vorgeht. Wie heißen wir nun diese Veränderungen? Er Er.. Erschei...

K.: Erscheinungen.

L.: Richtig! Und weil sie in der Natur vorfallen? Naturerschei...

K.: Naturerscheinungen.

L.: Als z. B. im Herbst eine starke Röte über die Berge war, glaubten die Leute schon, das bedeute Krieg. Das ist Aberglauben. Eben das war eine Naturerscheinung, ein Nordlicht. — Um sich nun einen Begriff der Tiere zu machen, teilt man sie in ähnliche Klassen, und zwar vorerst nach ihrem Blut in drei Klassen. Wie heißen sie?

K.: Mit rotem warmem, rotem kaltem und weißem klebrichtem Blut.

L.: In die erste Klasse gehören die Säu...

ganz falsche Begriffe erweckt, sagte der Pfarrer. „Gerade dieses thut besonders die zweite Geschichte, die mir ein anderer Freund schrieb.

Auch der kam in eine Schule, wo allerlei Schönes auf dem Stundenplan stand, unter andern Fächern auch die Verfassungslehre. Er wünschte von dieser etwas zu hören.

Lehrer: Chinder, was isch e Vrfassig? He, was isch e Vrfassig? was ha-n-i ech gseit? Du Mädeli, du Stüdeli! He, we-n-e Schriftsteller es Buech z'sämetreyt, wie seyt me de? Er heyg e's Buech vr... vrfass...

Kinder: Vrfasset.

L.: Ja, Chinder: vrfasset, also wüsset dr jetz, was e Vrfassig ist. U na dr Vrfassig si verschiedeni Rät, di z'bifehle hey, dene me folge söll. Wie heiße die Rät? Er... Erz... Erzieh...

K.: Erziehungsrat.

L.: Mi cha-n-ihm o Chircherat säge, we me will, u de git's no meh Rät, e Baurat u-n-e Chriegsrat. Aber weles sy die oberiste Rät? Dr chl...

K.: Dr chli Rat.

L.: U dr groß . . .

K.: U dr groß Rat.

L.: Warum seyt me dem einte chli, dem andere groß Rat?

K.: Wil im große meh sy als im chline.

L.: Recht, will im große meh sy als im chline. Aber wele het meh z'bifehle, dr groß oder dr chli?

K.: Dr chli.

L.: Ja, recht! dr chli, dä het alle-n-angere z'bifehle. Aber chönnet dr mr säge, wer ist dr Öberist vo alle dene Räte? Dr Sch... Schulth...

K.: Dr Schultheß.

„Allerdings, Schulmeister; aber wenn ihr den Kindern auf dem Standpunkt, wo jetzt eure Schule steht, alles beibringen wollt, was gut wäre, so würdet ihr nicht fertig bis z'Niemerlistag. Alles hat seine Grenze, also auch eine Primarschule, auch hier heißt's: bis dahin und nicht weiters! Wollt ihr weiters, so wird euch die Schule bald aussehen wie jene Fahne, welche ein Schneider aus seinen gestohlenen Blätzen zusammensetzte. Für das weitere sollten die Sekundarschulen da sein, wenn man nämlich zu sagen beliebt, für was die da sein sollen. Und will man die Primarschulen weiter ausdehnen, so muß man eine ganz andere Ordnung in den Schulbesuch bringen, dessen Beaufsichtigung an vielen Orten grenzenlos nachlässig gehandhabt wird. Zuletzt werden die Kinder vor lauter Gelehrsamkeit gar nichts mehr können, vor lauter z. B. Sprachlehre keinen Brief mehr schreiben. Die fangt man an mit der gleichen Unvernunft zu treiben, wie sonst das Fragenbuch. Ja, noch viel unverständlicher sind den Kindern viele sogenannte Definitionen in der Sprachlehre, als die Fragen. Die Herren, die solche Sprachlehren schreiben, denken halt nur an sich und nicht an die Kinder, für die sie zu schreiben vorgeben."

„Aber, Herr Pfarrer, wenn ich die Fächer nicht lehre, so bezahlen mich meine Gytiwyler nicht dafür, und für eine arme Gemeinde, die vom Staat dafür entschädigt wird, kann man sie nicht ausgeben."

„Dafür," antwortete er mir, „laßt das Erziehungs-Departement sorgen; es hat das Gesetz gemacht, es mag zusehen, wie es dasselbe handhabt; entweder muß es beharren oder muß in das Zeichen des Krebses. Möglich, daß das Zurücknehmen auch an ihns kömmt, ärger als an die große Schulkommission. Das wäre die Nemesis." — Was aber das war, wußte ich nicht, und zu fragen schickte sich mir nicht.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wie alles ein Ende nimmt: jeder Jammer und sogar jedes Buch.

Ich widerredete dem Pfarrer nicht. Aber als er fort war, kam mir allerhand in Sinn, das ich ihm hätte sagen sollen. Nun stiegen mir auch die Bauren selbst auf den Hals und lästerten fürchterlich, daß ich sie vom rechten Glauben abbringen wolle und wahrscheinlich die Bibel nie gelesen hätte. Wenn die Sonne stille stünde, so hätte Josua sie nicht brauchen stille stehen heißen, und dann würden wir sie auch Tag und Nacht sehen, sagten sie. Und wer lehre, die Erde gehe ringsum, dem gehe sein Gring z'ringset=um, aber nicht die Erde. Wenn wir z'ringset=um gingen und nachts unten wären, so würde ja in keinem Brunnentrog mehr Wasser sein am Morgen, und da sei ja das Wasser das gleiche am Morgen und am Abend.

Solche Reden hörte ich verächtlich an und dachte: ihr Tröpfe! aber ich hielt doch inne. Nur fast verstohlen in der Sommerschule, wenn Kinder darnach da waren, brichtete ich solche Dinge, um mir die Zeit zu vertreiben.

Ach Gott, wie war mir doch die Sommerschule zuwider! Früher hatte ich nur vier Wochen gehabt; jetzt hatte unser Schulkommissär, ein grausamer Äki, noch acht Wochen dazu eräkt und erbettelt. Das Erziehungs-Departement hatte freilich befohlen, und streng, daß im ganzen Jahr, ohne besondere Vergünstigungen, nur acht Wochen Ferien sein sollen, und diese Vergünstigungen betrafen zwei, höchstens vier Wochen. Aber auf dem ganzen Lande gehorchte diesem Befehl nur, wer gerne wollte. Man glaubte, wenn auf der Hochschule, wo die Zeit

zu
ahlt
erac
ie n
me
en.
die
oh,
ien
unt
keinr
on.
ader
em l
rehte
den
blich
g e
Lehr
erkt
ster
Da
Son
n K
der (
Blä
inde
buch
ähne
und
ers

oder aber: „Es isch no nit Zyt hey z'gah; es chu jetz es öpers öppe mache, was es gern will.

Darum sagten die Eltern: die Sommerschulen seien nur es D. Zwäng u trage hell nüt ab. Darum stimmten ihnen viele Lehrer bei und klagten: die Kinder hätten in Gottes Namen keinen Appetit zum Lernen; sie möchten lieber draußen sein. Und die Kinder schrieen Zettermordio über die Schule, wo die Sonne nicht hineinschien, keine Vögelnester auszunehmen waren, und klagten bitterlich, sie lernten doch nichts, dr Schumeister syg ja nie by-ne; er syg e ganz e-n-angere im Sommer oder im Winter. Dessenungeachtet hatte doch unser Schulkommissär zwölf Wochen Sommerschule erchäret und erzwängt, und für jede der 8 Extra-Wochen war mir eine Krone von der Gemeinde zugesprochen worden, freilich ungerne genug. Nun meinte er, ich solle gesetzmäßig Schule halten diesen Sommer durch, mit einer allfälligen Ferien-Verlängerung von höchstens vier Wochen, also jetzt noch wenigstens acht Wochen mehr als zwölf. Ich entgegnete, daß ich doch wissen möchte, wer mich dafür bezahle? Das werde sich schon machen, meinte er. Wer dem Gesetz nachfahre, der fahre nie übel. Ja, dachte ich, mit dem Gesetz ist's eine wunderliche Sache, für die einen lautet es so, für die andern anders, und „Herr Schulkommissär," sagte ich, „es treyt gwüß nüt ab, dSummerschuele z'vrmehre; dChing chöme nit, oder höchstens zwei oder drei, und lere nüt, u für üser eim isch's gar grusam ländwylig. Was soll me doch so mit eme halb Dotze Chinge-n-afa oder gar ume mit zweune?"

„Ja, Schulmeister, ich weiß wohl, wie es geht" (es war ein räßer Herr, wenn er abkam) „und daß die Sommerschulen nur für so eine Plage angesehen werden. Aber einer gaagget dem andern ein Vorurteil nach dem andern nach, und niemand nimmt die Mühe, vernünftig darüber nachzudenken. So wie

man's treibt, so geht es. Gerade ihr Schulmeister seid Schuld am Mißkredit, in welchem die Sommerschulen stehen. Den Winter über klagt ihr immer, ihr hättet zu viel Kinder, um etwas rechts mit ihnen zu machen; im Sommer kommt ihr dann und klagt, ihr hättet zu wenig. Es ist euch nie etwas recht; ihr habt immer zu klagen. Weil ihr die Sommerschulen so über die Achsel anseht, so verlieren sie allerdings den Kredit auch bei Eltern und Kindern. Wenn ich Sommerschulen besuchen will, so geschieht sehr oft von fünf Dingen eins: entweder hat die Schule noch nicht angefangen oder schon aufgehört, oder der Lehrer ist nicht da, oder er arbeitet etwas für sich, oder endlich Lehrer und Kinder gähnen einander an. Ihr klagt immer, ihr kämet mit so vielen Kindern nirgends hin; warum kömmt ihr dann im Sommer mit wenigen nicht umso weiter? Haben doch viele den Glauben, daß ein Lehrer mit zwei Kindern weiter komme als mit zwölfen, und mit zwölfen weiter als mit zwanzig. Je weniger Kinder also, desto größer die Fortschritte. Aber ich will euch sagen, Schulmeister, warum es euch so unbehaglich ist bei wenigen Kindern in der Sommerschule. Bei euern vielen Kindern im Winter herrscht ein gewisser Mechanismus; die Schule ist eine Uhr, die, wenn man sie alle Stunde einmal aufzieht, fast von selbst abschnurret.

Ihr braucht nur zuweilen mit dem Stecken auf den Tisch zu klopfen, zu reden, den Ton anzugeben oder von einer Ecke in die andere zu schießen, und immer sind Kinder da, die euch noch helfen, oder sogenannte Leithämmel, welche die Herde führen. Im Sommer da ist es etwas anders; da ist dieser schnurrende Mechanismus zerstört; da müßt ihr die alleinige Triebfeder von allem sein. Da nimmt die Persönlichkeit jedes Kindes eure eigene Persönlichkeit, euer besonder Nachdenken, eure eigene Anstrengung in Anspruch. Da müßt ihr jeden Tag die Schul

neu einrichten, nach den wechselnden Anwesenden, und müßt immer neu und geschickt bei einem Kinde da wieder anknüpfen, wo ihr es das letztemal gelassen. Da kann jedes Kind lebendig ergriffen, statt nur wie im Winter mechanisch fortgeschoben werden; darum kann die Sommerschule von unendlichem Nutzen sein. Nicht nur weckt sie die Kinder ganz anders; sie weckt auch den Lehrer, daß er nicht einschläft, sondern vielmehr jeden Winter als ein Neugeborner wieder zur Schule kömmt. Sie gibt ihm Gelegenheit, mit den Kleinen besonders sich abzugeben, ihre Sinne zu üben, ihr Urteil zu bilden, ihre Aufmerksamkeit zu fixieren, ihre Kräfte in Thätigkeit zu bringen. Aber ja eben deswegen ist sie vielen Schulmeistern zuwider, weil sie gar nicht anders schulzuhalten wissen, als nach dem alten Schlendrian. Und andere bessere gaaggen diesen nach und nehmen sich nicht die Mühe, über diese Sommerschulen nachzudenken, das alte Vorurteil anzugreifen; sie halten diese Schulen auch nach dem alten Schlendrian und schimpfen darüber nach altem Brauch. Wenn sie nur eine halbe Stunde darüber vernünftig nachdenken würden, so würden sie mit ganzer Seele und ganzem Gemüte bei den Sommerschulen sein; denn nur diese könnten ihnen gute Schulen machen mit gutem Fundament. Und das rechte Fundament seien gerade die kleinen Kinder, welche gewöhnlich einzig die Sommerschulen besuchen."

Das Erziehungs-Departement werde das gemeint haben, als es diese Verfügung getroffen, sagte ich.

„Allerdings," sagte der Schulkommissär, „liegt in der Verfügung des Departementes eine tiefe Weisheit; nur hätte es sich nicht verdrießen lassen sollen, diese Weisheit etwas besser in Bezug auf den gegenwärtigen Zustand der Sommerschulen, ihren Zusammenhang mit den Winterschulen, zu erklären. Man muß dem Nachdenken von Oben herab zuweilen zu Hülfe

kommen. Aber das Departement ist so viel mit Lumpereien überladen, daß es den innern Zustand der Schulen und den Gang ihrer Entwicklung zuweilen aus den Augen zu verlieren scheint. Es ist sich auch nicht zu verwundern, wenn man über dem verdammten Zanken, womit man fort und fort das Departement belästigt, die Hauptsache aus den Augen verliert, nämlich die Kinder."

So hielt ich in Gottesnamen Sommerschule auf Leib und Leben allemal, wenn ein Kind kam. Ich muß bekennen, es kam mich schwer an; allein nach einiger Überwindung fühlt ich doch, daß Kinder in derselben den Knopf aufthaten, von denen ich es nie erwartet hätte. Ja, je mehr Schule ich hielt, desto mehr Kinder kamen, hatten einen ordentlichen Trieb dazu und die Eltern sagten nur: es düeche se, die Ching heige nie so glert.

Da kam mitten in das wieder recht munter werdende Schulleben die Taxation jedes einzelnen Schulmeisters heraus, gestützt auf das im Februar erlassene Gesetz. Das wirkte fast auf das gesamte Schulleben wie ein Schlagfluß, wenigstens in den untern Landen; es war wie ein Reif, der über tausend schöne Blüten ging; es war wie ein Kübel kaltes Wasser in aufglimmendes Feuer.

Es zuckte in den Schulmeister-Seelen, wie feuriges Eisen in kranknen Hüften (Moxa). Es riß die Decke von einem Abgrunde, den die Hoffnung mit blütenreicher Decke verkleidet hatte. Eine Masse von Lehrern war nicht fähig erklärt, das Minimum, sage 150 L., zu beziehen, eine andere Masse war bildungsunfähig erklärt unbarmherzig. Das ging tiefer als kalter Stahl in die Herzen, besonders in Väter- und Mütterherzen, die fünf hungrige Kinder kleiderlos und bildungsbedürftig um sich sahen, die Schulden auf den Schultern hatten und am Abzahlen sich

llt, im Gegenteil die Schuld täglich größer ge-
)as Resultat des Examens war eine gränzenlose
: unsern ganzen Stand. Da konnte man uns
ı: Üsi Tante Dorothee mit ihren längen Füßen,
m Himmel gsi, het wieder abe müeße. Das Re-
ıens war im Ganzen kein ungerechtes; es war
r uns zur Besinnung bringen sollte. Das De-
kein trefflicheres Mittel wählen können, um
ber glänzend zu rechtfertigen und uns ein zent-
an den Mnnd zu hängen. Aber die Anwendung
auf unsere Besoldung, die war hart und mußte
ıhl von uns in den Augen unserer Gemeinden
ɔürdigen. Übrigens war auch die schlechte Besol-
aß mancher nicht geschickter war, und so lange
rgter das tägliche Brot bekam, konnte er nicht
n. Aber eben so furchtbar, als die Sache selbst,
gültigkeit, mit welcher das Volk dieses Gesetz
and schien sich für uns zu rühren. Es war ein
ıis, daß den Boden unter unsern Füßen wir
rgraben durch unser Aufbegehren, zu dem man
tet hatte. Nun mußten wir die Suppe ausessen
hte in der Strenge gegen uns nicht, wie leicht
:n, die bis dahin nicht beachtet waren, durch
über das Kübli zu büren.

atte mir schon lange sein Mißfallen über das
chulmeister und über ihr Hochdreinreden zu er-
Er gab zu, daß wir bis dahin stiefmütterlich
ı schlecht bezahlt worden, obgleich er noch vielerlei
:, wie man an manchem Ort besser hausen und
ɫusjö machen könnte, und wie man nicht gleich
en brauche, wonach es einem gelüste; und wenn

man in der ledigen Zeit verständiger wäre, so hätte man es auch im Ehestand besser. Aber auf diese Weise kämen wir gar nicht dazu, sondern erleideten den Leuten wie kaltes Kraut, und wie groß man uns mit Worten gemacht, so klein mache man uns mit der That. Wenn wir die Behörden erbitterten, auf wen wir uns denn eigentlich verließen? Etwa auf das Volk, das jeder Großratsheld im Munde führe? Wie wir mit dem Volk stünden, sollten wir doch afe wissen; das hätte uns ja schon lange mehr geben können, wenn es gewollt; reich genug sei es und niemand hätte es gehindert. Aber gerade das Volk in seiner Mehrzahl (Verständige nehme er aus allenthalben) wolle nicht, daß wir uns erhüben. Es hätte uns schon lange erheben können, wenn es gewollt, und wenn ein Schulmeister sich selbst erhebe, so solle man nur sehen, wie das Volk ihn niederzudrücken suche, ihm auf die Nase gebe. Die Behörden hätten also, wenn sie uns auch den Brotkorb hoch hielten, das Volk für sich, und gegen sich, wenn sie durch Geld den Stand zu heben suchten. Denn man solle nur sehen, wie Neid und Ärger das Volk durchzucken würden, wenn man jedem Schulmeister 100 oder 200 L. mehr als bis dahin geben würde.

Ich wollte dieses anfangs gar nicht glauben und verließ mich lange auf das Volk, bis ich verlassen genug war.

Am Morgen, nachdem ich die Hiobspost empfangen und mir das Herz von der halb schlaflosen, halb schwer durchträumten Nacht so recht krank war, daß ich nichts z'Morgen essen mochte, sagte mir Mädeli: „Lauf e wenig da ume, du vrgissisch's öppe, oder gang zum Wehrdi, er weiß dr o öppe-n-e Trost oder e Rat.“ Mädeli traf meinen Wunsch auf das Haar, als ob es mir im Herzen hätte lesen können; ich hatte ihn nur nicht aussprechen mögen, um Mädeli nicht alleine zu lassen;

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wie alles ein Ende nimmt: jeder Jammer und sogar jedes Buch.

Ich widerredete dem Pfarrer nicht. Aber als er fort war, kam mir allerhand in Sinn, das ich ihm hätte sagen sollen. Nun stiegen mir auch die Bauren selbst auf den Hals und lästerten fürchterlich, daß ich sie vom rechten Glauben abbringen wolle und wahrscheinlich die Bibel nie gelesen hätte. Wenn die Sonne stille stünde, so hätte Josua sie nicht brauchen stille stehen heißen, und dann würden wir sie auch Tag und Nacht sehen, sagten sie. Und wer lehre, die Erde gehe ringsum, dem gehe sein Gring z'ringset-um, aber nicht die Erde. Wenn wir z'ringset-um gingen und nachts unten wären, so würde ja in keinem Brunnentrog mehr Wasser sein am Morgen, und da sei ja das Wasser das gleiche am Morgen und am Abend.

Solche Reden hörte ich verächtlich an und dachte: ihr Tröpfe! aber ich hielt doch inne. Nur fast verstohlen in der Sommerschule, wenn Kinder darnach da waren, brichtete ich solche Dinge, um mir die Zeit zu vertreiben.

Ach Gott, wie war mir doch die Sommerschule zuwider! Früher hatte ich nur vier Wochen gehabt; jetzt hatte unser Schulkommissär, ein grausamer Äki, noch acht Wochen dazu eräkt und erbettelt. Das Erziehungs-Departement hatte freilich befohlen, und streng, daß im ganzen Jahr, ohne besondere Vergünstigungen, nur acht Wochen Ferien sein sollen, und diese Vergünstigungen betrafen zwei, höchstens vier Wochen. Aber auf dem ganzen Lande gehorchte diesem Befehl nur, wer gerne wollte. Man glaubte, wenn auf der Hochschule, wo die Zeit

den Studenten so teuer zu stehen komme und den Professoren die Zeit so teuer bezahlt werde, wenigstens ein Vierteljahr Schlumpzeit als nötig erachtet werde, so wüßte man nicht, warum Baurenkinder, die nicht so hoch studieren wollten, aber viel zu arbeiten hätten, mehr in die Schule sollten, als die Studenten in ihre Käfzgen. Übrigens trage die Sommerschule in Gottsname nüt ab, die Kinder seien viel zu faul dazu; albe-n-einist sei man froh, sie zu schicken, daß sie einem nur dänne kämen. Da kamen dann zwei, vier oder ein halbes Dutzend, die einen einmal und viele keinmal im ganzen Sommer, und ob sie einmal oder keinmal kamen, darum bekümmerte sich selten eine Schulkommission. O, wie hatte ich da eine Längizyti auszustehen! Die Kinder kamen so verzatteret und mißmutig hergeschlichen, daß es einem den Mut nahm, mit ihnen in die Stube zu gehen. Man drehte ums Haus herum, so lang man konnte, und scherzte mit den Kindern und ließ sie gürten nach Belieben. Durfte man endlich nicht länger warten, so rief man in die Stube. Dort ging es wieder eine geraume Zeit, bis man sich gesetzt und seine Lehrmittel bei der Hand hatte. Dann sagte der Schulmeister: „Lerit schön, we dr de cheut, so sägit's de.“ Ein alter Schulmeister sagte: „Ching, we dr de uffäge weyt, su weckit mi de.“ Dann ging der Schulmeister seiner Wege, hinaus an die liebe Sonne, oder fing etwas für sich zu schreiben an, und wenn ein Kind rief: „Schumeister, i möcht uffäge, i cha's“, so sagte der Schulmeister: „Du wotsch geng ume uffäge; ler du's no e Blätz; mi cha's nie z'guet; i chume de.“ Endlich konnten die Kinder aufsagen: Fragen, auswendig gelernte oder gelesene, oder buchstabieren.

War dieses endlich gähnend vorbeigegangen, so sah der Schulmeister nach der Uhr und sagte entweder: „Ching, es isch nit meh dr wert, öppis angers az'fa, göht i Gotts Name hey;“

oder aber: „Es isch no nit Zyt hey z'gah; es cha jetz es yders öppe mache, was es gern will.

Darum sagten die Eltern: die Sommerschulen seien nur es D. Zwäng u trage hell nüt ab. Darum stimmten ihnen viele Lehrer bei und klagten: die Kinder hätten in Gottes Namen keinen Appetit zum Lernen; sie möchten lieber draußen sein. Und die Kinder schrieen Zettermordio über die Schule, wo die Sonne nicht hineinschien, keine Vögelnester auszunehmen waren, und klagten bitterlich, sie lernten doch nichts, dr Schumeister syg ja nie by-ne; er syg e ganz e-n-angere im Sommer oder im Winter. Dessenungeachtet hatte doch unser Schulkommissär zwölf Wochen Sommerschule erchäret und erzwängt, und für jede der 8 Extra-Wochen war mir eine Krone von der Gemeinde zugesprochen worden, freilich ungerne genug. Nun meinte er, ich solle gesetzmäßig Schule halten diesen Sommer durch, mit einer allfälligen Ferien-Verlängerung von höchstens vier Wochen, also jetzt noch wenigstens acht Wochen mehr als zwölf. Ich entgegnete, daß ich doch wissen möchte, wer mich dafür bezahle? Das werde sich schon machen, meinte er. Wer dem Gesetz nachfahre, der fahre nie übel. Ja, dachte ich, mit dem Gesetz ist's eine wunderliche Sache, für die einen lautet es so, für die andern anders, und „Herr Schulkommissär," sagte ich, „es treyt gwüß nüt ab, dSummerschuele z'vrmehre; dChing chöme nit, oder höchstens zwei oder drei, und lere nüt, u für üser eim isch's gar grusam ländwylig. Was soll me doch so mit eme halb Dotze Chinge-n-asa oder gar ume mit zweune?"

„Ja, Schulmeister, ich weiß wohl, wie es geht" (es war ein räßer Herr, wenn er abkam) „und daß die Sommerschulen nur für so eine Plage angesehen werden. Aber einer gaagget dem andern ein Vorurteil nach dem andern nach, und niemand nimmt die Mühe, vernünftig darüber nachzudenken. So wie

man's treibt, so geht es. Gerade ihr Schulmeister seid Schuld am Mißkredit, in welchem die Sommerschulen stehen. Den Winter über klagt ihr immer, ihr hättet zu viel Kinder, um etwas rechts mit ihnen zu machen; im Sommer kommt ihr dann und klagt, ihr hättet zu wenig. Es ist euch nie etwas recht; ihr habt immer zu klagen. Weil ihr die Sommerschulen so über die Achsel ansehtz, so verlieren sie allerdings den Kredit auch bei Eltern und Kindern. Wenn ich Sommerschulen besuchen will, so geschieht sehr oft von fünf Dingen eins: entweder hat die Schule noch nicht angefangen oder schon aufgehört, oder der Lehrer ist nicht da, oder er arbeitet etwas für sich, oder endlich Lehrer und Kinder gähnen einander an. Ihr klagt immer, ihr kämet mit so vielen Kindern nirgends hin; warum kömmt ihr dann im Sommer mit wenigen nicht umso weiter? Haben doch viele den Glauben, daß ein Lehrer mit zwei Kindern weiter komme als mit zwölfen, und mit zwölfen weiter als mit zwanzig. Je weniger Kinder also, desto größer die Fortschritte. Aber ich will euch sagen, Schulmeister, warum es euch so unbehaglich ist bei wenigen Kindern in der Sommerschule. Bei euern vielen Kindern im Winter herrscht ein gewisser Mechanismus; die Schule ist eine Uhr, die, wenn man sie alle Stunde einmal aufzieht, fast von selbst abschnurret.

Ihr braucht nur zuweilen mit dem Stecken auf den Tisch zu klopfen, zu reden, den Ton anzugeben oder von einer Ecke in die andere zu schießen, und immer sind Kinder da, die euch noch helfen, oder sogenannte Leithämmel, welche die Herde führen. Im Sommer da ist es etwas anders; da ist dieser schnurrende Mechanismus zerstört; da müßt ihr die alleinige Triebfeder von allem sein. Da nimmt die Persönlichkeit jedes Kindes eure eigene Persönlichkeit, euer besonder Nachdenken, eure eigene Anstrengung in Anspruch. Da müßt ihr jeden Tag die Schule

neu einrichten, nach den wechselnden Anwesenden, und müßt immer neu und geschickt bei einem Kinde da wieder anknüpfen, wo ihr es das letztemal gelassen. Da kann jedes Kind lebendig ergriffen, statt nur wie im Winter mechanisch fortgeschoben werden; darum kann die Sommerschule von unendlichem Nutzen sein. Nicht nur weckt sie die Kinder ganz anders; sie weckt auch den Lehrer, daß er nicht einschläft, sondern vielmehr jeden Winter als ein Neugeborner wieder zur Schule kömmt. Sie gibt ihm Gelegenheit, mit den Kleinen besonders sich abzugeben, ihre Sinne zu üben, ihr Urteil zu bilden, ihre Aufmerksamkeit zu fixieren, ihre Kräfte in Thätigkeit zu bringen. Aber ja eben deswegen ist sie vielen Schulmeistern zuwider, weil sie gar nicht anders schulzuhalten wissen, als nach dem alten Schlendrian. Und andere bessere gaaggen diesen nach und nehmen sich nicht die Mühe, über diese Sommerschulen nachzudenken, das alte Vorurteil anzugreifen; sie halten diese Schulen auch nach dem alten Schlendrian und schimpfen darüber nach altem Brauch. Wenn sie nur eine halbe Stunde darüber vernünftig nachdenken würden, so würden sie mit ganzer Seele und ganzem Gemüte bei den Sommerschulen sein; denn nur diese könnten ihnen gute Schulen machen mit gutem Fundament. Und das rechte Fundament seien gerade die kleinen Kinder, welche gewöhnlich einzig die Sommerschulen besuchen."

Das Erziehungs-Departement werde das gemeint haben, als es diese Verfügung getroffen, sagte ich.

„Allerdings," sagte der Schulkommissär, „liegt in der Verfügung des Departementes eine tiefe Weisheit; nur hätte es sich nicht verdrießen lassen sollen, diese Weisheit etwas besser in Bezug auf den gegenwärtigen Zustand der Sommerschulen, ihren Zusammenhang mit den Winterschulen, zu erklären. Man muß dem Nachdenken von Oben herab zuweilen zu Hülfe

kommen. Aber das Departement ist so viel mit Lumpereien überladen, daß es den innern Zustand der Schulen und den Gang ihrer Entwicklung zuweilen aus den Augen zu verlieren scheint. Es ist sich auch nicht zu verwundern, wenn man über dem verdammten Zanken, womit man fort und fort das Departement belästigt, die Hauptsache aus den Augen verliert, nämlich die Kinder."

So hielt ich in Gottesnamen Sommerschule auf Leib und Leben allemal, wenn ein Kind kam. Ich muß bekennen, es kam mich schwer an; allein nach einiger Überwindung fühlt ich doch, daß Kinder in derselben den Knopf aufthaten, von denen ich es nie erwartet hätte. Ja, je mehr Schule ich hielt, desto mehr Kinder kamen, hatten einen ordentlichen Trieb dazu und die Eltern sagten nur: es büeche se, die Ching heige nie so glert.

Da kam mitten in das wieder recht munter werdende Schulleben die Taxation jedes einzelnen Schulmeisters heraus, gestützt auf das im Februar erlassene Gesetz. Das wirkte fast auf das gesamte Schulleben wie ein Schlagfluß, wenigstens in den untern Landen; es war wie ein Reif, der über tausend schöne Blüten ging; es war wie ein Kübel kaltes Wasser in aufglimmendes Feuer.

Es zuckte in den Schulmeister-Seelen, wie feuriges Eisen in kranknen Hüften (Moxa). Es riß die Decke von einem Abgrunde, den die Hoffnung mit blütenreicher Decke verkleidet hatte. Eine Masse von Lehrern war nicht fähig erklärt, das Minimum, sage 150 L., zu beziehen, eine andere Masse war bildungsunfähig erklärt unbarmherzig. Das ging tiefer als kalter Stahl in die Herzen, besonders in Väter- und Mütterherzen, die fünf hungrige Kinder kleiderlos und bildungsbedürftig um sich sahen, die Schulden auf den Schultern hatten und am Abzahlen sich

umsonst abgequält, im Gegenteil die Schuld täglich größer gemacht hatten. Das Resultat des Examens war eine gränzenlose Demütigung für unsern ganzen Stand. Da konnte man uns mit Recht singen: Üsi Tante Dorothee mit ihren längen Füßen, ist siebe Jahr im Himmel gsi, het wieder abe müeße. Das Resultat des Examens war im Ganzen kein ungerechtes; es war ein Spiegel, der uns zur Besinnung bringen sollte. Das Departement hätte kein trefflicheres Mittel wählen können, um sich uns gegenüber glänzend zu rechtfertigen und uns ein zentneriges Schloß an den Mnnd zu hängen. Aber die Anwendung dieses Resultats auf unsere Besoldung, die war hart und mußte eine große Anzahl von uns in den Augen unserer Gemeinden furchtbar herabwürdigen. Übrigens war auch die schlechte Besoldung Schuld, daß mancher nicht geschickter war, und so lange er nicht ungesorgter das tägliche Brot bekam, konnte er nicht geschickter werden. Aber eben so furchtbar, als die Sache selbst, war die Gleichgültigkeit, mit welcher das Volk dieses Gesetz aufnahm; niemand schien sich für uns zu rühren. Es war ein furchtbar Zeugnis, daß den Boden unter unsern Füßen wir uns selbst untergraben durch unser Aufbegehren, zu dem man uns aber verleitet hatte. Nun mußten wir die Suppe ausessen und man bedachte in der Strenge gegen uns nicht, wie leicht es ist, Menschen, die bis dahin nicht beachtet waren, durch Schmeicheleien über das Kübli zu büren.

Wehrdi hatte mir schon lange sein Mißfallen über das Treiben der Schulmeister und über ihr Hochdreinreden zu erkennen gegeben. Er gab zu, daß wir bis dahin stiefmütterlich gehalten und zu schlecht bezahlt worden, obgleich er noch vielerlei zu sagen wußte, wie man an manchem Ort besser hausen und weniger den Musjö machen könnte, und wie man nicht gleich alles anzuschaffen brauche, wonach es einem gelüste; und wenn

man in der ledigen Zeit verständiger wäre, so hätte man es auch im Ehestand besser. Aber auf diese Weise kämen wir gar nicht dazu, sondern erleideten den Leuten wie kaltes Kraut, und wie groß man uns mit Worten gemacht, so klein mache man uns mit der That. Wenn wir die Behörden erbitterten, auf wen wir uns denn eigentlich verließen? Etwa auf das Volk, das jeder Großratsheld im Munde führe? Wie wir mit dem Volk stünden, sollten wir doch afe wissen; das hätte uns ja schon lange mehr geben können, wenn es gewollt; reich genug sei es und niemand hätte es gehindert. Aber gerade das Volk in seiner Mehrzahl (Verständige nehme er aus allenthalben) wolle nicht, daß wir uns erhüben. Es hätte uns schon lange erheben können, wenn es gewollt, und wenn ein Schulmeister sich selbst erhebe, so solle man nur sehen, wie das Volk ihn niederzudrücken suche, ihm auf die Nase gebe. Die Behörden hätten also, wenn sie uns auch den Brotkorb hoch hielten, das Volk für sich, und gegen sich, wenn sie durch Geld den Stand zu heben suchten. Denn man solle nur sehen, wie Neid und Ärger das Volk durchzucken würden, wenn man jedem Schulmeister 100 oder 200 L. mehr als bis dahin geben würde.

Ich wollte dieses anfangs gar nicht glauben und verließ mich lange auf das Volk, bis ich verlassen genug war.

Am Morgen, nachdem ich die Hiobspost empfangen und mir das Herz von der halb schlaflosen, halb schwer durchträumten Nacht so recht krank war, daß ich nichts z'Morgen essen mochte, sagte mir Mädeli: „Lauf e wenig da ume, du vrgissisch's öppe, oder gang zum Wehrdi, er weiß dr o öppe-n-e Trost oder e Rat." Mädeli traf meinen Wunsch auf das Haar, als ob es mir im Herzen hätte lesen können; ich hatte ihn nur nicht aussprechen mögen, um Mädeli nicht alleine zu lassen;

denn ich war überzeugt, es hatte den Jammer so gut im Herzen als ich. Da es mir aber so freundlich entgegenkam, mir versicherte, daß es heute recht gerne alleine sei, es hätte auch vieles in sich zu verwerchen, und Gott helfe ihm dazu am besten, wenn es in der Stille für sich sein könne, so machte ich mich auf den Weg.

Es war ein heller, warmer Sommermorgen und lustig johlten die Schnitter auf den Feldern. Und eilenden Schrittes sah man schlanke Mädchengestalten durch den wallenden Roggen schlüpfen die Fußwege entlang. Auf ihren kecken Nacken trugen sie unbeschwerlich schwer gefüllte Körbe, aus geschälten Weiden zierlich geflochten. Wenn nun ein Mädchen und sein Korb einem Haufen Schnitter heraneilend erschien übers hohe Korn hinaus, dann erhob sich ein gewaltig fröhlich Jauchzen, das auf hundert Äckern widerklang. Da eilte das Mädchen noch eiliger, und röter wurden seine Backen; unter den hundert Stimmen hatte es die erkannt, die so oft leise flüsterte unter seinem Gadenfenster. Unter den großen Apfelbaum eilte es, der als lebendiges, blühendes Zelt gepflanzt war am Ende des Ackers. Schon hatte ein vierschrötiger Bursche die Sense fallen lassen; das Steinfaß haltend mit dem lärmenden Wetzstein, sprang er über die Zatten weg und half dem Mädchen mit kosendem Blick den Korb niedersetzen ins feuchte Gras. Und während diese die weiße Zwächele abhoben und auspackten den nährenden Brei oder die duftenden Schnitze, die Milch z'wäg stellten, das mächtige Brot zur Hand, und Gabeln und Löffel darlegten, kam das Schnitterheer daher hungerig und schächerend, lagerte sich rings um die Kübel und Kacheln. Und munter griffen sie in die derbe Kost, und munter würzten sie jeden Löffel mit einem derben Witz, daß das Gelächter weit hinschallte durch das Feld und es auf dem Felde klang, als wenn jeder Acker

lebendig geworden wäre und lustig dazu und nun lachte aus mächtiger Kehle. Und beschwerten Gemütes und gesenkten Hauptes schlich ich durch die Fröhlichen hin, und mir ward, als wäre heute die ganze Welt mir zu Spott und Hohn so lustig erwacht. Da gedachte ich, wie ich vor vielen Jahren auch so durch ein Feld voll Leute gegangen, aber wie ganz andern Sinnes, wie aufgeregt damals und übermütig die arbeitenden bedaurend; und wie ich damals ein frevelnd Lied gesungen und ich von lauter Voressen geträumet und Pasteten und Datern, während die andern Erdäpfel aßen. Daran dachte ich und wie es nun anders geworden im Laufe der Jahre, ich ein gebeugter Mann, mutlos wie ein Greis, meine Umstände notvoll, meine Aussicht eine immer sich verdichtende Finsternis bis zu des Grabes Nacht. Und nun noch das Spotten und Lachen rings um mich, das mir klang, als gelte es mir, füllte mein Herz noch mehr mit Gram und Groll. Auslachen wollte ich mich wenigstens nicht mehr lassen, wollte fort aus dieser Gegend, wo die Leute kein Gefühl, kein Mitleid, keine Dankbarkeit hätten, wollte in eine andere Gegend ziehen, wo vielleicht bessere Menschen seien und besserer Lohn. Ach Gott! ich kann nicht sagen, wie bitter ich ward über die Leute. Und von diesen fröhlichen Leuten allen hatte keiner mich beachtet; Benz hatte Trini gesehen und Bäbi Hanse, und über Benz und Trini, Bäbi und Hans war gelacht worden, aber nicht über den armen Schulmeister. Aber der Mensch bezieht gewöhnlich alles auf sich, und der Unglückliche alles unglücklich. Könnte er es umgekehrt, so wäre auch sein Unglück umgekehrt.

Bitter und durstig kam ich endlich zu Wehrdi, der in weißen Hosen und weißem Hemde und seinem schwarzen Gesicht sich wunderlich ausnahm unter einem grünen üppig jungen Baume voll prächtigrot sich streifender Äpfel, den er sorgsam unterstützte

und einzelne Äste aufband mit Strohbändern. Mein Herz war so voll, daß ich dem über meine Ankunft Verwunderten, noch während er das letzte Strohband anzog, mein Schicksal erzählte und meinen Vorsatz, weiter zu gehen und eine bessere Schule und bessere Menschen zu suchen.

„Was meint ihr, Schulmeister," fragte Wehrdi, der bis dahin nichts gesagt hatte, als er fertig war mit seiner Arbeit, „wie alt ist dieser Baum?"

Ich erriet fünfzehn Jahre, da er wirklich prächtig gewachsen war.

„Nein, Schulmeister, der ist erst zwölf Jahre alt," sagte Wehrdi.

„Da muß es wohl für ihn sein auf diesem Platze," entgegnete ich.

„Es mag sein, aber im Herbst oder im Frühjahr werde ich ihn doch versetzen," antwortete er.

„Aber warum doch?" fuhr ich lebhaft drein, „er trägt so schön! Wollt ihr ihn versetzen, dann müßt ihr ihm stumpen Äste und Wurzeln; dann wißt ihr nicht, ob er nicht verdorret auf seiner neuen Stelle, wißt nicht, wie lange er serben muß, bis er z'weg kommt. Im günstigsten Fall kriegt ihr drei Jahre lang keine oder wenig Frucht von ihm und fünf oder sechs Jahre geht es, bis er so viel trägt wie jetzt. Und was auch noch zu bedenken ist: auf der Stelle, wo dieser Baum steht, kömmt vielleicht nicht so bald ein neuer Baum fort, oder sie behagt ihm wenigstens nicht recht, oder er dem Boden nicht."

„So, Schulmeister," antwortete Wehrdi, „kennt ihr das auch? das hätte ich euch nicht zugetraut, ihr redet ja recht gescheut darüber."

„Glaubt ihr denn, ein Schulmeister sei nicht auch vernünftig und kenne nichts von dem, was ja jedes Kind weiß?"

grollte ich ihn an. „Aber so hat man's mit uns. Man gibt uns nichts, man gönnt uns nichts, man glaubt uns nichts und wenn wir am Ende etwas gescheutes sagen, so thut man aus Bosheit, als ob man darob vor Verwunderung auf den Kopf stehen wolle."

Da lachte Wehrdi wie ein Kobold und rief endlich, als er den Atem dazu erhielt: „O Schuelmeisterli, Schuelmeisterli, berst doch nit vor lauter Kyb. Du gute Seele! ich weiß wohl, daß ihr Schulmeister Gelehrte seid und Köpfe habt wie Kasernen, und daß ihr alles wisset und alles erklären könnt vom Turmbau zu Babel weg bis zur Errichtung des neuen Jerusalems. Aber daß ihr in aller Gelehrsamkeit keine gesunde Anwendung machen könnt, daß ihr nur das Tote begreift und nicht das Lebendige, und daß ihr keine der Erscheinungen rund um euch, die Christus durch seine Gleichnisreden geheiliget hat, als lebendige, nie ruhende Offenbarungen Gottes auf euch beziehen, seine Stimme nie hören könnt, die Nacht und Tag ausgeht in alle Lande, das ist's was einen bald lachen, bald weinen macht. Aber eben habt ihr in all dem gegenwärtig verbreiteten Gifte den harmlosen, einfältigen Sinn nicht mehr, der zu dieser Auffassung nötig ist."

Ganz verblüfft stund ich ihm gegenüber und sagte: da wüßte ich doch keine andere Anwendung zu machen, als daß er das Baumgärtneren nicht verstehe, wenn er seine Bäume im schönsten Wachstum versetzen wolle.

„Könnt ihr dann das nicht auf euch beziehen? habt ihr auch nur Augen um zu sehen, was auf andere geht, und das nicht zu sehen, was euch beschlägt? Schulmeister, ihr seid Baum und Gärtner in einer Person. Ihr seid jetzt noch länger im Boden zu Gytiwyl eingewurzelt, als dieser Baum auf dieser Stelle. Ihr seid gut eingewurzelt, in die Eigentümlichkeit der

Leute habt ihr euch eingewohnt, sie achten euch mehr oder weniger. Ihr plaget sie nicht, seid im Ganzen nicht so aufbegehrisch wie andere. Eurer Frau thut jedermann gerne etwas zu gefallen. Die Kinder, die ihr erzogen habt, lieben euch. Es ist manches in ihnen geweckt worden, sie wissen wohl, sie haben es euch zu verdanken und haben Respekt vor euch. Fast in jedem Hause habt ihr ein solches Kind als Fürsprech, habt also Wurzeln gefaßt überall, habt mehr oder weniger Einfluß auf alt und jung; und wenn ihr und der Pfarrer zusammenspannet und unvermerkt und ohne Posaunenstöße an euren Gytiwylern arbeitet, so seid überzeugt, es kann aus Gytiwyl etwas werden. Aber wie es dort schwerer Boden ist und die Arbeit schwer in demselben, so sind auch die Gytiwyler zäch und bedürfen harter Arbeit, ehe sie urbar sind. Aber es ist kaum ein Boden, der nicht urbar zu machen wäre, und je härter die Arbeit war, desto schöner sind meist auch die Früchte. In eurer Schule kennt ihr alle Kinder, sie kennen euch, und manchen guten Faden habt ihr da angesponnen.

„Das ist's eben nun, was die, welche des Volkes Gärtner sein sollen, nicht fassen und nicht nachhaltig sind in der Arbeit, und herumfahren im Lande wie die Wespen in einem Birenbaum. Alle Augenblicke reißt sich ein Lehrer aus dem Boden, auf dem er steht, stumpet, entwurzelt sich, zerreißt alle Faden, alle Verhältnisse, zerstört damit die Hälfte seiner Arbeit wieder, läuft einer andern Arbeit zu; und wie lange geht's da, bis er wieder angewachsen, bis er nur weiß, wo und was er anfassen soll? Und warum laufen sie so im Lande herum? Einige Kronen Lohn, ein Webkeller, ein größerer Garten, eine Stube mehr, oder nur Mißmut, Leichtsinn oder eine böse Nachbäurin treiben zu diesen heillosen, selbstgemachten Verpflanzungen. Hiervon sind auch die Pfarrer nicht frei; auch ihrer viele fassen

die große Wahrheit nicht auf, daß das Versetzen für ältere Bäume sehr gefährlich sei, für wenige heilsam und allemal auf lange das Tragen der Früchte hemmt. Wie würde es wohl in dem Baumgarten aussehen, in welchem man alle Bäume alle zehn oder fünfzehn Jahre versetzen würde? Wäre wohl in einem solchen Garten ein gewaltiger Baum, mächtig in den Ästen, weithin verbreitend seine Wurzeln und kühn den Stürmen trotzend? In einem solchen Garten wären lauter Bäume, die kaum ihr Leben zu fristen vermöchten mit ihren verstümmelten Ästen und Wurzeln. Ihre Früchte würden sparsam sein, ihr Aussehen ein trauriges, und jeder Winter würde toddrohend sein dem armen Baume, der in dem ungewohnten Boden nicht zu frischen, frohen Säften kommen kann.

„So sieht es aber mehr oder weniger aus unter den Lehreren. Da ist selten ein mächtiger Stamm, stark, schön und alt, gepflegt und bewundert; denn selten einer hat sich nicht selbst verstümmelt, selten einer ist da geblieben, wo er zuerst anwuchs mit seinem jungen, raschern Blute, und reiches Leben spendete und in sich sog. Er riß sich los, verblutete zuletzt, und der Rest des alten, trägen Blutes will nicht mehr rechtes Leben fassen, wie es auch nicht gerne mehr alte, gebrochene Glieder zusammenleimt. Das ist dann ein Serben und Kränkeln; der Boden klagt den Baum an, der Baum den Boden, bis der arme Baum tot in sich selbst zusammenfällt, unbeweint und unvermißt; denn auf seine Stelle hat man schon lange gepaßt für einen jungen Baum, der auch Früchte trage. Und weil es so ist, Schulmeister, so kömmt man nicht vorwärts, und dann sollen die Leute daran schuld sein; unverbesserlich schiltet man sie, leichtsinnig. Es ist wahr, mich machen die Bauren alle Tage wild, aber auch die Lehrer, eben weil sie nicht nachhaltig genug, unvermerkt und still an den Bauren

arbeiten; weil auch sie selbstsüchtig sind und nach ihrem Gelüsten, oder weil an einem andern Orte die Frau den Brunnen näher hat, herumlaufen; und dazu noch eifersüchtig auf einander, daß keiner da anfangen will, wo der andere es gelassen, sondern jeder für sich etwas Apartigs anfangen, allein weise sein will. Was soll da herauskommen, wo keiner des Vorgängers Arbeit fortsetzt, sie vielleicht frevelnd zerstört, seinen Ruhm suchend und nicht bedenkend, daß der nie welkende Ruhm nur der sei: ein treuer Knecht des großen Meisters zu sein, der auch nicht seinen Ruhm suchte, sondern nur den des Vaters?

„Nein, Schulmeister, laufet mir nicht von Gytiwyl fort,“ schloß er, „sonst halte ich gar nichts mehr auf euch. Fasset mein Gleichnis zu Herzen; es trifft wohl, wie noch tausend Bilder, die Gott in der Natur aufgestellt hat, treffen würden, wenn der Mensch Augen dafür hätte.“

Damit führte er mich an den Schatten hinter seinem Häuschen und nahm mich genauer auseinander über meine Umstände und meinen Gemütszustand. Er fand diesen mutlos, fand, daß besonders die Liebe zu den Meinen mich mutlos mache. Ich hätte meine Frau so lieb und sie hätte so bös, und ich vermöchte ihr so selten eine Halbe Wein oder ein Paar Strümpfe zu kramen. Denn in Schulden stecke ich; die Orgel sei noch immer nicht bezahlt, und die Wiederholungskurse hätten mich auch zurückgebracht. Meine Kinder wüchsen auf; der Bube sei ein heiterer Kopf, wolle aber nicht mehr gehorchen; wir wüßten nicht, wie das käme. Mädeli sage immer, das komme daher, weil ich ihn zu viel brauche und Meister lasse in der Schule; so meine er auch Meister sein zu können im Hause; Zeit wäre es, ihn etwas lernen zu lassen, doch Geld hätte ich keines dazu.

„Macht eine Bittschrift an den Großen Rat,“ warf Wehrdi ein, „Ihr wollet Euren Buben zu einem Stenographen oder

Geschichtsschreiber bilden, der alles Grobgesagte feile und alle unbedeutenden Äußerungen als Weisheiten niederschreibe, damit alles repetierlich vor die Welt komme, was unrepetierlich im Großen Rat ausgepackt wurde, so geben sie Euch einen Lehrlohn so groß Ihr wollt, und später kriegt er einen Lohn größer als ein Professor an der Hochschule, deren einige die Radikalen zum Teil nur halten wie die Patricier die Bären im Bärengraben, um sie brummen zu hören und füttern zu können, und weil es in die Annalen von Bern käme, daß Bären oder Professoren, die man freilich zu nichts gebraucht hätte, aus schnödem Eigennutz der traurigen Richtung unseres Zeitalters abgeschafft worden."

Ach Gott! Mir war nicht um zu spaßen, und was gingen mich die Bären und die Professoren an? Ich fuhr daher in meinen Klagen fort und bekannte zwar, daß ich das Gleichnis wegen dem Baumversetzen begreife, aber daß man doch für sich sehen müsse, es sehe sonst niemand zu einem, und daß ich nicht glaube, daß mein Weggehen zu Gytiwyl so fühlbar wäre. Einmal mir hätte niemand gar Freundschaft gezeigt und dergleichen gethan, als ob ihm gar viel an mir gelegen sei.

Da meinte Wehrdi: ob ich denn meine, daß die Gytiwyler gegen mich anders sein sollten, als gegen andere Leute? Die hätten ihr Lebtag noch gegen niemand zärtlich gethan. Und wenn ich gehen wollte, so würde mir sicher auch kein Mensch anhalten, sondern sie würden sagen: „Mira, we d' nit blybe witt, so ghey di; mr wey di nit zwänge; es git öppe Schumeister gnue." Es würde also auch hier, wie an manchem andern Ort, ein Schulmeister übel ankommen, wenn er den Bündel vor die Thüre werfen wollte unbesonnen. „Aber sie würden euch doch vermissen und sich untereinander sagen: „Es isch doch lätz, daß er gange-n-isch, mr überchöme nit grad e

möchte Geschichten und Beispiele ersinnen, um den kleinen Kindern die Liebe Gottes und sein weises Walten recht anschaulich und eindringlich zu machen. Ach Gott! Und wenn ich sinnen will, so steht der leere Milchhafen vor meinen Augen; mich plagt die Angst, wer ihn mir füllen will. Ich sehe durch die dünnen Höschen die blauen Beine meiner Kinder und den Krämer, der für sie noch das Geld will. Wenn mein Frauchen das Mehl röstet für die gewohnte Wassersuppe, so höre ich durch sieben Thüren durch seine stillen Seufzer und sehe es mit dem Finger über die Augen fahren, als ob der Rauch es brenne. Wenn das einem beständig vor Augen schwebt, wer will da Schule halten von ganzer Seele, ganzem Gemüte und mit allen Kräften? O Wehrdi, ihr könnt euch, weiß Gott, nicht vorstellen, wie es einem Vater ist, wenn er seine gesunden, munteren Kinder mit gesundem Hunger am Tische essen sieht wie junge Wölfe, wenn er ihnen alles so von ganzem Herzen gönnt und doch die Angst sein Herz zerreißt, daß sie mehr essen, als er ihnen zu geben vermag. Ihr könnt nicht glauben, wie es mir manchmal ist, wenn sie alle um die Mutter stehen und so glustig aufsehen auf sie und das Brot, das sie in der Hand hat, um jedem ein klein Stücklein zuzuschneiden; wenn ich sehen muß, wie es in der Mutter ringt, das Messer ein klein wenig tiefer gehen zu lassen, und wie sie sich Gewalt anthun muß, den Schnitt zu verkürzen, wie sie mit immer wehmütigerem Blick die kleinen Stücke herumreicht und mit lieben Worten die Kinder vergessen machen will die kleinen Stücke. Und wie die Kinder im Hui fertig sind damit und traurig die Mutter ansehen, und die Mutter dann mit freundlichem Gesichte ein lustig Liedlein zu singen versucht, während ihr Herz weint; weiß Gott, Wehrdi, das will mir manchmal das Herz zerreißen, und ich muß aus der Stube fort und an verborgenem Orte weinen

wie ein Kind. Kein Mensch will unsere Lage recht begreifen; wenn wir davon reden, so redet man mit fühllosem Sinn von fleischlichen Gelüsten, und wenn andere zu unserm Besten reden, so dünkt es mich immer, sie hätten Harz im Munde und brächten es deswegen gar nicht in Gang. O, wenn ich doch nur einmal dazu käme, denen, die etwas zu befehlen haben, das alles so recht sagen, unsere ganze Lage ihnen vor Augen führen zu können, ihnen zeigen zu können, wie tiefes Elend, wie tiefer Herzenkummer verborgen liegt hinter dem sogenannten Schulmeister-Mütli, das man wohl in seiner jungen, dummen, ledigen Zeit hatte, von dem später aber nur der unglückliche Schein geblieben. Wenn ich ihnen handgreiflich zeigen könnte, daß wir in dieser Lage nie werden könnten, was wir sein sollen; daß in diesem Elend durch schlechte Speise die körperliche Kraft, durch den Kummer die Unbefangenheit der Seele verzehrt, gestört wird; daß man dem Volk die Verbesserung unserer Lage nicht überlassen kann, denn an den meisten Orten hat es keinen Sinn für uns; daß man uns doch billigermaßen nicht einzig und allein in unserem Vaterlande zumuten könne, Märtyrer der guten Sache zu sein, während so gar niemand uns dazu das Beispiel giebt, und dafür gesorgt worden, daß alle andern, die dem Vaterland dienen wollen, so bezahlt werden, daß weder Hunger noch Durst ihrer Vaterlandsliebe zu Leibe kommen kann; daß es doch wahrhaftig nicht billig sei, daß Professoren, die nicht zwei oder drei Studenten zusammenbringen können, 2 bis 3000 L. Einkommen haben, während Schulmeister, die bei 200 und mehr Kindern schwitzen, mit 100 und weniger L. abgespiesen werden —!"

„Ja, Käser," sagte Wehrdi, „Ihr könnet mich in der That dauren, und Euer Fraueli ebensoviel, und wenn alle so wären wie Ihr, so wäre es billig, Euch zu helfen; aber so allen mit-

einander, das möchte ich wahrhaftig nicht. Ich muß bekennen, ich kann gar viele Schulmeister nit schmöcke; das ist mir ein widerlich Volk. Und wenn die mehr Geld bekämen, so liefen die vor Hochmut auf den Köpfen, um nicht zu laufen wie andere Leute."

„Ach, Wehrdi," sagte ich, „seid Ihr auch so unvernünftig und haltet uns immer den Hochmut vor? Der Schulmeister wollte doch auch etwas haben, hatte aber kein Geld, etwas zu kaufen; er mußte also vorlieb nehmen mit dem, was nichts kostet, und was ist wohlfeiler und kostet weniger als der Hochmut? Gebet ihm Geld, so wird er sicher sich etwas Besseres, Solideres dafür anschaffen. Zudem sind die meisten Leute hochmütig; je mehr aber einer hat, desto weniger fällt es auf; je weniger aber einer hat, desto mehr stößt man sich an seinem Hochmut. Helft ihr den Schulmeistern zu etwas, so wird euch ihr Hochmut schon viel weniger ärgern. Hat man nicht immer gesagt, wenn man gute Regenten wolle, so müsse man sie gut bezahlen? Und wenn man dann sagte: deswegen würden die, die wir jetzt haben könnten, doch nicht besser, wenn man ihnen schon 3000 L. statt 2000 gebe, so antwortete man: eben deswegen müsse man die Einkommen so hoch bestimmen, daß es jungen, begabten Männern den Mut mache, dem Staatsdienst sich zu widmen und zu Staatsmännern sich zu bilden. Und wenn man dann sagte: das Volk könnte es dann doch mit diesen Staatsmännern haben wie jener Müller, der lieber einen alten, lahmen Esel wollte für seine Säcke zu schleppen, als ein munter, tüchtig Roß, und so wäre es dann schade, wenn der Esel den Haber bekäme, Disteln wären für ihn gut genug, so antwortete man: das Volk werde so dumm nie sein wie jener Müller; es kenne zu gut den Unterschied zwischen einem alten lahmen Esel und einem tüchtigen Roß, und wenn man es in

Stand setze, zu wählen zwischen beiden, so werde
wählen wissen. So sprach man bei den Regenten
durch dieses Gerede noch die Hochschule. Warum sa
Umgekehrte bei den Schulmeistern? Warum sagt
wolle die erst besser werden lassen, ehe man sie be
Werden junge tüchtige Leute Schulmeister werden n
bei dieser Hundemühe und dem Hundelohn? Wir
je tüchtige Schulmeister zur Wahl erhalten? Werden
bereits Schulmeister sind, aber nicht ganz eingeroste
und Mut haben, an ihrer Fortbildung zu arbeit
dann alle sich entgelten, daß einige aufgeblasen sind
auf den Dünkeln, andere aufbegehrisch wie die N
einige schläferiger Natur und noch einige mit du
behaftet? Sollte der ganze Stand um dieser wil
und verpfuyet bleiben in alle Ewigkeit? Der liebe
um fünf willen Sodom stehen lassen und die Men
vielleicht um hundert willen tausend zu Grunde gehe

„Ei, Schulmeister, Ihr werdet ja ganz beredt
das geschrieben stünde in eines glatten Herrn pl
so würde er hinter jeden Satz geschrieben haben:

„Aber, Wehrdi, das hätte ich nicht von Euch
Ihr mich noch auslachen würdet in meinem Ja
würde ich nicht um Trost zu euch gekommen sein.
wird meine Frau von euch denken, wenn ich ihr sa
gesagt hättet, man sollte hinter jedes meiner Worte
setzen, und ich ihr erzähle alles, was ich Euch erz

„Aber um Gotteswillen, Schulmeister, verste
und verdreht mir meine Worte nicht! Spaß appart,
ist mir zu Herzen gegangen, und wenn ich mir
sinniges Weibchen denke in seiner Not, so gram
ums Herz und ich muß fast meinen Verstand gefan

unter den Glauben, daß Euch geholfen werden müsse, um solcher Weibchen, einiger guter Schulmeister und der Hunderte oder Tausende von Schulmeisterskindern, die mit hungerigen Augen an den Tischdrucken hangen, mit wehmütigen Augen an jedem vierschrötigen Bauernjungen, der eine Tasche voll frisches Brot hat und die andere voll Broträufte und Brosmen. Ich will wetten, das ginge auch noch manchem so, wenn er Euch erzählen hörte von Eurer Not, Euch rechnen hörte Euer Ausgeben und Einnehmen und die Folgen, welche Kummer und Sorgen auf Eure Thätigkeit haben; und er änderte vielleicht seine Meinung, wie halb und halb auch ich, und meinte, daß man Euch erst stärken sollte, ehe man Euch zur verstärkten Arbeit anhält; daß daß man erst den Stand erheben solle, ehe man fordert, daß jeder einzelne sich erhebe. An Eurem Platz würde ich nun dem Erziehungs-Departement, dem Regierungsrat nachlaufen Mann für Mann, und würde ihnen das alles ins Herz schreien so recht lebendig."

„Treibt doch nicht Mutwillen mit mir," sagte ich. „Wie sollte ich armer Mann zu solchen Leuten kommen? und wenn ich schon zu ihnen kommen könnte, wie sollte ich es ihnen sagen dürfen? Da wäre mir, als ob ich ein Bauernhaus im Halse hätte. Ich könnte kein Sterbenswort hervorbringen, als öppe: Helfet is, dr tusig Gottswille! Darauf würden sie wenig hören in Bern; es geht dort wenig mehr dr Gottswille."

„Ei nun," sagte Wehrdi, „so schreibet es auf, wie es Euch ums Herz ist, in welchem Zustande Ihr seid, aber nicht aufbegehrisch und großhansend. Gebt Euch demütig dar und nicht für mehr als Ihr seid; aber zeiget, daß Ihr bei dem, was bis dahin für die Schulmeister gethan worden, nicht anders hättet werden können, und daß Ihr auch in Zukunft nicht besser werden könnet, wenn man nicht ganz anders für euch sorge. Thut

nebenbei etwas Buße und bekennet, daß Ihr Euch ungeziemend betragen, allein mißleitet. Schreibet das alles recht rührend auf, daß es auch die Weiber lesen mögen und Erbarmen bekommen; dann müssen Euch die Männer helfen, sie mögen wollen oder nicht."

Das Ding leuchtete mir gar nicht übel ein. Ich dachte, der Traum habe mir nicht umsonst auf eine Schrift hingedeutet; aber mir fehlte der Mut zur Ausführung, uud eine Menge Bedenklichkeiten schwollen in mir auf. Ich war früh aufgestanden nach der unruhigen Nacht, hatte keinen Bissen herunterbringen können beim Frühstück, war in der heißen Morgenstunde gewandert, und Ärger und Kummer waren schwer auf der Seele gelegen. Was Wunder, daß Leib und Seele schwach und mutlos waren? Bedenklich war ich daher im Anfang und mutlos zur Ausführung, aber wie bald war das anders!

Endlich hatte Wehrdi sich erinnert, daß er einen Gast habe, daß der hungrig und durstig sein könnte; hatte eine Flasche Wein, ganz dunkelroten, hervorgeholt, Brot und Käse aufgestellt und fleißig den Wirt gemacht. Da kam mir nach und nach die Welt auch nicht mehr so blaß und jämmerlich vor. Ein Schimmer von Morgenrot überstrahlte sie und mich dünkte, es könne alles noch gut kommen. Mich dünkte das Z'weglegen und Aufsetzen einer solchen Schrift immer leichter und es juckte mich ordentlich, alsobald ans Werk zu gehen. Die Hauptsache, das Aufweichen der Herzen, das Entsprechen mit Geld, das schien mir nicht fehlen zu können; denn im Setzen, sagte ich, hätte ich nie einen gefürchtet und die Leute hätten sich schon vielfach verwundert, wie ich einen Brief oder eine Quittung so enanderna aufs Papier bringen könne, ohne die Sache erst aufsetzen zu müssen zum Abschreiben. Aber ehe ich daran hingehe, sollte ich doch wissen: ob die Gschrift auf Stempelpapier sein

müsse oder auf gewöhnlichem. Ob ich für Stempelpapier Geld genug hätte, das wüßte ich nicht einmal; mit einem vierbatzigen Bogen werde ich es kaum machen können.

Da lachte der Wehrdi schelmisch und riet mir, einstweilen nur ganz ordinärt Papier zu nehmen; auf diesem werde es wohl gehen, denke er, und Stempelpapier möchte es wohl zu viel brauchen. Das müsse nicht so eine Bettelschrift sein wie manche andere, wo man winsele um ein Stücklein Brot. Die Schrift müsse den ganzen Zustand eines Schulmeisters und seiner Familie darstellen, wie sie am Hungertuch gnagen, wie sie zu viel hätten um zu sterben, zu wenig zum Leben; wie diese Armut den ganzen Stand lähme und drücke, und Weiber und Kinder noch mehr.

Er müsse bekennen, er sei früher auch der Meinung gewesen, die Schulmeister hätten im Ganzen mehr als sie verdienten und eine allgemeine Erhöhung der Einkommen wäre ungerecht und verderblich. Seit er nun aber in einer Schulmeisterhaushaltung so recht auf den Boden gesehen, sei er anderer Meinung geworden und er denke, andern Leuten könne es auch so gehen. Darum müsse man ihnen eine solche Familie darstellen so recht inniglich; das sei hier die wahre Bittschrift. Freilich werde es wunderlich gehen, wenn auf einmal alle mehr Geld bekämen. Es seien jetzt schon viele, die nicht wüßten, wie sie gehen oder stehen sollten vor Narrochtigi; die würden sich sicher gibeligelbe Röcke und rote Hosen machen lassen.

Nun schenkte mir Wehrdi immer fleißiger ein und begeisterte mich für den Versuch immer mehr. Je leichter ich die Sache nahm, desto mehr hielt er nieder und deutete immer deutlicher darauf hin, daß ich mich und mein Leben gründlich und aufrichtig zu schildern hätte Punkt für Punkt, daß ich bei meiner Kindheit anzufangen und zu zeigen hätte, wie ich bis hierher gekommen.

„Man kennt das Leben anderer Stände nicht," sagte er, „darum fühlt man kein Mitleid miteinander, höchstens Neid. So fühlt der Mensch nur seine eigene Bürde und macht sich gar keine Vorstellung, wie schwer die Bürden anderer sind, wie drückend sie lasten. Wer weiß, wie manches vergessene Mädchen, das alles hat, nur keinen Mann und keine Kinder, eine Frau Schulmeisterin beneidet mit stillen Seufzern, die gar nichts hat als eben einen Mann und Kinder! Zudem herrscht ganz besonders in der Stadt das Vorurteil, auf dem Lande könnten die Leute leben ohne Geld, wie die Hasen von Kabis, der von selbst wachse, von Wasser, das umsonst fließe."

Er solle nur nicht Kummer haben, meinte ich; ich wolle das schon machen, daß er zufrieden sei damit; mit dem Setzen möge mich, wie gesagt, nicht bald einer.

Und der Wehrdi verzog sein Gesicht wieder, daß sein Schnauz sich ausdehnte bis an die Ohren, und schenkte mir wieder ein und rühmte mich endlich auch: er wisse, ich sei ein ganzer Kerli und werde schon etwas Rechtes und Merkwürdiges machen.

Jetzt war mir erst recht angeholfen und ich ließ mich auf wie ein weltscher Hahn, bis ich zu fühlen anfing, daß mir die Zunge schwerer und schwerer wurde und manche Wörter gar nicht mehr herausbringen wollte. Dieses Zeichen kannte ich zu gut, um nicht zu merken, daß es Zeit sei, mit dem Trinken aufzuhören und den Weg nach Hause zu suchen. Wehrdi, der mich begleitete, sagte: er wolle in acht Tagen kommen und nachsehen, was ich gemacht hätte. Er solle nur kommen, antwortete ich, da wolle ich schon weit nache sein mit der Gschrift. Er lachte wieder und ermahnte mich noch: daß ich nur z'vorderist anfangen solle; ob es acht Tage länger gehe oder nicht, darauf komme es nicht an.

Potz tausend, wie ganz anders durchschritt ich heimwärts die Felder! Guraschiert sah ich allen Leuten ins Gesicht und vor meinen Augen tanzten eine ganze Menge zu beschreibende Dinge; aber keines wollte sich mir recht voran schicken; es trohlete mir alles hoggis boggis übereinander. Aber soviel trohlete mir vor den Augen herum, daß ich wohl einsah, bis über acht Tage nicht fertig zu werden. Gar holdselig kam ich heim und that gar geheimnisvoll dazu; ließ Worte fallen, wie es bald besser kommen werde; dem Elend sei leicht abzuhelfen u. s. w. Mädeli hatte mir ein freundlich Gesicht entgegengetragen und, meinen Zustand merkend, fragte nicht sehr nach, wie geholfen werden könne.

Da wurde ich böse, daß es mir mein Geheimnis nicht abfragen wollte, und fing an zu brummen und zu knurren über seine Teilnahmlosigkeit.

„Los, Peterli, wird nicht bös," sagte Mädeli und setzte sich neben mich, „aber du machst es gerade wie eine Klapperfrau, die thut auch so heimlich mit Sachen, die sie gerne offenbar machen möchte. Ich dachte nicht daran, daß du es auch so mit mir machest. Aber zürn nit und säg mr fründlich und ordlich, was es gä söll für is z'helfe."

Da berichtete ich wunderliches und krauses von einer Schrift an die Frau Landammannin und Frau Schultheißin und noch andere Frauen, und daß in dieser Schrift handgreiflich unser ganzer Lebenslauf dargethan sein müsse Punkt für Punkt, damit man recht deutlich es sehen könne, daß man uns helfen müsse, wenn wir nicht verräbeln sollen. Und das müsse an die Frauen gestellt sein; sie begriffen solche Dinge besser, u. s. w.

Mädeli hörte mir zu mit wunderlichem Gesicht und ließ mich reden so lange ich wollte. Und als ich endlich seine Meinung über die Sache wollte, sagte es: es verstehe sich auf

solche Sachen nichts; aber es düechi's, i sött müede sy u gern i's Bett welle; i heig ja o die letzt Nacht nüt nutz gschlafe.

Sanft und wohl schlief ich und träumte gar nichts. Hell und sonnig war's in der Stube, als ich die Augen aufschlug, und doch noch so still, als wäre es erst Mitternacht; ganz gegen den Gebrauch, da die Kinder sonst mit dem Güggel zu krähen anfingen. Verwundert saß ich auf und sah die ganze Stube leer, alle Vögel ausgeflogen. Das gute Mutterli hatte mir den Schlaf, den ich so selig schlief, gegönnt, die Kinder aufmerksam gemacht auf den Spaß, den Ätti sich einmal verschlafen zu lassen. Und leise wie Mäuschen hatten sich alle weggestohlen und waren an ihre Arbeit gegangen, denn meine Frau hielt die Kinder von früh an zur Arbeit, obgleich es mich oft grausam dünkte und ich oft abwehren wollte. Sie sagte: je früher man arbeiten lerne, desto ringer gehe es einem später, und es grause ihr nichts mehr, als ob den Kindern, die man im Müßiggang laufen lasse, und sie begriffe viele Schulmeister nicht, die auch also thäten. Aber die Kleinen konnten sich nicht enthalten, zum Fenster ein zu guggen, ob der Ätti noch schlafe? Und als sie ihn endlich aus dem Bette springen sagen, stürmte die wilde Schar herein, schabte mir Rübchen und lachte mich gar weidlich aus. Dann kam die Mutter mit der Kaffeekanne und fragte lächelnd: ob ich wohl geschlafen? Sie erhielt den üblichen Vorwurf: warum sie mich nicht geweckt. Ringsum schenkte sie aus der schnablichten Kanne und dem bauchigen Milchtopf ein. Auf so langes Warten hin schmeckte es den Kindern doppelt, und zwischen dem Kauen und Schlucken durch konnten sie nicht satt werden mit freundlichem Necken über mein langes Schlafen. Als wir abgegessen hatten, nur die Mutter noch nicht, durch vieles Einschenken gehindert, und die Erdäpfelbitzli all waren und jedes sein Stückchen Brot

extra bekommen hatte, jammerte unser jüngstes Kind: „Muetter, i bi no gar grusam hungerig, gib mr doch no es Bitzli Brot.“ Und die Mutter warf einen schweren Blick auf das so leicht gewordene Brot und reichte das kleine Stückchen, das sie für sich abgehauen hatte, dem Kleinen dar und sagte: „Sä, du Vielfräßli, i ha mr nume z'viel abghaue gha; aber jetz schwyg mr u häb gnue.“ Das schnitt mir tief ins Herz wieder, daß mein liebes Mutterli nicht einmal ein Stücklein Brot hatte, nachdem wir alle gegessen. Ich erkannte frisch, daß da müsse geholfen werden, wenn die Sorgen mir nicht das Herz abdrücken sollten und die Reue, daß ich in meiner ledigen Zeit so leichtsinnig mein Geld verschleudert und nur Schulden in die Ehe gebracht. Es mußte also ans Werk gegangen werden, um meinem lieben ergebenen Weibe ein Stücklein Brot zu verschaffen zum Morgenbrot. Es ist doch merkwürdig, wie stille, liebe Ergebung tausendmal mehr wirket als laute, begehrliche Ungenügsamkeit. O wenn doch das alle Weiber wüßten!

Entschlossen ging ich in die Schulstube, schnitt zwei neue Federn, legte Papier zurecht, stopfte eine Pfeife, tunkte die Feder ein und wollte nun schreiben. Aber, o je! wie ganz anders kam mir jetzt das Schreiben vor nach zwei Kachelene Kaffee, als früher nach einem halben Dutzend Gläser Wein! Vor allem plagte mich der Titel, den ich auf die Schrift zu setzen hatte; sollte ich sie an die Regenten oder die Regentenfrauen stellen und wie die letzteren betiteln? Ich wußte nicht, konnte man ihnen auch Hochgeachtet und Hochgeehrt sagen oder ob sie sich „tugendsam und ehrbar“ lieber nennen hörten? Es ärgerte mich, daß ich den Wehrdi nicht gefragt; ich mußte das nun überspringen. Nun kam es an den Anfang; der wollte sich aber gar nicht anfangen lassen, bis ich beschloß, einstweilen niederzuschreiben, was mir in Sinn käme, weil ich nun wohl einsah,

daß es abgeschrieben werden müsse. Während ich an dieser Arbeit saß, vermißte mich mein Weibchen bei einer andern Arbeit, beim Flachsziehen nämlich, das auf den heutigen Tag abgeredet und von meiner Frau begonnen war. Als ich immer und immer nicht kam, wurde ihr bange, daß ich krank sein möchte; sie kam, streckte den Kopf zur Stubenthür ein und fragte: „Mannli, bisch chrank, daß d'nit chunst?" Als sie mich so da sitzen sah, gebeugt, den Kopf in der Hand, ohne aufzusehen, glaubte sie, es sei so, trat näher und faßte mich an, um zu sehen, wo es mir fehle. Als sie mich schreiben sah und zwar etwas von Vater und Mutter (eine Hexe war sie nicht im Lesen von Geschriebenem) so zupfte sie mir die Feder aus der Hand und sagte: „Peterli, du wirst doch nit öppis Narrs welle mache? Das sy Flause, chum du u hilf mr Flachs zieh." Ich aber schüttelte den Kopf und sagte: etwas müsse gemacht sein; so könne es nicht mehr gehen und etwas Besseres wüßte ich nicht. Da antwortete mein Weibchen, es wisse noch etwas besseres: Geduld haben und Vertrauen auf Gott, daß es gerade so komme, wie er wolle, und unterdessen munter arbeiten und vergnügt sein mit dem Guten, wo man hätte; und wir hätten ja so viel, was andere nicht hätten: Liebe und Friede, daß wir wohl zufrieden sein könnten. Da übermannte mich die Wehmut über meines Weibes ergebenen Sinn und ich that ihm thränend dar, daß ich es eben seinetwegen nicht mehr so lassen könne; es zerschneide mir das Herz, wenn ich sehe, wie es sich am Munde abbreche, um den Kindern zu geben; wie es dabei von Morgen früh bis abends spät auf den Beinen sei und anfange auszusehen wie die teure Zeit; wie ich ihm während unserer Ehe fast keine Kleider hätte anschaffen können, so daß es schon lange nicht mehr z'Chile dürfte, wenn es sie nicht so gut in Ehren hielte. Man müsse allerdings auf Gott vertrauen,

aber auch das Seine thun, arbeiten, und das sei ja gerade eine Arbeit, von der Wehrdi sage, daß sie nötig sei. Wehrdi meine es gut mit uns; er habe mir schon manchen Fünfbätzler gesteckt unter irgend einem Vorwande. Er kenne auch mehr von der Welt als wir; er hätte zwar manchmal gelacht über mich, aber das sei so seine Art und er mache es auf eine Art, daß man es nicht übel nehmen könne. Ich sei willens, in Gottes Namen fortzufahren und Tag und Nacht daran zu arbeiten.

„Aber sag mir doch, Peter,“ sagte meine Frau, was soll denn das für eine Schrift werden? Du fängst da bei Vater und Mutter an und bei einem alten Häuschen u. s. w.; wer soll denn das lesen? Ich habe immer gehört, solche Schriften seien um so besser, je kürzer sie seien.“

Wehrdi habe es mir so angeraten, entgegnete ich; er könne es ihr am besten sagen, was das für eine Gschrift geben solle, und warum sie so sein müsse und nicht anders. Er werde in acht Tagen kommen; dann könne sie ihn fragen, was er eigentlich meine, und bis dahin Geduld mit mir haben; es geschehe ja doch ihr besonders zu Liebe und Huld.

Während den acht Tagen arbeitete ich fleißig fort und füllte allerdings schon so viel Papier, daß mich selbst Wunder zu nehmen anfing, was das für eine Schrift werden sollte. Es tauchte mir beim Nachdenken so viel aus meiner Kindheit auf im Gedächtnis, das ich niederschrieb, weil Wehrdi gesagt hatte, ich sollte z'Bode ha, daß ich viel schrieb und doch nicht weit vorwärts kam.

Wehrdi kam, als eben meine Frau im Bohnenblätz war. Er durchsah meine Arbeit mit Wohlgefallen und meinte, das werde schon was rechtes werden. Er wolle sie nach Hause nehmen, um noch besser sie zu kosten und einiges nachzubessern. Dann fragte er mich noch so eine Menge Dinge über das be-

reits Geschriebene und nachher über das Nachkommende, und wie ich beides verbinden wolle, daß ich gar keine Zeit hatte ihn zu fragen: was denn das eigentlich werden solle? Als aber meine Frau heimkam, so wartete die nicht lange, bis sie ihn zur Rede stellte. Sie fragte ihn: „Aber, Wehrdi, meinet Ihr es denn eigentlich gut mit uns oder haltet Ihr uns zum besten, und sind wir Euch nur dazu gut, die Längizyti zu vertreiben?“

„Nein wahrhaftig, Wybli,“ sagte Wehrdi, „es müßt einer ja ärger sein als ein Heide, wenn er es mit Euch nicht von ganzem Herzen gut meinen sollte.“

„Aber was macht Ihr dann meinen Mann zu schreiben ein Langes und ein Breites von seinem Vater an, und am Ende wird er auch noch gar von mir schreiben sollen?

„Das versteht sich, Frau Schulmeisterin, daß auch von Euch geschrieben werden soll, und gerade das wird das schönste von allem werden und die meiste Wirkung thun.“

„Nei nis Bott, i will i kei Schrift; ebe so mähr chönnt me se de gar no lah drucke.“

„Eben das könnte es geben, wenn die Sache darnach ausfällt, und ich kann mich schon freuen wie ein Kind, daß es die Welt erfahren kann, was Ihr für eine Frau Schulmeisterin seid.“

Da wurde meine Frau rot bis unten ans Ohrläppchen und sagte: „Wehrdi, es ist nicht schön, mit so armen Leuten nicht nur das Gespött zu treiben, sondern sie auch zum Gespött der ganzen Welt machen zu wollen. Wir sind zwar arme Leute; aber das haben wir nicht verdient und hätten es am wenigsten von Euch erwartet. Es that mir oft wohl zu denken, daß Ihr meines Mannes Freund seiet und Euer Rat ihm manchmal nützlich sein könne, und jetzt ist es so gemeint!“ Und es

brannten zwei blanke Thränen in meines Weibes Auge und rasch wollte es zur Stube hinaus.

Wehrdi schien mir da zu stehen wie die Butter an der Sonne, als ihm meine Frau so abkapitelte; aber der war nicht lange verblüfft. Als meine Frau abmarschieren wollte, ergriff er rasch ihren Arm, und als sie sich losreißen wollte, fragte er sie: ob sie dann nicht mehr wisse, daß man niemand unverhört und leichtlich verdammen solle? Da stund sie vor ihm still mit unwilligem Gesicht und niedergeschlagenen Augen. „Bitte, bitte, Fraueli! machet mir zuerst ein freundlich Gesicht und thut Eure Äugelein mir auf; dann kann ich Euch's am besten sagen, wie ich es meine, und Ihr begreift mich am besten,“ bat der wilde Mann so sanft, daß es mir recht kurios vorkam. Mich hatte er ausgelacht; ich konnte nicht begreifen, warum er es bei meiner Frau nicht auch so mache. Als meine Frau, die keine freundliche Bitte abschlagen konnte, wieder aufsah, sagte ihr Wehrdi: daß ihm nie jemand so gröblich unrecht thue, als gerade sie. Er möchte alles in der Welt lieber, sogar noch einmal nach Batavia, als sie zum Besten halten; und wenn er schon zuweilen über mich lache, so meine er es doch gut, und er frage sie auf ihr Gewissen: ob sie denn trotz ihrer Liebe zu mir nicht auch zuweilen wenigstens lächle über mich? Hingegen begehre er mit allem Ernst uns zu helfen. Er sei allein in der Welt, stehe in keinen näheren Verhältnissen zur Welt; die Leute flöhen ihn und doch werde der liebe Gott ihn einst fragen: „Wehrdi, was hast du gutes an deinen Brüdern gethan?“ Sie könne daraus doch wohl abnehmen, ob er mit den einzigen Leuten, die Vertrauen zu ihm hätten, sein Gespött treiben werde? Er könnte uns freilich auch mit Geld helfen; aber das sei drückend für uns und solche Unterstützung wäre nie ein festes Fundament für eine Haushaltung. Wolle

eine Familie fest stehen, so müsse sie selbst mit starken Wurzeln in den Boden greifen; angebrachte Stützen hülfen nur vorübergehend und seien zerbrechlich. Als ich da bei ihm so geweebert und gejammert: wenn man doch nur die Not kennen thäte, so hülfe man gewiß; so sei ihm das aufgefallen und er habe das ziemlich wahr gefunden. Darum habe er mich zum Schreiben aufgemuntert. Seither habe er noch darüber nachgedacht und sei auch zum Pfarrer gegangen, und sie wären beide darüber eins geworden. Sie seien nämlich darüber eins geworden, daß man im Kanton Bern anfange zu glauben, wenn man einander recht wüst sage, sei damit alles abgethan. „Zum Unglück ist nun die ganze Schulmeistergeschichte mitten in diesen wüsten Strudel hineingeraten und die Schulmeister haben sie selbst hineinstoßen helfen, machten selbst einen höllischen Lärm. Das Ende davon war, daß man die Schulmeister, um sich nicht ferner von ihnen den Kopf waschen zu lassen, aufs Trockne setzte, und da sitzen sie nun. Nun aber, meinen der Pfarrer und ich, könnte nichts mehr die Gemüter versöhnen und gegen euch gerecht machen, als eine unbefangene Geschichte eines Schulmeisters und seiner Haushaltung. Und gerade Eure Geschichte, meinte ich, müsse das ganz besonders thun, wenn man aufrichtig sie erzähle. Allerdings werden die Leute hie und da über den Schulmeister etwas lachen müssen; aber weil er dann wieder so kreuzordentlich wird und Ihr beide zuweilen sie auch rührt, so werden sie Euch um so gewogener werden, um so eifriger Euch helfen wollen. Aber Euch können sie nicht helfen, sondern sie müssen zugleich auch den andern helfen. Und nun denket, Mädeli, daß von fast tausend Schulmeisterinnen fünfhundert in ähnlicher und noch tieferer Not sind als ihr; denket, daß ihre Kinder noch mehr entbehren müssen. Und allen diesen könntet Ihr helfen, könntet die Sorge von ihren Stirnen, die

Thränen aus ihren Augen, den Jammer aus ihren Herzen treiben; könntet ihnen Brot verschaffen, Kleider, muntern Sinn, freudige, dankbare Gefühle; könntet tausend Kindern eine fröhlichere Jugend verschaffen, eine bedeutungsvollere Erziehung, — das alles könntet Ihr, Mädeli; könntet machen, daß manche Sohnsfrau ihre Schwieger ohne eigenes Entbehren pflegen, ihrem eigenen Vater ein weißes Brötchen verschaffen kann; das alles, Mädeli, könntet Ihr vollbringen, und womit? Mit etwas Selbstüberwindung, mit Hintansetzung Eurer Schüchternheit und des Vorurteils, nicht gedruckt zu werden und den Leuten so in die Mäuler zu kommen. Das ist doch lange noch nicht das Leben lassen. Es ist ein Dulden, aber doch sicher ein so schweres nicht; es ist fast nur das Dulden des ersten Kusses, den ein Mädchen von seinem Liebhaber erhält. Es sträubt sich so heftig und doch ist er ihm das erste Pfand des ersehnten Glückes, der Vorläufer von tausend nachkommenden. Es ist also eigentlich ein süßes Dulden, und glaubt es mir, Frauchen, wenn Ihr es duldet, so werdet ihr Liebhaber bekommen, wie Sand am Meer. Und wer weiß, ob man nicht ordentlich wallfahrtet zu Euch, nicht nur Schulmeister, um Euch zu danken, sondern ganz andere Leute. Junge schöne Herren z. B., die absolut sehen wollen, wie eine schöne, gescheite, fromme Frau Schulmeisterin aussieht. Darum, Mädeli, sperrt Euch nicht dagegen. Gegen Euern Willen möchten wir natürlich nichts machen, aber, nicht wahr, Ihr habt Euch jetzt eines Bessern bedacht?"

Mädeli sagte ihm, er sei ein Schalk, der es wohl gut meinen möge; aber daß die Sache den gewünschten Austrag nehme, das wisse niemand, und dann habe man, wenn es nicht gelinge, sich für die ganze Welt dargegeben und vor der ganzen Welt lächerlich gemacht für sein Lebenlang.

lich ein Strahl, ein Lichtlein, in dessen Schein das Tiefe und Unergründliche erst bemerkbar werde. Wo keine solche Lichtlein sichtbar würden, da lebe man in grenzenloser Öde; die wundervolle Tiefe ergriffe einen nicht zur Ehrfucht, sondern sie erscheine einem nur als wüste Leere. So rede der Pfarer; aber so gut als der Pfarrer meine er es auch mit uns und er könne gar nicht leiden, wenn sie demselben mehr trauen wolle als ihm.

Wehrdi war gar possierlich, wenn er mit seinem sonst so gebietenden Wesen anhalten und bitten wollte. Daher konnte meine Frau am Ende nicht anders, als ihn zu versichern, sie wolle ihm so viel zutrauen, als irgend einem andern, wenn er darnach thue. So nun ward die Fortsetzung der Arbeit beschlossen. Wehrdi kam, fragte und nahm dann die Blätter mit sich nach Hause und brachte sie mir nicht wieder. Auf mein Fragen nach ihnen antwortete er: er müsse alles in ordentlichen Zusammenhang bringen.

Während wir so arbeiteten, verbreitete sich das Gerücht: es werde von einer mächtigen Seite her daran gearbeitet, daß die Taxation aufgehoben und uns eine bestimmte Staatszulage zu dem bisher von den Gemeinden entrichteten Einkommen zugeteilt werde. Der Herr Seminardirektor Rickli, den alle seine Zöglinge bis in den Himmel erheben und ihn rühmen, wie er nicht nur so gelehrt, sondern auch so gut sei, der bewege Himmel und Erde für uns, hieß es. Und wirklich hieß es bald darauf in den Zeitungen: es sei zu unsern gunsten eine Kommission nach Bern einberufen. Bald darauf kam die Nachricht: diese Kommission wolle jedem Schulmeister in Zukunft 150 L. extra vom Staat aus zulegen.

Diese Nachricht war viel zu schön, als daß wir sie geglaubt hätten. Ach, wer so oft getäuscht wird, wird mißtrauisch! Unsere

Herzen zitterten in Wonne, wenn wir gedachten, daß es so werden könnte; aber eben darum glaubten wir es nicht. Ach, dachte ich, wäre deine Arbeit doch schon fertig, könnte die jetzt hervortreten, dann vielleicht würden die erweichten Herzen stimmen für unser Glück. Aber, eben, weil ich noch so weit zurück war, daß die Würfel lange gefallen sein mußten, ehe ich zu Ende kam, verlor ich den Mut zur Fortsetzung und sagte Wehrdi: es werde nun am besten sein, es abzuwarten was komme, ohnehin könne ich jetzt so wenig zum Schreiben kommen und ich vermöge es wahrlich nicht, soviel Zeit zu gebrauchen um nichts und wieder nichts.

„Potz Tausend nein!“ sagte Wehrdi, „das thut mir nicht. Es ist noch nicht gewiß, daß man macht, was die Kommission vorschlägt. Und wenn auch entsprochen wird, so ist das Buch doppelt nötig. Es ist nötig, um eine Menge Leute mit euch zu versöhnen, die böse über euch sind und noch böser werden, wenn es euch besser geht. Es soll machen, daß die Leute den Lehrern ohne Ausnahme die Staatszulage gönnen, weil sie zur Führung einer nicht bettelhaften Haushaltung nötig ist. Es soll zeigen, daß man unter den stattgehabten Umständen euch in diesem Augenblick gar nicht anders verlangen kann, als ihr seid. Aber auch gar nötig ist's den Schulmeistern selbst; sie können gar vieles daraus lernen und besonders die jungen. Diese macht es aufmerksam auf eine Menge Steine im Wege, über die jeder fällt, der nur nach den Sternen guckt, nur nach den Sternen gucken lernt, und wird ihnen hoffentlich später auch durch Mädelis Bild den so frühe regen, heiratslustigen Sinn veredeln. Und der Pfarrer meint, es sollte auch aufs neue aufmerksam machen auf das eigentliche Wesen, das Innere der Schule, das man zu vergessen scheine, das in einem gräu-

lichen Wirrwarr liege und dem nicht aufgeholfen werde bloß mit neuen Häusern und auch nicht allein mit neuen, ganz ihrer Willkür überlassenen Menschen. So weit werden wir aber kaum kommen. Wenn wir nur die Welt mit euch versöhnen und manches Lehrers Augen aufthun, sie lenken auf das Eine, das Not thut, so thun wir viel."

So sprach Wehrdi zu mir, und der Pfarrer, der bis dahin that, als wisse er nichts davon, sagte mir einst im Vorbeigehen: „Käser, seid nur fleißig und setzet nicht ab, es wäre mir leid."

So wendete ich denn alle mögliche Zeit dazu an, aber immer mühseliger. Wer 150 Kinder fünf bis sechs Stunden hintereinander unterrichtet hat, der weiß, wie es einem im Kopf ist. Zudem mußte ich meiner Frau auch etwas beistehen in der Haushaltung; denn sie wurde ihr immer beschwerlicher und mit dem Spinnen kam sie fast gar nicht mehr fort. Es war ein gar gewaltig kalter Winter und am Morgen um fünfe das Heizen so schaurig, daß ich es ihr für kein Geld überlassen hätte, der Weg zum Brunnen so glatt, daß ich sie denselben nicht mehr gehen ließ, und das Wasser so kalt, daß ich gar zu gerne unser Zeug auswärts hätte waschen lassen, wenn nur Geld dazu vorhanden gewesen wäre. Die Kinder halfen freilich schon; aber man mußte sie dabei immer im Auge haben. Der Knabe konnte sich leider das Regieren und das daraus entstehende Zanken nicht abgewöhnen. Mädeli ward auch so still und weichmütig, wenn es alleine war, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, immer für mich zu sein und für mich zu arbeiten. Kam ich dann in die Stube, so erheiterte sich sein Gesicht; es war, als ob eine Wolke davon wegflöge. Freilich waren unsere Gespräche nicht immer die erheiterendsten; aber sie

waren doch ein einiges Besprechen der gemeinsamen Sorgen. Der neue Ankömmling machte den Ankauf einer neuen Bettstelle für die zwei jüngern Kinder nötig. Da hatten wir tief und schwer zu sinnen, wie es sich am wohlfeilsten machen ließe und wie wir Geld auch für das Wohlfeilste aufbringen wollten. Wir rechneten Kreuzer für Kreuzer zusammen, und wie oft, wenn die Kinder im Bette waren, nahm ich das Körbchen aus dem Gänterli und zählte Stück um Stück und so langsam als möglich, aber immer waren eher weniger als mehr. An die Kindbetti und ihre Kosten durfte ich nicht einmal denken. Ich sprach einmal davon, Wehrdi einstweilen um ein Anleihen anzusprechen; aber Mädeli wurde ganz rot im Gesichte und ruhte nicht, bis ich es ihr versprochen, es doch ja nicht zu thun, wenigstens nicht bis in der größten Not und nicht ohne ihr Vorwissen.

Einmal, den 1. März war es 1837, hatte mich jemand lange aufgehalten in der Schulstube und erst losgelassen, als meine Kinder mir zweimal zu sagen kamen: ich solle doch kommen, wir wollten essen.

Mädeli stellte nun eine Mehlsuppe oder, wie andere sagen, eine Wassersuppe auf den Tisch und gewärmte Aepfelschnitze dazu, an die eine Portion Wasser gegossen war, um sie durch die Brühe ergiebiger zu machen. Ich schnitt ein etwas saures Gesicht und fragte: warum wir nicht Kaffee und Erdäpfelbitzli hätten, wie gewohnt? Da traten meinem Weibchen die Thränen in die Augen und es berichtete: es sei heute wieder einmal mit dem Licht im Keller gewesen, um Erdäpfel zu holen, und da sei es fast in den Boden gesunken vor Schrecken; denn es habe gesehen, wie wenig rote Erdäpfel wir noch hätten. Wollten wir deren noch zum Setzen behalten, so müßten wir bald aufhören

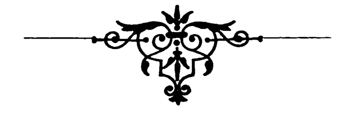
von ihnen zu essen und an die Korsikaner gehen; aber dann hätten wir auch deren nicht genug, wir würden welche kaufen müssen. Da habe es vor Angst heute sparen wollen und nicht daran gedacht, daß ich der Suppe nichts nachfrage. Ich solle doch recht nicht zürnen; es sei ihm noch in allen Gliedern.

Ich gab meinem Weibchen zur Abbitte die Hand; aber sagen konnte ich nichts. Die Äpfelschnitze, so angefeuchtet sie waren, stachen mir im Halse wie buchene Späne, und mich dünkte, als schlucke mein Weibchen auch etwas hinunter, aber nicht Suppe, nicht Schnitze. So saßen wir da, während die Kinder lustig aßen und an der süßlichten, bläulichten Brühe sich labten, schweigsam Hand in Hand. Keines seufzte um des andern willen; aber jedes dachte in schwerem Harm an das Kinderbettli, an die Kindbetti, die fehlenden Erdäpfel. Diese dreifache Not sauste uns in den Ohren, flimmerte uns vor den Augen. Wir rangen nach Trost, aber wir fanden keinen. Wir sahen das Lämpchen nicht düsterer brennen, wir hörten die Hausthüre nicht girren; aber wir merkten, daß aus der leise geöffneten Stubenthüre eine Gestalt auf uns zuschritt durch den düstern Hintergrund der Stube. Ehe wir sie erkannten, sprach die wohlbekannte Stimme des Pfarrers: „Putzet das Licht und freuet euch. Gestern erkannte der Große Rat euch jährlich 150 L. als Staatsbeitrag zu; eure gegenwärtige Besoldung bleibt. Den Vernünftigen ist nun einstweilen geholfen."

Wir saßen da, wie eingewurzelt. Wie die Sonne mit dem Nebel ringen muß, ehe sie die Erde erleuchten kann, so mußten diese Worte ringen mit unserm Gram, ehe ihr Sinn zum Bewußtsein kam und aufflammte in unsern Seelen.

)a faltete mein Weib die Hände und die nassen Augen
; auf und mit bebender Stimme betete es: „Ach Gott!
is doch, daß mr di vergesse, daß mr wieder so gchum-
hey. Mr wey's nie meh thue. Was du a-n-is thuest,
y's nie vrgesse, mr vrdiene's nit. Ach, mir sy bösi, bösi
nir wey besser werde; aber we mr di noh meh vrgesse
u straf is, aber vrgiß du is nie!"
nd „Amen!" sprach der Pfarrer.

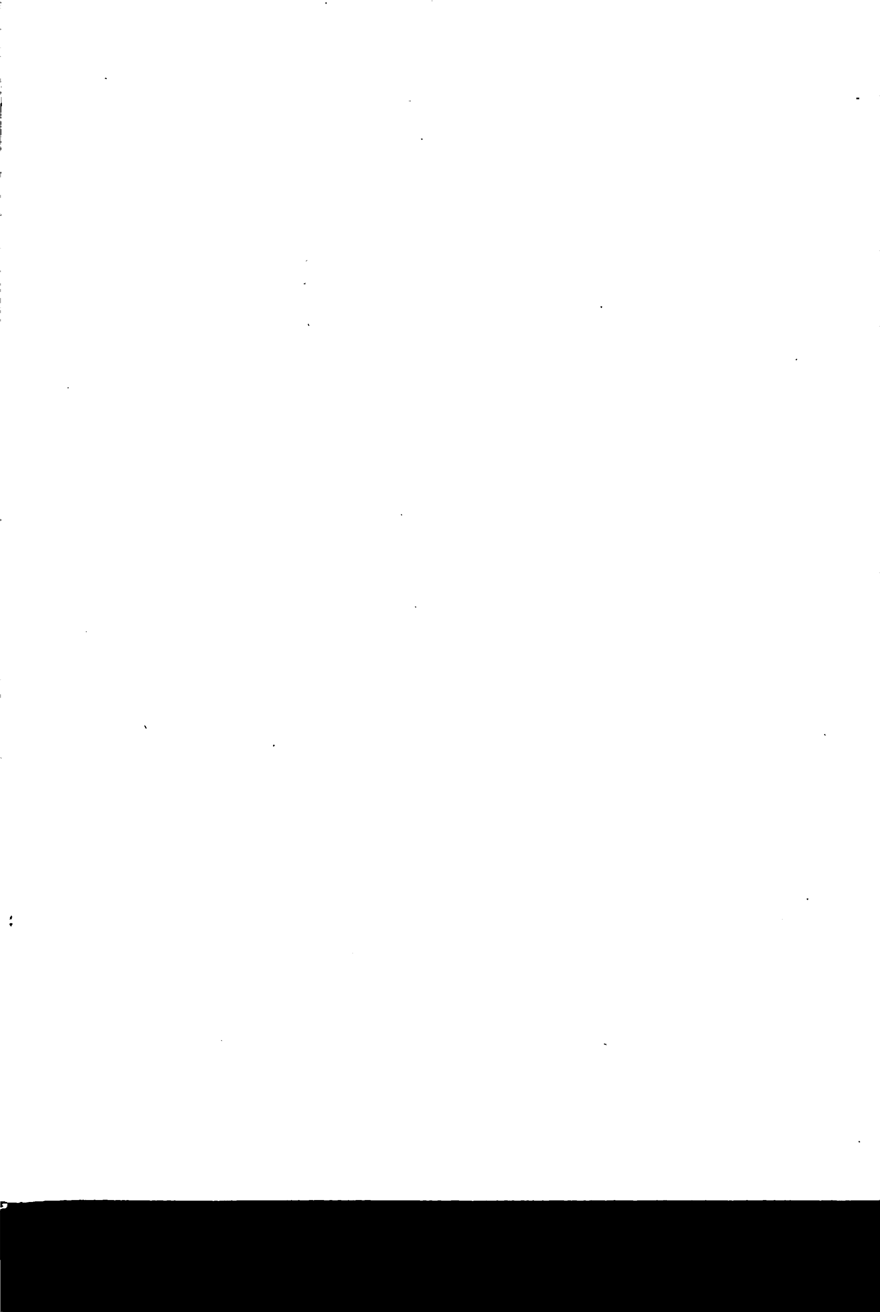
Ende



Inhaltsanzeige des zweiten Teiles.

Seite





Jeremias Gotthelf

(Albert Bitzius)



Volksausgabe seiner Werke im Urtext

Vierter Band:

Die Wassernot im Emmenthal — Fünf Mädchen — Dursli der Branntweinsäufer

Besorgt von Fr. Kronauer



Bern
Verlag von Schmid & Francke
vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1898

Jeremias Gotthelf
(Albert Bitzius)

Die

Wassernot im Emmenthal

am

13. August 1837



Bern
Verlag von Schmid & Francke
vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1898



Vorwort.

Es gab eine Zeit, wo man ob den Werken Gottes Gott vergaß, wo die dem menschlichen Verstande sich erschließende Herrlichkeit der Natur die Majestät des Schöpfers verdunkelte. Diese Zeit geht vorbei. Aber noch weilt bei Vielen der Glaube, das Anschauen der Natur führe von Gott ab, Gott rede nur in seinem geschriebenen Worte zu uns. Für seine Stimme, die tagtäglich durch die Welten zu uns spricht, haben diese keine Ohren; daß Gott zu seinen Kindern rede in Sonnenschein und Sturm, daß er im Sichtbaren darstelle das Unsichtbare, daß die ganze Natur uns eine Gleichnisrede sei, die der Christ zu deuten habe, thäte jedem not zu erkennen. Zu Förderung dieser Kenntnis ein Scherflein beizutragen, versuchte die nachstehende Darstellung der Unterschriebene. Wer zu deuten weiß, was der Herr ihm schickt, verliert nimmer das Vertrauen, und alle Dinge müssen zur Seligkeit ihm dienen. Fände in dieser Wahrheit Trost ein Unglücklicher, würde sie den rechten Weg einem Irrenden erleuchten, offenbar machen einem Murrenden die Liebe des Vaters, zur Anschauung des Unsichtbaren einen Menschen führen, dessen fünf Sinne seine einzigen Wahrnehmungsquellen waren, dann hätte der Verfasser seinen Zweck erreicht; andere Ansprüche

macht er nicht. Zu treuer Darstellung des Ereignisses waren andere berufener als er; aber da alle schwiegen, versuchte er die Darstellung auf seine Weise. Was er sah und hörte, stellte er dar in möglichster Treue. Wer solche Ereignisse erlebte, weiß, wie mit verschiedenen Augen die Menschen sehen, wie verschieden sie die Farben auftragen auf das Gesehene; es wird später der Entscheid unmöglich, wer recht gesehen und recht erzählt, und nur das läßt sich ausscheiden, was offenbare Merkmale der Täuschung oder der Lüge an sich trägt. Dies die Ursache, wenn jemand einen Irrtum zu erkennen glaubt; wissentlich hat der Verfasser keinen hineingebracht. Das Ereignis an sich war so groß, daß der Mensch umsonst seine Kraft anstrengt, es würdig darzustellen, daß er ein Thor sein müßte, wenn er in seiner Beschränktheit ausschmücken wollte, was der Herr mit flammenden Blitzen ins Gedächtnis geschrieben den Bewohnern des Emmenthals.

Jeremias Gotthelf.

Das Jahr 1837 wird vielen Menschen unvergeßlich bleiben, die nicht ihren Träumen oder ihren Sünden allein leben, die einen offenen Sinn haben für die Stimme Gottes, welche zu uns redet in Schnee und Sonne, bei heiterem Himmel und im Dunkel der Gewitternacht.

Es war ein merkwürdiges Jahr, aber ein banges, angstvolles für Tausende; wohl ihnen, wenn diese Angst jetzt ihre Frucht trägt — ein gläubiges Vertrauen.

Der Winter, welcher bereits im Oktober 1836 angefangen, den 1. November 11 Grad Kälte gebracht hatte, wollte nie aufhören, der Frühling nie kommen. Am Ostersonntag den 26. März fuhren viele Herren lustig Schlitten; lustig ging's auch von Biel nach Solothurn, wo sonst mancher Winter keine Bahn bringt. Während es lustig ging auf den breiten Straßen, konnte auch manch arm Mütterchen nicht an den auferstandenen Herren denken. Es hatte kein Holz mehr, die zitternden Glieder zu wärmen; die Kälte drang ihm durch die gebrechlichen Kleider bis ans Herz hinan. Es mußte hinaus in den schneeichten kalten Wald, einige Reiser zu suchen, oder mußte den schlotternden Körper zusammendrücken in eine Ecke, in den eigenen Gliedern noch irgendwo nach einem Restchen Wärme spürend. Wenn diese frierenden Mütterchen den Zehnten gehabt hätten von dem an selbem Tage zum Überfluß getrunknen Wein, wie

glücklich hätten sie am Abend ihre erwärmten Herzen ins Bett gelegt!

Aber auch mancher Bauer drückte sich in die engste Ecke seiner Stube, um das Brüllen der hungrigen Kühe an der leeren Krippe nicht zu hören, um nicht hinaus zu sehen in die Hofstatt, wo der Schnee so dicht in den Bäumen hing, so hoch am Boden lag, kein Gräschen sich regte. Er hätte gerne geschlafen, um nicht an seine Bühne denken zu müssen, auf der kein Heu mehr war, durch die der Wind so schaurig pfiff; doch Sorgen sind Wächter, die nicht schlafen lassen.

Am ersten Apriltage wehten Frühlingslüfte durchs Land, und frohe Hoffnungen schwellten alle Herzen; aber alle Hoffnungen wurden in den April geschickt. Schnee wehte wieder durch alle Lande, legte in Deutschland mannshoch sich; er lagerte sich ordentlich, als ob er übersömmern wollte im erstaunten Lande.

Zum eigentlichen Schneemonat ward der April; selten leuchtete die Sonne; ob sie warm sei, erfuhr man nicht; Gras sah man nicht; kein Lebenszeichen gaben die Bäume.

Die Not ward groß im Lande. Heizen sollte man die Stuben und hatte kein Holz; füttern sollte man das Vieh und hatte kein Futter. Es war Jammer zu Berg und Thal; in den Stuben seufzte, in den Ställen brüllte es tief und nötlich.

Mancher Bauer machte sich so oft und so weit er konnte in Weid und Wald hinaus, und wenn er wieder heim mußte, so wollten seine zögernden Füße nicht vorwärts, wollten gar nicht auf den Platz, wo ihm, wie er genau wußte, das hungrige Muhen seiner Kühe wieder ins Ohr dringen, im Herzen wiedertönen würde. Des Nachts wußte er nicht, auf welche Seite sich legen, damit er nicht höre, wie es seufze und stöhne draußen in den Ställen. Endlich übermannte das Elend sein

Herz; er stieß seine schnarchende Frau an und sagte: „Frau, du mußt morgen zeitlich auf, mußt mir z'Morge machen; ich muß in die Dörfer hinab, muß um Heu aus; ich kann's my armi Türi nümme usgstah." Dann stund er auf, machte nicht einmal Licht, zählte seine Fünfunddreißiger im Gänterli und rechnete mühselig nach, ob es wohl ein oder zwei Klafter erleiden möge. Hatte er das ausgerechnet und sich wieder ins Bett gelegt, so kam es ihm erst vor, wie das wieder einen Strich durch seine Rechnung mache, daß er keinen neuen Wagen könne machen lassen, daß ein dritter oder vierter Zins ihm auflaufe, und statt des Schlafes kam eine neue Trübseligkeit über ihn. Am Morgen zog er seufzend die Überstrümpfe an; die Frau band ihm das Halstuch um, ermahnend, er solle doch zeitlich heim kommen, sie hätte nicht Zeit zu füttern, und die Magd gebe gar unerchant yche.

Er wanderte, er zog von Dorf zu Dorf, er fragte von Haus zu Haus, nicht nach dem Preise des Heus, sondern bloß nach Heu, und glücklich pries er sich, wenn er welches fand. Freilich that es ihm weh, 20 bis 25 Thaler zahlen zu müssen für ein Klafter, und vielleicht am Ende für was? für Esparsettenstorzen; aber es war doch etwas Freßbares, es war besser als Tannennadeln, die auch an Orten zu 3 Fr. per Centner verkauft worden sein sollen.

Wenn er endlich seinen matten Pferden das Füderchen lud, wie sprang er jedem Heuhalm nach, den der neckische Wind ihm entführen wollte; und wenn mit dem Füderchen die Pferde matt das Land auf sich schleppten, wie schwermütig und beladen zottelte er hinter dem Gespann her!

Hat niemand wohl hinter einem der hunderten von Fudern, die für so viele, viele tausend Franken Heu ins Emmenthal führten, einem Fuhrmann ins Gesicht geschaut? In dem-

selben hat er in großer Schrift lesen können ohne Brille, was in dem armen Manne vorging, wie er rechnete und rechnete, wie lange er an diesem Heu füttern könne. War er mit der trostlosen Rechnung fertig, so sah er auf zum Himmel, ob nicht bald die Sonne kommen wolle warm über den Schnee. Und wann der alte eisige Wind ihm das Wasser aus den Augen peitschte, sah niemand, wie schmerzlich seine Gedanken sich hinwandten zu seinem leeren Gänterli, in welchem keine Fünfunddreißiger mehr waren. Aber wie der arme Mann später, nachdem dieses Heu zu Ende war, das Stroh aus den Strohsäcken, das Stroh vom Dach, wo man Strohdächer hatte, fütterte, das sah selten jemand, denn das that er im Verborgenen. Wenn aber der Mann mit nassen Augen in finsterm Stalle den letzten Strohsack leerte, so rieb manche Kuh den ungeschlachten Kopf dem armen Manne am schmutzigen Zwilchkleid ab und leckte erst seine rauhen Hände, ehe sie hungrig ins zerknitterte Stroh biß; es war fast, als ob die gute Kuh den Schmerz ihres Ernährers mehr fühlte als den eigenen Hunger.

Freilich gab es auch Leute, die nicht Heu kauften, nicht Mitleid hatten mit ihrem Vieh, und zwar nicht aus Geiz, sondern aus — Stolz und Hochmut. Der Ätti habe auch nie Heu gekauft, sagten sie, und sie wollten lieber ihr Vieh verhungern lassen, als daß man ihnen nachrede, daß sie einmal auf ihrem Hofe nicht Futter genug für ihr Vieh gemacht hätten. Ja, sie wollten nicht einmal Vieh verkaufen, damit man ihnen nicht entweder Geld- oder Futternot vorwerfe, damit es nicht heiße: sie hätten nur so und so viel Stück zu überwintern vermögen. Sie fürchteten, das thäte ihren Ehren Abbruch; aber wie zwanzig Kühe, die Tag und Nacht von einem Knubel herab brüllen, was sie in die Haut zu bringen vermögen, einen Bauer verbrüllen können fast bis ins Länderbiet hinein, fast

bis ins Aargau hinab, daran dachten sie nicht. Es gab welche, deren Pferde des Morgens nicht mehr aufstehen konnten, die mit Fuß und Gabel das älteste aufjagten, es zum Stall aus trieben, um es dem Hungertode preiszugeben.

Da wehten am ersten Maitage wieder Frühlingslüfte; es grünte in den Matten, laut jauchzten die Menschen, und gierig graste das ausgetriebene Vieh das Wenige, was es fand.

Karst und Pflug wurden eiligst gerüstet, die Kuttlein an die Ofenstange gehängt, die Winterstrümpfe in den Spycher; aus den Dörfern schwärmte es aus wie aus dem Stock die Bienen, und am heißen dritten Maitag glaubte man alles gewonnen. Aber ein Gewitter verzehrte die vorrätige Wärme und — der Winter war wieder da.

Man jammerte in allen Hütten, auf allen Höfen, ganz besonders aber die Küher. Viele wußten kein Futter mehr zu kaufen, mußten fort aus den Ställen, und Schnee verfinsterte noch die Luft, lag weiß über den Ebenen und klaftertief auf den Bergen. Manchen Küher trieb die Angst auf seine Alp; er hoffte es droben besser anzutreffen, als es von unten das Ansehen hätte, hoffte aufzuziehen und anfangs mit dem Heu nachhelfen zu können, das er auf dem Berge gemacht und im Staffel gelassen hatte. Aber was fand er? Schnee fast mannstief, und, wenn er mit Lebensgefahr zum Staffel sich durchgearbeitet hatte — kein Heu mehr! So konnte er nicht auf den Berg, konnte aber auch nicht bleiben unten im Lande. Da wuchs manchem Küher der Gram über den Kopf, und das Sterben wäre ihm lieber gewesen als das Leben.

Und wenn sie wegfahren mußten aus ihren Winterquartieren im Schneegestöber, die hungrigen Kühe, wenn sie am Wege ein mager Gräschen abraufen wollten, das Maul voll Schnee kriegten, auf den Bergen der Schnee höher und höher

sich zu türmen schien und sie auf diese Berge zu mußten in Gottes Namen: da sah man manchen harten Küherśmann die Augen wischen, ja manchen hörte man schluchzen, und zwar weit.

Wie es anfangs auf den Bergen gegangen, wie Tannkris das Köstlichste war, was man den Kühen, die dazu noch fast erfroren, bieten konnte, will ich nicht erzählen. Und wenn ich's erzählte, so würde sich niemand darüber verwundern, schneite es doch auch unten im Lande noch den 19. Mai.

Da grub sich tiefer und tiefer grimmig Zagen bei den Menschen ein. Man hörte wieder rollen durchs Volk Weissagungen über den nahenden Untergang der Welt. Alle drei, vier Jahre wird der Untergang der Welt ganz bestimmt vorausgesagt, und eine Menge Leute glauben daran, nehmen es aber ziemlich kaltblütig und bereiten sich nach ihrer Weise darauf vor.

Vor sechs, sieben Jahren sollte der Merkur die Erde zerstören; da wurde man in einem gewissen Schachen rätig, mit dem Erdäpfelsetzen zu warten, bis der gefährliche Tag vorüber sei. Es wäre doch gar zu ärgerlich, meinten sie, wenn sie die Mühe umsonst haben sollten. Der Seiler-Daniel aber sagte zu seiner Frau: „Lisi, wir haben noch zwei Hammli (Schinken) in der Heli; koche die doch, heute eins und morgen wieder eins; es wäre gar zu schade, wenn die übrig bleiben sollten und wir nichts davon hätten.“ Aber die früheren Untergänge der Welt stellte man sich plötzlich, schnell vor, und auch fürchterlich; aber wie viel gräßlicher der jetzt drohende langsame peinvolle Untergang in Kälte und Hunger?

Wenn Andere auch an den Untergang der Welt nicht dachten, so begannen sie doch zu zagen: der liebe Gott möchte sie vergessen haben. Sie erkannten, daß alle Großhansen im Lande und alle Großmäuler alles machen könnten, nur die Hauptsache nicht.

Sie konnten mit all ihrem Witz keine Wärme machen, kein gschlacht Wetter zum Erdäpfelsetzen; auf alle ihre Machtsprüche kam kein Frühlingszeichen, zeigten sich keine sömmerlichen Spuren. Sie begannen zu glauben, der liebe Gott wolle seine Sonne erkalten, wolle sie erlöschen lassen.

Mensch! wie wäre dir, wenn einst an einem Morgen keine Sonne aufstiege am Himmelsbogen, wenn es finster bliebe über der Erde? Wie wäre es dir ums Herz? Schauer um Schauer, immer todeskälter, würden es fassen, wenn deine Uhr schlüge Stunde um Stunde, Morgenstunden, Tagesstunden, Abendstunden, und die Finsternis wollte nicht weichen, schwarze Nacht bliebe unter dem Himmel. Was hülfen da alle Lichter und Laternen? Der Mensch könnte sie nicht einmal anzünden vor Grauen und Beben. Den Jammer, das Entsetzen auf Erden, wenn einmal an einem Morgen die Sonne ausbleibt, kann keiner sich denken. Am fürchterlichsten wird das Entsetzen die armen Sünder schütteln, in deren Herzen auch keine Sonne scheint. O, wie wird dann klein werden, was groß war, und groß, was so klein und armmütig schien! In so manches Herz scheint Gottes Sonne nicht, scheint das Licht der Welt nicht hinein, das kam, die Menschen zu erleuchten. Lichter und Laternen von allen Sorten zünden die armen Schächer an in ihren Herzen, lassen Irrlichter flunkern darin herum; aber der trübe Dämmerschein erleuchtet den Graus, den Moder, die Totengebeine nicht, und der Geblendete, der nur in sein Laternchen sieht, brüstet sich noch mit demselben und den flunkernden Irrlichtern, rühmt sich, daß er sein trüb und verblendend Laternchen nicht gegen die Sonne tausche und ihr strahlend Licht. Der Arme wird mit Entsetzen inne werden, was für ein Unterschied es sei zwischen einer Laterne und der Sonne, wenn die Sonne seinen Augen erlöscht am Himmelsbogen.

Es begann der arme Menschenwurm mit Gott zu hadern; die Ungeduld des vergebenen Wartens verwandelte sich in Bitterkeit, fast in Verzweiflung.

Die Menschen dachten nicht daran, daß Gott ihnen auch einmal werde zeigen wollen, was Warten, vergebenes Warten sei, wie bitter es sei, jeden Hoffnungsschimmer in eine Täuschung sich verflüchtigen zu sehen. Und wie lange lassen die Menschen Gott warten auf das Bezahlen ihrer Gelübde, bis sie reimen ihre That mit dem Wort, bis sie erwiedern seine Liebe? Ist nicht eben darin auch groß seine Liebe, daß er euch einmal so recht zeigte, wie angsthaft schon das Warten sei auf seine Sonnenblicke, damit ihr fühlen möchtet zur rechten Zeit, wie gräßlich einst ein vergeblich Warten auf seine Liebesblicke sein würde? In diesem Wartenlassen war also nicht der Zorn Gottes, sondern die Liebe des Vaters; er wußte wohl, daß, wenn es Zeit sei, seine Kraft in Tagen vermöge, wozu der Mensch Wochen nötig glaubt. Und als die Zeit da war, den 24. Mai, winkte er, und die Sonne braunte auf die Erde nieder; die düstere Wolkendecke fiel, der Schnee schmolz, und in den Feldern und auf den Wiesen ward ein Leben mächtig, das der Mensch nie gesehen hatte. Die Nächte schienen mit Himmelsgewalt ausgerüstet, und ans Wunderbare grenzte, um wie viel einzelne Pflanzen ausschossen in einer Nacht. Mit dem Beginn des Brachmonats kränzten sich die Bäume mit ihrem Blütenschmuck, üppig und prächtig; aber wie die große Welt die Jugend gerne um die Früchte des Alters bringt, so blühen die Bäume wohl schön in der Sommerhitze und den majestätischen Gewittern; aber die Blüten verwelken bald, und die Frucht bildet sich nicht oder fällt im Werden ab, weil ihr die Nahrung fehlt.

Wie die Kühe sich freuten über das duftige Gras, wie die Menschen jubelten über die Wärme, über den Schweiß, der ihnen von der Stirne rann, konnte jeder sehen und hören, der Luft schöpfte im freien Lande. Die trübe Zeit war vorüber, eine herrliche war eingekehrt, und Gottes Pracht und Macht wurden alle Morgen neu. Aber die trübe Zeit, der gräßliche Futtermangel, entstanden durch fünf trockne Sommer, wird hundertfältig Früchte tragen, und besonders den Emmenthalern. Am Ende ist denn doch Gott der beste Prediger, der gewaltigste Lehrer in allen Dingen; er macht in wenig Zeit den Menschen begreiflich, wozu Menschen lange, lange Zeit umsonst gebraucht. Er lehrt und predigt über alle Dinge, auch über weltliche; er ist's, der den Bauren im Emmenthal gepredigt hat, wie gut der Klee sei und wie vorteilhaft die Esparsette auf ihren Grienbüggeln in allen Jahren, besonders in den trocknen. Was sie niemandem geglaubt, das glaubten sie endlich ihrem Gott, da er es ihnen handgreiflich zeigte an den hämpfeligen Rippen ihrer armen Kühe. Und wie das Sechzehnerjahr Erdäpfel pflanzen lehrte (dieses Jahr besonders, und nicht das Branntenweinbrennen, wie ein unweiser Mann behaupten will, hat den vermehrten, so vorteilhaften Erdäpfelbau hervorgerufen), so werden diese Jahre Futter pflanzen lehren im Emmenthal, bis die Milch bachweis fließt. Es war Wetter, wie nur Gott es machen konnte; das schnell gewachsene Heu wurde prächtig eingebracht, und auch das Korn kam gut in die Scheuern.

Die große Hitze bei der feuchten Erde mußte starke Gewitter erzeugen; besonders gewitterhaft ging der erste Hundstag vorüber, der ein Vorbild sein soll für alle übrigen Hundstage. In der That witterte es auch die folgenden Tage gewaltig. Den 20. Juli entlud sich ein Gewitter über die Egg zwischen Heimiswyl und Rüegsau, wie sie in dieser Gegend seit Jahren

selten waren. Nicht von mächtigen Donnerschlägen will ich reden, in denen die Erde erbebte mit allem, was sie trug, sondern von den Wasserströmen, die sich über die Mannenberg=, Rachisberg=, Almisberghöhen ergossen und zu beiden Seiten in die Thäler stürzten. Was die Wasser auf den Bergen fanden, brachten sie zu Thale nieder, rissen Erdlawinen los, versandeten den Fuß der Berge und schwellten den Rüegsaubach, der sonst so bescheiden um die Füße der Rüegsauer sich windet, zu einer selten gesehenen Höhe. Er trug Holz, wälzte Felsenstücke, grub sich neue Läufe, ergoß sich über Matten, ließ zappelnde Fische zurück auf denselben, machte Straßen unfahrbar und wollte mit aller Gewalt dem Wirte zu Rüegsau in den Keller, um ihm Fuhren ins Welschland zu ersparen oder vielleicht dessen Wein dem durstigen Schachen zuzuführen. Der Wirt stund alle Leibesnot aus, den ungebetenen Gast, der weder Gold noch Silber, sondern nur Sand und Kieselsteine mit sich führte, vom Keller abzuhalten. Während das halbe Dorf teilnahm an diesem Kampfe für den Wein und gegen das Wasser — denn das ganze Dorf war dabei beteiligt — versuchte das Wasser heimtückisch einen andern Streich. Vor einem Spycher stund ein Fäßchen mit ungelöschtem Kalk; bis dorthin spülte das Wasser unbemerkt, schlich dem Fäßchen an die Füße. Da fing es an zu zischen und zu brausen in demselben, und noch eine Viertelstunde, so hätten die Leute mit Feuer zu thun und das Wasser im Keller freie Hand gehabt; aber ein kluger Mann, der seine Augen gerne in allen Ecken hat, sah den Rauch und rief zur nötigen Hülfe.

Auf der andern Seite der Egg, Heimiswyl zu, strömten die Wasser, was sehr merkwürdig ist, wieder feindselig besonders auf einen Keller los, und zwar auf den, oder vielmehr die Keller des Lochbachbades. Die Wasser in ihrer Bosheit und

ihrer fanatischen Wut gegen die Keller dachten nicht daran, daß den Fundamenten des dortigen Hinterhauses so unsanfte Berührungen unangenehm sein möchten. Sie stürzten sich mit fürchterlicher Gewalt dem Hause, den Kellern zu, nicht nur als ob kein Wein im Keller, sondern kein Stein auf dem andern bleiben sollte. Da war kein Wirt, der dem Wasser unschädliche Bahnen anwies, keine Dorfschaft, die, um den Wein besorgt, ihm mannlich zur Seite stund; aber beide ersetzte eine kuraschierte Hausfrau, die den Mut nicht verlor, dem Wasser sich entgegenstemmte, so gut es sich thun ließ, und schuld ist, daß der Schaden nicht größer wurde, als er ward.

Dieses Gewitter schädigte einzelne bedeutend, ängstigte viele Leute, gab Stoff zu mancher Rede; aber daran dachte man nicht, daß es nur ein ganz kleiner Vorbote eines Riesengewitters sei, mit dem der Schoß der Wolken schwanger ging.

Es blieb heiß, und den vierten August war ein stark Gewitter. Da schien auf einmal der Sommer zu schwinden, der Herbst einzukehren; und auf wunderbare Weise teilten sie den Tag unter sich. Der Morgen war herbstlich, man glaubte der Kühe Läuten, der Hunde Jagdgebell hören zu müssen; dann ward der Abend wieder sömmerlich und von des Donners Stimme hallten alle Berge wieder. Ganze Nebelheere hatten der Schweiz sich zugezogen, waren über die Berge gestiegen, hatten in die Thäler sich gestürzt und lagerten sich grau und wüst über den Thalgründen und an den Thalwänden. Von allen Seiten waren sie hergekommen, als ob alle Mächte der ehemaligen sogenannten heiligen Allianz, die rings uns umgürten, vereint in ihren Ländern alle Dünste und alles die Luft Trübende zusammengeblasen und fortgeblasen hätten über ihre Grenzen weg über unsere Berge herein, daß es sich da ablagere und niederschlage zu Graus und Schrecken der armen arglosen

Schweizer. Wirklich berichten Astronomen, daß in Deutschland, und besonders im Norden desselben, wo die pfiffigen Preußen wohnen, die witzigen Berliner, die unsern Herrgott morgens und abends mitleidig bedauern, weil er nicht Witze zu machen verstehe wie sie, die Atmosphäre nie so lauter und durchsichtig gewesen sei als in jenen Tagen des Augusts, wo am Morgen Nebelmassen, am Abend Wolkenmassen schwarz und schwer den Schweizern, mit denen jeder unverschämte Bälli sein Bubenwerk treiben zu können meint, über die Köpfe hingen, den Gesichtskreis trübend, das Atmen erschwerend.

Diese Massen waren nicht arglose Wölkchen, die auf sanfter Winde leichten Fittigen reisen von Land zu Land und rosenrot in der Abendröte Schein lächeln übers Land herein; diese Massen bargen Verderben in ihrem Schoße und entluden sich unter Blitz und Donner gewaltig und zerstörend.

Zuerst schienen sie nur Spaß treiben zu wollen, etwas groben freilich, so wie man ihn um den Schwarzwald herum gewohnt ist und an der Donau rauhem Strande und an der Oder superfeinem Sande. Sie jagten die Kühe auf dem Leberberge in die Sennhütten und erschreckten die L. . . nauer, ihnen ihre Herzkäfer, mächtige Schweine, durchs Dorf schwemmend.

Dann zogen sie, wie Anno 1798 die Franzosen, vom blauen Berge weg das Land hinauf der Hauptstadt zu, trüb und feucht. Sie wetterten zwei Tage über der Hauptstadt, daß ein Teil der Hauptstädter zu zagen begann, der andere sich erboste, daß es so laut hergehe im Land, ohne obrigkeitliche Bewilligung. Und ratlos zwischen beiden Teilen stund verblüfft ein Direktor — oder Präsident, mit seinen zwei müßigen Sekretärs, und wußte nicht recht, sollte er erschrecken oder sich erbosen; er drehte mühselig und vorsichtig in steifer Kravatte den Kopf nach beiden Seiten, um zu erforschen, was am rät-

lichsten sei. Aber die Blitze zuckten, feurigen Schlangen gleich, der Donner schmetterte seinen Schlachtenruf, die Winde brausten ihr Loblied, sie frugen nichts nach Landjägerkommandanten, nichts nach Polizeidirektoren, sie zuckten, schmetterten und brausten als die Herren des Landes, deren Ruf und Schelten alles unterthan.

Bäume brachen, Häuser krachten, Türme wankten; bleich verstummte das Menschenkind und barg seinen Schrecken in des Hauses sichersten Winkel. Und als die zornigen Wolken den Herrlein und den Fräulein gezeigt hatten, wer Meister sei im Lande, wälzten sie sich, jeden Tag von neuen Dünsten schwerer, durch neue Nebelmassen gewaltiger, noch weiter das Land hinauf. Aber zu reich gesättigt, vermochten sie sich nicht zu schwingen über der hohen Berge hohe Firnen, dem trocknen Italien und dem weiten Meere zu. Schon an den Voralpen blieben sie hängen, tobend und wild, und sprühten mit gewaltigen Wassergüssen um sich. Die Truber, die Schangnauer, Marbacher, die Escholzmatter wurden tüchtig eingeweicht, die Rötenbacher glaubten argen Schreck erlebt zu haben. Menschenleben gingen verloren, Land wurde verwüstet. Die zwei wilden Schwestern, von ungleichen Müttern geboren, die zornmütige Emme und die freche Ilfis stürzten in rasender Umarmung brüllend und aufbegehrend das Land hinab, entsetzten die Zollhausbrücke und überall ward ihnen zu enge im weiten Bette. Bebend stand der Mensch am allgewaltigen Strome. Er fühlte die Grenzen seiner Macht, fühlte, daß nicht er es sei, der die Wasserströme brausen lasse über die Erde und sie wieder zügle mit kühner mächtiger Hand. So wild und aufgebracht hatte man die Emme lange nie gesehen. Unzählbare Tannen und viel ander Holz schwamm auf ihrem grauen Rücken und erschütterte die Brücken; aber diesmal ward ihrer Gewalt ein baldig Ziel gesetzt und der grauende Morgen fand sie bereits ohnmächtig geworden.

Am Morgen des 13. Augusts erhob sich die Sonne bleich über ihrem lieben Ländchen. Der Mensch glaubte, der Schreck von gestern, als sie so schnell von dem wilden Heere überzogen ward, weile noch auf ihren blassen Wangen. Der arme Mensch dachte nicht, daß das Grauen vor dem auf der lieben Sonne Antlitz war, dessen Zeugin sie sein sollte an selbigem Tage. Es war der Tag des Herrn und von Thal zu Thal klangen feierlich die Glocken; sie klangen über alle Eggen in alle Gräben hinein und stiegen dann in immer weicheren Klängen zum Himmel auf. Und von allen Eggen und aus allen Gräben strömte die andächtige Menge dem Hause des Herrn zu. Dort stimmte in feierlichen Klängen die Orgel feierlich der Menschen Seelen, es redete tief aus dem Herzen herauf der Pfarrer tief in die Herzen hinein; und aus manchem Herzen stiegen gen Himmel Wölkchen christlichen Weihrauchs — das Sehnen, daß der Herr einziehen möge in sein himmlisches Jerusalem in — des frommen Beters geheiligtes Herz. Vom hohen Himmel herab hörte das wüste Wolkenheer das feierliche Klingen, das sehnsüchtige Beten. Es ward ihm weh im frommen Lande. Es wollte dem Lande wieder zu, wo wohl die Glocken feierlich läuten, wo wohl viel die Menschen beten, wo aber in den Herzen wenig Sehnen nach dem Himmel ist, sondern das Sehnen nach Liebes-Genuß und des Leibes Behagen. Und auf des Windes Flügeln durch Windessausen wurde allen Nebelscharen und allen Wolkenheeren entboten, sich zu erheben aus den Thälern, sich loszureißen von allen Höhen der Hohnegg zu, um dort zu grauenvoller Masse geballt durchzubrechen in das Thuner Thal, und von diesem lüsternen Städtchen weg einen leichtern Weg zu finden aus dem frömmern Land ins sinnlichere Land. Sie gehorchten dem Ruf. Schar um Schar, Heer um Heer wälzte dem Sammelplatz sich zu. Von Minute

zu Minute wurde dichter und grauenvoller der ungeheure dunkle Wolkenknäuel, der an die Wände der Hohnegg sich legte und deren Gipfel zu beugen suchte zu leichterem Durchgang für die schwer beladene Wolkenmasse. Aber der alte Bernerberg wankte nicht, beugte sich nicht, wie ungeheuer der Andrang auch war, wie klug ein kleines Beugen auch scheinen mochte. Als die Wolkenheere, in tausend Stimmen heulend, tausendmal fürchterlicher als tausend Hunnenheere heranstürmten, lag schweigend der Berg da in trotziger Majestät und sperrte kühn den Weg, nach alter Schweizerweise, die den Feind hineinließ ins Land, aber nicht wieder hinaus. Da hob höher und höher der Knäuel sich, aber durch die eigene Schwere immer wieder niedergedrückt, ergrimmte er zu fürchterlicher Wut und schleuderte aus seinem feurigen Schoße zwanzig züngelnde Blitzesstrahlen auf des Berges Gipfel nieder und mit des gewaltigsten Donners Getöse versuchte er zu erschüttern des Berges Grund und Seiten.

Aber der alte Bernerberg wankte nicht, umtoset von den grimmigsten Wettern; beugte sein kühnes Haupt nicht vor den zornerglühten Blitzesstrahlen. Unten im Thale stund lautlos die bleiche Menge rings um die Häuser, im Hause hatte niemand Ruhe mehr; vor dem Hause stund neben dem blassen Mann das bebende Weib und schauten hinauf in den gräßlichen Wolkenkampf an des Berges Firne. Schwarz und immer schwärzer wie ein ungeheures Leichentuch mit feurigen Blitzen durchwirkt, senkte sich das Wolkenheer über die dunkel werdende Erde und auch durch das Thal hinab fing es an zu blitzen und zu donnern. Ein langer Wolkenschweif, die Nachhut des großen Heeres, dehnte sich das lange Thal hinab, und am trotzigen Berge zurückgeprallte Wolkenmassen eilten blitzend und donnernd, geschlagenen Heeressäulen gleich, über die Häupter der Zitternden. Schwer seufzte der Mann aus tiefer Brust; ein „Das walt'

Gott" nach dem andern betete in dem bebenden Herzen das bebende Weib. Da zerriß im wütenden Kampfe der ungeheure Wolkenschoß; losgelassen wurden die Wassermassen in ihren luftigen Kammern, Wassermeere stürzten über die trotzigen Berge her; was dem Feuer nicht gelang, sollte nun im grimmen Verein mit den Wassern versucht werden. Es brüllte in hundertfachem Wiederhall der Donner, tausend Lawinen donnerten aus den zerissenen Seiten der Berge nieder ins Thal; aber wie kleiner Kinder Gewimmer verhallt in der mächtigen Stimme des Mannes, so kam plötzlich aus den Klüften der Hohnegg und der Schyneggschwand über der Donner und der Lawinen Schall eine andere Stimme, wie Trompetengeschmetter über Flötengelispel. Waren es Seufzer versinkender Berge? War es das Ächzen zusammengedrückter Thäler? Oder war es des Herrn selbsteigene Stimme, die dem Donner und den Lawinen gebot? Lautlos, bleich, versteinert stund die Menge; sie kannte den Mund nicht, der so donnernd wie tausend Donner sprach durchs Thal hinab.

Aber in einsamer Bergeshütte sank auf die Kniee ein uralter weißbärtiger Greis, und hob die sonst so kräftigen Hände zitternd und betend zum Himmel auf: „Herrgott, erbarme dich unser!" betete er. „Die Emmenschlange ist losgebrochen, gebrochen durch die steinernen Wände, wohin du sie gebannt tief in der Berge Schoß, seit anno 64. Sie stürzt riesenhaft durch den Rötenbach ihrer alten Emme zu, vom grünen Zwerglein geleitet. Ach Herrgott, erbarme dich unser!" Er allein da oben hatte die Sage von der Emmenschlange noch nicht vergessen, wie nämlich der zu besonderer Größe anschwellenden Emme eine ungeheure Schlange voran sich winde, auf ihrer Stirne ein grün Zwerglein tragend, welches mit mächtigem Tannenbaum ihren Lauf regiere; wie Schlange und

Zwerglein nur von Unschuldigen gesehen würden, von dem sündigen erwachsenen Geschlecht aber nichts als Fluß und Tannenbaum. Diese Schlange soll von Gott gefangen gehalten werden in mächtiger Berge tiefem Bauche, bis in ungeheuren Ungewittern gespaltene Bergwände ihren Kerker öffnen; dann bricht sie los, jauchzend wie eine ganze Hölle, und bahnt den Wassern den Weg durch die Thäler nieder. Es war die Emmenschlange, deren Stimme den Donner überwand und der Lawinen Tosen. Grau und grausig aufgeschwollen durch hundert abgeleckte Bergwände stürzte sie aus den Bergesklüften unter dem schwarzen Leichentuche hervor, und in grimmem Spiele tanzten auf ihrer Stirne hundertjährige Tannenbäume und hundertcentnerige Felsenstücke, moosicht und ergraut. In den freundlichen Boden, wo die Oberei liegt, stürzte sie sich grausenvoll, Wälder mit sich tragend, Matten verschlingend, und suchte sich da ihre ersten Opfer. Bei der dortigen Sägemühle spielte auf hohem Trämelhaufen ein liebliches Mädchen, als die Wasser einbrachen hinter dem Schallenberg hervor. Um Hülfe rief es den Vater, auf der Säge sich zu sichern rief ihm derselbe zu vom gegenüberstehenden Hause. Es gehorchte dem Vater, da wurde rasch die Säge entwurzelt und fortgespült wie ein klein Drucklein. Das arme Mädchen hob zum Vater die Hände auf, aber der arme Vater konnte nicht helfen, konnte es nur versinken sehen ins wilde Flutengrab. Aber als ob die Sägerämel dem Kinde hätten treu bleiben wollen, faßten sie es in ihre Mitte, wölbten ihm ein Totenkämmerlein und türmten sich unterhalb Rötenbach zu einem gewaltigen Grabmale über ihm auf. Sie wollten nicht, daß die Schlange es entführe dem heimischen Boden; sie hüteten es in ihren treuen Armen, bis nach Wochen die Eltern es fanden, und es bringen konnten an den Ort der Ruhe, wo sein arm zerschellt Leibchen ein kühles

Plätzlein fand, gesichert vor den bösen Fliegen, die es im Tode nicht ruhig ließen, aber auch sein Kämmerlein den Suchenden verrieten.

Einen armen Köhler jagten die Wasser in seine Hütte, zertrümmerten ihm diese Hütte und wollten ihn weiß waschen den schwarzen armen Mann, bis er weiß zum Tode geworden wäre; aber auf einen Trämel, der ihm durch die Hütte fuhr, setzte er sich, und ritt nun ein halsbrechend Rennen mit tausend Tannen, bis er Boden unter seinen Füßen fühlte und an dem Berge hinauf sich retten konnte. Der arme Mann weiß nichts mehr zu sagen von seiner Todesangst und Todesnot; aber daß der Bach ihm seine Effekten weggenommen, aufs wenigste 81 Batzen wert und darunter zwei Paar Schuhe, von denen die einen ganz neue Absätze gehabt, das vergißt er nicht zu erzählen und wird es auch im Tode nicht vergessen. Die Kühe in der Riedmatt hatten am Morgen ihre Meisterleute ungern gehen sehen an die Kindstaufe in der Grabenmatt, hatten ihre Häupter bedenklich ihnen nach geschüttelt; als nun der Donner brüllte und die Wasser brausten, da retteten sie sich in eine Hütte und schauten von da wehmütig übers Wasser nach der Grabenmatt: ob der Meister nicht kommen wolle ihnen zu Rat und Hilfe. Als die Wasser die Hütte zerstießen, da riefen sie gar wehlich nach dem Meister, und vom Wasser fortgerissen, wandten sie ihre stattlichen Häupter immer noch dem erwarteten Meister entgegen, doch umsonst. Es wußten's die Kühe, wie tief ihr Elend dem Meister ins Herz schnitt, der eine der geretteten aber schwer verletzten Kühe nicht zu schlachten vermochte, weil sie ihm zu lieb war. Während in der Weid die Kühe verloren gingen, stunden im Hause die zurückgebliebene Magd und ein Knabe Todesnot aus. Auf den Brückstock hatten sie sich gerettet und der Knabe das Fragenbuch, in dem er in

der Stube gelernt hatte, mitgenommen. Auf dem Brückstock lernte derselbe nun fort und fort in Todesangst und Todesschweiß, bis die Not vorüber war, im Fragenbuch. Das war ein heißes Lernen! Der Knabe nennt es Beten — und wird dasselbe eben so wenig vergessen als der Köhler seine alten Schuhe mit den neuen Absätzen.

Die tiefe Furt wurde dem Bache zu enge immer mehr: er riß die Ufer immer weiter auseinander zur Rechten und zur Linken, stieg hoch hinauf zu beiden Seiten, warf schwere Steine in hohe Matten, bespülte den Fuß des höher gelegenen Dorfes Rötenbach und gewaltige Tannen bäumten hoch sich auf, den Menschen, die sie nicht erreichen konnten, wenigstens zu drohen. Unterhalb dem Dorfe zerriß er die dortige Sägemühle und stürzte sich nun das liebliche Thälchen hinab.

Um ihre Hütten stunden dort schon lange die armen Bewohner schauernd in dem Feuer des Himmels, welches das Thal erfüllte, die Menschen blendete, Menschen und Hütten zu verzehren drohte. Da drang das furchtbare Tosen zu ihnen heran; ihm nach alsobald stürzte schwarz die ungeheure Flut, hoch auf ganze Bäume werfend, radweis schwere Trämel überschlagend vor sich her. Ein Stück des Bodens, der sie vom Bache trennte, nach dem andern verschwand. Die Flut wühlte sich um ihre Füße, untergrub des Hauses Seiten, warf Tannen durch die Fenster, erschütterte mit Trämeln den ganzen Bau, alles in wenig Augenblicken. Da ward's den armen Leuten, als ob die Tage der Sündflut wiederkehrten; es floh, wer fliehen konnte nach allen Seiten der hohen Bergwand oder hohen Bäumen zu.

Mütter ergriffen ihre Kinder, Söhne trugen ihre Väter, arme Witwen führten ihre Ziegen, andere flohen in Angst mit dem, was ihren Händen am nächsten lag, mit einem Hausgerät oder gar mit einem Stück Holz oder Laden.

Aber wer steht dort unter der Thür der Hütte, die im Wasser wankt, wankend und blaß, winkend mit den Händen, da ihr Jammergeschrei im Rollen des Donners, im Toben der Flut, im Krachen der fortgerissenen Holzmasse ungehört verhallt? Eine arme Kindbetterin ist's, die vor einer Stunde ein Kind geboren, aufgeschreckt worden ist aus ihrer ohnmächtigen Schwäche durch das Brüllen der Wogen, und das Kind im Fürtuch tragend bis an des Hauses Schwelle sich schleppte, aber die Kraft nicht hatte, durch die sie umringenden Wasser sich zu wagen mit dem wimmernden Kindlein. Schon glaubte sie zu fühlen, wie der Tod kalt ans Herz ihr trete; vor den Augen flimmerte es ihr, auf den Wellen getragen wähnte sie sich; da zeigte Gott einem wackern Manne das arme, winkende Weib. Der zauderte nicht, folgte dem Winke, setzte das eigene Leben ein und rettete kühn die Mutter und ihr Kind. Wohl, es gibt noch getreue Schweizerherzen!

Mitten zwischen Rötenbach und Eggiwyl stunden zwei Häuser mitten im Thale, nicht weit von des Baches flacher gewordenen Ufern, „im Tennli“ nannte man die beiden Häuschen, von denen das eine ein Schulhaus war, das andere ein Krämer bewohnte mit Weib und Kindern, von denen zwei die Gabe der Sprache entbehren. Die Wasser hatten des Krämers Haus umringt, ehe er fliehen konnte mit seinen Kindern, seiner Kuh. Durch die Fenster der untern Stube schlugen gewaltige Tannenbäume; er flüchtete sich mit den Seinen in die Kammern hinauf. Aber nun erst sahen sie recht die Größe ihrer Not, die Wut der Flut, die unaussprechliche Gewalt, mit welcher die größten Bäume wie Wurfgeschütze hoch aufgeschleudert wurden und ihrem Häuschen zu, wie sie an den Fenstern vorbeifuhren und sogar das Dach über den obern Fenstern beschädigten. Sie sahen das oberhalb leerstehende Schulhaus aufrecht daher schwimmen und

an der westlichen Ecke des Daches sich feststellen; es schien ein Schirm von Gott gesandt, Holz stauchte davor sich auf, ein immer sicherer werdendes Bollwerk. Da betäubte die Hoffenden ein fürchterliches Krachen, eine Woge hatte das Schulhaus fortgerissen, mit ihm das schützende Holz. Aufs neue donnerten die Tannen, Sturmblöcken gleich, an das schutzlose Häuschen; aufs neue gruben die Wellen dem Häuschen das Grab; es senkte sich mehr und mehr, und mit lebendigen Augen mußten die Armen immer näher schauen ins grause Grab hinab, das ihnen die wütenden Fluten tiefer und immer tiefer gruben. Sie ertrugen den Anblick nicht, er war fürchterlicher als ein sterbliches Herz ertragen mochte. In der obern Ecke der Kammer knieten sie nieder, die Eltern die Kinder umschlingend, die Eltern von den Kindern umschlungen; dort weinten sie und beteten und bebten und kalter Schweiß bedeckte die Betenden. Und die Kinder jammerten den Eltern um Hilfe und die Stummen liebkosten und drängten sich an die elterlichen Herzen, als ob sie in denselben sich bergen möchten, und die Eltern hatten keinen Trost den armen Kindern als Beten und Weinen, und daß sie alle miteinander untergehen, in der gleichen Welle begraben werden möchten. Über drei fürchterliche Stunden harrten sie aus, betend und weinend, litten jede Minute die Todespein, litten 180 Male die Schrecken des Todes, und die Herzen schmolzen nicht, ihre Augen brachen nicht in dieser gräßlichen Not! Der Herr hörte das Beten. Das entsetzte, untergrabene und halbeingefallene Häuschen blieb stehen, und die armen Kinder mußten nicht trinken aus den trüben Wassern. Der Mann mit seinen Kindern wird sein Lebtag an seinen Herrn im Himmel denken, den mächtigen Retter in so großer Not, sonst verdiente er, daß der Herr auch seiner nicht mehr gedächte in einer andern Not.

Von da bis zur Mündung in die Emme liegt noch manches schöne fruchtbare Heimwesen, liegen Mühle und Säge und gerade oberhalb der Mündung Eggiwyl. Dieses Thälchen herunter brauste die wütende Flut durch Ströme aus jeder Bergesrinne immer höher anschwellend, in ganzer Thalbreite, zerstörte die Säge, nahm im wohlbesorgten Leimegut ein Scheuerchen mit zwei Kühen weg, und stürzte nun auf Eggiwyl zu. Auch hier hatten die wilden Wetter getobt auf unerhörte Weise, und als nun von oben her das Schnauben und Brüllen der Wasser den Donner überstimmte und die Blitze immer feuriger zuckten, da ergriff alle der heilige Schrecken des jüngsten Tages. Sie glaubten der Posaune Ruf zu hören, sie gedachten ihrer Sündenschuld, ihre Knie wankten, trugen sie kaum auf den nächsten Hügel, kaum vermochten sie zu beten, nicht um ein gnädiges Gericht, sondern um des Vaters Erbarmen. Unten im Dorfe hatte des Sagers Familie vor dem strömenden Regen sich in die Stube geflüchtet, nur der alte Vater war noch draußen geblieben zu sehen, was da kommen werde. Seiner alten Frau war nicht wohl in der Stube ohne Ätti, der nicht mehr flink auf den Beinen war, sie wollte ihn holen unten im Baumgarten, wo der Alte, auf seinen Krückenstock gelehnt, in die Wetter schaute. Da brachen plötzlich die Wasser ein, erfaßten die beiden alten Leute und trugen sie der brüllenden Emme zu. Der alte Mann wurde an einen Baum geschwemmt und kaum hielt er sich an demselben fest, sah er sein altes Fraueli bei sich vorbei treiben, bittend die Hände aufheben, glaubte zu hören, wie sie „ach Gott“ sagte — und er konnte nicht helfen, konnte seinem alten Fraueli nicht helfen, das seinetwegen in den Wassern schwamm, mußte es in den Fluten begraben sehen, während er selbst gerettet wurde. Hat der Mann wohl die Lösung der Fügung gefunden, warum der liebe Gott sein Fraueli zu sich genommen, ihn selbst noch auf Erden gelassen hat?

Das Dorf Eggiwyl war bis hinauf zum Pfarrhaus überflutet, die Mühle beschädigt, aber besonders die untere Säge dem Flutendrange ausgesetzt, wo des alten Sagers Sohn mit Weib und Kind in der Stube war. Sie retteten sich mit schwerer Not hinauf auf das Futter, aber als sie die Häupter ihrer Lieben zählten, fehlte ihnen ein teures Haupt, ein rosenrotes, dreijähriges Mädchen. Sie suchten es so gut sie konnten, glaubten es endlich in den Fluten vergraben und jammerten laut um den Liebling. Den Jammer hörte endlich ein tüchtiger Mann, der, von dem Wasser überfallen, auf einem Baume geborgen saß. Der Drang zu retten stieg ihm zu Herzen und er vom Baume, über wankende Trämel weg durch die schäumende Flut und sprang durch ein Fenster in die Stube, in welcher Stühle schwammen und Tische. Er suchte da das Kind und fand es nicht. Er rief, aber kein Stimmchen antwortete ihm. Er suchte endlich im Nebenstübchen. Da fand er das Kindlein erstarrt, bis an den Hals in Schlamm und Sand eingemauert, das Köpfchen in den Unrat gesenkt, zwischen zwei Betten, wohin es die Eltern so oft getragen hatten, wenn ihm die Schlafnot angekommen war, und wo es jetzt Rettung gesucht haben mochte in seiner Wassernot. Der unerschrockene Mann machte sachte das Kindlein los, trug es den gleichen Todesweg zurück, ohne daß der Fuß ihm bebte oder stärker das Herz ihm klopfte. Erst als er das Kindlein legte in der Mutter Schoß und dem Vater die stille Freude aus den Augen glühte („als der Vater ihm um den Hals fiel", pflegt man sonst in solchen Fällen zu schreiben; aber ein Eggiwyler nimmt wohl den andern bei dem Hals, aber daß ein Eggiwyler dem andern um den Hals gefallen sei aus Zärtlichkeit, weiß man sich seit Mannesdenken nicht zu erinnern), da klopfte dem mächtigen Manne doch stärker das Herz und trieb ihm die Röte ins Gesicht. Ein inneres

Etwas sagte ihm, der himmlische Vater hatte gesehen, was er gethan, und das werde ihm wohl kommen an jenem Tag, dessen Einbrechen sie heute erwartet, der jeden erreichen wird zu der Stunde, die der Vater festgesetzt hat.

Das Mädchen kam wieder zu sich, blühte noch in selber Nacht einem Röschen gleich und verlangte dringend zu Großmütti ins Bett — ach! das arme Kindlein wußte nicht, wie naß und kalt dem Großmütti gebettet worden war.

Der Zusammenfluß der Emme und des diesmal mächtigern Röthenbachs war fürchterlich, der ganze Thalgrund ward angefüllt mit wütenden Wassern, bedeckt mit Holz und Häusern, zwischen denen eine Kuh oder ein Pferd seinen betäubten Kopf nach Rettung emporhob. Wie die tausend und tausend Stücke Holz, ganze Tannen mit ihren Wurzeln, ästige Bäume, 100 Fuß lange Bautannen, Trämel von 3′ im Durchmesser, die Schwellen- und Brückenhölzer, die Hausdächer, die Spälten alle den Weg fanden im engen Bette der Emme durch das dichte Schachengestrüpp, das meist an beiden Seiten des Flusses sich hinzieht, könnte niemand begreifen, wenn man nicht bedächte, welche ungeheure Gewalt die Holzmasse riß durch Dick und Dünn, eine Gewalt, entstanden eben durch die unnennbare nachdringende Holzmenge und die furchtbare Wassermasse, geschwängert mit fetter Erde und darum doppelt so schwer und doppelt so gewaltig.

Keine Tentsche schützten das Land, hie und da brach auch kein Schachen mit seinem Unterholz den Zug des Stromes, darum wankte in der Holzmatt das dortige Krämerhaus im Wasserstrome, darum überschüttete er das schöne Dippoldswyl, riß dem reichen Zimmezeier ein Scheuerchen um und zahlte ihn dafür mit Sand und Steinen aus. Untenher wendet sich die Emme von der rechten Thalseite auf die linke in kurzer Beugung.

Wenige Schritte unterhalb der Beugung, ohne Schutz, fast in gerader Richtung mit der Emme oberm Lauf, stunden zwei Häuser, von denen eins wieder ein Schulhaus war. Hier nun stürzte die Hälfte der Emme, krumme Wege hassend, gerade fort, zertrümmerte das eine Haus, jagte durch das Schulhaus Trämel, als ob es Kanonenkugeln seien, und ergoß sich über das fruchtbare Horbengut, mehr als 1200 Korngarben mit sich schwemmend.

Der andere Teil der Emme flutet unter der schönen Horbenbrücke durch, wo kein Joch den Wasserstrom hemmte, das Anhäufen des Holzes erleichterte. Und doch war es der halben Emme zu eng unter dem weiten Bogen, sie wühlte sich um die Brücke herum, würde in kurzer Zeit den Brückenkopf weggerissen, die Brücke in die Wellen gestürzt haben, wenn nicht jede irdische Gewalt ihr Ende fände und also auch der Emme Macht und Gewalt. Sie rührte bei der Eschau-Säge das Holz untereinander und strömte durch Stall und Stuben, sie erbarmte sich des schönen Ramseigutes nicht, wurde erst recht wild, als der noch nicht abgebrochene mittlere Satz der unglücklich angefangenen Bubeneibrücke ihren Lauf hemmte, und überströmte dort fürchterlich.

Wie es den armen Leuten allen durch alle die Schächen nieder in all den schlechten ärmlichen Häuschen ward, als der gestrige Schreck in dreifachem Maße wieder kam, als der Strom so plötzlich sie überflutete, Leben und Habe gefährdend, und niemand wußte, wohin sich retten, welches Ende der Vater da oben der Not gesetzt, das kann ich nicht beschreiben. Ginge einer aber von Häuschen zu Häuschen, er würde vieles vernehmen und in jedem Häuschen Neues, Rührendes und Schönes, Heldenmut von Mann und Weib, Gottesfurcht bei Jung und Alt; er würde hören von manchem Gewissen, das aufsprang

Zeit, sonst hätte diese teure, aber traurige Schwelle auch noch ein teures Ende genommen.

Auf der Brücke zu Lützelflüh stund eine bange Menge. Hier und obenher hatte man ein Anschwellen der bereits verlaufenen Emme nicht geahnet. Wohl sah man seit drei Uhr einen schwarzen Wolkensaum an den obern Bergen, sah Regen dort und Blitze und hörte hie und da einen dumpfen Donner; kleine Tropfen waren gefallen, ein schöner Regen strich gegen Abend übers Land und gelassen rüsteten die Männer ihre Tubakpfeifen um einem Schoppen nachzugehen. O, wenn der Mensch wüßte in jeder Stunde, wie es andern Menschen wäre zur selben Stunde, dann wäre ihm selten mehr eine glückliche Stunde vergönnt!

Auf einmal erscholl der Emme Gebrüll in dem friedlichen, sonntäglichen Gelände. Man hörte sie, ehe sie kam, lief an die Ufer, auf die Brücke. Da kam sie, aber man sah sie nicht, sah anfangs kein Wasser, sah nur Holz, das sie vor sich her zu schieben schien, mit dem sie ihre freche Stirne gewappnet hatte zu desto wilderem Anlauf. Mit Entsetzen sah man sie wiederkommen, so schwarz und hölzern und brüllend, und immer höher stieg das Entsetzen, als man Hausgeräte aller Art daher jagen sah: Bütten, Spinnräder, Tische, Züber, Stücke von Häusern, und diese Trümmer kein Ende nahmen und der Strom immer wilder und wilder brauste, immer höher und höher schwoll. Wo ein fühlend Herz war, das brach in Jammer aus über das entsetzliche Unglück, dessen Zeugen der Thäter selbst an ihren Augen vorbeiführte.

Dem wilden Strome war auch diese Brücke im Wege. Er stürmte mit hunderten von Tannen an deren Jöcher, schmetterte Trämel um Trämel nach, stemmte mit großen Haufen Holz sich an, schleuderte in wütendem Grimme ganze Tannen

über diese Haufen weg an die Brücke empor wie ein Schwefelhölzchen, brachte endlich das Dach einer Brücke und verschlug damit die Bahn zwischen beiden Jöchern. Da krachte die Brücke und hochauf stürzten die Wasser mit jauchzendem Gebrülle. Ein jäher Klupf ergriff die auf der Brücke Weilenden, kaum trugen die zitternden Glieder sie auf sichern Grund; ein angstvoll Bangen klemmte die Herzen der Umstehenden zusammen, die Stimme stockte in des Menschen Brust. Der Nachbar faßte am Arme den Nachbar und nur ein einzelnes: Jetzt, jetzt! wurde hörbar unter der lautlosen Menge. Die Brücke wankte, bog sich, schien klaffen zu wollen fast mitten von einander, da zerschlug der Strom in seiner Wut sein eigen Werk, schmetterte einen ungeheuren langen Baum mitten an das schwellende Dach. Nun barst statt der Brücke das Dach und verschwand unter der Brücke in den sich bäumenden Wellen. Es war der Durchgang wieder geöffnet, es ward wieder frei die Stimme in des Menschen Brust, und jede frei gewordene Brust brachte ein „Gottlob" zum Opfer dar. Es wußten diese Menschen, daß man das Ärgste erwarten muß, wenn blinde Wut sich selbst den Weg verlegt. Aber wo das Ärgste droht, da hilft oft Gott; er gebeut, und die machtlose Wut, die sinnlose Leidenschaft zerstört durch eigenes Beginnen die eigenen Zwecke.

Tobend wütete die Emme das Thal hinunter, viele hundert Fuß breit, fast von einem Emmenrain zum andern, Hasle und dem Rüegsauschachen zu. Dort hatten die Winkelwirtschaften sich längst geleert, männiglich ängstlich die dreifach gejochte Brücke verlassen, die mit ihren engen Zwischenräumen den Holzmassen den freien Durchgang wehrte. Hier, wie an allen obern Orten dachte kein Mensch an Maßnahmen zur Schirmung der Brücken, wie es doch in früheren Zeiten üblich war, und namentlich bei der Haslebrücke. Die gehemmte Emme bäumte

Tanne auf Tanne, Trämel auf Trämel, bis weit oberhalb der Brücke türmten sich die krachenden Holzhaufen. Zu beiden Seiten strömten nun die Wasser aus mit immer steigender Gewalt und suchten dem Strome eine ungehemmte Bahn. Noch einige Minuten und ihr Beginnen wäre auf der Hasler Seite gelungen. Es harrten in den Schrecken des Todes die Kalchofenbewohner der einbrechenden Wasserflut, welche die ganze Oberburg-Ebene verwüstet, ein neues Bett sich gegraben hätte. Es flohen die Rüegsauer durch das steigende Wasser, und überall war ein Beten, daß die Brücke doch von einander gehen möchte, und die Betenden erhielten den Beweis, daß Gott oft Gnade für Recht ergehen läßt. Die Brücke brach in zwei Teile, diese kreuzten sich majestätisch mitten auf der Emme, schwammen aufrecht einige hundert Schritte weiter hinunter, pflanzten dort nicht weit von beiden Ufern sich auf, stellten das Bild zweier zerstörten Sägemühlen dar, und unglaubliche Holzmassen fingen sich an denselben. Mitten auf dem Grunde, gegenüber Hasle, oder etwas unterhalb, lagerten sich ebenfalls furchtbare Holzstöße ab, schwellten die Emme wieder, die weiter oben einen Einbruch versuchte, aber zu rechter Zeit von tapfern Männern daran verhindert wurde.

Nachdem oberbalb Burgdorf holzsüchtige Jungen, angeführt von kühn im Wasser plätschernden, gespregelten Schenkeln, den Mut gehabt hatten von der wilden Jungfrau eigenmächtig den Holzzehnten zu erheben, schnob diese um so empörter die Bürger Burgdorfs an. Diese vergaßen diesmal das Tändeln mit der Jungfrau, ja vergaßen fast einen Witz zu reißen und schirmten mannlich und glücklich Brücken und Häuser. Nur hielten sie es nicht der Mühe wert für die lockere Schinderbrücke, die seit Menschengedenken eine lockere war, und wahrscheinlich in Ewigkeit eine lockere bleiben wird, damit man in der soliden Zeit

nie vergesse, was locker für ein Wort gewesen, ihr Leben zu wagen.

Verächtlich eilte sie über die niedere Kirchbergerbrücke weg, die mit dem Bauche fast auf dem Grunde ruht; was nicht unter ihr durch mochte, sprang lustig über sie hin. Sie wußte, es wäre in Utzenstorf viel zu löschen und abzukühlen gewesen, auch kannte sie ihren alten Weg, auf dem sie in den sechziger Jahren mitten durchs Dorf gegangen und beim Spritzenhaus einen Mann ertränkt hatte, noch gar wohl; allein eigener Wogendrang trieb sie gerade aus, und nur ein klein Brücklein nahm sie weg. Den Bätterkindern goß sie eine gute Portion Wasser über ihr Büchsenpulver. Den Wyleren vertrieb sie für einige Zeit die Lust zum Wässern, aber nicht zum Prozedieren; den Herren von Roll zu Gerlafingen schonte sie, die waren ihr zu gute Kunden, um ihr Schwellen und Dämme zu verderben, dem Kanton das Holz verwässern zu helfen. Es nimmt einem doch wunder, was die Solothurner für ein Gewissen haben. In ihrem Kanton erlauben sie keinem Berner an ihren Fyrtigen zu arbeiten, die den Berner doch nichts angehen; ungeniert ziehen sie aber an unserem und ihrem Sonntag mit ihren wüsten Banden Emme auf und ab durch unsern Kanton und ärgern alle Leute. Kömmt euch dann euer Glaube nicht nach in unsern Kanton, oder glaubt ihr, es gebe keinen Sonntag in unserem Kanton? Das könnte aber, nach der herrschenden Erbitterung zu schließen, ein baldiges trauriges Ende nehmen. Leute, laßt doch die Emme am Sonntag ruhig, stört sie nicht mutwillig; sonst zeigt sie euch wieder, was sie am Sonntag kann, und läßt auch euch am Sonntag nicht ruhig.

In Biberist hatte sie Lust, die Abweissteine am dortigen Stutz, die seit Jahren da liegen, ohne daß sie jemand aufgerichtet hätte, zurechtzusetzen. Wahrscheinlich fiel ihr ein, das

Solothurner Blatt werde vielleicht einmal seine Nase nicht nur in andere Kantone stecken, sondern auch in den eigenen Kanton, und dort dahin, wo es not wäre, an den Biberiststutz z. B.; darum eilte sie vorbei und brünstig in die Arme ihrer älteren Schwester. Auch diese hatte durch die Zull und Rotachen einen Teil der Wasser empfangen, die über die Gipfel der Berge eingebrochen, aber auf der West- und Südwestseite niedergestürzt waren. Vereint trugen beide Trümmer weit ins Aargau, bis in den Rhein hinunter. In Aarau wurde ein Brett der Schüpbachbrücke mit folgender Inschrift aufgefangen: Ich bendicht Dälenbach brugvogd zu der Zit in Schüpach han im namen der zweien Uirteln dise brüg lasen bon 1652.

Nach einem unendlich langen Abend lagerte endlich die Nacht über der Erde sich. Wolken bedeckten den Himmel. Was dem Auge verhüllt ward, das kam mit dreifachem Grausen durch das Ohr zum Bewußtsein des Menschen. Da rissen die Wolken auseinander, und durch die Spalte sah der Mond nieder auf die Wasserwüste; seine blassen Strahlen erleuchteten Streifen des schauerlichen Bildes.

Man sah Wogen spritzen, Tannen im Wasser sich bäumen, riesigen Schlangen gleich, sah ganze Bäume ihre Äste hervorrecken aus dem flimmernden Wellenschaum; man glaubte Kraken ihre ungeheuren Arme ausbreiten zu sehen in dem ungewohnten Wasser. Bald verhüllte der Mond sich wieder, ergraut darüber, was seine Strahlen enthüllten, und das ganze Bild versank in schwarze Nacht.

Da gingen die Menschen, die einen ihren Häusern zu, andere zur Labung und, weil die angefüllte Brust noch der Rede bedürftig war, einem Schoppen nach; wenige blieben zu wehren und zu wachen in der Nähe des Flusses, der in dem Maße, als seine Wut schwand, an Heimtücke zunahm.

Wo Menschen sich fanden, da war bange Nachfrage nach den Übelthaten, die der Fluß unten und oben im Lande ausgeübt. Wie auf Windesflügeln flog die Kunde den Fluß hinauf, den Fluß hinab; man wußte nicht, woher sie kam, wußte nicht, wer sie brachte; augenblicklich war sie in aller Ohren, und jeder Mund sprach sie gläubig nach. Rötenbach, Eggiwyl, Schüpbach sollten zerstört, Eschau, Bubeneisägen weggenommen, ungezählte Menschenleben verloren gegangen sein; man nannte viele und die Weise ihres Todes. Mit der Rüegsaubrücke seien nicht weniger als fünfzig Menschen dem Tode verfallen, mit dem Lochbachsteg ebenfalls Menschen dem Fluß zur Beute geworden, so lauteten die Nachrichten; und wie die Brücken zu Burgdorf, Kirchberg, Bätterkinden gebrochen worden, wußte man ganz genau. Zu Bestätigung des Unglaublichen, was anderwärts vorgegangen sein sollte, erzählte man sich das Unglaubliche, was man mit eigenen oder befreundeten Augen gesehen haben wollte. Auf der Brücke zu Lützelfüh erzählte man sich von Kühen und ihrem Gebrüll, von einem Kinde in der Wiege, von Männern auf einer Tanne, welche alle sichtbarlich unter der Brücke durchgefahren sein sollten. Man erzählte, auf dem Klapperplatz hätte die Emme eine Bäurin samt Roß und Bernerwägeli fortgerissen, und diese Bäurin sei mit Roß und Wagen unter der Brücke durchgefahren, das Roß noch eingespannt und lebendig vor auf, die Bäurin bolzgrad, munter und fett hinten auf dem Sitz, das Leitseil in der einen Hand, aber mit der andern hätte sie mit einem roten Nastuch sich die Augen ausgewischt. Ja man erzählte, auf einem aufrecht stehenden Kirschbaum sei einer daher geschwommen gekommen; in seiner Angst hätte er immerfort gekirset, so stark er konnte; den eben voll gewordenen Kratten hätte er über die Brücke herein reichen wollen. Solches erzählte man an Ort und Stelle,

wo es geschehen sein sollte; niemand hatte es selbst gesehen, und doch wurde das Meiste geglaubt; nur das letzte Wüsterlein wollte vielen doch gar zu unghürig vorkommen.

Es ist eine merkwürdige Sache, wie bei allen großen Unglücksfällen an Ort und Stelle, noch während derselben oder doch unmittelbar darauf, Dinge erzählt werden, ob denen einem die Haare zu Berge stehen, die lauter Lug sind, erzählt, geglaubt werden von Mann zu Mann, und woher sie kommen, wird nie ergründet. Es verzehrte einmal das Feuer ein ganz Städtlein. Um die Mitternachtstunde hatte der Blitz eingeschlagen, um fünf Uhr morgens erzählte man sich an Ort und Stelle folgende Dinge: Ein einzig Kind sei verbrannt, man wisse nicht wo und wie; ein Weib sei erschlagen worden von einer zu einem Fenster herausgeworfenen Kommode; ein durch viele Brandwunden scheußlich zugerichtetes Weib hätte einen Mann dringend um den Tod gebeten; der habe unbsinnt sein Sackmesser genommen und es dem Weibe in die Brust gestoßen; der Pfarrer sei ganz feurig seinem Hause entronnen, und in einem Wirtshause sei eine große Kammer ganz voll Handwerksbursche gewesen, die seien alle mit Haut und Haar verbrannt. Und von allem diesem war keine einzige Silbe wahr.

So wie dieses geschieht, wird auch selten ein bedeutend Unglück sich ereignen, dessen Ankündigung man nicht durch besondere Zeichen will vernommen haben. Als am Abend der großen Wassernot die Leute bei ihren Schoppen zusammensaßen, die Neuigkeiten alle verhandelt waren und die Nacht mit ihrem geheimnisvollen Schauer näher und näher ihrer Mitte zurückte, sagte einer, man hätte es eigentlich wissen können, daß es etwas Furchtbares geben werde. Ein Holzhändler hätte ihm erzählt, er sei in den letzten Tagen auf den Bergen hinter Rötenbach gewesen und hätte dort Kröten oder Frösche auf

Tanntschuplene angetroffen; und wenn diese Tiere in die Höhe sich flüchteten, so sei dies ein untrüglich Zeichen, daß sie nicht mehr sicher auf der Erde seien, das fühlten sie lange voraus. Das komme ihm kurios vor, sagte ein anderer, doch hätte auch er es bestimmt voraus gewußt, daß die Emme groß kommen würde, nur auf eine andere Art. Er habe nämlich letzthin um Mitternacht an der Emme Pfähle schlagen hören, auch in Rüederswyl habe man es deutlich vernommen, und das sei das gewissesste Zeichen von einer nahen außerordentlichen Wassergröße. Davon hatten die meisten auch gehört, äußerten ihren Glauben an diese Vorbedeutung, aber auch ihre Neugierde, was eigentlich denn dieses Pfähleschlagen sei, und woher es rühren möge. Einer, dem man es ansah, daß sein Geldsäckeli bei weitem nicht so groß sei wie sein Durst, sagte, wenn man ihm einen Schoppen zahle, so wolle er verzählen, was das sei. Er hätte es oft von seiner Großmutter erzählen hören; die hätte aber auch mehr gewußt als andere Leute und es allemal voraussagen können, wann die Emme groß kommen würde. Des Handels wurde man bald einig, und Folgendes vernahm man: Vor vielen tausend (hundert, wollte er wahrscheinlich sagen) Jahren ist das Schloß Brandis nicht da gestanden, wo das, welches im Übergang 1798 verbrannt ist, sondern auf dem darüber liegenden Hügel ob dem Burgacker, von wo man weit hinaus sah ins Land und in viele Gräben hinein. Zur selben Zeit wohnte in dem Schlosse ein gar grausamer Zwingherr, der seine Leute ärger behandelte als das Vieh. Das ganze Jahr durch mußten seine Lehensleute oder Leibeigenen für ihn bauen, jagen, pflügen, fischen, holzen u. s. w. Er war grausam reich, und alles Land weit und breit gehörte ihm. Er saß ganze Tage auf hohem Turme und schaute über all sein Land weg, wie seine Bäuerlein arbeiteten für ihn; und wenn er eins nicht

emsig genug glaubte, so geißelte er es abends im Schloßhofe mit eigener Hand oder sprengte flugs auf seinem fuchsroten Hengst an ihns hin und schlug es, daß die Steine hätten schreien mögen. Nicht halb genug gab er ihnen dazu zu essen; sie mußten dann noch zu Hause den Weibern und Kindern wegessen, was diese mit Not und Mühe für sich gepflanzet hatten. Selten einen Tag hatte ein Mann, um für sich zu arbeiten, und doch sind sie ihm das, laut ihren alten Pergamentbriefen, nicht schuldig gewesen.

Aber wenn einer ein Wort nur redete von diesen Briefen oder daß ihm sonst etwas nicht recht sei, so warf ihn der Zwingherr ins Turmloch und ließ ihn dort unter Kröten und Schlangen verrebeln. Man soll diese Gefangenen oft bis ins Thal hinab haben schreien und lamentieren hören. So hatten die armen Leute auch einen ganzen Winter nichts für sich arbeiten können, nicht einmal holzen, geschweige dann schwellen an der Emme; und doch sei die Schwelle ganz weg gewesen, und schon im vergangenen Herbst hätte die Emme großes Unglück angerichtet und den Leuten alle ihre Erdäpfel verderbt (der nimmt, wie viele, die Erdäpfel auch als eine Naturnotwendigkeit an, die so wenig je hätten fehlen können als die Sonne). Das sei gerade obenher gewesen, wo jetzt die Farb und Bleiche sei.

Da hätte der Müller eines Abends gemerkt, daß der Flühluft (Föhn) komme über die Berge vom warmen Italien her, und daß der Steigrad von oben bis unten sein schwarz Wegli bekommen hätte, das sicherste Vorzeichen hilben Wetters. Marei, habe er seiner Frau gesagt, morgen soll ich für den Herrn Steine führen von Oberburg, aber das darf ich nicht. Schon schmilzt der Schnee, grausam viel liegt in den Flühnen; wenn nicht geschwellt wird, so nimmt die Emme mir Haus und Mühle weg. Ich will aufs Schloß und es dem Herrn sagen; so viel

... mein. Uli, habe seine Frau gesagt, ... die Mühle
... dahin
gehe mir bei Leib und Sterben nicht; es ist besser, die Emme
nehme dir die Mühle weg, als der Herr schlage dir den Gring
ein. Mühlene gibt es noch viele, aber Kopf bekömmst du keinen
andern mehr.

So disputierten sie die halbe Nacht miteinander, aber der
Müller gab der Frau nicht nach. Am Morgen zeitlich machte
er sich auf und betete noch in der Kirche zu Lützelflüh zwei
Vaterunser; denn zur selben Zeit beteten nicht nur die Müller
noch, sondern sogar die Wirte. Der Müller war ein mächtiger
Mann mit Achseln wie Tennsthore, aber doch wurden ihm die
Beine schwer, als er den Schloßberg aufging. Im Hofe bellten
die Hunde, Pferde wieherten; die Knechte waren gerüstet mit
Spieß und Schwert, und ein Bäuerlein stund unter ihnen.
Der hatte Bericht gebracht, daß er zwei Bären gesehen hätte
in der Nacht beim Mondenschein, draußen auf der Egg, wo
jetzt Neuegg, nicht weit von der Hölle, liegt. Der Herr war
aufgefahren aus dem Bette, hatte Jagd befohlen, befohlen, so
viel Bäuerlein zusammen zu treiben, als in der Eile möglich
wäre; denn er lechzte nach Bärenstreit und Bärenfleisch, und
an Baurenfleisch war ihm nicht viel gelegen.

Zugleich mit dem Müller kam er in den Hof, rasselnd
mit Schwert und Sporen, fast sieben Schuh hoch und mit
roten Augenbrauen fingerslang. Mit seinen grauen Augen
blitzte er durch den Schloßhof, und mit seiner Löwenstimme
ließ er manches Donnerwetter erkrachen über die Knechte, die
ihm zu langsam geschienen hatten in seiner Bärenbrunst.

Da trat ihm bescheiden der Müller ins Gesicht und bat
drungelich, daß der hohe Herr ihn doch an diesem Tage möchte
zu Hause lassen mit noch einigen, um zu schwellen [illegible] Flüh-

luft gehe, und der Steigrad habe ein schwarzes Wegli, breit fast wie der Schloßweg, und schon regne es warm von den Bergen her, und Schwelle sei keine mehr, wie der gnädige Herr wisse.

Mit dem eisernen Handschuh schlug der Ritter dem Müller aufs Maul und befahl ihm, statt Steine zu führen, die Bären treiben zu helfen. Der Müller wollte einreden demütiglich; aber der Ritter, schon zu Roß, schlug ihn auf den Kopf mit der Eisenfaust, trieb ihn mit bäumendem Roß zum Thor hinaus, und voran durch den schmelzenden Schnee mußte der Müller dem Ritter. Mit altem Buchenlaub wischte der Müller sein blutend Gesicht ab, aber sein wutblutendes Herz konnte er mit keinem Laub abwischen.

Die Bärenspur war bald gefunden, sie führte gerade in die Hölle. Die Schlucht ward umgangen, die Jäger verstellten sich, die Bäuerlein fingen an zu treiben; die Hunde blieben gekoppelt. Der Ritter wagte lieber Bauren als Hunde an die gefährliche Jagd. Die Bären hielten hart, wie kein Wild gerne ein trocknes Lager verläßt, wenn der Sturm beginnt. Endlich stürzten ganz nahe vor den Treibern beide aus dem finstern Schlund und beide schnurstracks auf den Ritter zu. Der stellte sich ihnen entgegen wie eine Mauer und wehrte sich handlich mit Schwert und Spieß. Aber zwei wütende Bären sind doch mehr als ein Ritter, der, abgesessen vom Pferd, darhalten muß. Der Müller sah des Ritters Drangsal, und als biederer Schweizermann gedachte er nicht an das Vergangene, sondern nur, daß ein Mensch in Bärennot sei; er sprang dem Ritter zu Hülfe, und schnell waren die Bären gefällt.

Der Ritter saß wieder hoch zu Roß; auf Schlitten waren die Bären gelegt, die Bäuerlein zogen die Schlitten; der Müller zog mit an den Schlitten, und kein Wort des Dankes hatte

ihm der Ritter gesagt. Sie hatten ein mühselig Ziehen; der mit warmem Winde gekommene Regen hatte nicht nur den Schnee geschmolzen, sondern auch den Boden aufgeweicht, und des Müllers Kraft war nötig. Als sie diesseits Schaufelbühl hervor gegen die Hochwacht kamen, sahen sie wütend die Emme und bereits eingebrochen durch den Farbschachen niederfluten. Da ließ der Müller ungefragt seinen Schlitten fahren, stürzte durch den Wald ins Thal nieder, den nächsten Weg seiner Mühle zu. Aber schon fand er seine Mühle nicht mehr, fand oben an der Halde Weib und Kinder, aber der Säugling fehlte. Nachbarn hielten das verzweifelnde Weib, das in die Fluten sich stürzen wollte, dem ertrunkenen Kinde nach. Lautlos, mit gerungenen Händen, stund der Müller an der Halde Rand über dem wilden Wasser. Da kam auf fuchsrotem Hengst der Ritter angesprengt und drang mit Toben und harten Reden auf den Müller ein, daß er unbefugt den Schlitten verlassen. Der aber hob seine geballten Fäuste zum Ritter auf und nannte ihn Kindesmörder und des Teufels leibhaftigen Sohn. Da schmetterte des Ritters Streitaxt auf seinen Retter nieder, und rücklings mit gespaltenem Schädel stürzte dieser die Halde hinab in die wilde Flut. Da hob die Müllerin ihre Hände zum Himmel auf und verfluchte den Ritter, daß er keine Ruhe im Grabe haben solle, sondern Emme auf und ab schwellen müsse in dunkler Nacht bei drohender Wassergröße, und stürzte sich dann ihrem Mann und ihrem Kinde nach in die Wellen. Lange noch sah die betäubte Menge blutige Kreise von des Müllers gespaltenem Schädel das Wasser nieder ziehen, und neben ihnen hoch aufgestreckt die fluchende Hand der Müllerin. Aber trotzig, würdig seines trotzigen Geschlechtes, ritt der Ritter heim, und trotzig gebärdete er sich je einen Tag wie den andern. Aber eine unsichtbare Gewalt schien den mächtigen Leib zu verzehren;

er fiel alle Tage sichtbarlich zusammen, und ehe das Jahr um war und der Flühluft wieder kam von den Bergen her, ward der trotzige Freiherr von Brandis begraben zu Lützelflüh. Dort liegt er, tief in der Kirche Chor, sein Grabmal sieht man nicht. Aber wenn der Flühluft über die Berge weht, wenn der Steigrad den schwarzen Streifen zeigt, wenn heiße Dünste wettern wollen in den Bergen, so regt es sich und stöhnt in des Ritters Grabe. Er muß auf, muß fassen mit seiner knöchernen Hand die schwere Streitaxt, muß in seinem eisernen Gewande die Emme auf und ab, die roten Augenbraunen flatternd im Nachtwinde. Wo er lockere Pfähle sieht, da muß er hämmern mit seiner Streitaxt, muß neue einschlagen, wo die Not es will, der Mensch sie nicht gewahrt; muß durch sein Hämmern, das schauerlich wiederhallt an den Felsen durch die Nacht, die Anwohner warnen, zu wehren und zu wahren zu rechter Zeit der Emme Schwellen und ihr Eigentum, und muß dann stehen da, wo er den Müller erschlagen, bis er wittert Morgenluft, bis von der Mühle herauf der Hahn kräht; dann erst darf er wieder in seines Grabes Moder.

Die Familie schmerzte dieser Bann; um schwer Geld sollte ein kundig Mönchlein ihn lösen; denn der Glaube, daß mit Geld und Gewalt alles zu machen sei, hatte sie so trotzig gemacht. Der aber sprach nach langem Forschen: Dieser Fluch löst sich nicht, bis die Emme zahm wird, bis sie keine Schwellen mehr braucht, bis kein Herr einen Müller drückt, bis kein Müller sich ob fremdem Mehl vergißt.

Da erschrack die Familie, verkaufte Haus und Hof und verließ das Land; sie wollte den grauenvollen Ahnherren nicht schwellen und hämmern hören von hohem Schloß in dunkler Nacht, an den Schwellen und Wehren ihrer Leibeigenen. Aber da bleiben mußte der Alte und schwellt fort und fort, denn wann wird wohl der Fluch sich lösen?

So sprach der Bursche, der unterdessen mehr als einen Schoppen getrunken hatte, aber viel weitläufiger, als es hier zu lesen ist. Seinen Zuhörern war mancher kalte Schauer über die Haut gelaufen, aber doch gar wohlig war's ihnen ums Herz geworden, und die Schoppen, die sie bezahlten, zählten sie nicht. Wenn nur der Bursche die ganze Nacht durch erzählt hätte, die ganze Nacht durch hätten sie Schoppen bezahlt ungezählt. Aber er endigte; die Thüre ging auf, und den alten Ritter glaubten sie zu sehen, die roten Augenbraunen flatternd im Nachtwinde; da ward ihnen gar schaurig zu Mut, und weit weg von der Thüre floh jeder. Doch es war nur ein Postillon, der zu der zurückgebliebenen Post sehen wollte.

Da eilten sie zu Hause; aber manchem fröstelte es den Rücken auf, bis er heim war und den Kopf auf dem Hauptkissen hatte. Der Schlaf fehlte keinem, aber wohl allen schwamm bald das Bett in der Emme, bald kam die Bäurin auf dem Wägeli dahergefahren, bald ein ungeheurer Tannenbaum; oder er jagte Bären, fühlte des Ritters Handschuh im Gesicht oder gar dessen Streitaxt auf seinem Schädel. Alle konnten schlafen in weichem Bette, keine Schuttstatt war ihr Bett, keinem war ein teures Haupt verloren gegangen, und wem kein Engel Gottes an der Haupteten wachte, dessen selbsteigene Schuld war es.

Am folgenden Morgen zeigte die Sonne ihr Antlitz nicht am Himmel, sie verbarg es hinter dichtem Wolkenschleier; sie wollte das Elend nicht sehen, welches der gestrige Tag gebracht, nicht sehen den Jammer aller Art, der zu Tage trat in dem 13—14 Stunden langen Thale, welches die Wasserflut durchtobt hatte. Dieses Thal, durch welches die Emme fließt, bis sie in die Aare sich mündet, also das eigentliche Emmenthal, ist eines der schönsten und lieblichsten im Schoße der Schweiz,

Solothurner Blatt werde vielleicht einmal seine Nase nicht nur in andere Kantone stecken, sondern auch in den eigenen Kanton, und dort dahin, wo es not wäre, an den Biberiststutz z. B.; darum eilte sie vorbei und brünstig in die Arme ihrer älteren Schwester. Auch diese hatte durch die Zull und Rotachen einen Teil der Wasser empfangen, die über die Gipfel der Berge eingebrochen, aber auf der West- und Südwestseite niedergestürzt waren. Vereint trugen beide Trümmer weit ins Aargau, bis in den Rhein hinunter. In Aarau wurde ein Brett der Schüpbachbrücke mit folgender Inschrift aufgefangen: Jch bendicht Dälenbach brugvogd zu der Zit in Schüpach han im namen der zweien Uirteln dise brüg lasen bon 1652.

Nach einem unendlich langen Abend lagerte endlich die Nacht über der Erde sich. Wolken bedeckten den Himmel. Was dem Auge verhüllt ward, das kam mit dreifachem Grausen durch das Ohr zum Bewußtsein des Menschen. Da rissen die Wolken auseinander, und durch die Spalte sah der Mond nieder auf die Wasserwüste; seine blassen Strahlen erleuchteten Streifen des schauerlichen Bildes.

Man sah Wogen spritzen, Tannen im Wasser sich bäumen, riesigen Schlangen gleich, sah ganze Bäume ihre Äste hervorrecken aus dem flimmernden Wellenschaum; man glaubte Kraken ihre ungeheuren Arme ausbreiten zu sehen in dem ungewohnten Wasser. Bald verhüllte der Mond sich wieder, ergraut darüber, was seine Strahlen enthüllten, und das ganze Bild versank in schwarze Nacht.

Da gingen die Menschen, die einen ihren Häusern zu, andere zur Labung und, weil die angefüllte Brust noch der Rede bedürftig war, einem Schoppen nach; wenige blieben zu wehren und zu wachen in der Nähe des Flusses, der in dem Maße, als seine Wut schwand, an Heimtücke zunahm.

Wo Menschen sich fanden, da war bange Nachfrage nach den Übelthaten, die der Fluß unten und oben im Lande ausgeübt. Wie auf Windesflügeln flog die Kunde den Fluß hinauf, den Fluß hinab; man wußte nicht, woher sie kam, wußte nicht, wer sie brachte; augenblicklich war sie in aller Ohren, und jeder Mund sprach sie gläubig nach. Rötenbach, Eggiwyl, Schüpbach sollten zerstört, Eschau, Bubeneisägen weggenommen, ungezählte Menschenleben verloren gegangen sein; man nannte viele und die Weise ihres Todes. Mit der Rüegsaubrücke seien nicht weniger als fünfzig Menschen dem Tode verfallen, mit dem Lochbachsteg ebenfalls Menschen dem Fluß zur Beute geworden, so lauteten die Nachrichten; und wie die Brücken zu Burgdorf, Kirchberg, Bätterkinden gebrochen worden, wußte man ganz genau. Zu Bestätigung des Unglaublichen, was anderwärts vorgegangen sein sollte, erzählte man sich das Unglaubliche, was man mit eigenen oder befreundeten Augen gesehen haben wollte. Auf der Brücke zu Lützelflüh erzählte man sich von Kühen und ihrem Gebrüll, von einem Kinde in der Wiege, von Männern auf einer Tanne, welche alle sichtbarlich unter der Brücke durchgefahren sein sollten. Man erzählte, auf dem Klapperplatz hätte die Emme eine Bäurin samt Roß und Bernerwägeli fortgerissen, und diese Bäurin sei mit Roß und Wagen unter der Brücke durchgefahren, das Roß noch eingespannt und lebendig vor auf, die Bäurin bolzgrad, munter und fett hinten auf dem Sitz, das Leitseil in der einen Hand, aber mit der andern hätte sie mit einem roten Nastuch sich die Augen ausgewischt. Ja man erzählte, auf einem aufrecht stehenden Kirschbaum sei einer daher geschwommen gekommen; in seiner Angst hätte er immerfort gekirset, so stark er konnte; den eben voll gewordenen Kratten hätte er über die Brücke herein reichen wollen. Solches erzählte man an Ort und Stelle,

wo es geschehen sein sollte; niemand hatte es selbst gesehen, und doch wurde das Meiste geglaubt; nur das letzte Müsterlein wollte vielen doch gar zu unghürig vorkommen.

Es ist eine merkwürdige Sache, wie bei allen großen Unglücksfällen an Ort und Stelle, noch während derselben oder doch unmittelbar darauf, Dinge erzählt werden, ob denen einem die Haare zu Berge stehen, die lauter Lug sind, erzählt, geglaubt werden von Mann zu Mann, und woher sie kommen, wird nie ergründet. Es verzehrte einmal das Feuer ein ganz Städtlein. Um die Mitternachtstunde hatte der Blitz eingeschlagen, um fünf Uhr morgens erzählte man sich an Ort und Stelle folgende Dinge: Ein einzig Kind sei verbrannt, man wisse nicht wo und wie; ein Weib sei erschlagen worden von einer zu einem Fenster herausgeworfenen Kommode; ein durch viele Brandwunden scheußlich zugerichtetes Weib hätte einen Mann dringend um den Tod gebeten; der habe unbsinnt sein Sackmesser genommen und es dem Weibe in die Brust gestoßen; der Pfarrer sei ganz feurig seinem Hause entronnen, und in einem Wirtshause sei eine große Kammer ganz voll Handwerksbursche gewesen, die seien alle mit Haut und Haar verbrannt. Und von allem diesem war keine einzige Silbe wahr.

So wie dieses geschieht, wird auch selten ein bedeutend Unglück sich ereignen, dessen Ankündigung man nicht durch besondere Zeichen will vernommen haben. Als am Abend der großen Wassernot die Leute bei ihren Schoppen zusammensaßen, die Neuigkeiten alle verhandelt waren und die Nacht mit ihrem geheimnisvollen Schauer näher und näher ihrer Mitte zurückte, sagte einer, man hätte es eigentlich wissen können, daß es etwas Furchtbares geben werde. Ein Holzhändler hätte ihm erzählt, er sei in den letzten Tagen auf den Bergen hinter Rötenbach gewesen und hätte dort Kröten oder Frösche auf

Tanntschuplene angetroffen; und wenn diese Tiere in die Höhe sich flüchteten, so sei dies ein untrüglich Zeichen, daß sie nicht mehr sicher auf der Erde seien, das fühlten sie lange voraus. Das komme ihm kurios vor, sagte ein anderer, doch hätte auch er es bestimmt voraus gewußt, daß die Emme groß kommen würde, nur auf eine andere Art. Er habe nämlich letzthin um Mitternacht an der Emme Pfähle schlagen hören, auch in Rüederswyl habe man es deutlich vernommen, und das sei das gewissest Zeichen von einer nahen außerordentlichen Wassergröße. Davon hatten die meisten auch gehört, äußerten ihren Glauben an diese Vorbedeutung, aber auch ihre Neugierde, was eigentlich denn dieses Pfähleschlagen sei, und woher es rühren möge. Einer, dem man es ansah, daß sein Geldsäckeli bei weitem nicht so groß sei wie sein Durst, sagte, wenn man ihm einen Schoppen zahle, so wolle er verzählen, was das sei. Er hätte es oft von seiner Großmutter erzählen hören; die hätte aber auch mehr gewußt als andere Leute und es allemal voraussagen können, wann die Emme groß kommen würde. Des Handels wurde man bald einig, und Folgendes vernahm man: Vor vielen tausend (hundert, wollte er wahrscheinlich sagen) Jahren ist das Schloß Brandis nicht da gestanden, wo das, welches im Übergang 1798 verbrannt ist, sondern auf dem darüber liegenden Hügel ob dem Burgacker, von wo man weit hinaus sah ins Land und in viele Gräben hinein. Zur selben Zeit wohnte in dem Schlosse ein gar grausamer Zwingherr, der seine Leute ärger behandelte als das Vieh. Das ganze Jahr durch mußten seine Lehensleute oder Leibeigenen für ihn bauen, jagen, pflügen, fischen, holzen u. s. w. Er war grausam reich, und alles Land weit und breit gehörte ihm. Er saß ganze Tage auf hohem Turme und schaute über all sein Land weg, wie seine Bäuerlein arbeiteten für ihn; und wenn er eins nicht

emsig genug glaubte, so geißelte er es abends im Schloßhofe mit eigener Hand oder sprengte flugs auf seinem fuchsroten Hengst an ihns hin und schlug es, daß die Steine hätten schreien mögen. Nicht halb genug gab er ihnen dazu zu essen; sie mußten dann noch zu Hause den Weibern und Kindern wegessen, was diese mit Not und Mühe für sich gepflanzet hatten. Selten einen Tag hatte ein Mann, um für sich zu arbeiten, und doch sind sie ihm das, laut ihren alten Pergamentbriefen, nicht schuldig gewesen.

Aber wenn einer ein Wort nur redete von diesen Briefen oder daß ihm sonst etwas nicht recht sei, so warf ihn der Zwingherr ins Turmloch und ließ ihn dort unter Kröten und Schlangen verrebeln. Man soll diese Gefangenen oft bis ins Thal hinab haben schreien und lamentieren hören. So hatten die armen Leute auch einen ganzen Winter nichts für sich arbeiten können, nicht einmal holzen, geschweige dann schwellen an der Emme; und doch sei die Schwelle ganz weg gewesen, und schon im vergangenen Herbst hätte die Emme großes Unglück angerichtet und den Leuten alle ihre Erdäpfel verderbt (der nimmt, wie viele, die Erdäpfel auch als eine Naturnotwendigkeit an, die so wenig je hätten fehlen können als die Sonne). Das sei gerade obenher gewesen, wo jetzt die Farb und Bleiche sei.

Da hätte der Müller eines Abends gemerkt, daß der Flühluft (Föhn) komme über die Berge vom warmen Italien her, und daß der Steigrad von oben bis unten sein schwarz Wegli bekommen hätte, das sicherste Vorzeichen hilben Wetters. Marei, habe er seiner Frau gesagt, morgen soll ich für den Herrn Steine führen von Oberburg, aber das darf ich nicht. Schon schmilzt der Schnee, grausam viel liegt in den Flühnen; wenn nicht geschwellt wird, so nimmt die Emme mir Haus und Mühle weg. Ich will aufs Schloß und es dem Herrn sagen; so viel

Verstand wird er doch haben, daß er das begreift; ist die Mühle doch so viel sein als mein. Ulli, habe seine Frau gesagt, dahin gehe mir bei Leib und Sterben nicht; es ist besser, die Emme nehme dir die Mühle weg, als der Herr schlage dir den Gring ein. Mühlene gibt es noch viele, aber Kopf bekömmst du keinen andern mehr.

So disputierten sie die halbe Nacht miteinander, aber der Müller gab der Frau nicht nach. Am Morgen zeitlich machte er sich auf und betete noch in der Kirche zu Lützelflüh zwei Vaterunser; denn zur selben Zeit beteten nicht nur die Müller noch, sondern sogar die Wirte. Der Müller war ein mächtiger Mann mit Achseln wie Tennsthore, aber doch wurden ihm die Beine schwer, als er den Schloßberg aufging. Im Hofe bellten die Hunde, Pferde wieherten; die Knechte waren gerüstet mit Spieß und Schwert, und ein Bäuerlein stund unter ihnen. Der hatte Bericht gebracht, daß er zwei Bären gesehen hätte in der Nacht beim Mondenschein, draußen auf der Egg, wo jetzt Neuegg, nicht weit von der Hölle, liegt. Der Herr war aufgefahren aus dem Bette, hatte Jagd befohlen, befohlen, so viel Bäuerlein zusammen zu treiben, als in der Eile möglich wäre; denn er lechzte nach Bärenstreit und Bärenfleisch, und an Baurenfleisch war ihm nicht viel gelegen.

Zugleich mit dem Müller kam er in den Hof, rasselnd mit Schwert und Sporen, fast sieben Schuh hoch und mit roten Augenbrauen fingerslang. Mit seinen grauen Augen blitzte er durch den Schloßhof, und mit seiner Löwenstimme ließ er manches Donnerwetter erkrachen über die Knechte, die ihm zu langsam geschienen hatten in seiner Bärenbrunst.

Da trat ihm bescheiden der Müller ins Gesicht und bat drungelich, daß der hohe Herr ihn doch an diesem Tage möchte zu Hause lassen mit noch einigen, um zu schwellen; der Flüh=

luft gehe, und der Steigrad habe ein schwarzes Wegli, breit fast wie der Schloßweg, und schon regne es warm von den Bergen her, und Schwelle sei keine mehr, wie der gnädige Herr wisse.

Mit dem eisernen Handschuh schlug der Ritter dem Müller aufs Maul und befahl ihm, statt Steine zu führen, die Bären treiben zu helfen. Der Müller wollte einreden demütiglich; aber der Ritter, schon zu Roß, schlug ihn auf den Kopf mit der Eisenfaust, trieb ihn mit bäumendem Roß zum Thor hinaus, und voran durch den schmelzenden Schnee mußte der Müller dem Ritter. Mit altem Buchenlaub wischte der Müller sein blutend Gesicht ab, aber sein wutblutendes Herz konnte er mit keinem Laub abwischen.

Die Bärenspur war bald gefunden, sie führte gerade in die Hölle. Die Schlucht ward umgangen, die Jäger verstellten sich, die Bäuerlein fingen an zu treiben; die Hunde blieben gekoppelt. Der Ritter wagte lieber Bauren als Hunde an die gefährliche Jagd. Die Bären hielten hart, wie kein Wild gerne ein trocknes Lager verläßt, wenn der Sturm beginnt. Endlich stürzten ganz nahe vor den Treibern beide aus dem finstern Schlund und beide schnurstracks auf den Ritter zu. Der stellte sich ihnen entgegen wie eine Mauer und wehrte sich handlich mit Schwert und Spieß. Aber zwei wütende Bären sind doch mehr als ein Ritter, der, abgesessen vom Pferd, darhalten muß. Der Müller sah des Ritters Drangsal, und als biederer Schweizermann gedachte er nicht an das Vergangene, sondern nur, daß ein Mensch in Bärennot sei; er sprang dem Ritter zu Hülfe, und schnell waren die Bären gefällt.

Der Ritter saß wieder hoch zu Roß; auf Schlitten waren die Bären gelegt, die Bäuerlein zogen die Schlitten; der Müller zog mit an den Schlitten, und kein Wort des Dankes hatte

ihm der Ritter gesagt. Sie hatten ein mühselig Ziehen; der mit warmem Winde gekommene Regen hatte nicht nur den Schnee geschmolzen, sondern auch den Boden aufgeweicht, und des Müllers Kraft war nötig. Als sie diesseits Schaufelbühl hervor gegen die Hochwacht kamen, sahen sie wütend die Emme und bereits eingebrochen durch den Farbschachen niederfluten. Da ließ der Müller ungefragt seinen Schlitten fahren, stürzte durch den Wald ins Thal nieder, den nächsten Weg seiner Mühle zu. Aber schon fand er seine Mühle nicht mehr, fand oben an der Halde Weib und Kinder, aber der Säugling fehlte. Nachbarn hielten das verzweifelnde Weib, das in die Fluten sich stürzen wollte, dem ertrunkenen Kinde nach. Lautlos, mit gerungenen Händen, stund der Müller an der Halde Rand über dem wilden Wasser. Da kam auf fuchsrotem Hengst der Ritter angesprengt und drang mit Toben und harten Reden auf den Müller ein, daß er unbefugt den Schlitten verlassen. Der aber hob seine geballten Fäuste zum Ritter auf und nannte ihn Kindesmörder und des Teufels leibhaftigen Sohn. Da schmetterte des Ritters Streitaxt auf seinen Retter nieder, und rücklings mit gespaltenem Schädel stürzte dieser die Halde hinab in die wilde Flut. Da hob die Müllerin ihre Hände zum Himmel auf und verfluchte den Ritter, daß er keine Ruhe im Grabe haben solle, sondern Emme auf und ab schwellen müsse in dunkler Nacht bei drohender Wassergröße, und stürzte sich dann ihrem Mann und ihrem Kinde nach in die Wellen. Lange noch sah die betäubte Menge blutige Kreise von des Müllers gespaltenem Schädel das Wasser nieder ziehen, und neben ihnen hoch aufgestreckt die fluchende Hand der Müllerin. Aber trotzig, würdig seines trotzigen Geschlechtes, ritt der Ritter heim, und trotzig gebärdete er sich je einen Tag wie den andern. Aber eine unsichtbare Gewalt schien den mächtigen Leib zu verzehren;

er fiel alle Tage sichtbarlich zusammen, und ehe das Jahr um war und der Flühluft wieder kam von den Bergen her, ward der trotzige Freiherr von Brandis begraben zu Lützelflüh. Dort liegt er, tief in der Kirche Chor, sein Grabmal sieht man nicht. Aber wenn der Flühluft über die Berge weht, wenn der Steigrad den schwarzen Streifen zeigt, wenn heiße Dünste wettern wollen in den Bergen, so regt es sich und stöhnt in des Ritters Grabe. Er muß auf, muß fassen mit seiner knöchernen Hand die schwere Streitaxt, muß in seinem eisernen Gewande die Emme auf und ab, die roten Augenbraunen flatternd im Nachtwinde. Wo er lockere Pfähle sieht, da muß er hämmern mit seiner Streitaxt, muß neue einschlagen, wo die Not es will, der Mensch sie nicht gewahrt; muß durch sein Hämmern, das schauerlich wiederhallt an den Felsen durch die Nacht, die Anwohner warnen, zu wehren und zu wahren zu rechter Zeit der Emme Schwellen und ihr Eigentum, und muß dann stehen da, wo er den Müller erschlagen, bis er wittert Morgenluft, bis von der Mühle herauf der Hahn kräht; dann erst darf er wieder in seines Grabes Moder.

Die Familie schmerzte dieser Bann; um schwer Geld sollte ein kundig Mönchlein ihn lösen; denn der Glaube, daß mit Geld und Gewalt alles zu machen sei, hatte sie so trotzig gemacht. Der aber sprach nach langem Forschen: Dieser Fluch löst sich nicht, bis die Emme zahm wird, bis sie keine Schwellen mehr braucht, bis kein Herr einen Müller drückt, bis kein Müller sich ob fremdem Mehl vergißt.

Da erschrack die Familie, verkaufte Haus und Hof und verließ das Land; sie wollte den grauenvollen Ahnherren nicht schwellen und hämmern hören von hohem Schloß in dunkler Nacht, an den Schwellen und Wehren ihrer Leibeigenen. Aber da bleiben mußte der Alte und schwellt fort und fort, denn wann wird wohl der Fluch sich lösen?

So sprach der Bursche, der unterdessen mehr als einen Schoppen getrunken hatte, aber viel weitläufiger, als es hier zu lesen ist. Seinen Zuhörern war mancher kalte Schauer über die Haut gelaufen, aber doch gar wohlig war's ihnen ums Herz geworden, und die Schoppen, die sie bezahlten, zählten sie nicht. Wenn nur der Bursche die ganze Nacht durch erzählt hätte, die ganze Nacht durch hätten sie Schoppen bezahlt ungezählt. Aber er endigte; die Thüre ging auf, und den alten Ritter glaubten sie zu sehen, die roten Augenbraunen flatternd im Nachtwinde; da ward ihnen gar schaurig zu Mut, und weit weg von der Thüre floh jeder. Doch es war nur ein Postillon, der zu der zurückgebliebenen Post sehen wollte.

Da eilten sie zu Hause; aber manchem fröstelte es den Rücken auf, bis er heim war und den Kopf auf dem Hauptkissen hatte. Der Schlaf fehlte keinem, aber wohl allen schwamm bald das Bett in der Emme, bald kam die Bäurin auf dem Wägeli dahergefahren, bald ein ungeheurer Tannenbaum; oder er jagte Bären, fühlte des Ritters Handschuh im Gesicht oder gar dessen Streitaxt auf seinem Schädel. Alle konnten schlafen in weichem Bette, keine Schuttstatt war ihr Bett, keinem war ein teures Haupt verloren gegangen, und wem kein Engel Gottes an der Haupteten wachte, dessen selbsteigene Schuld war es.

Am folgenden Morgen zeigte die Sonne ihr Antlitz nicht am Himmel, sie verbarg es hinter dichtem Wolkenschleier; sie wollte das Elend nicht sehen, welches der gestrige Tag gebracht, nicht sehen den Jammer aller Art, der zu Tage trat in dem 13—14 Stunden langen Thale, welches die Wasserflut durchtobt hatte. Dieses Thal, durch welches die Emme fließt, bis sie in die Aare sich mündet, also das eigentliche Emmenthal, ist eines der schönsten und lieblichsten im Schoße der Schweiz,

und gar manches Kleinod des Landes erhebt sich auf den mäßigen Emmenhügeln und luegt freundlich übers Land oder steht keck auf der Emme abgewonnenem Schachen oder Moosgrunde und erntet in reicher Fülle da, wo ehedem die Emme Steine gesäet und Steine gewässert. Wer kennt nicht die üppige Wasservogtei im Solothurnergebiet mit ihren schönen Matten, dem fruchtbaren Ackerland, den herrlichen Bächen, den schönen Kirchtürmen, stattlich und stolz über den finstern Strohdächern, der Dörfer kotigem Wesen, dem lustigen aufgeräumten Völkchen, das vor lauter Aufgeräumtheit nicht immer alles sieht, was noch aufzuräumen wäre? An der Emme liegt Landshut, erniedrigt vom hohen Altisberg, wo es ehedem stund, auf niedern Felsen ins ebene Land, dem Rittertum eine fünfhundertjährige Vorbedeutung. Auf dem jenseitigen Ufer erheben zwei Türme sich aus der Bätterkinder reichem Dorfe. Der eine weiset nach dem Wirtshause mitten im Dorfe, wo bei beschränkter Aussicht es laut hergeht unter den vielen Leuten; der andere nach dem einsamen Kirchlein auf dem einsamen Hügel, wo endlich des Dorfes Bewohner lautlos schlafen um das Kirchlein herum, um sie eine der schönsten Ebenen der Schweiz. Begränzt von niedern Bergen, hinter ihnen die hehren weißen Häupter, über allem weit und tief der unergründliche Himmel.

An die Emme stößt der Utzenstörfer großes Gebiet und ihr in weitem Gefilde liegendes, unendliches Dorf, in welchem der Fremdling alles findet, was er sucht (doch selten den rechten Weg), nicht nur Heu und Stroh, Eier und Tauben, sondern auch Gutes und Böses, den Sinn das Herz zu schmücken und die Sucht nach eitlem Narrenwerk.

Auch Fraubrunnen läßt sein Moos bis an die Emme gehen, und die Emme hörte deutlich der Gügler Fluchtgeschrei, aber auch das unglückliche Treffen anno 1798, wo die in Schuß-

weite unbedeckt vor einem Walde hirnlos aufgestellten Schweizer sich tapfer wehrten gegen die übermächtigen Franzosen, doch umsonst. Dort rannte ein hochgewachsenes Mädchen heldenmütig drei Franzosen an und fand, Pardon verschmähend, den Tod. Dort lief aber auch ein arm Mannli über Hals und Kopf davon, und, auf dem Moose über einen Maulwurfhügel stolpernd, rief es fallend aus: Ach, meine armen Kinder! Es glaubte in seiner Herzensangst von einer Kugel zum Tode getroffen niedergeworfen zu sein.]

Über die Emme hin [auf Fraubrunnen nieder sieht das wohlbekannte Kirchberg, dessen Kirchturm schön und schlank weit umher gesehen wird in der reichen Gemeinde, ein Finger Gottes, aufgehoben den reichen Magnaten zur Erinnerung, von wem der Segen komme in Feld und Haus.

Wo Burgdorf liegt, oberhalb Kirchberg, weiß jedes Kind im Lande. Der Demant des Thales, erhebt es sich auf seinen Hügeln; das alte, von Bern hartbedrängte, bezwungene, das neue, Bern hartbedrängende, ihm übermächtig gewordene Burgdorf, Schloß und Kirche einander gegenüber, verbunden durch die dazwischen liegende Stadt, beide die Hüter der Stadt; das Schloß mahnend an einen freien, die Kirche aufrufend zu einem frommen Sinn. Der fromme Sinn hat das Bürgertum erhoben zu einem freien Sinn, der das Schloß, hoher Grafen hoher Sitz, in seine Hand gebracht. Freiheit und Frömmigkeit sind zwei Schwestern, die Wunder thun vereint; aber, flieht die Frömmigkeit, besteht die Freiheit nicht, die holde Maid verwandelt sich in ein zottig grauenvoll Ungetüm. Ein Unfrommer ist ein Knecht, darum haßt er die Freiheit anderer: in die Fesseln, in denen er liegt, will er die andern schlingen. Möglich, daß er seine Sklaverei Freiheit heißt, daß er seinem Stroh Heu sagt, Schlitten seinem Schleiftrog. — Und was sollte die

Burgdorfer hindern, fromm zu sein? Hat nicht der Herr sie mit einem Garten umgürtet wie ein Eden, und in diesem Garten Menschenwerke aufrichten lassen, die Zeugnis reden, daß der Mensch nicht bloß aus Staub gebildet, für den Staub geboren, sondern zu einem höhern Leben bestimmt sei? Hat er sie nicht umgürtet mit einem freien Lande, und was hilft dem Menschen frei sein, wenn er aus Staub für den Staub geboren ist? Was hilft frei werden dem Hund, dem das Fressen des Lebens Höchstes ist, und das Fressen aus des Herrn Hand das Komodste? Was hilft frei werden ihm, der als Hund geboren ist, als Hund leben soll, als Hund sterben wird? Freiheit ist der Hunde Elend, ein Herr ihnen Notwendigkeit.

Wenn doch die Menschen alle die Augen aufthäten und in den Garten Gottes schauten, statt nur in Bücher, besonders in weltsche; es würde mancher mehr sehen, als er sieht.

Während in einem schönen, zierlich ausgerundeten Emmenbecken mild und freundlich Oberburg und Hasle liegen, Oberburg mit seiner altertümlichen Kirche auf Felsengrund, Hasle mit seiner leichtgebauten, auf nicht viel ertragendem Moosboden, strecken Heimiswyl und Rüegsau aus tiefen Gräben hervor, Heimiswyl seinen Turm, Rüegsau sein Türmchen, schicken ihre Bäche der Emme zu, und bewachen auf hohen Bergen von mächtigen Höfen weg aus den hier beginnenden glitzernden Emmenthalerhäusern, den appetitlichsten Bauernhäusern der Schweiz, vielleicht der ganzen Welt, der Emme Grillen. Mit sonnigen Augen, den Fuß spülend in der Emme Wellen, sieht Lützelflüh hinauf an die mächtigen Berge, woher die Emme kömmt, sieht nieder an den blauen Berg, wohin sie fließt, sieht frei und froh über gesegnetes Land weg hinüber nach dem schwesterlichen Rüederswyl, wo ein dunkler Berg frühe Schatten wirft, aber die Menschen nicht verfinstert, nur einen Vorhang zu ziehen sucht vor den Nesselgraben.

Nachdem der Nahnflüher goldenes Gelände die Emme in halbem Bogen umspannt, streckt der Klapperplatz an derselben lang sich hin, repräsentiert durch das Zollhaus, und jenseits liegt lustig auf sicherem Boden und sicher vor der Abendsonne Brand das alte Lauperswyl, mit prächtigen Kirchenfenstern weithin funkelnd.

Durch den fruchtbaren Langnauerboden, wo gwirbige Leute wohnen, hervor stürzt sich bei Emmenmatt die wilde Ilfis in die Emme, die dann, bei Schüpbach noch freundliche Blicke in die schönen Signauermatten sendend, ins enge Eggiwylerthal hinauf sich beugt. Zwischen tannichten Hügeln oder Bergen strömend, bewässert sie manchen schönen Hof an der Berge Fuß; und wie gut vieles Land am Fuße der Berge ist, ahnet man nicht im unteren Lande, wissen es doch manchmal selbst die Besitzer nicht.

Heimelig steht im Winkel, wo der Rötenbach in die Emme sich mündet, Eggiwyl mit seinem kleinen Kirchlein am Thalrande. Ein schmal, aber liebliches Thälchen hat der Rötenbach sich ausgegraben, und von allen Bergen mußte jeder Regenguß die beste Erde schwemmen in dasselbe, während fetter Mergel an vielen Stellen in der Tiefe liegt. Schöne Heimwesen, Sägen, Mühlen liegen in dem schönen Grunde, doch nach Rötenbach zu auch ärmliche Häuschen, deren Bewohner aber dort an der Sonne behaglicher leben, als viele Palastbewohner Schattseite. Das Thälchen schien so friedlich, daß weder Menschen noch Natur hier den Frieden stören, daß man Unfriede und Aufruhr hier nur träumen zu können schien.

Dieses schöne Thal, das zu unterst in ein Becken sich mündet, worin vor grauen Jahren die Aare und die Emme ihre Gewässer, nach raschem Laufe vom Gebirge her, an der Sonne rasten ließen, das nach oben immer enger wird, in

ungezählte Seitenthäler hineinsieht und in Klüften und Felsenspalten hoch an den Bergen ausläuft, war's, welches so traurigen Anblick darbot. Oben im Thale bebte der Mensch vor den Thaten der Wasser, der verwüstenden Gewalt der Natur; aber das Thal hinab trat aus der Menschheit heraus noch erschütternderes Elend zu Tage. Doch unmöglich ist's, das graue, grasse Bild jenes Montagmorgens auf irgend eine Weise lebendig andern Menschen vor die Augen zu zaubern, unmöglich, das lang gewundene Thal und die darin wimmelnden Menschen darzustellen in wahren Treuen. Der Anblick eines Schlachtfeldes, einer zerschossenen Stadt oder Festung, ist furchtbar und mannigfach, aber es sind alles Zerstörungen von Menschenhänden. In allem diesem liegt nur etwas Kleinliches, Unzusammenhängendes, Zufälliges; aber wo ein Element tobte, von oben angeregt, da ist in der Zerstörung eine großartige Einförmigkeit, ein Ungeheures, welches auszudrücken alle Buchstaben zu klein sind. Wer einen Schauplatz gesehen, wo die Elemente ungezähmt wüteten, wird ihn nie vergessen, aber auch nie darstellen können.

Es möchte jemand wähnen, gegen der großen Donau ungeheuren Ausbruch verschwinde der kleinen Emme kurzer Zornanfall. Er täuscht sich. Der Donau Anschwellen war Folge eines fatalen Stockens des Eises; der Emme Größe erzeugte ein schreckliches Gewitter, das mit Wasser und Feuer die Thäler erfüllte, die Festen der Erde erschütterte. Der Donau Fluten waren unendlich größer, aber wilder war der Emme Strom. Menschen verschlang die Donau mehr als die Emme; aber fester als die Pester ihre Häuser hat Gott seine Berge gebaut, die Zuflucht der Thalbewohner. Viel mehr Häuser begruben in Ungarn die Wellen, unendlich mehr Eigentum ging verloren als bei uns; aber Ungarn ist ein weites Land und

doch nur ein Teil des noch weitern Östreich; da geht in der Masse der Einzelne verloren, und ein großes Unglück wird klein in so weitem Lande. In einem kleinen Lande aber hat jede zerstörte Hütte Bedeutung, und die Gesamtheit sieht nicht nur den Schaden jedes Einzelnen, sondern fühlt auch dessen Schaden. O es ist gar heimelig in kleinem Lande, wo das Weh des einen Teiles das ganze Ländchen durchzittert! Im weiten Östreich legen einige Landes-, einige Handelsfürsten Hunderttausende in Konventionsmünze zusammen; im kleinen Ländchen steuert der Bruder dem Bruder sein Scherflein, wie er es eben hat, in verdächtigem Luzernergeld oder in schlechten Neuenburger Batzen, und die schlechten Batzen heilen den Schaden besser, als die Hunderttausende in Konventionsmünze. Und wenn ein armes Bäuerlein mehr geben würde, als der Schultheiß oder der Landammann, was ja leicht möglich sein könnte, so wäre kein Metternich da, der das Bäuerlein des Hochmuts bezüchtigen, sondern vielleicht ein ehrlicher Schweizer, der dem Landammann oder Schultheiß Kargheit vorwerfen würde; denn man gibt hier eben nicht deswegen viel, um der Größte zu sein, sondern um dem Bruder am besten zu helfen.

Die alten treuen Hüter des Thales, die schützenden Berge, sahen traurig und düster in die Verwüstung nieder. Sie waren fest gestanden, die alten Berge, in der Wut der Wasser, aber furchtbar waren ihre Seiten zerrissen, sichtbar Stunden weit waren ihre tiefen Wunden. Sie werden vernarben diese Wunden, aber die Narben werden den Nachkommen noch lange reden von der Not am dreizehnten August 1837, wenn im Thale auch jede Spur derselben längst verschwunden ist. Freilich viel grausiger als die Berge sah am ersten Tage das Thal aus. Was in demselben abgelagert, was weggenommen worden, hatte es in eine lange Schutt- und Sandbank umgeschaffen, auf welcher

Bäume zu tausenden herum und über einander lagen. Bald hatte der Strom das Thal mit Geröll und Steinen übergossen, bald Schlamm und Sand aufgehäuft bis hoch an die Bäume, an die Häuser hinauf, bald aber Land und Straßen verschlungen, einen tiefen breiten Abgrund gerissen in den schönen Boden.

Auf diesem Felde der Verwüstung schwankten zerstreut menschliche Wohnungen, untergraben hier oder dort, bald eine Seite, bald den Hinter- oder Vorderteil hinaushängend in den Bergstrom, umlagert von Holz, Schlamm oder Steinen. Eingeschlagen waren die Fenster, und aus ihren leeren Fensterlöchern sahen sie einen an wie erblindete Menschen aus leeren Augenhöhlen; und aus solchen Fensterlöchern ragten ungeheure Tannen heraus, wie vor Zeit nach wilder Schlacht Speere aus Menschenaugen. Die reinliche Nettigkeit der Stuben war verschwunden, grauer Schlamm füllte sie an, klebte rings an den Wänden; aufgespült war der Boden, hie und da guckte ein Hausgeräte, ein Bettstück aus der übelriechenden Masse, und verschüchterte Hühner stunden neugierig auf der Schwelle, drehten den Kopf bald links bald rechts, und konnten gar nicht fassen, wo die Tischdrucke hingekommen und die Menschen, die sonst rings sie umsaßen. Hie und da sah man ein Haus, das Front gemacht hatte gegen den Strom, fast unversehrt stehen und glänzen mit wohlerhaltenen Fenstern. Eine Baumgruppe vor dem Hause hatte es gerettet, den Strom gebrochen, den Sturm der Tanne gewehrt. Die treuen Bäume sahen traurig und zerschlagen aus, denn gar mannlich hatten sie festgehalten und gestritten für die treue Hand, welche sie besorgt und gepflegt hatte in gesunden und kranken Tagen. Wie ein Held im Sturme des wildesten Kampfes mächtig und ungebeugt, wenn ringsum die Schwächern fallen, hielt oberhalb der Luchsmatt ein gewaltiger und schlanker Saarbaum einsam den tosenden Wogen-

schwall, ganzer Wälder Andrang festen Fußes aus, und zeigte am folgenden Tage, wie hoch im Thale Tags zuvor die Wellen schlugen, und wird es noch den Enkeln erzählen, wenn er von seinen Wunden heil wird.

Keine Mühle klapperte mehr im Thale, keiner Säge Pochen hallte an den Bergen wieder, auf keinem Baume zwitscherte ein lustig Vögelein, die Stille des Grabes lag schauerlich über dem verödeten Gelände. Nur hie und da, bei dämmerndem Morgen, spazierte eine Krähe über die Trümmer, wühlte eine Elster im Kote; aber die Krähe krähte nicht, selbst die Elster schwieg wie vom Graus ergriffen.

Da erschienen nach und nach Gestalten der flüchtig Gewordenen zwischen den Trümmern. Lange, lange war den Armen die kurze Sommernacht geworden. Das Erlebte, das Verlorne, die Zukunft wälzten sich schwer über ihre Gemüter, unterbrachen alle Augenblicke den Schlummer, oder ängstigten ihn mit furchtbaren Traumgebilden. Aber mancher konnte, wollte nicht schlafen, wenn schon die freundlichen Bewohner der Berge ihr weichstes Bett ihm anboten. In der Angst der plötzlichen Flucht, wo keine Abrede möglich war, jedes von dem Orte aus, wo es in selbem Augenblicke stund, fliehen mußte, waren die Familien auseinander gekommen. Der gleichen Bergseite waren die Bewohner eines Hauses zugelaufen, aber nicht am gleichen Punkte sie erreichend, waren sie bald durch weite Gräben getrennt und wußten nichts mehr von einander. Der Mann wußte nicht, war seine Frau im nassen Grabe oder ihm zur Rechten oder zur Linken, die Mutter vermißte ihre Tochter, der kühnere Sohn war vielleicht auf einem Baum geblieben, und hatte erst, nachdem er den ganzen Graus gesehen, eine Zufluchtsstätte gesucht. Es waren am Sonntage viele ihrem Strich oder ihren Geschäften nachgegangen. Diese wußten nicht,

wie es ihren Leuten gegangen, ihre Leute bangten, die Wasser möchten auf dem Wege die Wanderer übereilt haben; sie fanden sich an diesem Abend nicht wieder zusammen. Da nun war Jammer und Wehklage, und ferne blieb der tröstende Schlaf. Man kann sich denken, wie mit dem ersten Morgenschein die Unglücklichen sich aufmachten und nicht warteten bis das z'Morgenesse z'weg war, so dringlich ihre freundlichen Wirtsleute sie baten, nur einen Augenblick noch darauf zu warten, weil sie drunten doch nichts erhalten würden.

Wie sie geflohen waren am Abend, jedes nach seiner Kraft, so eilten sie jetzt am Morgen dem Thale wieder zu, jedes so schnell es mochte; und wo jedem zuerst der Anblick in die Tiefe ward, da wurzelte ein sein Fuß, die Hände rang er über dem Kopf zusammen, und ein namenloses Weh erfaßte ihn; dann riß er sich los, stürzte ins Thal, zu sehen, was ihm genommen worden, was geblieben sei.

Wie die Alten ihre zitternden Glieder anstrengten, wie der Stock zitterte in ihren schwachen Händen, den Rüstigen nachzukommen, wie dann der Husten sie überfiel, Herzklopfen sie stille stellte, wie ihre Seele vorwärts strebte, aus den Augen hervorzubrechen schien, den Voraneilenden nach, und wie der träge schlaffe Leib die Seele bannte, das war ein herzbrechend Luegen.

Aber noch hinter diesen Alten, die vorwärts strebten und nicht vorwärts kamen, nicht einmal Atem fanden zu gegenseitigem Jammer, wankte eine jugendliche Gestalt, ohne Stock, aber mit gebrochener Kraft; auch sie hatte keinen Atem zum Gehen, keinen zu Worten, nur zum Weinen, und um auch den zu finden, mußte sie alle Augenblicke niedersitzen an des Weges Rand. Wie naß der Boden sei, merkte sie nicht. Es war ein Bäbi, das einen Hans gar zu lieb hatte, dem nun die Angst

das Herz
würde,
Leibe.

Als
Grase, d
hockisch
konnte il
über ersc
Pläre tr
dir z'we
lassen, s
auf einm
leicht, de
und sagt
mänge=n=
het mr s
sagte Ha
de yche
macht's j
isch afe
Hand, z
nicht an,

Ver
Habe. T
dessen B
untergral
oder zur
Fenster l
neuen F
Der Anl
der Mar

da bist!" — Es war die Stimme des Vermißten. Und siehe, aus dem Herzen war schon der halbe Jammer gewichen, und ein Plätzchen war frei geworden für den Trost, daß es doch vielleicht nicht so gräßlich kommen werde, als man es sich gedacht, daß Gott wohl noch alles zum besten leiten werde, da er ja bereits so Teures wiedergegeben, das man verloren geglaubt. Andere stunden da, lautlos, zerschlagen, nur eines Gedankens voll. Gestern waren sie gesessen in diesem Hause, es war ganz gewesen, sie hatten Hausgerät gehabt, Vorräte, fruchtbringendes Land, muntere Kinder; sie waren da gesessen, waren aber nicht zufrieden gewesen, hatten gemurrt und geklagt über mancherlei, hatten geglaubt, der liebe Gott hätte Allen gegeben, nur ihnen genommen, hatten das gering geschätzt, was sie empfangen, über das sich gehärmt, was sie nicht hatten; so hatten sie geredet gesunden Leibes, der zu essen und werchen sattsam hatte. Mitten in diesem Grollen hatten die Wasser sie aufgejagt und in die Flucht — und jetzt, wie fanden sie ihr Besitztum wieder, als sie wieder kamen? Da gedachten sie der am gestrigen Tage geführten Reden. Ach! in den Boden hinein hätten sie sinken mögen über derselben Vermessenheit; ach, wie gerne wären sie jetzt zufrieden gewesen mit ihrem gestrigen Zustande, wie gerne wollten sie jetzt Gott danken für seine Güte, wenn es noch wäre wie gestern! Aber er war dahiu, dieser Zustand, den sie mit so undankbarem Herzen genossen hatten, und Gott hatte ihnen einen andern gegeben, um an demselben sie Dankbarkeit zu lehren, denn wer im Glücke sie nicht lernt, den unterrichtet Gott durch Unglück. Der verlorene Sohn war bei seinem Vater auch nicht zufrieden, erst als er mit den Schweinen ihre Treber teilte, wußte er, wie gut er es vorher bei seinem Vater gehabt. Tausenden von Menschen, denen der Geier der Unzufriedenheit, der Ungenügsamkeit am Herzen frißt,

deren Mund beständig von Klagen überströmt, möchte ich dieses Beispiel vor Augen aufrichten und daran schreiben: Wer die Gegenwart unzufrieden verachtet, dem kommen selten Tage des Friedens, jeder kommende Tag macht den vergangenen gut, nimmt einen Teil des Glückes, das man nicht geschätzt, bringt eine neue Last, an die man nicht gedacht, und wo das Leben eitel Jammer war, da ist das Ende der größte. Und an die Rückseite möchte ich schreiben: Aus dem Herzen kömmt nicht nur alles Böse, sondern auch alles Elend, für welches der Mensch keinen Trost bei Gott sucht, oder keinen bei ihm findet. Am traurigsten aber gestaltete das Unglück sich, wo Unfriede unter der Familie war; hier gab man sich auch in der Not nicht freundliche Blicke. Gern hätte das eine das andere schuld gegeben an dem ganzen Ereignis, nun ärgerte man sich wenigstens durch gegenseitige Vorwürfe, daß nicht mehr gerettet worden; und neben dem Gram nistete sich der Groll noch tiefer in die Herzen hinein.

Wo aber Friede war in den Gemütern, Friede mit Gott und Friede unter einander, da fand sich auch der Mut wieder und das Vertrauen, vielleicht noch am gleichen Tage, und der Sinn breitete sich in ihren Herzen aus, der zu dem Beten führt: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Aber man kann sich nicht vorstellen, wie schwer ein armes Weib hat, zu diesem Sinn zu kommen, ein armes Weib, das mit sechs Kindern z'Hus war und jetzt mit blutendem Jammer das Stücklein Erdäpfel sucht, welches es im Frühjahr mit so saurem Schweiß bepflanzt hatte, das Stücklein, welches ihm alles in allem war, seine Kuh, seine Schweine, seine Metzg, sein Kornfeld, sein Kabisblätz, sein ganzer Wintertrost. In einem Stübchen wohnt es mit seinen Kindern, um den Hauszins dient oder taunet der Mann und

vielleicht dunkel ahnen, wie ihr wäre, wenn Rosen, Gold und Seide schwänden, aber das zweite vermag sie nicht zu fühlen. Sie meint vielleicht, wenn sie nichts mehr hätte als ein Bett, ein Rad und sechs Kabislöcher, so wäre ihr dieser Verlust gleichgültig und würde mit dem andern gehen. Sie irrt, die junge Frau, das kann sie nicht fassen, wie lieb man am Ende das gewinnt, was man einzig noch besitzt — wohl ihr, wenn sie es nie erfassen muß!

So stund Gruppe um Gruppe im wüsten Thale, ratlos, mutlos Alle die ersten Stunden. So ungeheuer schien die Verwüstung, so maßlos der Schaden, daß niemand zur Arbeit Mut faßte, weil niemand durch Arbeit dem Gräuel zu Boden zu kommen hoffte, kein Ende, keinen Nutzen der Arbeit sah. Es waren furchtbare Stunden, und die Sonne schien nicht ins Thal; darum sah es noch grauenvoller in demselben aus, darum waren noch mutloser die Menschen, denn Unendliches vermag die Sonne über die Erde und über die Gemüter, und die, welche am meisten an der Sonne sind, kennen den letzten Teil ihrer Macht am wenigsten.

Von Eggiwyl das Thal nieder sah es ebenfalls traurig und verschlammt aus. Häuser waren beschädigt, Pflanzungen verdorben und mühsam errungenes Vermögen, die Frucht vieljähriger Arbeit, hart mitgenommen in der Holzmatt. Seltener sah man hier das Land mit Steinen überführt, sah Steine meist nur da, wo kein Holz, Unterholz und stämmiges, auf und hinter den Schwellen stund, an welchem der Stoß der Emme sich brach. Wo sie ungehindert floß, in Zug kommen konnte, da riß sie Steine hinein; wo aber Holz die Strömung hemmte, schwebte sie nur und ließ bloß Sand fallen und Schlamm. Lebholz an der Emme und besonders auf den Wehren, wo dessen Wurzeln die stärksten Bänder werden, ist der beste Schutz;

wo kein Holz ist, da taugen auch die sonst so nützlichen Tentsche wenig, denn in die Länge vermöchten sie den ungebrochenen Anprall nicht auszuhalten.

Da oben waren freilich keine Tentsche, wie unten im Lande, da oben lebte man vertraulicher mit der Emme, oder traute mehr auf Gott, ich weiß nicht welches von beiden. Aber die Emme mißbrauchte furchtbar das leichtsinnige Vertrauen, und Gott zeigte, daß man auf ihn nicht trauen dürfe, wo der Mensch sich selbsten helfen kann. Nun werden die Menschen wohl klug werden und Tentsche bauen; in frechem Mutwillen hat ihnen die Emme selbst das Material dazu freigebig geliefert.

Auch hier sah man Gruppen jammern und Verlornes suchen, sah sie die Stellen suchen, wo ihr Korn gestanden, und wo aus dem Schlamme hie und da eine Ähre trübselig mit versandeten Augen aufblickte, sah sie an Zäunen und an Bäumen weggeschwemmtes Korn suchen, sah sie dort zusammenlesen Flachs und Hanf, die auf der Spreite weggespült worden.

Flachs und Hanf, so mühselig gepflanzt, so sehnsüchtig erwartet, um ein Zinslein daraus zu berichtigen, um aus Kuder und Knöpfen Leintücher machen zu lassen am Platz der alten verlöcherten, wo bald der Mann der Frau, bald die Frau dem Mann des Morgens helfen mußte, die in die Löcher geratenen Beine ohne Schaden für die Tücher ins Freie zu bringen; Korn, auf das man sich so gefreut hatte, um doch einmal selbst in die Mühle geben, einmal selbst backen, einmal aus eigenem Mehl einen Weißbrei machen zu können an einem Sonntage; nun war das Meiste verschwunden oder verdorben.

Wohl las man zusammen, was man an Hägen und Bäumen fand, riß aus dem Schlamm, was man konnte, oder schnitt bloß die Aehren ab, wusch mühselig in Bächen und Brunnen Korn und Hafer, Hanf und Flachs; aber bei aller

unendlichen Mühe trug es doch wenig ab. Was so ein arm Mannli fühlen mochte, während es am Bache sein verdorbenes Korn wusch! Der Ertrag eines Jahres verloren, verloren alle gehabte Mühe und Arbeit; neue Arbeit, neue Mühen vor Augen, nur um später mit Mühe wieder säen zu können; ob auch ernten? das eben frug es mit bitterem Gemüte. Das arme Mannli hatte Jahre lang bös gehabt, hatte am letzten Neujahr keinen Wein gehabt über Tisch, seit langem, langem keinen Schoppen getrunken, um einige Neuthaler zu erübrigen, weil es sein Stallwerk neu mußte machen lassen, wenn es nicht einfallen, sein Kühlein nicht erfrieren sollte. Oder es wollte einige Kronen abzahlen, die es in der teuren Zeit hatte aufnehmen müssen und seither noch nicht erschwingen konnte. Oder es sollte Bodenzinse und Zehnten abkaufen helfen, und entlehnte nicht gerne Geld dazu auf wucherischen Zins. Dafür hatte es geraggeret und gedarbt, und jetzt alles dahin, und es zurückgeschlagen für viele Jahre, vielleicht für sein ganzes Leben! Wie mühselig geht es einem solchen Mannli nicht, bis es zum nötigen Kreuzer kömmt, geschweige denn zu einem Übrigen; wie beengt ist ihm sein Weg dazu! Es muß ihn herausschlagen aus magerm Lande, dessen Verbesserung ihm über Verstand und Kräfte geht; auf zufälligen Nebenverdienst kann es nicht rechnen, ist abhängig von jeglichem Wetter, ist ausgesetzt einer Menge Unglück und Mißgeschick, sein Kuhli ist sterblich, seine Ziege vergänglich.

Wer will es dem armen Mannli verargen, wenn ihm weh ward am Bache, das Weinen ihm im Herzen kochte, der Mut fast ausgehen wollte und die Kraft mit dem Zweifel zu ringen, ob denn auch ein Gott für ihns im Himmel wohne? Ein Herr hat schwer es zu fassen, was solche Striche durch die Rechnung für ein arm Mannli sind. Wenn einem Herrn ein

Zins nicht eingeht zur Stunde, so wird er unwirsch und redet von bösen Zeiten und Abzwacken in der Haushaltung; und wenn ein Apotheker- oder Doktor-Konto über sein Budget hinaus geht, so gibt er eine Mahlzeit, eine Soiree weniger, kauft sich keine neue Kalesche. Wird ein Kaufmann mit einer Spekulation hart geschlagen, wie viele neue Hoffnungen zu neuen Spekulationen breiten sich nicht vor ihm aus? Er versagt sich deswegen keine Ausfahrt, keine Badefahrt; höchstens unterschreibt er zu irgend einem wohlthätigen Zweck einige Franken weniger. Sie wissen nicht, wie diesem armen Mannli zu Mute ist. Es ist vielleicht eine einzige Art von Herren, die das Mannli in etwas begreifen können. Die stehen freilich nicht am Bache, schmutziges Korn zu waschen, aber sie sitzen am Bureau und erlesen Kontos, rechnen zusammen, rechnen wieder zusammen; aber wie sie auch rechnen mögen, sie sind in diesem Jahre wieder ärmer, der unbezahlten Kontos mehr geworden; wieder ein Kapital ist aufgezehrt, wieder die Einnahme kleiner und die Ausgaben wollen nicht abnehmen, wollen kein Ende nehmen. Ein solcher Herr sieht, daß in diesem Jahre es wieder mehr zurückgegangen als im vorigen; er sinnet, wo das wohl hinaus solle? Der arme Herr sieht keinen Ausweg. Sie leben bereits so schlecht als möglich; wenn es niemand sieht, nehmen sie für acht Personen zwei und ein halb Pfund Rindfleisch und ein halb Schöppli vierbatzige Nidle per Mal. Aber Aufwand vor der Welt müssen sie doch machen um der Kinder willen; der Frau darf die Toilette nicht geschmälert, verständiger kann sie nicht gemacht werden, und auch er hat nicht die Kraft sich dieses oder jenes zu versagen. Es fühlt der arme Herr, wie er tiefer und tiefer rutscht einem bösen Ausgang zu. Er kann sich nicht zurückhalten, so wenig als ein Bube den fliegenden Schlitten an der mit Eis belegten Schütti; da macht er es wie der Bube,

er macht die Augen zu. Er thut das Bureau zu, zieht den unbezahlten Rock an, stäubt noch einige Stäubchen sorgfältig mit dem Finger weg und geht in die große Societät zu einer Partie Whist, oder zum Distelzwang, etwas Solideres zu essen, als er zu Hause findet.

Trübselige Mannleni sah man das ganze Thal hinab, so weit die Emme übergelaufen war, und wüst und grau sah es aus durch die Schächen und an den Rändern der Emme.

Und doch wimmelte es von frühem Morgen an wieder so lustig durch die Schächen an den Rändern der Emme, auf dem Bette der Emme selbst und bei den Brücken. Von den Höhen aus allen Winkeln stoben Leute, die Holz witterten an der Emme, Leute, die Holz wittern wie Raben das Aas. Sie hatten nichts verloren oder Unbedeutendes, darum waren sie so lustig bei der Arbeit. Sie gedachten nicht an die Unglücklichen oben im Thale, sie gedachten nur an das Glück, so viel Holz umsonst zu erhalten, so viel Geld zu Branntewein zu ersparen. Und diesen Branntewein begannen sie zu trinken, Flasche um Flasche sich zutragen zu lassen und Gesundheit zu machen auf das viele Holz, das gute Geschick.

Unter ihnen freilich waren auch Leute, die diesen Sinn nicht hatten, die arbeiteten, um Brücken frei zu machen, das gewonnene Holz als Lohn ihrer Mühe betrachteten und später die milde Hand gegen die Unglücklichen aufthaten. Es arbeiteten auch Leute, die gar kein Holz wollten, sondern nur um der Emme freie Bahn zu machen, weiteres Unglück zu verhüten; aber diese beiden Arten waren in weit geringerer Zahl.

Ungeheure Holzhaufen waren überall aufgestaucht, Tannen lagen umher wie Kieselsteine, und darauf stürzte die Menge sich. Es wimmelte auf und an der Emme wie in einem Bienenkorbe, der stoßen will. Aber sie trugen das Holz nicht zusam-

men, wie fleißige Bienen den Honig, die neidlos um die Blumen lustig surren, friedlich in die Blumen sich teilen und in den Korb es ablegen zu allgemeinem Gebrauch. So viel des Holzes auch war, so hätte doch jeder alleine alles mögen. Wer kennt nicht die Fabel von jenem Hunde, der mit einem Stück gestohlenen Fleisches im Maul über einen Steg ging und unten im Wasser sein eigen Bild erblickte mit dem Fleisch im Maul, wie er nun das Fleisch fallen ließ, ins Wasser sprang, um seinem Bilde das Fleisch zu entreißen, weil er nicht dulden mochte, daß ein anderer auch Fleisch habe, oder weil er dessen Stück größer glaubte als das seine. So waltete giftiger Neid zwischen den Wimmelnden, keiner gönnte dem andern auch nicht ein kleines Stück, geschweige denn ein größeres; jeder suchte das Beste für sich und glaubte doch sich übervorteilt. Die Beschädigten meinten, ihnen gehöre das Holz, die Unbeschädigten gehe es nichts an. Die Unbeschädigten, Hergelaufenen, die größere Menge meinte dagegen, sie hätte das nächste Recht dazu, sie erhielte bei diesem ganzen Unglück nichts als Holz, während, wenn alle Überschwemmten entschädigt würden wie an einem gewissen Ort, wohin bei geringem Schaden wahrscheinlich die erste und reichlichste Steuer gekommen (Spaßvögel meinten, die dasige Bittschrift müßte schon am Abend vor der Überschwemmung gemacht worden sein) — so hätten die Beschädigten großen Profit, sie rühmten sich ja selbsten dessen, und um diesen Preis würde sie (die Menge) sich recht gern alle Jahr ein paarmal überschwemmen lassen.

Ja in vielen wohnte der teuflische Sinn, der über jedes Unglück, aus dem sie den kleinsten Nutzen ziehen, sich freut, dessen Wiederholung alle Tage sich wünscht, unbekümmert um die, welche dabei zu Grunde gehen. So wie Beschädigte und Unbeschädigte sich giftig ansahen, so machten die Armen auch

nicht süße Augen denen, die vermöglich waren und doch Holz sammelten. Der mangelte es nicht, hieß es, aber er ist der wüstest Hung, er gönnt armen Leuten nichts; man sollte solche bei den Beinen aufhängen, die nie genug sehen; aber das wird ihm kein Glück bringen, er wird hoffentlich nichts desto mehr haben, so redeten sie. Der Neid zwang sie endlich zu gemeinsamem Arbeiten, und bei diesem Arbeiten tranken sie Branntewein und waren so preußisch, stolz und bösmaulig, daß, wer durch sie hinging, nicht nur keinen Dank auf einen Gruß erhielt, sondern froh sein mußte, wenn er ungeneckt von ihnen weg kam. Jeder Bettelbub streckte seinen Kopf bolzgrad auf und machte der ganzen Welt ein trotzig Gesicht. Hintendrein klagten dann alle bitterlich, daß ihre Ausbeute die Mühe nicht gelohnt, daß sie allein mehr geschafft hätten, daß die Obern den besten Teil vorweg genommen; wurden gar noch böse über die Eggiwyler und Rötenbacher, daß sie für die Emme nicht mehr Holz zweg gehabt hätten. Und doch sammelte mancher zwei bis drei Klafter und beklagte sich noch bitterlich. Und wo waren alle die, die für den ganzen Winter mit Holz sich versehen hatten, als es eine Steuer gab für die zu Grunde Gerichteten? Welche gaben? Wie viele hatten keinen Kreuzer für sie; sie waren freilich arm, aber das Unglück hatte ihnen doch für Franken Holz zugeworfen. Ach, es gibt Leute, mit denen man Mitleid haben sollte, und es fast gar nicht kann! Leute, die meinen, sie seien nur da um zu fordern, zu nehmen, unverschämt zu sein; andere Leute seien nur da für sie wie die Kirschbäume für die Spatzen, die aber selbst für niemanden da sind, sich aller Menschenpflichten enthoben glauben, die höchstens einem Saufbruder 6 Kreuzer leihen für einen Schoppen Branntewein. Das sind meist Leute ärmerer Art, doch nicht alle; o nein, auch Reiche haben Kieselsteine in der Brust statt Menschen-

herzen. Gab es nicht auch solche, die mit eigenen Rossen das erbeutete Holz zum eigenen Hause führen konnten, und welche wirklich die Ärmern vom Holzsammeln ganz ausgeschlossen wissen wollten, aus dem Grunde, daß sie auch nicht schwellten; oder welche das gesammelte Holz gerne auf die Rechtsamenen verteilt hätten. Gab es nicht einen, der schon nach der ersten Überschwemmung, am verhängnisvollen Sonntag morgen, während dem Gottesdienst, von armen Leuten in seinem Schachen gesammeltes, zugeschwemmtes Holz zu seinem Hause führen ließ, wahrscheinlich um seine mit Wedelen verpalissadierten Fenster noch besser zu verschlagen.

Und dieser Mann besitzt Hunderttausende und Wälder, aus denen er für mehrere Tausende Holz schlagen lassen könnte, zum größten Vorteil des Waldes; rings um sein Haus läßt er Schyterbygen unten abfaulen, und für etwas Gutes hat er nie einen Kreuzer, traut nie einem Menschen, nicht einmal unseres Herrgotts schöner Sonne, sonst würde er sie doch in seine Stube gucken lassen. Er behauptete das Recht dazu zu haben, weil die Emme ihn geschädigt habe und nicht die armen Leute. Und hätte ihm die Emme noch 100 Fuder mehr sogenannten Sand, der aber mit Mergel an den meisten Orten reich geschwängert ist, auf sein schattig Moos getragen, wo er sich nicht satt wässern kann, weil ihn das Wasser reut, das er nicht aufreiset, so hätte er noch lange keinen Schaden, sondern großen Nutzen gehabt. Und hätte er wirklich großen Schaden gehabt, so hätte er nicht am Schweiße armer Leute sich erholen, sondern bedenken sollen, daß es Gott der Herr sei, der ihm eine Mahnung gegeben habe: daß, wem viel gegeben worden, von dem viel gefordert werden werde. Und wenn der Herr dein Gott Rechnung von dir fordert über das anvertraute Gut, was willst du antworten, Mann?

Doch es gab noch andere, die höher stehen, die einsehen sollten, daß ihre Existenz von der Achtung, in welcher sie bei dem Publikum stehen, abhange, die das Strandrecht auf die unverschämteste Weise in Anspruch nahmen, die Arbeiter bezahlten und tränkten, um Holz ans Land zu bringen und Holz aller Art zu zerstückeln, zu verstümmeln.

Diesem Zerstückeln von Bauholz trat endlich ein Verbot entgegen, wirkte aber nicht schnell genug. Ach du mein Gott! wer führt denn eigentlich die Befehle der Regierung aus? Wenn ich sie wäre, ich würde extra Belohnungen aussetzen für alle die, welche mir zu Willen wären und an die Hand gingen. Hintendrein kam ein anderer Befehl, daß alles aufgefischte Holz zum Besten der Beschädigten verkauft werden solle. Und wie wurde jetzt dieser Befehl ausgeführt? Wie suchte man an Orten dieses Holz auf, und wer suchte es auf? Ich bin wieder überzeugt, die Herren von Roll werden aus extra Gründen besser bedient. Ach, wenn ehrliche Leute im eigenen Hause so sicher wären als jenes aufgefischte Holz vor den Häusern und Bettler auf den Straßen, sie wären glücklich. Welche unverschämte Rechnungen wurden nicht für das Herausziehen und Führen dieses Holzes eingegeben! Die Ortschaften und Gemeinden, die dieses thaten, und ihre Rechnungen verdienten billigermaßen bekannt gemacht zu werden, und besonders die Ortschaften, die reich entschädigt wurden, viel Holz vermeukt hatten und für das wenige Holz, welches sie zur Hand stellten, unverschämterweise eine Rechnung machten, welche den Wert des Holzes überstieg.

Wahrhaftig, man muß wenig Ehre im Leibe haben, um so handeln zu können, und sich ganz des Grundsatzes trösten: Wer unverschämt ist, der lebt deſt das. Und wenn man solche Menschen bei jeder Gelegenheit öffentlich stempelte, besserte es nicht? Und wenn Beamtete mit dem nötigen Ernst, mit gehö-

riger Schärfe statt Schwäche, Hand ob hielten, besserte es wieder nicht?

Es heißt, und wenn es wahr ist, so ist es merkwürdig, dieser Befehl sei auch auf die Gemeinden Eggiwyl und Rötenbach ausgedehnt worden; diese hätten sich aber widersetzt, und mit Recht. Sie wollten nicht das eigene Holz (denn wem war es weggenommen worden, als ihnen?) verkaufen lassen, um den Erlös mit allen Schächleren, denen die Emme kein Holz genommen, aber viel gebracht, trotz dem Befehl zu teilen. Und wie unbillig wäre es gewesen gegen die Besitzer der Klasse, die keine Entschädnis erhielt, denen es vielleicht das meiste Holz genommen und die das auf ihrem Lande liegende hätten verkaufen müssen lassen für andere, die entschädigt wurden bei weit kleinerem Schaden?

Durch die Holzfischer eilten die Holzhändler, die Trämel gehabt bei den geschädigten oder weggerissenen Sägen, oder Flöße an der Emme, und suchten das verlorne Holz auf. Jeder wollte sein Holz kennen und zeichnete das erkannte an mit seinem Zeichen; und solcher Zeichen fand man viere von vier verschiedenen Holzhändlern an einem einzigen Trämel. Es wollte halt keiner zu kurz kommen.

So ging es Emme auf und ab, als ob Banden hungriger Irländer in unser Land eingebrochen wären, das bei ihnen übliche Strandrecht geltend zu machen. O, es waren gräßliche Gegensätze zwischen den betrübten Geschädigten und den so gierig Haschenden. Während die Überschwemmten ihre Hütte jammernd reinigten, machten Unbeschädigte jubelnd Beute. Betäubter ward der Menschenfreund am ersten Tage in dem Tosen der Emme, aber betrübter am zweiten Tage, als die Menschen losbrachen in ihrer tierischen Gier.

Aber wenn der Menschenfreund sein Angesicht verbergen will, so trittet ihm wieder das Aufrichtende entgegen; wenn das Häßliche im Menschengeschlecht am grellsten sich darstellt, so taucht gegenüber seine Herrlichkeit leuchtend auf; wenn die Schuld, die den Menschen vor Gott verwerflich macht, am gewaltigsten hervorbricht, so stellt sich ihr entgegen eine reine versöhnende That, die das Bewußtsein uns erhält, daß denn doch noch etwas Göttliches in uns sei trotz allen widrigen Erscheinungen.

Bei Kirchberg war man mit dem Freimachen der Brücke beschäftigt. Man war so erschreckt, daß nun alle Abende ein Anlauf der Wasser erwartet wurde; man suchte daher in der größten Eile das hemmende Holz wegzuschaffen. In die trübe und noch nicht kleine Emme fiel ein Knabe und wurde fortgerissen. Die Gefahr, in welcher ein Menschenleben schwebte, durchzuckte wie ein elektrischer Schlag fünf wackere Männer, daß sie vergaßen jede Bedenklichkeit, jede Bedächtlichkeit, sich selbst; und über sie kam einer der göttlichen Augenblicke, ein Augenblick, in dem der Mensch aus sich heraustrittet und zum Boten Gottes wird. Lebendig ward der Emme der Knabe entrissen, aber einer der fünfe, Jakob Zingg, geachtet und Vater, verlor das eingesetzte Leben, und Waisen wurden seine Kinder. Er ward ein Opfer seiner Menschenliebe, aber war er nicht auch ein sühnend Opfer, das er Gott und Menschen für seine irrenden Brüder brachte, die aller Liebe vergaßen; ein Opfer, den Bitten zum Siegel: Vergebet, so wird euch vergeben! Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!?

Die Kunde von dem fürchterlichen Gewitter und der Emme Wüten durchflog das Land, und, die Schrecken des Augenblicks mit der Größe des Schadens, den grausen Anblick des Thales mit gänzlicher Zerstörung verwechselnd, redete man von zu

Grunde gegangenen Millionen, und je weiter vom Thale, desto größer wurde der Millionen Zahl. Der Wunsch, den Schauplatz des Unglücks zu sehen, drängte sich Tausenden auf, und, wenn man sagt, Tausende führten ihn aus, sagt man nicht zu viel. Dieser Wunsch drängte sich den mittleren und besonders den unteren Ständen auf, und sie führten ihn aus. Die obern Stände sind Sklaven der Mode, sie spazieren und reisen nach dem Zuge der Mode. Ein neues Naturereignis kömmt nicht alsobald in die Mode, und ehe es darein kömmt, ist sein Charakter verwischt; doch gibt es auch Ausnahmen, wie z. B. Goldau.

Um solche Ereignisse aufzufassen, braucht es ein offenes Gemüt, einen gesunden Sinn; auf den Anblick desselben kann man sich in keinem Handbuche vorbereiten, darum getrauen sich viele nicht hin. Goldau steht aber in jedem Handbuch, darum wandern dort die meisten Wanderer. Zudem ist man in höhern Ständen zu vornehm, um neugierig zu sein, zu gleichgültig für alles, was außer den eigenen Kreisen liegt, zu bequem für einen beschwerlichen Tag.

Möglich auch, daß es Menschen gibt, die nicht gerne dahin gehen, wo eine überirdische Macht so Ungeheures vollbracht. Ein dunkles Gefühl sagt ihnen, daß in der Nähe Gottes jede irdische Größe verschwinde und zwischen dem Bettler und dem Kaiser kein Unterschied mehr sei, und welcher Unterschied dann zwischen irgend einem Knecht und irgend einem Schreiber, meinethalben Gemein- oder Staats- oder Compagnieschreiber?

Es gibt ja Menschen, die nicht dahin zu bringen sind, wo sie nicht allein reden können, oder wo nichts von ihnen geredet wird, sondern vielleicht nur von Gott. Menschen, die um ihre teure Person eine solche Blase von Dünkel aufgetrieben haben, daß sie sich unendlich groß vorkommen und möglicher-

weise andern auch. Begreiflich wagen sich solche nicht in ein so enges Thal, an dessen schroffen Seiten die teure Blase zerspringen könnte, sie verstummen müßten. Sie gehen nicht dahin, wo Gott so nahe war, müßten sie doch da zusammenschrumpfen wie Käser an der Sonne; sie fühlen es doch, daß Gott einen nicht für das nimmt, für was er sich selbst ausgibt, oder was der Schneider aus ihm gemacht. Solche Kreatürchen fliehen Gott oder läugnen ihn gar.

Es gibt aber auch eine Menge Menschen, und besonders in der sogenannten ungebildeten Klasse, denen die Aufregung ihrer Gefühle wahre Wonne, eigentliche Wohllust ist, und wenn sie zur tiefsten Demütigung führen sollte. Ein Instinkt läßt sie die hohe Bedeutung ihrer Gefühle ahnen, und daß ein kindlich Gemüt sehe und vermöge, was dem Verstand der Verständigen unsichtbar, unmöglich bleibt. Zu Aufregung ihrer Gefühle haben sie keine künstlichen Anstalten, wo der Grad der Erwärmung am Thermometer haarscharf abgemessen wird; Gott sorgt ihnen aber für lauter natürliche, und zu denen drängen sie sich: zu Krankenbetten, Leichenbegängnissen, Brandstätten, Naturereignissen überhaupt; ja ich glaube, das Strömen zu Hinrichtungen sei bei sehr vielen eine Folge dieses Instinktes. Wenn nur diese Gefühle nicht Nebel blieben, nicht zu Rauchwolken würden, sondern zu Hebeln des Lebens sich gestalteten! Der ist ein Herr der Menschen, der diese Gefühle zu erregen, bis zur Begeisterung zu steigern und dann, mit kundiger, sicherer Hand sie meisternd, in Thaten zu verwandeln weiß. Aber ein niederträchtiger Schuft, ein verachtungswürdiger Pinsel ist, wer diese Erregbarkeit mißbraucht zu eitlem Spiel, zu eigner Ehre, zu selbstischen, sündigen Zwecken. Ach, und solcher Schufte oder Pinsel, die es thäten, wenn sie es könnten, ist voll die Welt!

Aber am Sonntag, den 20. August, sah man solche Pinsel nicht in dem unglücklichen Thale, oder nur verstummte; da redete Gott selbst zu den geöffneten Herzen. Eine feierliche Stimmung hatte eine große Menge Menschen ergriffen weit umher und schwebte die ganze Woche durch über ihren Gemütern. Früh am Sonntag machten sie sich auf, und immer feierlicher ward ihnen ums Herz, je näher sie dem Schauplatz der Thaten Gottes kamen. Es ward ihnen im Gemüte, wie manchmal, wenn sie in verhängnisvollen Augenblicken des Lebens, mit ergriffener Seele, im Klang der Glocken, ein hehres Gotteshaus betraten, in welchem volltönend die Orgel rauschte. Und, wie zu einem berühmten Gotteshaus an heiligem Feste, wallfahrteten von allen Seiten her Menschenmassen und drängten sich ins Thal.

Diesmal war die Sonne über dem unglücklichen Gelände heiter aufgegangen, sie freute sich, den andächtigen Seelen zu beleuchten das Walten des Allmächtigen und dem Allmächtigen zu zeigen die andächtige Menge. Wie mit heiligem Schauer wehte es die Besuchenden an. Mit leisem, bebendem Schritt wandelten sie dem Brennpunkte der Zerstörung entgegen, und hemmten in tiefem Staunen ihn oft; es verstummte das Schwatzen, und nur in einzelne Ausrufungen brach ihre Ehrfurcht aus. Ein kindlicher Glaube kam über sie, und keine Zweifel an das Wunderwürdigste, was die betäubten Bewohner ihnen erzählten, selbst es glaubend, stiegen in ihnen auf; daß große Kommoden und Schränke zu kleinen Thüren und Fenstern herausgeschwommen, wurde mit dem gläubigsten Vertrauen angenommen und weiter erzählt. Wo die Verwüstung am gewaltigsten hervortrat, stunden die Wanderer in tiefer Ehrfurcht still wie an Altären Gottes und beugten in tiefer Ehrfurcht ihre Herzen vor des Herrn unendlicher Macht.

Die andächtige Menge sammelte sich in und um die beiden Kirchlein im obern Thale, und offene Ohren und offene Herzen fanden die Worte der Diener Gottes; aber eigentlich war das ganze Thal ein Gotteshaus geworden, eine heilige Kirche, jeder Wandelnde ein Beter und jeder Beter unaussprechlicher Seufzer voll. Es zog der Mann mit dem Weibe, die Braut mit dem Bräutigam, der Schatz mit dem Schätzchen, der Spaßvogel mit seinen Kumpanen, aber im Gefühl ihrer Niedrigkeit in der Nähe Gottes waren alle anderen Gedanken untergegangen, der Spaß vertrocknet, das Lachen verstummt und alles eins geworden im Bewußtsein Staub zu sein in des großen Herrn Hand.

Es war ein heißer Tag, der Wein Bedürfnis geworden, aber seine sonstige Gewalt hatte er nicht; er weckte weder Scherz noch Streit, vertrieb die Andacht nicht. Niemand vergaß den heiligen Boden, auf dem er wandelte.

Die Scharen wogten feierlich wie Welle auf Welle das Thal auf und nieder, unübersehbar, ungezählt. Wahrlich, die Herzen des Volks sind noch nicht flach und hart getreten, sind noch für die schönsten Gefühle empfänglich; aber leider verflüchtigen sich diese gar zu gerne in luftigen Dunst, werden nicht genährt und groß gezogen, um als Thaten die Herzen zu verlassen.

Aber wie im menschlichen Leben mitten in das Leid die Freude trittet, mitten in die Freude das Leid, so sprudelt oft in den tiefsten Ernst hinein das Lächerliche, und umgekehrt. Hier erschien auf einmal mitten in der andächtigen Menge ein Engländer, über seinen glotzenden Augen den bekannten Strohhut, und in den bekannten Armlöchern der Weste die glacierten Daumen. Woher er kam, und wohin er ging, ist bereits zur Sage geworden, denn nach den einen soll er das Thal hinauf, nach andern hinabgegangen sein. Er erschien in Rötenbach,

wollte zu Fuß nicht weiter und verlangte nun in schwer zu beschreibender Sprache Transportmittel für seinen teuren Leib. Schwer war ihm begreiflich zu machen, daß man weder fahren noch reiten könne.

Nun forderte er eine Sänfte; verduzt sah man einander an, aber man besann sich lange nicht, was das eigentlich sei. Endlich fiel es jemanden ein, aber was half das, da man in Röthenbach keine Sänfte hatte. Aber der Engländer wollte getragen sein, möge nun eine Sänfte da sein oder nicht. Die Leute waren zum Glück nicht auf den Kopf gefallen, sie stellten sich vor, jeder Sessel, auf dem man jemanden trage, werde zum Tragsessel, also zur Sänfte. Sie dachten an einen alten Lehn- oder Nachtstuhl und zogen den aus seinem Winkel hervor; sie rissen von einem Mistbükli die Stangen weg und befestigten sie mit guten Seilen an den Nachtstuhl.

Um diese Anstalten versammelte sich eine bedeutende Menge, vergaß die Andacht, ergötzte sich an dem eigentümlichen Wesen des Engländers. Lachen war auf allen Gesichtern, und Witzworte flogen hin und her, reichlich und lustig. Er aber stund mitten in der lachenden, spottenden Menge mit den Daumen in den Armlöchern da, echt lordmäßig, stumpf oder erhaben; daß die gemeine Menge über ihn lache, daß er ihnen vorkomme, wie den Spatzen ein Kauz am Tage, was kümmerte ihn das? O so ein Engländer hat es in seiner Erhabenheit unendlich weiter gebracht, als alle unsere vornehmen Söhnchen zusammen genommen; die begehren auf wie Rohrspatzen und Frösche im Teiche, wo so ein Engländer unbewegt bleibt wie ein Gott über den Kreaturen. Endlich unter großem Jubel setzte er sich mit hängenden Beinen und verschränkten Armen in den alten Sessel. Von zwei handfesten Burschen aufgehoben, von spaßtreibenden Scharen begleitet, begann er die Reise, und der

Spott zog hinter ihm drein, kam auf allen Gesichtern ihm entgegen. Er aber blieb unbewegt, versuchte nur zuweilen seine ihm schwer werdenden Beine in eine andere Lage zu bringen, und teilte hie und da ein Geldstück aus. Er verschwand, wie er kam, man weiß nicht mehr recht wohin; aber hinter ihm blieb das Gerücht, er hätte gesagt, er verreise jetzt nach England, und wolle es dort seinem Vetter sagen, wie übel es ihnen hier ergangen, und der müsse ihnen dann eine Million schicken; und diese Million wird noch heutzutage und in allem Ernst erwartet.

War er verschwunden, so verschwand mit seinem Anblick auch der Scherz, und stiller Ernst begleitete die Besuchenden bis in ihre Heimat. Mit dem Verschwinden des erschütternden Anblicks des Thales trat an die Stelle der Ehrfurcht und Demut die Teilnahme und das Mitleid mit den unglücklichen Beschädigten. Nicht satt wurde man im Erzählen, wie übel es dem und diesem ergangen, wie Gräßliches diese und jene hätten ausstehen müssen. Ihre Teilnahme verbreiteten sie wie Missionärs über das ganze Land, und die meisten derer, welche zu geben und zu helfen gewohnt sind — und bei uns zu Lande ist diese Klasse weit größer, als in Fürstenländern, sie geht von oben herab bis zum Tauner — griffen an ihre Säcke und durchstöberten Spycher und Schnitztröge. Freilich gibt es auch eine Klasse, die nie gibt. Diese beginnt auch weit oben, geht aber dann hinab bis auf die Hefe der Menschheit. Da ist's, wo mancher Hochgeborne, der für nichts Gefühl hat, als für das Steigen und Fallen der Staatspapiere, oder etwas von Trüffeln, und mancher Hochgewordene, der gerne viel verthut und ungern etwas bezahlt, am ungernsten Ehrenschulden, Bruderherz sagen sollte zum schmutzigsten Saukerl, der zu allem fähig ist, nur zu keiner Wohlthat. Viele warteten nicht zu geben bis auf den

angesetzten Tag des Sammelns, der von uns gerne auf den angesetzten Bettag gesetzt wird, im Glauben, der Christ, der bei einem milden Gott Versöhnung suche, wisse wohl, daß nur ein mildes Herz sie finden könne. Und als der Tag kam, fielen die Gaben reichlich und willig, sogar im Bistum etwas, heißt es. Es ist sehr schön von den Brüdern da hinten, daß sie uns auch andere Lebenszeichen geben, als die Sucht zu kegentelen, zu despöteln und uns ehrliche Altberner über das Kübli zu lüpfen. Es gab mancher reichlich, der selbst beschädigt worden war; man gab reichlich ohne Unterschied der Farben; Schwarze und Weiße, getrennt durch Ansichten, wurden vereint durch Mitgefühl. Es wollte allerdings hie und da der Grundsatz auftauchen: Aug um Aug, Zahn um Zahn, und Stimmen wurden laut: Thorheit sei's, den nach allem Bernergut, Stadt- und Partikulargut lüsternen Bauern, die mit Gewalt oder Agentenkniffen ihrer Lust den Weg zr bahnen suchten, noch freiwillige Gaben auf das Land hinaus zu werfen; bei denen sollten sie jetzt Hilfe suchen, die stets so große Worte schwallsweis hätten fürs Volk, und mit Anweisungen auf fremdes Gut so freigebig wären, und mit hohlen Versprechungen so verschwenderisch, so schändlich und schäbig aber, wo es gelte einen Kreuzer aus dem eigenen Sack.

Aber diese verdüsterten Stimmen verhallten an dem echt republikanischen Sinn, der Meinungsverschiedenheit in einer Republik als notwendig anerkennt, an dem klugen Sinn, der wohl weiß, daß Härte keine Versöhnung bringt, an dem schlauen Sinn, der die Laster nicht annimmt, die seinen Gegner verhaßt machen, an dem heiligen Sinn, der Augen hat für die Fehler auf beiden Seiten, an dem christlichen Sinn, der den armen Verwundeten nicht frägt, ob er ein Jude sei oder ein Samariter, ehe er Balsam schüttet in geschlagene Wunden.

Wo Politik nicht trennte, nicht verhärtete, da that es sogenannte Religion. Du lieber Gott, was mag das für eine Religion sein, die Unglücklichen Hilfe versagt, weil sie wohl den gleichen Gott anbeten, aber nicht mit den gleichen Gebärden, mit dem gleichen Augenspiegel! Schon lange wußte man, daß viele sogenannte Fromme kein Herz hätten, keine Hand öffneten für christliche Zwecke, wenn man diese nicht mit ihren Farben übertünche; aber daß man Hungernde nicht speisen, Nackte nicht kleiden wolle, weil sie nicht von „üse Lüte" seien, und daß Lehrer diese Lehre öffentlich predigten, das wußte man nicht. Und jetzt weiß man nicht, auf welches Evangelium sich diese Menschen stützen. Menschen, habt ihr des Herrn Worte? Der Buchstabe töte, sagt ihr. Habt ihr dann den Geist dessen, der für seine Feinde betete? O Menschen, bedenkt, aus den Werken erkennt man den inwohnenden Geist; im Segnen oder Fluchen auch gibt er sich kund! O Menschen, bedenkt, von welchem Geiste seid ihr besessen!

Über Fr. 60,000 flossen zusammen im Ländchen, über Fr. 6 per Kopf. Will Österreich seinen Ungaren in gleichem Maße steuern freiwillig, ohne die Hilfe des Staates zu rechnen, so muß es über fünf Millionen zusammenlegen. Wo viele geben, wird die Summe leicht größer, als wo wenige viel geben; und wo der Mensch leicht und frei atmet, da nur hat er Lust und Mut zum thätigen Mitgefühl.

Zur Verteilung dieser Steuer wurde ein Grundsatz aufgesucht, sorgfältig beraten, und folgenden fand man:

Wer reich war und blieb, erhielt keinen Anteil an der Steuer; wer empfindlich geschädigt wurde, aber Vermögen behielt, $^2/_{10}$ seines Schadens; wer fast alles verlor, mit Mühe sich erhielt, $^3/_{10}$; die, welche ohne Vermögen waren, denen vielleicht der weggenommene Raub ihr einziges Besitztum war,

5/10. Bei Aufstellung dieses Grundsatzes dachte man sich in den Willen der Geber, die ganz sicher einem reichen Mann, der vielleicht reicher war und reicher blieb, als sie, nichts gesteuert hätten, sondern den Bedürftigen, und auch diesen nach dem Maß ihres Bedürfnisses oder ihres Elends, dem ganz Entblößten mehr, als dem nur hart Geschädigten. Und der, dem die Steuern zur Austeilung anvertraut worden waren, hatte volles Recht, eine Norm aufzustellen, und die gerechteste war sicher die, daß er soviel möglich nach dem Willen der Geber sich richtete.

Über den Grundsatz waren einige unzufrieden; sie hatten Unrecht. Dem armen Ghusmann, der seinen Zins geben mußte und alle seine Pflanzungen verlor, dem Schuldenbürli, dem der ganze Ertrag seines kleinen Heimwesens vernichtet worden, ging es sicher tiefer ins Leben, als dem, der Tausende verlor, aber doppelt so viel Tausende behielt, oder dem reichen Bergbesitzer, der nur einige Kühe weniger sömmern, oder selbst auch, wenn er fortan nur Schafe statt Kühe auf seine Alp treiben kann. Und doch gibt es Arme, die klagen, die Reichen erhielten alles, und sie nichts. Allerdings erhalten Besitzer, die um die Hälfte ihres Eigentums geschädigt worden, vielleicht Fr. 1000 verloren und Fr. 500 behielten, mehr als der, welcher nur ein klein Stücklein Land bepflanzt hatte, und alles darauf verlor; aber ist's nicht recht so? Doch wer will dieses Leuten, die nie fassen konnten, daß zweimal zwei vier sei, begreiflich machen?

Eine größere Unzufriedenheit noch entstund über die Schatzungen des Schadens in den verschiedenen Gemeinden. Gar Viele hielten alle Schatzungen für zu hoch, nur die ihre zu niedrig. Eine Schatzung, we[illegible] am Morgen nach der Überschwemmung machte, viell[illegible] der Laterne, mußte natürlich ganz anders ausfall[illegible]dere, die Tage oder

Wochen später vorgenommen worden. Daß später Schätzer an einigen Orten in die Schatzung einen bleibenden Schaden einrechneten, während andere Schätzer nur den verlornen Raub anschlugen, weil sie glaubten, das Land selbst hätte eher gewonnen, als verloren, konnte nicht vermieden werden.

An einigen Orten nahm man die Schätzer aus den Gemeinden, weil ihnen der vorige Zustand am besten bekannt war; denen wirft man Parteilichkeit vor. An andern Orten wurden sie aus fremden Gemeinden genommen, damit man ihnen nicht Parteilichkeit vorwerfen könne; die nun beschuldigt man, daß sie das, was sie geschätzt, nicht gekannt hätten, indem ihnen der frühere Zustand nicht bekannt gewesen sei.

So findet der Unzufriedene Stoff zu Klagen, man mag es machen, wie man will. Vielleicht wäre eine unparteiische Revision aller Schatzungen nicht übel gewesen; aber wer hätte sie mit Sachkenntnis machen wollen der ganzen Emme nach?

Die Austeilung der Steuer begann so schnell als möglich, und wenn es schon manchem lange zu gehen schien, so bedachte er nicht, daß an andern Orten in ähnlichen Fällen es noch weit länger ging; daß hier doch nicht, wie an andern Orten in ähnlichen Fällen, Korn, Schnitze, Erdäpfel schmählich verdarben bei solcher Zögerung, ohne einem Menschen zu gut zu kommen, und daß für Viele diese Zögerung eine große Wohlthat war, denn sonst hätten sie längst alles gebraucht, schon für den Maien nichts mehr gehabt, geschweige denn für den langen Brachet, der vor der Thüre ist.

Daß die Austeilung eine Treue ist, daran zweifeln nur Mißtreue, und es behaupten z. B. nur Niederträchtige, es kämen geschenkte Hammen vor der Austeilung ab Handen. Wer wird wohl die Million müssen gestohlen haben, die nicht kömmt aus England? Wird sie vielleicht ein ehrlicher Polizeier in

seiner Ledertasche verkräzt haben müssen? Wenn schon ein solcher, den die Gemeinde in allem Wind und Wetter herumpostet und ihm seine Kutte nie plätzen läßt, in Versuchung käme, etwas für einen ganzen Rock bei Seite zu schaffen, z. B. eben die Million aus England, so würde den armen Schelmen sicher niemand deshalb hängen wollen.

Wie Regen auf vertrocknetes Land flossen die Steuern aller Art in die bedürftige Thalschaft, thaten wirklich unsäglich wohl, hielten die Leute aufrecht, hielten ferne dringende Not, und mildthätige Gläubiger machten mit Warten und Schenken ihren Schuldnern neuen Mut. Aber wie die Steuern den Leib erquickten, ihn nährten, gesund erhielten, so sollten sie auch das Herz erwärmen zur Dankbarkeit, es begeistern, die empfangenen Zeichen der Liebe an Gott und Menschen zu vergelten mit Liebe und Treue. Sie sollten allen schreiben ins Herz hinein: der Herr, der den Wassern ihre Kammern geöffnet zur Wohlthätigkeit, dieser Herr habe damit auch ihre Herzen öffnen wollen der Erkenntnis: daß er der Herr sei, nehmen und geben könne nach seinem Wohlgefallen, daß er der Herr bleiben, die Kammern seiner Herrlichkeit öffnen werde, je nachdem die Geprüften ihm ihre Herzen aufgethan, ihn kindlich aufgenommen in dieselben, und kindlich seinem Walten sich ergeben.

Wo die erhaltenen Gaben aufgenommen werden mit Freude und Dank, da thun sie nicht nur dem Leibe wohl, sondern gereichen auch der Seele zur Seligkeit; wo sie aber ein ungenügsames Herz finden, Neid und Mißgunst, da bringen sie den Unsegen ins Haus und in die Seele hinein neue Schuld.

Eine süße Sache wird bitter im Munde, wenn gallicht die Zunge belegt ist; so erzeugt die schönste Gabe in sündigen, verbitterten, eigensüchtigen Herzen nicht reine Freude, nicht lautern

Dank, sondern ganze Heeresscharen von bittern, sündigen Gefühlen, und diese Gefühle brechen dann aus in Vorwürfe aller Art, in harte Worte gegen Geber und Mitbeschenkte. Es gibt wahrhaftig nichts, das wohlthätige Menschen schwerer prüft und sie dringlicher vom Geben abschreckt, als die Art und Weise, wie bei großen Unglücksfällen reich gespendete Steuern empfangen, besprochen, gebraucht werden. Solche Steuern fallen oft wie eine wahre Habersaat unter die Besteuerten, und die Geber hören nicht sowohl Dank für das Empfangene, als Klagen über das, was die Besteuerten zu wenig erhalten, mehr Äußerungen des Mißvergnügens, als der Freude; ja manchmal scheint es den Leuten kaum der Mühe sich zu lohnen, die Geschenke abzunehmen; und am Ende wird gar nicht, oder erst nach Jahren Bericht gegeben, ob man die Geschenke habe verfaulen lassen, ob sie verteilt worden, oder sonst ab Handen gekommen seien. So eine ehrliche Frau, wenn sie tief in Säckel und Schnitztrog greift, ergötzt sich wohl in Gedanken, wie die armen Leute luegen würden, wenn ihre Gabe komme, wie sie mit thränenden Augen den Wagen umstehen, Gott und der Geberin mit gerührtem Herzen danken, und jede herausgehobene Gabe aufs neue preisen und loben würden. Hie und da mag ihr Traum in Erfüllung gehen, aber wenn sie andere Male sehen könnte, wie die Leute sich zanken um den Wagen herum, wie sie nur darin eins sind, die Gaben auszuführen, wie man sie fast nicht abnehmen mag, und doch keins dem andern seinen Teil gönnt, und wie leichtsinnig man damit umgeht, es würde der guten Frau ein ander mal sicher eine schwere Überwindung kosten, eben so tief in Säckel und Schnitztrog zu greifen.

Für den eigentlichen Menschenfreund ist es wahrhaftig ein erschütternder Anblick, zu sehen, was die Herzen von Unglücklichen gebären, nicht sowohl in der Stunde des Unglücks, als

wenn die Hilfe kömmt von guten Leuten. Es ist da, als ob der Bodensatz jedes Herzens aufgerührt würde und Zeugnis ablegen müßte auch über das innere Elend. Ich will nicht näher das traurige Thun bezeichnen, nicht mit einzelnen Zügen es belegen, nicht sagen, daß es gerade jetzt in Eggiwyl und Rötenbach so zugehe, aber bei dieser Gelegenheit möchte ich den Beschädigten aller Art und aller Orten dringend zu Gemüt führen, daß sie ja doch ihre Herzen bewahren möchten vor Neid, Ungenügsamkeit, Mißtrauen, Selbstsucht, Unredlichkeit. Denn wo diese zu Tage treten, verurteilen sie nicht nur die Herzen und bringen den Unsegen über die Gaben, sondern sie töten bei vielen das Mitleid, oder es bildet sich wenigstens das Urteil, daß die Begabten keine Gabe verdient hätten. Ich kenne einen verunglückten Ort, wo das wüste Betragen der Leute am Betrage der Steuern mehrere tausend Franken schadete, und die meisten Geber reuig wurden, daß sie die milde Hand aufgethan.

Unglückliche hätten doch so dringende Ursachen, ihre Herzen zu bewahren, denn der Herr, der ein Unglück gesendet, kann ein zweites zum ersten fügen, kann seine Blitze schleudern alle Tage, kann seine Wasserkammern öffnen zu jeder Stunde, und wie würde ihnen dann sein, wenn ihr Streit und widerwärtig Hadergeschrei der Geber Herzen verschlossen hätte, milde Hände sich ihnen nicht mehr öffnen wollten?

Von ganzem Herzen sollte jeder dem Herrn danken, fröhlich sein über seine Gabe und sich freuen über die Gabe seines Nächsten. Was der eine erhalten, was der andere, beides kömmt aus des Herrn Hand; er hat es geordnet, wie viel, nicht mehr, nicht weniger, jeder erhalten solle. Darum sollte niemand mit Neid sich versündigen gegen den Herrn. Und wenn bei weitem die Steuer den Verlust nicht deckt, den Erwartungen nicht entspricht, warum das Murren und Klagen? Wer ist schuld an

zu hoch gespannten Erwartungen? Betrachte man doch nicht das Verlorene, sondern das Empfangene, das niemand schuldig war zu geben, bedenke, wie einem wäre, wenn man gar nichts erhalten hätte, worüber man niemanden mit Recht Vorwürfe machen könnte, dann erst kann man dankbar werden, kann sich freuen über seinen Gott, der uns nicht vergessen, freuen über die Geber alle zu Stadt und Land, die um Gott und der Liebe willen so viel gegeben, freuen, daß der Nachbar nicht vergessen worden in seiner Not.

Dann wäre Segen in jeder Gabe, und in jedem Herzen duftete das köstliche Blümlein als köstlicher Weihrauch dem Herrn, das Blümlein der Liebe, und aus ihm wüchse die goldene Frucht der Treue, der Treue in guten und bösen Tagen, durchs ganze Leben bis in den Tod. Dann würde erfüllt an den Bedrängten die Verheißung, daß Allen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, geben und nehmen, unglücklich sein und Unglücklichen helfen.

Alles thut der Herr, damit jede Schickung an den Seelen gedeihe, zu ihrer Läuterung diene, und der Mensch hat Ohren und höret nicht, Augen und siehet nicht und sein Verstand will nicht fassen des Herrn lebendige Predigt.

Traurig, grausig sah im letzten Herbst das Thal aus, alle Tage schien es düsterer zu werden, so wie die Tage trüber wurden; eine Wüste schien es vielen, zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt, und sie hoben die Hände jammernd auf und frugen Gott, wo sie nun Speise pflanzen, Nahrung suchen sollten, da der Boden, zum Pflanzen der Nahrung ihren Vätern gegeben, verwüstet sei?

Schweigend antwortete der Herr auf diesen Jammer. Er deckte mit Schnee die Erde, das ganze Thal der Verwüstung zu, damit auch es schweige und sein Anblick nicht fort und fort

wollte zu Fuß nicht weiter und verlangte nun in schwer zu beschreibender Sprache Transportmittel für seinen teuren Leib. Schwer war ihm begreiflich zu machen, daß man weder fahren noch reiten könne.

Nun forderte er eine Sänfte; verduzt sah man einander an, aber man besann sich lange nicht, was das eigentlich sei. Endlich fiel es jemanden ein, aber was half das, da man in Röthenbach keine Sänfte hatte. Aber der Engländer wollte getragen sein, möge nun eine Sänfte da sein oder nicht. Die Leute waren zum Glück nicht auf den Kopf gefallen, sie stellten sich vor, jeder Sessel, auf dem man jemanden trage, werde zum Tragsessel, also zur Sänfte. Sie dachten an einen alten Lehn- oder Nachtstuhl und zogen den aus seinem Winkel hervor; sie rissen von einem Mistbükli die Stangen weg und befestigten sie mit guten Seilen an den Nachtstuhl.

Um diese Anstalten versammelte sich eine bedeutende Menge, vergaß die Andacht, ergötzte sich an dem eigentümlichen Wesen des Engländers. Lachen war auf allen Gesichtern, und Witzworte flogen hin und her, reichlich und lustig. Er aber stund mitten in der lachenden, spottenden Menge mit den Daumen in den Armlöchern da, echt lordmäßig, stumpf oder erhaben; daß die gemeine Menge über ihn lache, daß er ihnen vorkomme, wie den Spatzen ein Kauz am Tage, was kümmerte ihn das? O so ein Engländer hat es in seiner Erhabenheit unendlich weiter gebracht, als alle unsere vornehmen Söhnchen zusammen genommen; die begehren auf wie Rohrspatzen und Frösche im Teiche, wo so ein Engländer unbewegt bleibt wie ein Gott über den Kreaturen. Endlich unter großem Jubel setzte er sich mit hängenden Beinen und verschränkten Armen in den alten Sessel. Von zwei handfesten Burschen aufgehoben, von spaßtreibenden Scharen begleitet, begann er die Reise, und der

Spott zog hinter ihm drein, kam auf allen Gesichtern ihm entgegen. Er aber blieb unbewegt, versuchte nur zuweilen seine ihm schwer werdenden Beine in eine andere Lage zu bringen, und teilte hie und da ein Geldstück aus. Er verschwand, wie er kam, man weiß nicht mehr recht wohin; aber hinter ihm blieb das Gerücht, er hätte gesagt, er verreise jetzt nach England, und wolle es dort seinem Vetter sagen, wie übel es ihnen hier ergangen, und der müsse ihnen dann eine Million schicken; und diese Million wird noch heutzutage und in allem Ernst erwartet.

War er verschwunden, so verschwand mit seinem Anblick auch der Scherz, und stiller Ernst begleitete die Besuchenden bis in ihre Heimat. Mit dem Verschwinden des erschütternden Anblicks des Thales trat an die Stelle der Ehrfurcht und Demut die Teilnahme und das Mitleid mit den unglücklichen Beschädigten. Nicht satt wurde man im Erzählen, wie übel es dem und diesem ergangen, wie Gräßliches diese und jene hätten ausstehen müssen. Ihre Teilnahme verbreiteten sie wie Missionärs über das ganze Land, und die meisten derer, welche zu geben und zu helfen gewohnt sind — und bei uns zu Lande ist diese Klasse weit größer, als in Fürstenländern, sie geht von oben herab bis zum Tauner — griffen an ihre Säcke und durchstöberten Spycher und Schnitzströge. Freilich gibt es auch eine Klasse, die nie gibt. Diese beginnt auch weit oben, geht aber dann hinab bis auf die Hefe der Menschheit. Da ist's, wo mancher Hochgeborne, der für nichts Gefühl hat, als für das Steigen und Fallen der Staatspapiere, oder etwas von Trüffeln, und mancher Hochgewordene, der gerne viel verthut und ungern etwas bezahlt, am ungernsten Ehrenschulden, Bruderherz sagen sollte zum schmutzigsten Saukerl, der zu allem fähig ist, nur zu keiner Wohlthat. Viele warteten nicht zu geben bis auf den

angesetzten Tag des Sammelns, der von uns gerne auf den angesetzten Bettag gesetzt wird, im Glauben, der Christ, der bei einem milden Gott Versöhnung suche, wisse wohl, daß nur ein mildes Herz sie finden könne. Und als der Tag kam, fielen die Gaben reichlich und willig, sogar im Bistum etwas, heißt es. Es ist sehr schön von den Brüdern da hinten, daß sie uns auch andere Lebenszeichen geben, als die Sucht zu kegentelen, zu despöteln und uns ehrliche Altberner über das Kübli zu lüpfen. Es gab mancher reichlich, der selbst beschädigt worden war; man gab reichlich ohne Unterschied der Farben; Schwarze und Weiße, getrennt durch Ansichten, wurden vereint durch Mitgefühl. Es wollte allerdings hie und da der Grundsatz auftauchen: Aug um Aug, Zahn um Zahn, und Stimmen wurden laut: Thorheit sei's, den nach allem Bernergut, Stadt- und Partikulargut lüsternen Bauern, die mit Gewalt oder Agentenkniffen ihrer Lust den Weg zr bahnen suchten, noch freiwillige Gaben auf das Land hinaus zu werfen; bei denen sollten sie jetzt Hilfe suchen, die stets so große Worte schwallsweis hätten fürs Volk, und mit Anweisungen auf fremdes Gut so freigebig wären, und mit hohlen Versprechungen so verschwenderisch, so schändlich und schäbig aber, wo es gelte einen Kreuzer aus dem eigenen Sack.

Aber diese verdüsterten Stimmen verhallten an dem echt republikanischen Sinn, der Meinungsverschiedenheit in einer Republik als notwendig anerkennt, an dem klugen Sinn, der wohl weiß, daß Härte keine Versöhnung bringt, an dem schlauen Sinn, der die Laster nicht annimmt, die seinen Gegner verhaßt machen, an dem heiligen Sinn, der Augen hat für die Fehler auf beiden Seiten, an dem christlichen Sinn, der den armen Verwundeten nicht frägt, ob er ein Jude sei oder ein Samariter, ehe er Balsam schüttet in geschlagene Wunden.

Wo Politik nicht trennte, nicht verhärtete, da that es sogenannte Religion. Du lieber Gott, was mag das für eine Religion sein, die Unglücklichen Hilfe versagt, weil sie wohl den gleichen Gott anbeten, aber nicht mit den gleichen Gebärden, mit dem gleichen Augenspiegel! Schon lange wußte man, daß viele sogenannte Fromme kein Herz hätten, keine Hand öffneten für christliche Zwecke, wenn man diese nicht mit ihren Farben übertünche; aber daß man Hungernde nicht speisen, Nackte nicht kleiden wolle, weil sie nicht von „üse Lüte" seien, und daß Lehrer diese Lehre öffentlich predigten, das wußte man nicht. Und jetzt weiß man nicht, auf welches Evangelium sich diese Menschen stützen. Menschen, habt ihr des Herrn Worte? Der Buchstabe töte, sagt ihr. Habt ihr dann den Geist dessen, der für seine Feinde betete? O Menschen, bedenkt, aus den Werken erkennt man den inwohnenden Geist; im Segnen oder Fluchen auch gibt er sich kund! O Menschen, bedenkt, von welchem Geiste seid ihr besessen!

Über Fr. 60,000 flossen zusammen im Ländchen, über Fr. 6 per Kopf. Will Österreich seinen Ungaren in gleichem Maße steuern freiwillig, ohne die Hilfe des Staates zu rechnen, so muß es über fünf Millionen zusammenlegen. Wo viele geben, wird die Summe leicht größer, als wo wenige viel geben; und wo der Mensch leicht und frei atmet, da nur hat er Lust und Mut zum thätigen Mitgefühl.

Zur Verteilung dieser Steuer wurde ein Grundsatz aufgesucht, sorgfältig beraten, und folgenden fand man:

Wer reich war und blieb, erhielt keinen Anteil an der Steuer; wer empfindlich geschädigt wurde, aber Vermögen behielt, $^{2}/_{10}$ seines Schadens; wer fast alles verlor, mit Mühe sich erhielt, $^{3}/_{10}$; die, welche ohne Vermögen waren, denen vielleicht der weggenommene Raub ihr einziges Besitztum war,

5/10. Bei Aufstellung dieses Grundsatzes dachte man sich in den Willen der Geber, die ganz sicher einem reichen Mann, der vielleicht reicher war und reicher blieb, als sie, nichts gesteuert hätten, sondern den Bedürftigen, und auch diesen nach dem Maß ihres Bedürfnisses oder ihres Elends, dem ganz Entblößten mehr, als dem nur hart Geschädigten. Und der, dem die Steuern zur Austeilung anvertraut worden waren, hatte volles Recht, eine Norm aufzustellen, und die gerechteste war sicher die, daß er soviel möglich nach dem Willen der Geber sich richtete.

Über den Grundsatz waren einige unzufrieden; sie hatten Unrecht. Dem armen Ghusmann, der seinen Zins geben mußte und alle seine Pflanzungen verlor, dem Schuldenbürli, dem der ganze Ertrag seines kleinen Heimwesens vernichtet worden, ging es sicher tiefer ins Leben, als dem, der Tausende verlor, aber doppelt so viel Tausende behielt, oder dem reichen Bergbesitzer, der nur einige Kühe weniger sömmern, oder selbst auch, wenn er fortan nur Schafe statt Kühe auf seine Alp treiben kann. Und doch gibt es Arme, die klagen, die Reichen erhielten alles, und sie nichts. Allerdings erhalten Besitzer, die um die Hälfte ihres Eigentums geschädigt worden, vielleicht Fr. 1000 verloren und Fr. 500 behielten, mehr als der, welcher nur ein klein Stücklein Land bepflanzt hatte, und alles darauf verlor; aber ist's nicht recht so? Doch wer will dieses Leuten, die nie fassen konnten, daß zweimal zwei vier sei, begreiflich machen?

Eine größere Unzufriedenheit noch entstund über die Schatzungen des Schadens in den verschiedenen Gemeinden. Gar Viele hielten alle Schatzungen für zu hoch, nur die ihre zu niedrig. Eine Schatzung, welche man am Morgen nach der Überschwemmung machte, vielleicht noch mit der Laterne, mußte natürlich ganz anders ausfallen, als eine andere, die Tage oder

Wochen später vorgenommen worden. Daß später Schätzer an einigen Orten in die Schatzung einen bleibenden Schaden einrechneten, während andere Schätzer nur den verlornen Raub anschlugen, weil sie glaubten, das Land selbst hätte eher gewonnen, als verloren, konnte nicht vermieden werden.

An einigen Orten nahm man die Schätzer aus den Gemeinden, weil ihnen der vorige Zustand am besten bekannt war; denen wirft man Parteilichkeit vor. An andern Orten wurden sie aus fremden Gemeinden genommen, damit man ihnen nicht Parteilichkeit vorwerfen könne; die nun beschuldigt man, daß sie das, was sie geschätzt, nicht gekannt hätten, indem ihnen der frühere Zustand nicht bekannt gewesen sei.

So findet der Unzufriedene Stoff zu Klagen, man mag es machen, wie man will. Vielleicht wäre eine unparteiische Revision aller Schatzungen nicht übel gewesen; aber wer hätte sie mit Sachkenntnis machen wollen der ganzen Emme nach?

Die Austeilung der Steuer begann so schnell als möglich, und wenn es schon manchem lange zu gehen schien, so bedachte er nicht, daß an andern Orten in ähnlichen Fällen es noch weit länger ging; daß hier doch nicht, wie an andern Orten in ähnlichen Fällen, Korn, Schnitze, Erdäpfel schmählich verdarben bei solcher Zögerung, ohne einem Menschen zu gut zu kommen, und daß für Viele diese Zögerung eine große Wohlthat war, denn sonst hätten sie längst alles gebraucht, schon für den Maien nichts mehr gehabt, geschweige denn für den langen Brachet, der vor der Thüre ist.

Daß die Austeilung eine Treue ist, daran zweifeln nur Mißtreue, und es behaupten z. B. nur Niederträchtige, es kämen geschenkte Hammen vor der Austeilung ab Handen. Wer wird wohl die Million müssen gestohlen haben, die nicht kömmt aus England? Wird sie vielleicht ein ehrlicher Polizeier in

seiner Ledertasche verkrätzt haben müssen? Wenn schon ein solcher, den die Gemeinde in allem Wind und Wetter herumpostet und ihm seine Kutte nie plätzen läßt, in Versuchung käme, etwas für einen ganzen Rock bei Seite zu schaffen, z. B. eben die Million aus England, so würde den armen Schelmen sicher niemand deshalb hängen wollen.

Wie Regen auf vertrocknetes Land flossen die Steuern aller Art in die bedürftige Thalschaft, thaten wirklich unsäglich wohl, hielten die Leute aufrecht, hielten ferne dringende Not, und mildthätige Gläubiger machten mit Warten und Schenken ihren Schuldnern neuen Mut. Aber wie die Steuern den Leib erquickten, ihn nährten, gesund erhielten, so sollten sie auch das Herz erwärmen zur Dankbarkeit, es begeistern, die empfangenen Zeichen der Liebe an Gott und Menschen zu vergelten mit Liebe und Treue. Sie sollten allen schreiben ins Herz hinein: der Herr, der den Wassern ihre Kammern geöffnet zur Wohlthätigkeit, dieser Herr habe damit auch ihre Herzen öffnen wollen der Erkenntnis: daß er der Herr sei, nehmen und geben könne nach seinem Wohlgefallen, daß er der Herr bleiben, die Kammern seiner Herrlichkeit öffnen werde, je nachdem die Geprüften ihm ihre Herzen aufgethan, ihn kindlich aufgenommen in dieselben, und kindlich seinem Walten sich ergeben.

Wo die erhaltenen Gaben aufgenommen werden mit Freude und Dank, da thun sie nicht nur dem Leibe wohl, sondern gereichen auch der Seele zur Seligkeit; wo sie aber ein ungenügsames Herz finden, Neid und Mißgunst, da bringen sie den Unsegen ins Haus und in die Seele hinein neue Schuld.

Eine süße Sache wird bitter im Munde, wenn gallicht die Zunge belegt ist; so erzeugt die schönste Gabe in sündigen, verbitterten, eigensüchtigen Herzen nicht reine Freude, nicht lautern

Dank, sondern ganze Heeresscharen von bittern, sündigen Gefühlen, und diese Gefühle brechen dann aus in Vorwürfe aller Art, in harte Worte gegen Geber und Mitbeschenkte. Es gibt wahrhaftig nichts, das wohlthätige Menschen schwerer prüft und sie dringlicher vom Geben abschreckt, als die Art und Weise, wie bei großen Unglücksfällen reich gespendete Steuern empfangen, besprochen, gebraucht werden. Solche Steuern fallen oft wie eine wahre Hadersaat unter die Besteuerten, und die Geber hören nicht sowohl Dank für das Empfangene, als Klagen über das, was die Besteuerten zu wenig erhalten, mehr Äußerungen des Mißvergnügens, als der Freude; ja manchmal scheint es den Leuten kaum der Mühe sich zu lohnen, die Geschenke abzunehmen; und am Ende wird gar nicht, oder erst nach Jahren Bericht gegeben, ob man die Geschenke habe verfaulen lassen, ob sie verteilt worden, oder sonst ab Handen gekommen seien. So eine ehrliche Frau, wenn sie tief in Säckel und Schnitztrog greift, ergötzt sich wohl in Gedanken, wie die armen Leute luegen würden, wenn ihre Gabe komme, wie sie mit thränenden Augen den Wagen umstehen, Gott und der Geberin mit gerührtem Herzen danken, und jede herausgehobene Gabe aufs neue preisen und loben würden. Hie und da mag ihr Traum in Erfüllung gehen, aber wenn sie andere Male sehen könnte, wie die Leute sich zanken um den Wagen herum, wie sie nur darin eins sind, die Gaben auszuführen, wie man sie fast nicht abnehmen mag, und doch keins dem andern seinen Teil gönnt, und wie leichtsinnig man damit umgeht, es würde der guten Frau ein ander mal sicher eine schwere Überwindung kosten, eben so tief in Säckel und Schnitztrog zu greifen.

Für den eigentlichen Menschenfreund ist es wahrhaftig ein erschütternder Anblick, zu sehen, was die Herzen von Unglücklichen gebären, nicht sowohl in der Stunde des Unglücks, als

wenn die Hilfe kömmt von guten Leuten. Es ist da, als ob der Bodensatz jedes Herzens aufgerührt würde und Zeugnis ablegen müßte auch über das innere Elend. Ich will nicht näher das traurige Thun bezeichnen, nicht mit einzelnen Zügen es belegen, nicht sagen, daß es gerade jetzt in Eggiwyl und Rötenbach so zugehe, aber bei dieser Gelegenheit möchte ich den Beschädigten aller Art und aller Orten dringend zu Gemüt führen, daß sie ja doch ihre Herzen bewahren möchten vor Neid, Ungenügsamkeit, Mißtrauen, Selbstsucht, Unredlichkeit. Denn wo diese zu Tage treten, verurteilen sie nicht nur die Herzen und bringen den Unsegen über die Gaben, sondern sie töten bei vielen das Mitleid, oder es bildet sich wenigstens das Urteil, daß die Begabten keine Gabe verdient hätten. Ich kenne einen verunglückten Ort, wo das wüste Betragen der Leute am Betrage der Steuern mehrere tausend Franken schadete, und die meisten Geber reuig wurden, daß sie die milde Hand aufgethan.

Unglückliche hätten doch so dringende Ursachen, ihre Herzen zu bewahren, denn der Herr, der ein Unglück gesendet, kann ein zweites zum ersten fügen, kann seine Blitze schleudern alle Tage, kann seine Wasserkammern öffnen zu jeder Stunde, und wie würde ihnen dann sein, wenn ihr Streit und widerwärtig Habergeschrei der Geber Herzen verschlossen hätte, milde Hände sich ihnen nicht mehr öffnen wollten?

Von ganzem Herzen sollte jeder dem Herrn danken, fröhlich sein über seine Gabe und sich freuen über die Gabe seines Nächsten. Was der eine erhalten, was der andere, beides kömmt aus des Herrn Hand; er hat es geordnet, wie viel, nicht mehr, nicht weniger, jeder erhalten solle. Darum sollte niemand mit Neid sich versündigen gegen den Herrn. Und wenn bei weitem die Steuer den Verlust nicht deckt, den Erwartungen nicht entspricht, warum das Murren und Klagen? Wer ist schuld an

zu hoch gespannten Erwartungen? Betrachte man doch nicht das Verlorene, sondern das Empfangene, das niemand schuldig war zu geben, bedenke, wie einem wäre, wenn man gar nichts erhalten hätte, worüber man niemanden mit Recht Vorwürfe machen könnte, dann erst kann man dankbar werden, kann sich freuen über seinen Gott, der uns nicht vergessen, freuen über die Geber alle zu Stadt und Land, die um Gott und der Liebe willen so viel gegeben, freuen, daß der Nachbar nicht vergessen worden in seiner Not.

Dann wäre Segen in jeder Gabe, und in jedem Herzen duftete das köstliche Blümlein als köstlicher Weihrauch dem Herrn, das Blümlein der Liebe, und aus ihm wüchse die goldene Frucht der Treue, der Treue in guten und bösen Tagen, durchs ganze Leben bis in den Tod. Dann würde erfüllt an den Bedrängten die Verheißung, daß Allen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, geben und nehmen, unglücklich sein und Unglücklichen helfen.

Alles thut der Herr, damit jede Schickung an den Seelen gedeihe, zu ihrer Läuterung diene, und der Mensch hat Ohren und höret nicht, Augen und siehet nicht und sein Verstand will nicht fassen des Herrn lebendige Predigt.

Traurig, grausig sah im letzten Herbst das Thal aus, alle Tage schien es düsterer zu werden, so wie die Tage trüber wurden; eine Wüste schien es vielen, zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt, und sie hoben die Hände jammernd auf und frugen Gott, wo sie nun Speise pflanzen, Nahrung suchen sollten, da der Boden, zum Pflanzen der Nahrung ihren Vätern gegeben, verwüstet sei?

Schweigend antwortete der Herr auf diesen Jammer. Er deckte mit Schnee die Erde, das ganze Thal der Verwüstung zu, damit auch es schweige und sein Anblick nicht fort und fort

jammernd rede zu den Thalbewohnern, und sie sich sammeln möchten, um mit besonnenem Mut ihre Kräfte walten zu lassen, wenn zur Arbeit die Sonne rufe.

Aber wie unter dem Schnee hervor im Winter die Tiere des Waldes ihre Nahrung scharren, so gibt es Menschen, die auch unter dem Schnee hervor Nahrung kratzen für ihr mißvergnügtes Herz, das keine andere Arbeit kennt, keine andere Lust, als Klage auf Klage ausströmen zu lassen gegen Gott und Menschen. Ein feuerspeiender Berg ruht doch noch zu Zeiten, seine Feuerströme verglühen, selbst das Grollen in seinem Schoße schweigt; ein stolzes Herz aber schweigt nimmer, seine Ausbrüche strömen fort und fort; selbst wenn die Emme austrocknet in den heißen Sommern, stocken diese nicht; selbst wenn Fluß und See zusammenfrieren in hartem Winterfrost, bleibt flüssig der Klagestrom mißvergnügter Herzen. Was doch wohl für Materie sein mag in einem solchen Herzen?

Doch hat sicher auch manches Herz den Winter durch sein Gleichgewicht wieder gefunden, hat Mut gefunden und Zutrauen zu der Zukunft, hat den Glauben neu gefaßt, daß Gott nur den verlasse, der sich selbst verläßt.

Lange schwieg der Herr, lange ließ er bedeckt die Erde, lange Zeit, Mut und Glauben zu fassen, gab er den Menschen.

Endlich zog er die Decke weg, hauchte neue Kräfte der Sonne ein und redet nun laut und immer lauter von Tag zu Tag. Es knospen die Bäume, lustiges Grün drängt sich allenthalben aus Schlamm und Sand hervor; und wo eine fleißige Hand dem Schlamm oder Sand Samen anvertraute, da steigt zu Tage eine üppige Saat.

Wohl sind noch wüste Stellen im Thale, sind tiefe Furchen an den Bergen, die einen werden nie, die andern lange nicht vergehen; aber bald wird der größte Teil des Thales neu ge-

boren sein, wunderbarlich, wird aller Welt verkünden, wie groß des Herrn Werke seien und wie herrlich über der Erde seine Güte, wie seine Allmacht Nacht in Tag verwandle, und wüste Zerstörung in helle Pracht.

Ein Thor möchte sagen, die gepriesene Weisheit und Güte komme ihm vor wie mutwilliges Kinderspiel, das auch zerstöre, um wieder von vorne beginnen zu können. Der arme Thor kennt Gottes Walten nicht, weiß nicht, daß in der Zerstörung immer der Keim einer herrlicheren Schöpfung liegt, daß Alles, was Gott schaffet, sichtbarlich ein Spiegel des Unsichtbaren ist, ein Spiegel dessen, was vorgeht in des Menschen Seele, dessen, was vorgehen sollte in derselben. Der gute Gott findet es nötig, selbst zu predigen, und durch seine eigene Predigt selig zu machen, die daran glauben. Er redet leise meist im Säuseln des Windes, aber er redet auch gewaltig, harte Ohren aufzusprengen. Und wenn er laut redet über Berg und Thal, dann zittern Berg und Thal, und das blasse Menschenkind schweigt in tiefem Schauer; es weiß, wer redet. Und wenn des Herrn Predigt Berge gespalten, Thäler verschüttet, Menschen-Glück und Arbeit zerstört hat durch feurige Blitze, durch der Wasser Gewalt, so hat der Herr dem Menschen gezeigt seine Majestät und die Haltlosigkeit dessen, was am festesten scheint auf der Erde, und mit den empörten Wassern macht er ihm verständlich empörte Leidenschaften, und daß sie es seien, die Häuser brechen, Leben töten, Länder verzehren.

Und wenn der Herr jetzt redet im Frühlingswehen, im grünen Grase, das dem Schlamm entsprießt, in den Blüten der Bäume auf dem Schuttfelde, so ruft Er auf zu frohem Mut, zu heiterer Hoffnung, die in tiefster Nacht nie an dem kommenden Tag verzagt, so will Er weisen auf versandete, verschlammte, versteinerte Herzen, will sagen: daß es auch da grünen und

blühen sollte und könnte; daß, wie graus, wie hoffnungslos ein Herz aussehen möge beim ersten Anblick, bei dem Herrn alle Dinge möglich seien; wie mit des Herrn Hülfe der Mensch das trostlos scheinende Thal wieder blühend machen werde und reich; so könne und solle jeder Mensch, so unfruchtbar und versteinert er auch scheinen möge, neu geboren werden zum Grünen und Blühen, zum Fruchtbringen in Liebe und Treue.

Es klingt im Frühlingswehen die Verheißung: wie lieblich das Thal sich gestalte in warmen Hauche des Herrn, wie schauerlich es gewesen nach der Wasser wildem Wüten, so schauerlich sei anzusehen das von Leidenschaften zerrissene, so unfruchtbar das mit sündigen Gelüsten überschlammte Herz, so lieblich werde es aber allgemach auch in diesem zerrissenen und überschlammten Herzen, wenn des Herrn Lüfte wehen, seine Sonne leuchtet in diese Herzen, und in diesen Herzen die Alles vermögende, gebärende Kraft hervorrufe, die Liebe. Da rege sich dann das Gute und Schöne, baue und treibe auf dem verödeten Boden himmlische Pflanzen und Blumen, deren Duft nicht vergeht, deren Grün nicht verwelkt, die keine Wasserflut wegspült, die dann aus dem Leben in den Himmel wachsen und dort Kronen werden allen, die hier treulich bauen und säen, aber nicht nur Weizen und Korn auf ihres Ackers Boden, sondern auch des Herrn mündlich und schriftlich Wort auf ihres Herzens Grund.

So, Ihr Emmenthaler, predigt euch der Herr mit selbsteigenem Munde. Thut eure Ohren auf und hört des Herrn Predigt, erkennet sein gütig Leiten, die Wunder seiner Allmacht im Thale; verstehet ihn aber auch, den Herrn, der durch das Sichtbare erwecken, beleben, beseligen will eure unsichtbaren Seelen. Bauet und säet munter, unverdrossen in den Schoß des neubelebten Bodens, freuet euch wie die Saat herrlich gedeiht in des Allmächtigen Segen; aber dieses Sichtbare sei Euch nur

der Spiegel, in dem ihr erblickt das Unsichtbare wie an den Herzen Arbeit not thue, wie auch da bei dem Mutigen, Unverdrossenen der Segen des Herrn sei, und auf dem wüstesten Herzensboden herrlich gedeihen könne, was mit des Herrn Hülfe gesäet wird. So werden dann euer Thal und eure Herzen wetteifernd grünen und blühen zur Ehre des Herrn, herrlicher von Jahr zu Jahr, und jede wüst gebliebene Stelle im Thale und in den Herzen ist nur ein neuer Sporn zu neuer Arbeit, ein neuer Trieb, die Hilfe des Herrn zu suchen und mit dieser Hilfe zu bauen und zu säen auf irdischen und geistigen Boden. Ein glückliches Leben geht dann über dem Thale auf, das kein Donner erschüttert, keine Lawine begräbt, keine Emme zerstört; jedes Herz wird zum blühenden Baum, und zwischen den Herzen klemmt nichts mehr trennend sich ein, sondern eins sind alle im Wetteifer zu säen und zu bauen dem Herrn zu Lob und Ehre; und von oben nieder senkt dann die unsichtbare Himmelsleiter ins Thal sich nieder, auf der alle Tage alle Herzen in den Himmel steigen, bis sie der Vater reif erfindet für den Himmel und sie behält in seinem Schoße. So wird zum Heil, was man mit blutigen Thränen empfangen, wird zum Born der wahren Kraft, was zuerst eine Quelle von Not und Verzweiflung schien.

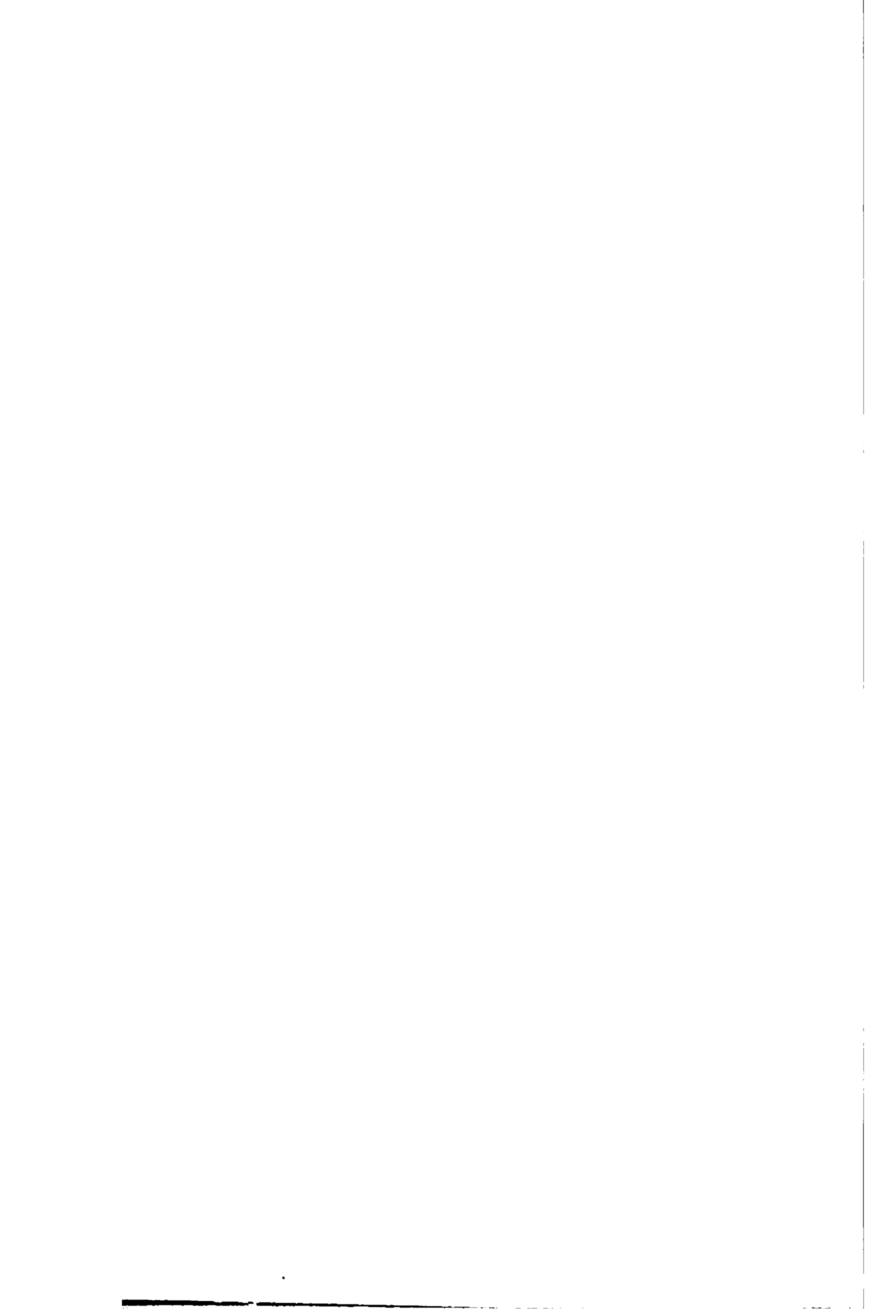
Nun gilt aber des Herrn Predigt nicht den Thalbewohnern allein, sein Wehen säuselt um alle versandeten, verschlammten Herzen. Wie der Donner seiner Stimme in den Tagen des Augusts Tausende aufrief und Tausende versammelte im unglücklichen Thale, über sie ergoß das Gefühl ihrer Ohnmacht und seiner Allmacht, daß sie ihre Herzen beugten in unaussprechlicher Ehrfurcht und zitternd baten, daß Er sie nicht zertreten möchte; so ladet Er nun wieder jeden ein mit lauen Lüften, warmen Sonnenstrahlen, zu kommen und zu schauen,

wie lebengebend Er sei, wie Er aus dem Graus der Verwüstung hervorrufe neues Grün, neue Blumen, Früchte verheißend, und immer reichere und schönere, je weniger der Mensch Mut und Vertrauen verloren, damit jeglichem der Glaube aufgehe, daß auch auf seines Herzens Boden es grünen und blühen könne, wenn er ihn ausbreite der Sonne des Herrn und mit Glauben und Vertrauen zu pflanzen versuche auf demselben. So kommt dann und höret auf des Herrn Frühlingsrede und empfanget mit ihr in öden Boden den Samen, der zur Seligkeit reifet. Und könnt ihr nicht kommen, so schauet eure Matten, eure Bäume, wie reich und wunderschön des Herrn Frühlingswehen sie gemacht, und lasset dann das gleiche Wehen auch an eure Herzen dringen, daß auch da ein neues Leben auferblühe, ein unvergängliches, wunderliebliches, wunderkräftiges Leben. Schauet jeden Tag, jetzt und wenn die Sonne höher steigt, und wenn sie wieder tiefer sinket rings um euch, erkennet, was der Herr thut, höret, was er predigt, dem Leibe zum Heil, der Seele zur Seligkeit. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Ausdehnung verkündet seiner Hände Werk, und je ein Tag nach dem andern quillet heraus mit seiner Rede, und je eine Nacht nach der andern zeiget Weisheit an. Sie haben zwar keine Rede und keine Worte, doch wird ohne diese ihre Stimme gehört. Ihre Schrift gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an das Ende des Erdkreises. Würden so unsere Augen den Herrn schauen, so würden auch unsere Grundsätze des Herrn voll; dann würde jeder Ort, den unser Fuß betrittet, zur Kirche, jeder Tag zum heiligen Fest, das ganze Land zum großen Gotteshaus, gläubiger Beter voll, horchend auf die Stimme des Herren. Dann würde aber auch eines jeden Leben ein Loblied auf den Allerhöchsten, jedes Herz ein Dankaltar, und jeder Mund würde beten aus Herzensgrund: „Herr, wie du willst, und was du

gibst, ist unserer Seelen Seligkett." Und die Engel des Herrn, die Freude, die nie verglüht, der Friede, der über allen Verstand geht, die Freiheit, die keine irdische Gewalt erzwingt, der Glaube, der Berge versetzt, die Liebe, die alles überwindet, würden Wohnung machen in unserem Ländchen in allen Hütten, und Ländchen und Hütten würden erfüllen des Herrn Segen und unaussprechliche Wonne.

Darum lasset die Predigt des Herrn euch zu Herzen gehen. Ich habe sie zu deuten versucht auf meine Weise in der Liebe; ich wollte zeigen, wie des Herrn Thun zu verstehen sei dem verständigen Gemüt. Möglich daß ein anderer des Herrn Predigt besser verstanden, dann rede er; und seine Rede wird ein neues Zeugnis sein, wie reich des Herrn lebendig Wort zu jeder Stunde über die Menschenkinder sich ergießt, wie not es thäte dem, der Ohren hat zu hören auf dieses nie verstummende Wort.





Wie fünf Mädchen

im Branntwein jämmerlich umkommen

Eine merkwürdige Geschichte

von

Jeremias Gotthelf





Der Verfasser hatte über das Branntweintrinken ein Lustspiel gelesen, welches mit einer Heirat und einem frohen Mahle schließt. Er versuchte nun über denselben Gegenstand ein Trauerspiel, und zwar erfand er dasselbe nicht, er ordnete nur zum Druck die Erzählung wirklicher Begebenheiten, die er einem Freunde verdankt.

Jeremias Gotthelf.

Es ist schon einige Jahre her, daß ich an eines Samstags heißem Nachmittage über einen ziemlich öden Berg wanderte. Ich kam von einem Orte her, wo viel Reichtum ist, aber noch mehr Armut, wo die Reichen das Saufen vormachten, die Armen es nachmachten; die erstern, so lange sie es vermögen, den Durst löschend mit Wein, die andern, aus Mangel an Geld, mit Branntwein. Von den Reichen kamen die einen dabei ums Leben, andere ums Vermögen, die Armen in tiefes Elend hinein.

Ich stieg schweren Gemütes den Berg auf und überdachte mir das Unglück und die unbeschreiblichen Folgen, die es hat, wenn an einem Orte von oben herab ein schlechtes Beispiel gegeben wird, wie schlechte, liederliche Vorgesetzte ganze Dorfschaften anstecken und mit sich in Sünde und Elend ziehen können wie in einen Wirbel hinein. Ich zählte in Gedanken mir die Dörfer und Gemeinden auf, die ich durch die Ersten des Orts und die Vorgesetzten verunglückt wußte, und es waren deren mehr, als man glaubt.

Ich dachte mir, wie notwendig es wäre, daß man allen Statthaltern sowohl als auch allen Regierungsstatthaltern nicht nur Gesetze und Dekrete, sondern auch „Lienhard und Gertrud" in die Hände gebe. Zu meinen Gedanken nickten mir wehmütig verserbete Haferstengel, und magere Gräschen sahen mich betrübt an, als ob sie mir wollten klagen helfen, aber, von ihren ver-

soffenen Besitzern verwahrlost, nicht mehr Kraft hätten dazu. So kam ich den Berg auf in finsteres Tannengehölz, in eine wilde Gegend, wo mir unheimlich zu Mute war, wenn ich mir die verwilderten Menschen dachte, die hier ringsum wohnen, und wie einsam es hier oben sei. Darum stieg ich so rasch den steilen Weg nieder, daß mich die Kniee schmerzten, als ich unten im engen Thälchen war, welchem die Sonne nur dann einen kurzen Blick schenkt, wenn sie in der besten Laune ist.

Einem Wässerchen nach, in dem wenig Wasser, aber viele Steine waren, wanderte ich der Mündung des Thälchens zu, so schnell Hitze und Müde mir es erlaubten. Mich dürstete, und das laue Wasser im Bächlein, das aber zu Zeiten Tannen trägt und Brücken zerstört, wollte mir nicht munden. Es war lang, das kleine Thal, wollte kein Ende nehmen; der Ort, wohin ich zielte, wollte nicht kommen.

Hie und da lag zur Seite ein schöner Hof, mit dunkelgrünen Bäumen umkränzt, behaglich im Schatten, den ich ihm mißgünstig vergönnte. Endlich, nach einer unendlichen Stunde, tauchte vor mir auf der lange schmale Ort und seine enge Gasse mit schlechten, schindelnbedeckten Häusern, wo einst das Feuer eine schreckliche Nacht oder einen furchtbaren Tag den Menschen bereiten wird. So nahe bei der Herberge vermochte ich noch einige Geschäfte abzuthun, konnte meinen Basler Herren einige Säcke Kaffee absetzen, und erst bei einbrechendem Abend setzte ich mich in das wenig anschauliche Wirtshaus.

Noch durstiger geworden durch das Aufschwatzen meiner Ware bestellte ich mir mein Lieblingsgetränk, das am besten abkühlt, süßen Thee mit Wein, und musterte dann, in einer Ecke der Gaststube sitzend, meine Umgebungen. Die Stube war düster und voll unerträglicher Fliegen, welche die gelben Vorhänge schön schwarz punktiert hatten; die Tische ringsum mit

Eisen beschlagen, damit die Gäste sich nicht im Schnitzerhandwerk üben möchten wie Buben in der Schule. Dem Boden sah man an, daß man die Besen schonte, obgleich man im Besenreiserland war; und Wände und Ofen mochten seit Jahren nicht abgerieben oder abgewaschen sein. Gäste saßen, cirka ein halbes Dutzend, vereinzelt an den Tischen, jeder mit einem halben Schoppen vor sich; durch den stinkenden Tabaksrauch hindurch drang der Geruch der in den halben Schoppen enthaltenen Flüssigkeit — es war Branntwein.

Dies fiel mir eben nicht besonders auf, ich hatte es schon an mehreren Orten gesehen; mehr wunderte mich das saure, stöckische Wesen der Menschen. Auf mehrere Fragen erhielt ich keine Antwort; man gab gar kein Zeichen, daß man mich vernommen, und wenn ich endlich eine Antwort erzwang, so war sie kurz und puckt; und wenn ein oder zwei aus der Antwort ein Gespräch machten, so ward es gleich so gehässig und streifte an das Beleidigende, daß ich froh war, mit meinem Thee und meiner Cigarre mich abzugeben und die andern in Ruhe zu lassen.

Ich notierte allerlei in meinen Kalender; Gäste kamen, forderten einen halben Schoppen, ohne zu sagen was — der Wirt wußte es; endlich kam Gelächter und Geschnatter auf das Haus zu, die Treppe herauf, stockte vor der Thüre, immer lauter werdend, so daß ich gar gwunderig auffsah, was da kommen wolle. Nach einer Weile wurde die Thüre aufgerissen und herein stießen sich fünf Mädchen. Froh wurden sie empfangen von den Anwesenden: „Es gilt dir, Liseli! Es gilt dir, Bäbeli!" scholl es aus dieser und jener Ecke. „Bis ume rüyhig," antworteten die Mädchen, thaten aber doch ungeniert Bescheid in Branntwein, und wenn sie auch mit dem ersten Schluck nur nippten, so tranken sie doch auf die Mahnung:

„Nimm ume, mach' us!" ohne Weigern das Glas halb oder ganz leer.

Sie setzten sich in meine Nähe, und die Wirtin trat zu ihnen mit der Frage: „Womit kann ich aufwarten?" „Bring grad e Maß!" rief lachend das munterste der Mädchen. Nun, das ist doch vernünftig, dachte ich, daß die jetzt Wein trinken; aber sie wären noch witziger gewesen, wenn sie nicht in Branntwein Bescheid gethan hätten. Die Wirtin brachte die Maß, die Mädchen schenkten ein; aber es sah aus wie Branntwein, es roch wie Branntwein; sie tranken es, wie man den Branntwein trinkt; ja wahrhaftig, es war Branntwein! Fünf Mädchen saßen da wohlgemnt hinter einer Maß Branntwein, und kein Mensch machte ein erstauntes Gesicht als ich; es schien ihnen etwas ganz Ordinäres zu sein.

Es graute mir ordentlich vor diesen Nachbarinnen, wenn ich mir dachte, was alles vorhergegangen sein müßte, bis sie dahin kamen, ungeniert zusammen ins Wirtshaus zu gehen und eine Maß Branntwein zu fordern; und was dann alles hintennach sich begeben werde, wenn sie diese Maß im Leibe hätten. Ich wischte meine Brille ab, setzte sie auf und rückte noch ein wenig vorwärts, um diese Mädchen genau zu betrachten, denn solche Heldinnen im Branntwein kriegt man nicht alle Tage zu sehen. Wie ich sie fand, will ich erzählen, will sie gleich mit den Namen bezeichnen, womit sie mir später genannt wurden.

Das nächste mir im Auge wurde Marei genannt und hatte ein unverschämtes Gesicht. Die sämtlichen Züge drückten nichts als Frechheit aus; der Mund und die Nase machten sich besonders trotzig, und nur wenn eine Schweinerei erzählt wurde, flog etwas über das lästerliche Gesicht, das accurat aussah wie ein Sonnenblick, der in einen Schweinstall scheint. Die Figur war unreif und glich einem im Lalg abgefallenen Apfel, eingeschrumpft und saftlos.

Das zweite Mädchen hieß Elisabeth und war eine dicke, eingesteckte Gestalt, die man zu einem Sauerkabisstämpfel füglich hätte brauchen können, unbeholfen und schwammig. Die Arme waren wie Mäßbstryche im Leibe eingesteckt und sahen verblüfft von den Schultern in die Luft hinaus. Das Gesicht war rotbrächt, glich aber einer Pflaume, welche eine Grämplerin zum Fingerle zurecht gelegt, damit ihre Kunden ihr an den andern Pflaumen den Tau nicht abwischen. Die gemeinste Sinnlichkeit guckte sogar aus den Nasenlöchern, und die Augen sahen so klebrig an jedem Burschen auf, als wenn sie wie Harz sich ihm anschmieren wollten.

Stüdeli wurde das dritte genannt; es hatte ursprünglich schöne Züge, von der Seite sogar etwas Nobles. Aber erdfarb war seine Haut, blaß die Lippen, zahnlos und krankhaft groß der Mund und glanzlos die großen tiefblauen Augen. Es war lang und hager, reinlich angezogen und that zimperlich. Man sah ihm von weitem an, daß es eine Näherin war. Manchmal dünkte es einem, als flackere etwas Besseres in ihm auf und als gieße es den Branntwein nur herunter, um das Bessere zu dämpfen, sich zu betäuben. Das gab ihm etwas Träumerisches, das aber immer mehr in etwas Stierendes ausartete, je länger es trank.

Neben ihm saß ein jugendliches Wesen, schwarzäugig, lederfarbig, schweigsam. Es hatte immer am längsten an seinem Glase; es war oft, als schüttle es sich ob dem Trinken, und auf die Letzt machte es immer Komplimente, sich einschenken zu lassen und wollte am Ende gar nicht mehr trinken. Man nannte es Bäbi; es war das Lehrmeitschi der Näherin.

Die Hauptperson war aber Lisi, ein schlank und üppig gewachsenes Mädchen, strotzend von Gesundheit, mit schön roten Backen und kräftigen Armen, weißen Zähnen und heitern Augen,

aus denen Lustigkeit und Sinnlichkeit glänzten. Es war ein wahres Modell eines natürlich fröhlichen, gesunden Landmädchens, so lange es nüchtern war; später aber brannte eine Sinnlichkeit, die unbändig, aber doch nicht wüst ward. Es trat einem ordentlich das Wasser in die Augen, wenn man dieses hübsche, fröhliche, hablich scheinende Mädchen hinter der Maß Branntwein sah.

Lisi hantierte mit der Flasche, schenkte ein und ließ mutwillige Spöttereien flädern in der Stube herum, die sich unterdessen angefüllt hatte; denn wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. Es waren jüngere und ältere Männer, aber alle von der Rasse, die ich nicht leiden mag. Unbegrenzte Gier und Frechheit lag auf den gelblichen, ungewaschenen Gesichtern; kein einziges war ein offenes oder geistreiches. Lisi war unter ihnen wie eine Göttin, wie Proserpina in der Unterwelt. Und der Unterwelt, den Webkellern, den finstern Schuhmacher-, Schneider-, Korb- und Besenmacherhöhlen schienen die schmutzigen Gesichter entstiegen zu sein. Ihre klebrigen Kappen hatten sie schief auf den Kopf oder in die Augen gedrückt, die Hände stachen gewöhnlich in den Hosen und wurden nur herausgezogen, um nach dem Glase oder nach Karten zu greifen. Die alten Männer hatten zu spielen angefangen und fluchten und schimpften mörderlich. Neben den Mädchen hatten sich einige Bursche aufgepflanzt; auch die begannen zu ramsen, und die dicke Elisabeth ruhte nicht, bis auch sie Karten hatte und mitspielen konnte. Da lag das Mensch nun über den Tisch herein, dick und geil, und man wußte nicht, woran es größeres Wohlgefallen hatte, an den schmutzigen Reden, den schmutzigen Burschen, den schmutzigen Karten oder dem stinkenden Branntwein. Mitspielen wollte doch kein anderes der Mädchen; nur Lisi sagte, az'fange sei ihm gleich, aber auf die Karten verstehe es sich nicht. An

den neben ihm sitzenden stämmigen, verschmitzt aussehenden Kerl hing es sich an, lehnte sich ganz unbefangen auf seine Achsel und schlug den Arm um seinen Hals, um ihm eine Karte zu zeigen, strich ihm das Haar vom Ohr, um ihm etwas in dasselbe zu flüstern.

Die andern drei Mädchen tranken und neckten sich mit handgreiflichen Witzen; über Mareis Gesicht legte sich ein bitterer, hämischer Zug, und in seinen Augen brannte es unheimlich, wenn es auf das spielende Elisabeth sah und das anhangende Lisi. Ein Glück war's, daß die Leute spielten, mit etwas beschäftigt waren und Karten in den Händen hatten; wenn sie die Hände frei gehabt hätten, ich weiß wahrhaftig nicht, was sie damit angefangen hätten. Ihren Reden nach zu schließen müßte es auf alle Fälle etwas sehr Wüstes gewesen sein. Aber was die spielende Elisabeth angefangen hätte, wenn sie nicht gespielt, weiß ich. Wenn sie einen Augenblick die Hände frei hatte, so hatte sie etwas zu zickeln an den Burschen, bis sie von ihnen einige tüchtige Griffe weg hatte, und eben die wollte sie.

So ging es einige Stunden fort; wüst und zum Übelwerden war es in der Stube, dazu eine gewisse Eintönigkeit, bei der man in einigen Minuten alles wahrnahm, was ganze Stunden darboten. Trübe schimmerten die Lichter durch den Tabaksnebel, dumpf tönten die Flüche, heiser klangen die Gelächter durch die Wolken, gläsern quollen den Trinkenden die Augen aus dem Kopfe.

Mich schläferte; ich wäre gerne zu Bette gewesen, allein ich wollte das Ende sehen und hoffte alle Augenblicke, die Polizei führe es herbei, denn die gesetzte Stunde hatte längst geschlagen. Allein es scheint keine Polizei zu sein im Kanton Bern.

Es ward von Minute zu Minute eintöniger, die Menschen versanken immer mehr in einen geistigen Dumpfsinn, nur einzelne Schimpf- oder Sauworte arbeiteten sich aus den verquellenden Kehlen; es war keine Spur von der wilden, lustigen Aufgeregtheit der Gesprächigkeit, die der Wein erzeugt. Ich glaube, daß alle nach und nach versteinert oder verstummt unter den Tisch gesunken wären, wenn nicht Hunde Streit angefangen, Stühle umgeleert und die Beine der Gäste in Gefahr gebracht hätten, so daß diese aufstehen und ihre Knochen in Sicherheit bringen mußten. Da fühlten sie, als sie auf den Beinen stunden, daß es Zeit sei heim zu gehen, wenn es noch auf den eigenen Beinen geschehen sollte. Elisabeth packte ganz ungeniert einen Burschen, ihren Beinen nicht mehr trauend, und hieß ihn mitkommen, es sei nicht weit und sie habe ein warmes Huli.

Marei ließ auch nicht nach, bis es einer um den Hals genommen und mit ihm zur Thüre hinausging. Stübeli und seine Lehrtochter trieben es nicht so weit, aber weder es noch Lisi gingen ohne männliche Begleitung heim, und das Begleit lief nicht ohne Streit ab; denn während ich noch wach war, wurde ein mit einem Messer Verwundeter ins Haus gebracht und der Arzt geholt. Ein Branntweinzapf hat zu keinem ordentlichen Klapf mehr Kraft, sondern nur zu Messerstichen.

Wie's nun ging in der dunkeln Nacht auf dem Wege und im einsamen Bette zwischen den Leuten, von denen jedes wenigstens einen Schoppen Branntwein im Leibe hatte, kann man sich leicht denken. Mir graute davor. Mir graute davor, daß die Mädchen nicht toll und voll wurden, sondern noch leidlich aufrecht davon kamen. Aber welch unheimlich Feuer in ihnen brennen mußte, und wie sie dabei und bei der mutwilligen Versuchung ihrer angeschwollenen Sinnlichkeit werden widerstehen können, konnte man sich denken, konnte sich denken, was

da alles mußte getrieben werden. Und grauen that es mir vor Eltern und Meisterleuten, die ihre von Gott ihnen Anvertrauten fort wußten bis Mitternacht, ihr Treiben ahnen konnten, sie heimkehren hörten in männlicher Begleitung, sie rüyhig zusammenschlüpfen ließen ins Bett und ihr Sündenwerk treiben kaltblütig — wahrhaftig, vor dieser rüyhigen Kaltblütigkeit graute mir, und mit diesem Grauen suchte ich mein Bett; aber schlafen ließ es mich nicht.

Immer deutlicher stellte sich riesengroß die Angst mir vors Bett, was doch aus einem Lande, aus dem künftigen Geschlecht werden solle, wenn nun auch Mädchen, künftige Weiber dem Branntweinlaster und somit allen andern Lastern sich ergeben, das Laster ins Heiligtum der Familien verpflanzen, wo es die Kinder mit der Muttermilch an der Mutterbrust einsaugen müssen.

Es mag wüst gehen in einem Lande; die Männer mögen saufen, spielen, prozedieren; es macht noch nicht alles; es ist noch Hoffnung da, daß mit diesen Säufern und Spielern das Laster aussterbe, so lange in frommer Zucht und Sitte die Weiber zu Hause walten und den Kindern mit Beispiel und Wort einen frommen Sinn einflößen. Man glaubt nicht, was ein klug und fromm Weib vermag. Salomon sagt nicht umsonst: Ein wackeres Weib übertrifft an Wert weit den Karfunkelstein. Ein Mann ist fast nicht im stande, einen Hof zu verprassen, wenn ein anschlägig Weib im Hause waltet. Man sagt, ein Hagelwetter zwänge nicht viel, aber wenn das Hagelwetter in die Küche schlage, so sei alles verloren. Allerdings, wo eine schlechte, verdorbene Hausfrau hantiert, da hilft alle Arbeit nichts, da ist alles Sorgen umsonst, und den Kindern sieht man auf viele Schritte die Mutter an. Wo an einer Mutter ein Laster klebt, da wird es allen Hausgenossen offen-

bar; des Mannes Laster kann eine kluge Frau oft verbergen. Wo eine unfromme Mutter regiert, da ist sie gegen jede Frömmigkeit unduldsam; sie will einen bessern Sinn an niemand leiden, während mancher gottlose Mann an den Seinigen einen frommen Glauben nicht ungerne sieht.

Schlechte Mütter erziehen ihre Töchter förmlich zum Laster und geben ihnen Statt und Platz im Hause, während die meisten Männer in ihrem Hause nicht dulden würden, was sie auswärts treiben. Die Weiber sind der Sauerteig des Hauses, und von ihnen nimmt das ganze Haus Geschmack und Geruch an. Und das Haus ist die Pflanzschule künftiger Geschlechter. Es ist also die Mutter nicht nur die Gebärerin des Leibes ihrer Kinder, sondern sie ist auch die Leiterin ihrer Seelen; sie prägt die ersten Eindrücke denselben ein. Das weibliche Geschlecht ist darum von so hoher, gewaltiger Bedeutung durch sein Walten im Hause für Sitte, Zucht und Frömmigkeit, und die Wohlfahrt eines Landes hängt mehr vom Walten des Weibes ab, als Männer und Regenten sich einbilden, und vielleicht mehr als vom Raten, Klügeln, Regentlen der Männer.

Wenn nun die Pest des Unglaubens, der Zuchtlosigkeit und Frechheit dieses Geschlecht ergreift, wenn die künftige Generation an der Mutterbrust vergiftet wird, wenn die Mutter nicht mehr des Kindes Auge auf Gott lenkt, sondern aufs sündige Böse; wenn sie des Kindes erwachenden Durst nach dem Unsichtbaren nicht zu befriedigen weiß, sondern seinen leiblichen Durst erregt und ihn mit Branntwein löscht; wenn des Kindes Auge in der Mutter nicht mehr das Vorbild sieht zu jeder Tugend, sondern das Muster zu jedem Laster — dann ist aller Tage Abend da, dann möchte ich nicht mehr leben, dann würde ich sagen: Ihr Berge, fallet über mich zusammen, ihr Hügel, decket mich!

Wohl wußte ich, daß in der hohen Welt man die Weiber nicht fürs Haus erzieht, sondern für alle Welt, und daß sie in aller Welt zu Hause sind, aber nicht wissen, wo in ihrem Hause die Küche ist. Ich wußte, daß in Mittelklassen die Mädchen verschulmeistert werden, daß sie genau wissen, wo die Kokosnüsse, aber nicht, auf was für Bäumen die Erdäpfel wachsen; daß sie alles arbeiten können, nur nichts fürs gemeine Leben; daß man in der Schule an den Geliebten schreiben lernt oder Bücher recensieren, aber kein vernünftiges Wort; daß sie an Soireen und Societäten gewöhnt werden, nur nicht ans häusliche Leben. Ich wußte allerdings, daß in den ärmern Klassen das weibliche Geschlecht verwahrlost wird, weil man ihm keine Bedeutung beimißt; daß viele Weiber in die Sorgen des Lebens versinken und viele in eine Gemeinheit, aus der sie gar nicht mehr aufsehen können zu Gott.

Aber daß es so arg sei, daß Mädchen so ungeschämt dem Trunk sich ergeben; daß die öffentliche Meinung sich gar nicht darüber aufhalte, weil es etwas Gewohntes war; daß Spiel und Unzucht so öffentlich sich dazu geselle, das hatte ich mir doch nicht gedacht. Und was müssen das bereits für Eltern sein, welche dieses zugeben können? Und was muß das erst für Kinder geben von diesen so verwahrlosten Mädchen? Das waren die Gedanken, die wie Gespenster mein Lager umgaukelten. Sie erhielten mich wach. Ich mochte mich drehen, auf welche Seite ich wollte, so verfolgten mich die fünf Mädchen, die Maß Branntwein, ihre Buhlen und ihre Kinder. Und wenn ich am Einschlafen war, so hörte ich Jammer und Wehgeschrei liederlicher Eltern, denen verwahrloste Kinder das Herz brachen. Und wenn dieses Geschrei verhallt war, so rollte sich das ganze Land vor mir auf, eine unendliche Wüste von Jammer und Elend, voll Branntwein, voll darin zappelnder, ertrinkender Menschen. Es war anzusehen wie die Tage der Sündflut.

Es dämmerte der Morgen, und im Bette mochte ich nicht mehr sein. Da stund ich auf und trat hinaus an die kühle Morgenluft. Eine Pfeife sollte mir die Grillen vertreiben. Während ich so herumstund, die rauchigten Hütten betrachtete und bei mir dachte, wer doch wohl alles darin schlafen möge und wie, kam hinter mir her ein alter Bauersmann, mit einem Wässerschüfeli auf der Achsel, einem Pfeifchen im Munde und mit beiden Händen in den Taschen grübelnd. Bei mir stille stehend sprach er: „Verzeiht, Herr! Ich glaube, ich habe den Schwamm vergessen, gehe nicht gerne heim und nicht gerne mit kalter Pfeife auf die Matte; wolltet Ihr nicht so gut sein, mir aus meiner Not zu helfen?“ Ich that es bereitwillig, und während ich ihm das Feuer rüstete, fragte er, woher ich so früh komme; man sehe sonst die Herren nicht so früh aus den Federn. Ich gestand, daß es mir sonst auch nicht begegne, daß ich aber, hier im Wirtshause übernachtend, nicht hätte schlafen können. Das gebe einem manchmal so in den Wirtshäusern, meinte er.

„Mir sonst nicht“, antwortete ich, „allein hier sei es darnach gegangen.“ „Ordnung sei allerdings nicht die beste“, entgegnete er; „aber da werde heutzutage nirgends ein großer Unterschied sein.“ „Das, was ich gestern hier gesehen, hätte ich doch noch nirgends wahrgenommen,“ sagte ich ihm, „und wenn er mich mitnehmen wolle auf seine Matte, so wolle ich es ihm erzählen.“

Ich berichtete ihm nun die ganze Geschichte. Er that gar nicht verwundert, zog meine Worte nicht in Zweifel. „Das sei leider so, gehe alle Tage so; es sei noch viel, daß nicht noch mehr Mädchen und Weiber mit ihren Männern da gewesen seien. Er begreife aber nicht, wo das hinaus solle. Wenn es so fort gehe, so müßten die Menschen m[illegible] Seele, mit

Haus und Hof zu Grunde gehen. Eins stecke immer das andere an; so wandere das Elend von Haus zu Haus wie eine ansteckende Krankheit. Doch hoffe er, der Vater da droben werde dieser Krankheit auch Ziel und Schranken zu setzen wissen zu seiner Zeit wie jeder andern Krankheit."

„Mich wundere nur, wie das so auf einmal habe einreißen können," sagte ich, „und wie Mädchen auf einen solchen Grad könnten gebracht werden."

„Guter Freund, Ihr fragt viel auf einmal," antwortete der alte Mann; „man sieht wohl, daß Ihr von den Herrenleuten seid, die immer einen Mund voll Sachen nehmen und daher keine recht kosten, keine recht verdauen.

„Das Branntweinelend ist nicht auf einmal eingerissen, sondern nach und nach. Seit dem Sechzehner-Jahre, wo der Wein so teuer war, nahm es immer zu. Seit der Zeit besonders benutzt man die Bätzeni (der Abgang vom Obst, besonders der Äpfel) so wohl. Seit der Zeit vervollkommneten sich die Brennereien, lernte man besonders die Erdäpfel benützen; und seitdem man weiß, daß man aus dem Abgang derselben das beste Mastfutter für Kühe zieht, entstehen die Brennereien zur Verbesserung magerer Höfe allenthalben wie Pilze; denn wenn man eine doppelte Besatzung und zwölf Kühe statt sechs halten kann, so ist es möglich, einen Hof in ganz andern Stand zu stellen. Je mehr Brennereien es giebt, desto wohlfeiler wird das Brönz, der Konkurrenz wegen; das von außen eingeführte macht nicht alles aus. Je wohlfeiler aber das Brönz ist, desto mehr wird es getrunken von der ärmern und an manchen Orten auch von der bessern Klasse; denn die spart das Geld auch gerne. Hoffentlich werden aber die weisen Leute bald etwas Besseres aus den Erdäpfeln zu machen ersinnen

als Brönz, oder werden ersinnen, das Brönz zu etwas Besserem zu gebrauchen als zum Trinken."

Wie die fünf Mädchen zum Trinken gekommen, berichtete er mir, nachdem ich ihm ihre Namen genannt und ihre Personen beschrieben, folgendermaßen: „Die Mädchen kenne ich gar wohl," sagte er, „und ihren ganzen Lebenslauf. Ich bin ein altes Mannli und brauche für die Gschrift den Spiegel; aber was rund um mich vorgeht, das sehe ich gar klar und deutlich. Auch mein Gedächtnis schwachet mir; was ich heute in einer Zeitung lese, habe ich morgen vergessen; aber was ich selbsten höre und sehe, das entschlüpft mir selten mehr. So hat sich gar mancher Lebenslauf vor mir angesponnen und abgesponnen, und ich könnte Ihnen manchen merkwürdigen und lehrreichen erzählen, ohne viel daran zu fehlen.

„In der Sünde Elend führen gar viele Thore; aber nur einen Ausgang hat dieses zeitliche Sündenelend. So führt auch mancher Weg zum Laster der Trunkenheit; verschiedenen Anfang nimmt das Branntweintrinken; aber, in verschiedener Gestalt freilich, wartet allen Säufern das gleiche Elend. Wie so ein Laster beginnt, den Keim dazu, erkennen die Menschen gar selten; ja, sie streuen mit eigener, unkundiger Hand den Samen aus und schreien dann Zettermordio, wenn der eigenen Aussaat Frucht aufwächst. Ja, auch noch bei seiner Geburt und dem ersten Aufwachsen erkennen die Menschen das Unghür nicht, das werden wird, sondern tätscheln und liebkosen es wie ein Schoßkind. Es ist gerade, wie manche Mutter einen Ausbund von Schönheit an ihrer Tochter erwartet, und am Ende hat sie ein triefäugig, krummbeinig Speckgesicht.

„So waren auch diese fünf Mädchen in verschiedener Lage, und verschieden packte sie die Sünde an.

„Marei und Lisabeth scheint Ihr besonders auf der Mugge zu haben, Herr, und doch verdienen sie ganz besonders Euer Erbarmen; ja, sie verdienen es eigentlich alle fünfe. Andere Leute haben das aus ihnen gemacht, was sie jetzt sind. Wenn die Alten wüßten, wie viel Kinder sie verpfuschten, es würde ihnen schwarz werden vor den Augen. Aber sie wissen es nicht; und wenn sie selbst ein Kind verhunzt haben, so soll die Regierig daran schuld sein, oder der Schulmeister, oder die ganze Welt.

„Marei ist armer, schlechter Leute Kind. Der Vater ist faul, die Mutter ist faul; der Vater stellt sich lieber krank, als daß er arbeitet. Die Mutter läßt lieber aus dem Spreusack, auf dem sie liegt, alles Spreu heraus laufen und liegt auf dem harten Boden, als daß sie ein Loch zunäht. Beide schimpfen über die ganze Welt, sind mit gar nichts zufrieden; denn wer mit sich selbst nicht zufrieden sein kann, der kehrt gerne diese Unzufriedenheit gegen alle anderen Leute, statt gegen sich selbst. Sie haben mit ihrem bösen Maul in der Gemeinde es so weit gebracht, daß alle sie fürchten, daß sie besteuert werden müssen, und daß sie doch machen dürfen, was sie wollen, ohne daß jemand ihnen Vorwürfe zu machen wagt.

„Von Jugend auf wurde nun dieses Kind zum Betteln gehalten, und es verstand dieses Handwerk aus dem Fundament. Es war bei keinem Hause abzutreiben; ja, wenn ein Haus mehrere Thüren hatte, so bettelte es vor jeder Thüre, in der Hoffnung, daß nicht die gleiche Person bei jeder Thüre erscheine. Es gelang ihm bei einem großen, jedoch nur von einer Familie bewohnten Hause, welches drei verschiedene Thüren hatte, vor jeder Thüre einen Kreuzer zu erhalten, und das wahrscheinlich mehr als einmal, weil immer eine andere Person zum Vorschein kam. Aber diese Kreuzer brachte es nicht alle

heim. Nach Art der Bettlerkinder brauchte es den bessern Teil für sich für Lebkuchen, Haselnüsse, Kastanien ꝛc., und mutmaßlich auch für Branntwein; denn solchen beginnen auch die Bettlerkinder zu trinken; und Weiber, die auf Brücken feil halten, und Leute, welche brennen, sind heillos genug, diesen Kindern Branntwein zu geben, ja, sie dazu noch anzutreiben. Auch geschah, daß in den längsten Tagen, wenn es schön warm war und man es gut erleiden mochte draußen, und die Zimmermeister nicht Gesellen genug wußten für ihre viele Arbeit, großen Lohn geben und doch nachsichtig sein mußten, der Alte seine Axt ergriff und einige Zeit mit einem Meister ging, um einiges Geld zum Gutleben zu erzimmern. Nun geschah oft, daß das Mädchen dem Vater das Essen tragen mußte, wenn sie im Verding oder im großen Taglohn arbeiteten. Nun sind Arbeiter, die meinen, sie könnten es nicht aushalten, wenn sie des Tages nicht zwei- bis dreimal Branntwein haben, und zu diesen gehört Mareis Vater auch. Wenn nun so ein Vater Branntwein trinkt, so wird er sicher es nicht übers Herz bringen, seinem Kinde, das ihm das Essen bringt, nicht zu sagen: „Sä, nimm e Schluck, du mast sauft; sä, nimm ume, er macht dr wohl.“ Der Vater meint, weil er ihn gut dünke, so müsse er auch das Kind gut dünken; und selten ist ein Vater so hochherzig, daß er dem Kinde nicht zu diesem Gutdünken verhilft; ja, er schimpft es aus, wenn es sich zuerst weigert, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen. So lehrte wahrscheinlich der Vater selbst das Mädchen trinken, und aus erbettelten Kreuzern verschaffte es sich später das Vergnügen selbst.

„Nun geschah, daß man einmal in der Gemeinde das Herz in beide Hände nahm und den Eltern dieses Kind wegnahm, weil es nie in die Schule, sondern nur dem Bettel nachging, damit doch etwas aus ihm werde und es arbeiten lerne.

Das war ganz recht und schön, aber die Eltern thaten gar gewaltig wüst darüber; denn mit ihm verloren sie ihren halben Brotkorb. Nun aber kam das Mädchen zu den ruchlosesten Menschen von der Welt, weil gerade an ihnen die Reihe war, ein Kind von der Gemeinde zu nehmen; denn die Kinder wurden zum Teil noch verteilt auf die verschiedenen Güter. Und die Gemeinde hatte noch nie das Herz in beide Hände genommen, zu erkennen, daß Leuten, die ruchlos, übel beleumdet, und die bereits Kinder schmählich verwahrlost hatten, keine Kinder mehr sollten anvertraut werden. Diese Leute waren nicht viel besser als die Tiere; ein Laster von einer Tugend zu unterscheiden waren sie durchaus nicht im stande; frohlockend rühmten sie sich der schändlichsten Dinge. Saufen war ihre tägliche Freude und ein Kind füllen ihnen eine wahre Bürgerlust. Sie reizten die Kinder zum Stehlen; Fluchen war ihr Beten, und wahrscheinlich legten sie das Mädchen noch mit Knaben ins gleiche Gaden, wenn nicht ins gleiche Bett. Kurz, das sind Leute, von denen man sich wahrhaftig kaum eine Vorstellung zu machen im stande ist, und dazu noch Leute von Vermögen; denn sie hätten sonst nicht ein Gut. Und zu diesen kam das Mädchen, damit es besser erzogen werde. Nun kann man sich denken, wie es dort besser wurde und was es lernte. Verwahrlost kam es hin, und verdorben in Grund und Boden kam es nach zwei Jahren von dort wieder, hatte die Gemeinde gekostet und gab den Eltern ein Recht, über die Gemeinde zu lärmidieren, daß es ein Graus ist. Will man eine gute Sache machen, so muß man den Mut haben, sie ganz gut zu machen; sonst wäre viel besser, man ließe sie ganz sein; denn macht man sie halb, so macht man sie nur schlimmer.

„Obgleich Marei nicht lesen konnte, wurde es doch unterwiesen und kam ab der Gemeinde wieder zu seinen Eltern.

aus denen Lustigkeit und Sinnlichkeit glänzten. Es war ein wahres Modell eines natürlich fröhlichen, gesunden Landmädchens, so lange es nüchtern war; später aber brannte eine Sinnlichkeit, die unbändig, aber doch nicht wüst ward. Es trat einem ordentlich das Wasser in die Augen, wenn man dieses hübsche, fröhliche, hablich scheinende Mädchen hinter der Maß Branntwein sah.

Lisi hantierte mit der Flasche, schenkte ein und ließ mutwillige Spöttereien flädern in der Stube herum, die sich unterdessen angefüllt hatte; denn wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. Es waren jüngere und ältere Männer, aber alle von der Rasse, die ich nicht leiden mag. Unbegrenzte Gier und Frechheit lag auf den gelblichen, ungewaschenen Gesichtern; kein einziges war ein offenes oder geistreiches. Lisi war unter ihnen wie eine Göttin, wie Proserpina in der Unterwelt. Und der Unterwelt, den Webkellern, den finstern Schuhmacher-, Schneider-, Korb- und Besenmacherhöhlen schienen die schmutzigen Gesichter entstiegen zu sein. Ihre klebrigen Kappen hatten sie schief auf den Kopf oder in die Augen gedrückt, die Hände stachen gewöhnlich in den Hosen und wurden nur herausgezogen, um nach dem Glase oder nach Karten zu greifen. Die alten Männer hatten zu spielen angefangen und fluchten und schimpften mörderlich. Neben den Mädchen hatten sich einige Bursche aufgepflanzt; auch die begannen zu ramsen, und die dicke Elisabeth ruhte nicht, bis auch sie Karten hatte und mitspielen konnte. Da lag das Mensch nun über den Tisch herein, dick und geil, und man wußte nicht, woran es größeres Wohlgefallen hatte, an den schmutzigen Reden, den schmutzigen Burschen, den schmutzigen Karten oder dem stinkenden Branntwein. Mitspielen wollte doch kein anderes der Mädchen; nur Lisi sagte, az'fange sei ihm gleich, aber auf die Karten verstehe es sich nicht. An

den neben ihm sitzenden stämmigen, verschmitzt aussehenden Kerl hing es sich an, lehnte sich ganz unbefangen auf seine Achsel und schlug den Arm um seinen Hals, um ihm eine Karte zu zeigen, strich ihm das Haar vom Ohr, um ihm etwas in dasselbe zu flüstern.

Die andern drei Mädchen tranken und neckten sich mit handgreiflichen Witzen; über Mareis Gesicht legte sich ein bitterer, hämischer Zug, und in seinen Augen brannte es unheimlich, wenn es auf das spielende Elisabeth sah und das anhangende Lisi. Ein Glück war's, daß die Leute spielten, mit etwas beschäftigt waren und Karten in den Händen hatten; wenn sie die Hände frei gehabt hätten, ich weiß wahrhaftig nicht, was sie damit angefangen hätten. Ihren Reden nach zu schließen müßte es auf alle Fälle etwas sehr Wüstes gewesen sein. Aber was die spielende Elisabeth angefangen hätte, wenn sie nicht gespielt, weiß ich. Wenn sie einen Augenblick die Hände frei hatte, so hatte sie etwas zu zickeln an den Burschen, bis sie von ihnen einige tüchtige Griffe weg hatte, und eben die wollte sie.

So ging es einige Stunden fort; wüst und zum Übelwerden war es in der Stube, dazu eine gewisse Eintönigkeit, bei der man in einigen Minuten alles wahrnahm, was ganze Stunden darboten. Trübe schimmerten die Lichter durch den Tabaksnebel, dumpf tönten die Flüche, heiser klangen die Gelächter durch die Wolken, gläsern quollen den Trinkenden die Augen aus dem Kopfe.

Mich schläferte; ich wäre gerne zu Bette gewesen, allein ich wollte das Ende sehen und hoffte alle Augenblicke, die Polizei führe es herbei, denn die gesetzte Stunde hatte längst geschlagen. Allein es scheint keine Polizei zu sein im Kanton Bern.

Es ward von Minute zu Minute eintöniger, die Menschen versanken immer mehr in einen geistigen Dumpfsinn, nur einzelne Schimpf- oder Sauworte arbeiteten sich aus den verquellenden Kehlen; es war keine Spur von der wilden, lustigen Aufgeregtheit der Gesprächigkeit, die der Wein erzeugt. Ich glaube, daß alle nach und nach versteinert oder verstummt unter den Tisch gesunken wären, wenn nicht Hunde Streit angefangen, Stühle umgeleert und die Beine der Gäste in Gefahr gebracht hätten, so daß diese aufstehen und ihre Knochen in Sicherheit bringen mußten. Da fühlten sie, als sie auf den Beinen stunden, daß es Zeit sei heim zu gehen, wenn es noch auf den eigenen Beinen geschehen sollte. Elisabeth packte ganz ungeniert einen Burschen, ihren Beinen nicht mehr trauend, und hieß ihn mitkommen, es sei nicht weit und sie habe ein warmes Huli.

Marei ließ auch nicht nach, bis es einer um den Hals genommen und mit ihm zur Thüre hinausging. Stübeli und seine Lehrtochter trieben es nicht so weit, aber weder es noch Lisi gingen ohne männliche Begleitung heim, und das Begleit lief nicht ohne Streit ab; denn während ich noch wach war, wurde ein mit einem Messer Verwundeter ins Haus gebracht und der Arzt geholt. Ein Branntweinzapf hat zu keinem ordentlichen Klapf mehr Kraft, sondern nur zu Messerstichen.

Wie's nun ging in der dunkeln Nacht auf dem Wege und im einsamen Bette zwischen den Leuten, von denen jedes wenigstens einen Schoppen Branntwein im Leibe hatte, kann man sich leicht denken. Mir graute davor. Mir graute davor, daß die Mädchen nicht toll und voll wurden, sondern noch leidlich aufrecht davon kamen. Aber welch unheimlich Feuer in ihnen brennen mußte, und wie sie dabei und bei der mutwilligen Versuchung ihrer angeschwollenen Sinnlichkeit werden widerstehen können, konnte man sich denken, konnte sich denken, was

da alles mußte getrieben werden. Und grauen that es mir vor Eltern und Meisterleuten, die ihre von Gott ihnen Anvertrauten fort wußten bis Mitternacht, ihr Treiben ahnen konnten, sie heimkehren hörten in männlicher Begleitung, sie rüyhig zusammenschlüpfen ließen ins Bett und ihr Sündenwerk treiben kaltblütig — wahrhaftig, vor dieser rüyhigen Kaltblütigkeit graute mir, und mit diesem Grauen suchte ich mein Bett; aber schlafen ließ es mich nicht.

Immer deutlicher stellte sich riesengroß die Angst mir vors Bett, was doch aus einem Lande, aus dem künftigen Geschlecht werden solle, wenn nun auch Mädchen, künftige Weiber dem Branntweinlaster und somit allen andern Lastern sich ergeben, das Laster ins Heiligtum der Familien verpflanzen, wo es die Kinder mit der Muttermilch an der Mutterbrust einsaugen müssen.

Es mag wüst gehen in einem Lande; die Männer mögen saufen, spielen, prozedieren; es macht noch nicht alles; es ist noch Hoffnung da, daß mit diesen Säufern und Spielern das Laster aussterbe, so lange in frommer Zucht und Sitte die Weiber zu Hause walten und den Kindern mit Beispiel und Wort einen frommen Sinn einflößen. Man glaubt nicht, was ein klug und fromm Weib vermag. Salomon sagt nicht umsonst: Ein wackeres Weib übertrifft an Wert weit den Karfunkelstein. Ein Mann ist fast nicht im stande, einen Hof zu verprassen, wenn ein anschlägig Weib im Hause waltet. Man sagt, ein Hagelwetter zwänge nicht viel, aber wenn das Hagelwetter in die Küche schlage, so sei alles verloren. Allerdings, wo eine schlechte, verdorbene Hausfrau hantiert, da hilft alle Arbeit nichts, da ist alles Sorgen umsonst, und den Kindern sieht man auf viele Schritte die Mutter an. Wo an einer Mutter ein Laster klebt, da wird es allen Hausgenossen offen=

bar; des Mannes Laster kann eine kluge Frau oft verbergen. Wo eine unfromme Mutter regiert, da ist sie gegen jede Frömmigkeit unduldsam; sie will einen bessern Sinn an niemand leiden, während mancher gottlose Mann an den Seinigen einen frommen Glauben nicht ungerne sieht.

Schlechte Mütter erziehen ihre Töchter förmlich zum Laster und geben ihnen Statt und Platz im Hause, während die meisten Männer in ihrem Hause nicht dulden würden, was sie auswärts treiben. Die Weiber sind der Sauerteig des Hauses, und von ihnen nimmt das ganze Haus Geschmack und Geruch an. Und das Haus ist die Pflanzschule künftiger Geschlechter. Es ist also die Mutter nicht nur die Gebärerin des Leibes ihrer Kinder, sondern sie ist auch die Leiterin ihrer Seelen; sie prägt die ersten Eindrücke denselben ein. Das weibliche Geschlecht ist darum von so hoher, gewaltiger Bedeutung durch sein Walten im Hause für Sitte, Zucht und Frömmigkeit, und die Wohlfahrt eines Landes hängt mehr vom Walten des Weibes ab, als Männer und Regenten sich einbilden, und vielleicht mehr als vom Raten, Klügeln, Regentlen der Männer.

Wenn nun die Pest des Unglaubens, der Zuchtlosigkeit und Frechheit dieses Geschlecht ergreift, wenn die künftige Generation an der Mutterbrust vergiftet wird, wenn die Mutter nicht mehr des Kindes Auge auf Gott lenkt, sondern aufs sündige Böse; wenn sie des Kindes erwachenden Durst nach dem Unsichtbaren nicht zu befriedigen weiß, sondern seinen leiblichen Durst erregt und ihn mit Branntwein löscht; wenn des Kindes Auge in der Mutter nicht mehr das Vorbild sieht zu jeder Tugend, sondern das Muster zu jedem Laster — dann ist aller Tage Abend da, dann möchte ich nicht mehr leben, dann würde ich sagen: Ihr Berge, fallet über mich zusammen, ihr Hügel, decket mich!

Wohl wußte ich, daß in der hohen Welt man die Weiber nicht fürs Haus erzieht, sondern für alle Welt, und daß sie in aller Welt zu Hause sind, aber nicht wissen, wo in ihrem Hause die Küche ist. Ich wußte, daß in Mittelklassen die Mädchen verschulmeistert werden, daß sie genau wissen, wo die Kokosnüsse, aber nicht, auf was für Bäumen die Erdäpfel wachsen; daß sie alles arbeiten können, nur nichts fürs gemeine Leben; daß man in der Schule an den Geliebten schreiben lernt oder Bücher recensieren, aber kein vernünftiges Wort; daß sie an Soireen und Societäten gewöhnt werden, nur nicht ans häusliche Leben. Ich wußte allerdings, daß in den ärmern Klassen das weibliche Geschlecht verwahrlost wird, weil man ihm keine Bedeutung beimißt; daß viele Weiber in die Sorgen des Lebens versinken und viele in eine Gemeinheit, aus der sie gar nicht mehr aufsehen können zu Gott.

Aber daß es so arg sei, daß Mädchen so ungeschämt dem Trunk sich ergeben; daß die öffentliche Meinung sich gar nicht darüber aufhalte, weil es etwas Gewohntes war; daß Spiel und Unzucht so öffentlich sich dazu geselle, das hatte ich mir doch nicht gedacht. Und was müssen das bereits für Eltern sein, welche dieses zugeben können? Und was muß das erst für Kinder geben von diesen so verwahrlosten Mädchen? Das waren die Gedanken, die wie Gespenster mein Lager umgaukelten. Sie erhielten mich wach. Ich mochte mich drehen, auf welche Seite ich wollte, so verfolgten mich die fünf Mädchen, die Maß Branntwein, ihre Buhlen und ihre Kinder. Und wenn ich am Einschlafen war, so hörte ich Jammer und Wehgeschrei liederlicher Eltern, denen verwahrloste Kinder das Herz brachen. Und wenn dieses Geschrei verhallt war, so rollte sich das ganze Land vor mir auf, eine unendliche Wüste von Jammer und Elend, voll Branntwein, voll darin zappelnder, ertrinkender Menschen. Es war anzusehen wie die Tage der Sündflut.

Es dämmerte der Morgen, und im Bette mochte ich nicht mehr sein. Da stund ich auf und trat hinaus an die kühle Morgenluft. Eine Pfeife sollte mir die Grillen vertreiben. Während ich so herumstund, die rauchigten Hütten betrachtete und bei mir dachte, wer doch wohl alles darin schlafen möge und wie, kam hinter mir her ein alter Bauersmann, mit einem Wässerschüfeli auf der Achsel, einem Pfeifchen im Munde und mit beiden Händen in den Taschen grübelnd. Bei mir stille stehend sprach er: „Verzeiht, Herr! Ich glaube, ich habe den Schwamm vergessen, gehe nicht gerne heim und nicht gerne mit kalter Pfeife auf die Matte; wolltet Ihr nicht so gut sein, mir aus meiner Not zu helfen?“ Ich that es bereitwillig, und während ich ihm das Feuer rüstete, fragte er, woher ich so früh komme; man sehe sonst die Herren nicht so früh aus den Federn. Ich gestand, daß es mir sonst auch nicht begegne, daß ich aber, hier im Wirtshause übernachtend, nicht hätte schlafen können. Das gehe einem manchmal so in den Wirtshäusern, meinte er.

„Mir sonst nicht“, antwortete ich, „allein hier sei es darnach gegangen.“ „Ordnung sei allerdings nicht die beste“, entgegnete er; „aber da werde heutzutage nirgends ein großer Unterschied sein.“ „Das, was ich gestern hier gesehen, hätte ich doch noch nirgends wahrgenommen,“ sagte ich ihm, „und wenn er mich mitnehmen wolle auf seine Matte, so wolle ich es ihm erzählen.“

Ich berichtete ihm nun die ganze Geschichte. Er that gar nicht verwundert, zog meine Worte nicht in Zweifel. „Das sei leider so, gehe alle Tage so; es sei noch viel, daß nicht noch mehr Mädchen und Weiber mit ihren Männern da gewesen seien. Er begreife aber nicht, wo das hinaus solle. Wenn es so fort gehe, so müßten die Menschen mit Leib und Seele, mit

Haus und Hof zu Grunde gehen. Eins stecke immer das andere an; so wandere das Elend von Haus zu Haus wie eine ansteckende Krankheit. Doch hoffe er, der Vater da droben werde dieser Krankheit auch Ziel und Schranken zu setzen wissen zu seiner Zeit wie jeder andern Krankheit."

„Mich wundere nur, wie das so auf einmal habe einreißen können," sagte ich, „und wie Mädchen auf einen solchen Grad könnten gebracht werden."

„Guter Freund, Ihr fragt viel auf einmal," antwortete der alte Mann; „man sieht wohl, daß Ihr von den Herrenleuten seid, die immer einen Mund voll Sachen nehmen und daher keine recht kosten, keine recht verdauen.

„Das Branntweinelend ist nicht auf einmal eingerissen, sondern nach und nach. Seit dem Sechzehner-Jahre, wo der Wein so teuer war, nahm es immer zu. Seit der Zeit besonders benutzt man die Bätzeni (der Abgang vom Obst, besonders der Äpfel) so wohl. Seit der Zeit vervollkommneten sich die Brennereien, lernte man besonders die Erdäpfel benützen; und seitdem man weiß, daß man aus dem Abgang derselben das beste Mastfutter für Kühe zieht, entstehen die Brennereien zur Verbesserung magerer Höfe allenthalben wie Pilze; denn wenn man eine doppelte Besatzung und zwölf Kühe statt sechs halten kann, so ist es möglich, einen Hof in ganz andern Stand zu stellen. Je mehr Brennereien es giebt, desto wohlfeiler wird das Brönz, der Konkurrenz wegen; das von außen eingeführte macht nicht alles aus. Je wohlfeiler aber das Brönz ist, desto mehr wird es getrunken von der ärmern und an manchen Orten auch von der bessern Klasse; denn die spart das Geld auch gerne. Hoffentlich werden aber die weisen Leute bald etwas Besseres aus den Erdäpfeln zu machen ersinnen

als Brönz, oder werden ersinnen, das Brönz zu etwas Besserem zu gebrauchen als zum Trinken."

Wie die fünf Mädchen zum Trinken gekommen, berichtete er mir, nachdem ich ihm ihre Namen genannt und ihre Personen beschrieben, folgendermaßen: „Die Mädchen kenne ich gar wohl," sagte er, „und ihren ganzen Lebenslauf. Ich bin ein altes Mannli und brauche für die Gschrift den Spiegel; aber was rund um mich vorgeht, das sehe ich gar klar und deutlich. Auch mein Gedächtnis schwachet mir; was ich heute in einer Zeitung lese, habe ich morgen vergessen; aber was ich selbsten höre und sehe, das entschlüpft mir selten mehr. So hat sich gar mancher Lebenslauf vor mir angesponnen und abgesponnen, und ich könnte Ihnen manchen merkwürdigen und lehrreichen erzählen, ohne viel daran zu fehlen.

„In der Sünde Elend führen gar viele Thore; aber nur einen Ausgang hat dieses zeitliche Sündenelend. So führt auch mancher Weg zum Laster der Trunkenheit; verschiedenen Anfang nimmt das Branntweintrinken; aber, in verschiedener Gestalt freilich, wartet allen Säufern das gleiche Elend. Wie so ein Laster beginnt, den Keim dazu, erkennen die Menschen gar selten; ja, sie streuen mit eigener, unkundiger Hand den Samen aus und schreien dann Zettermordio, wenn der eigenen Aussaat Frucht aufwächst. Ja, auch noch bei seiner Geburt und dem ersten Aufwachsen erkennen die Menschen das Unghür nicht, das werden wird, sondern tätscheln und liebkosen es wie ein Schoßkind. Es ist gerade, wie manche Mutter einen Ausbund von Schönheit an ihrer Tochter erwartet, und am Ende hat sie ein triefäugig, krummbeinig Speckgesicht.

„So waren auch diese fünf Mädchen in verschiedener Lage, und verschieden packte sie die Sünde an.

„Marei und Lisabeth scheint Ihr besonders auf der Mugge zu haben, Herr, und doch verdienen sie ganz besonders Euer Erbarmen; ja, sie verdienen es eigentlich alle fünfe. Andere Leute haben das aus ihnen gemacht, was sie jetzt sind. Wenn die Alten wüßten, wie viel Kinder sie verpfuschten, es würde ihnen schwarz werden vor den Augen. Aber sie wissen es nicht; und wenn sie selbst ein Kind verhunzt haben, so soll die Regierig daran schuld sein, oder der Schulmeister, oder die ganze Welt.

„Marei ist armer, schlechter Leute Kind. Der Vater ist faul, die Mutter ist faul; der Vater stellt sich lieber krank, als daß er arbeitet. Die Mutter läßt lieber aus dem Spreusack, auf dem sie liegt, alles Spreu heraus laufen und liegt auf dem harten Boden, als daß sie ein Loch zunäht. Beide schimpfen über die ganze Welt, sind mit gar nichts zufrieden; denn wer mit sich selbst nicht zufrieden sein kann, der kehrt gerne diese Unzufriedenheit gegen alle anderen Leute, statt gegen sich selbst. Sie haben mit ihrem bösen Maul in der Gemeinde es so weit gebracht, daß alle sie fürchten, daß sie besteuert werden müssen, und daß sie doch machen dürfen, was sie wollen, ohne daß jemand ihnen Vorwürfe zu machen wagt.

„Von Jugend auf wurde nun dieses Kind zum Betteln gehalten, und es verstand dieses Handwerk aus dem Fundament. Es war bei keinem Hause abzutreiben; ja, wenn ein Haus mehrere Thüren hatte, so bettelte es vor jeder Thüre, in der Hoffnung, daß nicht die gleiche Person bei jeder Thüre erscheine. Es gelang ihm bei einem großen, jedoch nur von einer Familie bewohnten Hause, welches drei verschiedene Thüren hatte, vor jeder Thüre einen Kreuzer zu erhalten, und das wahrscheinlich mehr als einmal, weil immer eine andere Person zum Vorschein kam. Aber diese Kreuzer brachte es nicht alle

heim. Nach Art der Bettlerkinder brauchte es den bessern Teil für sich für Lebkuchen, Haselnüsse, Kastanien ꝛc., und mutmaßlich auch für Branntwein; denn solchen beginnen auch die Bettlerkinder zu trinken; und Weiber, die auf Brücken feil halten, und Leute, welche brennen, sind heillos genug, diesen Kindern Branntwein zu geben, ja, sie dazu noch anzutreiben. Auch geschah, daß in den längsten Tagen, wenn es schön warm war und man es gut erleiden mochte draußen, und die Zimmermeister nicht Gesellen genug wußten für ihre viele Arbeit, großen Lohn geben und doch nachsichtig sein mußten, der Alte seine Axt ergriff und einige Zeit mit einem Meister ging, um einiges Geld zum Gutleben zu erzimmern. Nun geschah oft, daß das Mädchen dem Vater das Essen tragen mußte, wenn sie im Verding oder im großen Taglohn arbeiteten. Nun sind Arbeiter, die meinen, sie könnten es nicht aushalten, wenn sie des Tages nicht zwei- bis dreimal Branntwein haben, und zu diesen gehört Mareis Vater auch. Wenn nun so ein Vater Branntwein trinkt, so wird er sicher es nicht übers Herz bringen, seinem Kinde, das ihm das Essen bringt, nicht zu sagen: „Sä, nimm e Schluck, du mast sauft; sä, nimm ume, er macht dr wohl.“ Der Vater meint, weil er ihn gut dünke, so müsse er auch das Kind gut dünken; und selten ist ein Vater so hochherzig, daß er dem Kinde nicht zu diesem Gutdünken verhilft; ja, er schimpft es aus, wenn es sich zuerst weigert, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen. So lehrte wahrscheinlich der Vater selbst das Mädchen trinken, und aus erbettelten Kreuzern verschaffte es sich später das Vergnügen selbst.

„Nun geschah, daß man einmal in der Gemeinde das Herz in beide Hände nahm und den Eltern dieses Kind wegnahm, weil es nie in die Schule, sondern nur dem Bettel nachging, damit doch etwas aus ihm werde und es arbeiten lerne.

Das war ganz recht und schön, aber die Eltern thaten gar gewaltig wüst darüber; denn mit ihm verloren sie ihren halben Brotkorb. Nun aber kam das Mädchen zu den ruchlosesten Menschen von der Welt, weil gerade an ihnen die Reihe war, ein Kind von der Gemeinde zu nehmen; denn die Kinder wurden zum Teil noch verteilt auf die verschiedenen Güter. Und die Gemeinde hatte noch nie das Herz in beide Hände genommen, zu erkennen, daß Leuten, die ruchlos, übel beleumdet, und die bereits Kinder schmählich verwahrlost hatten, keine Kinder mehr sollten anvertraut werden. Diese Leute waren nicht viel besser als die Tiere; ein Laster von einer Tugend zu unterscheiden waren sie durchaus nicht im stande; frohlockend rühmten sie sich der schändlichsten Dinge. Saufen war ihre tägliche Freude und ein Kind füllen ihnen eine wahre Bürgerlust. Sie reizten die Kinder zum Stehlen; Fluchen war ihr Beten, und wahrscheinlich legten sie das Mädchen noch mit Knaben ins gleiche Gaden, wenn nicht ins gleiche Bett. Kurz, das sind Leute, von denen man sich wahrhaftig kaum eine Vorstellung zu machen im stande ist, und dazu noch Leute von Vermögen; denn sie hätten sonst nicht ein Gut. Und zu diesen kam das Mädchen, damit es besser erzogen werde. Nun kann man sich denken, wie es dort besser wurde und was es lernte. Verwahrlost kam es hin, und verdorben in Grund und Boden kam es nach zwei Jahren von dort wieder, hatte die Gemeinde gekostet und gab den Eltern ein Recht, über die Gemeinde zu lärmidieren, daß es ein Graus ist. Will man eine gute Sache machen, so muß man den Mut haben, sie ganz gut zu machen; sonst wäre viel besser, man ließe sie ganz sein; denn macht man sie halb, so macht man sie nur schlimmer.

„Obgleich Marei nicht lesen konnte, wurde es doch unterwiesen und kam ab der Gemeinde wieder zu seinen Eltern.

Dort trieb es das Betteln fort, und ich glaube, es pfuschte den Länder- (Entlebucher-) Mädchen auf den Straßen und in Wäldern ins Handwerk. Doch erleidete ihm das Daheimsein, besonders im Winter; es konnte in keinem Bette schlafen, weil sie keins hatten, mußte die Nächte, mit Hudeln bedeckt, auf dem Ofen zubringen, um die es sich noch mit seinen Geschwistern streiten mußte. Es war hoffärtig, oder nach Hoffart stand wenigstens sein Sinn, und zu Kleidern konnte es nicht kommen zu Hause. Brachte es Geld heim, so mußte es dasselbe hergeben; brachte es Kleider heim, so konnte es sie nirgends einschließen; wer derselben zuerst habhaft wurde, trug sie. Das erleidete ihm; es suchte Platz als Magd, aber nirgends konnte es lange sein. Wenn man Marei hörte, so war es bei lauter schlechten Meistern, wahre Kannibalen gegen Dienstboten. Arbeiten hätte es sollen wie ein Roß, fressen, was eine Sau, sich behandeln lassen wie ein Hund; kurz, wenn man Marei hörte, so hätte man plären mögen vor lauter Mitleid. Wenn man aber die Meisterleute hörte, so vernahm man andere Dinge. Von Schnausen, nichts sicher sein, faul sein, unverschämt sein, anlässig sein, kurz, dieser Sein ward kein Ende. So kam Marei nie zu Kleidern, und es schimpfte fürchterlich: es sei gar nichts mehr, zu dienen; allbets sei es viel besser gewesen; da hätte man noch Lohn bekommen und nicht nur können Kleider machen lassen, sondern auch noch vorgespart. Es bedenkt aber nicht, daß allbets die Mädchen nichts anders wußten als von Arbeiten und nichts von Branntweintrinken. Jetzt scheint es ihm gut zu gehen. Es ist bei Leuten, wo der Mann ein Geizhals ist, und meint, es solle gar nichts gebraucht, alles verkauft und das Geld hübsch bei Seite gethan werden. Die Frau ist anderer Meinung; sie frägt dem Schinden nichts nach, ißt und trinkt gerne gut und arbeitet so wenig als möglich.

„Man kann sich denken, wie dieser Mann und seine Frau zusammenpassen. Jedes folgt seinem Kopf und will leben rücksichtslos auf das andere. Der Mann ficht mit Gewalt, die Frau mit List. Der Mann schließt alles Geld ein, flucht und thut wie ein angeschossener Bär, wenn er Geld geben soll oder etwas auf den Tisch kömmt, das hätte verkauft werden sollen. Die Frau hilft sich so gut als möglich und stiehlt dem Manne, was sie kann. Bei diesen Leuten ist nun diese Magd und scheint da herrenwohl; sogar der Alte rühmt, er hätte nie eine solche gehabt. Sie weiß ihm zu flattieren und ißt vor seinen Augen fast nichts; das hat ihr sein Herz gewonnen, und er traut ihr mehr als seiner Frau, und diese Frau macht der Magd vor ihrem Manne lauter saure Augen. Und doch soll ihre Freundschaft gar innig sein, wenn der Mann es nicht sieht. Beide spielen einander in die Hände; was eine nicht stehlen kann, stiehlt die andere; was eine nicht verflöken kann, verflökt die andere. Und wenn der Mann sehen müßte, wie gut Frau und Magd im Obergaden essen, und wie viel Eier, Fleisch, Knöpfli, Käs, Brönz, Wein da oben verspiesen werden, würde er sich die Haare ausraufen. Da hat nun Marei recht gute Händel, ist Beider Augapfel, hat Geld zu allen möglichen Dingen und wird daher wohl für sich zu sorgen wissen und nicht nur den Mann, sondern auch die Frau betrügen.

„So ward Marei, was sie ist.

„Mit Lisabeth hat es eine ähnliche Bewandtnis. Sie ist die Tochter eines Schuhmachers und einer Wäscherin, hat einen ganzen Rudel Geschwister und wohnt in einem Schachen. Das ist schon viel gesagt; denn in einem Schachen wohnen gar allerlei Leute, weil alle dahin sich ziehen, die wenig Hauszins zahlen mögen oder können. In einem Schachen wohnen daher die Leute ineinander gepökelt wie Häringe in einer Tonne. In

diesem Schachen waren noch dazu mancherlei Gewerbe, Flößer sogar und Gießer, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Schleifer und Besenbinder, Strählmacher und Strumpfweber, Fischer und Geiger, Schafhändler und Galanderierere, Keßler und Glätterinnen, Schweinmetzger und Lumpensammler, Korber und Sägefeiler, Hühnerträger und Weiberhändler, Schröpferinnen und Kübelibinder rc. rc, und diese Gewerbe zogen viele Handwerksburschen dahin. Nicht weit davon war sogar eine Fabrik, und wer derselben nicht näher wohnen konnte, suchte sich wenigstens da festzusetzen. So wohnte eine Unzahl von Leuten da, mit unzählbaren Kindern. Unter ihnen waren recht brave Leute, aber auch viele grundschlechte, und die grundschlechtesten von allen zogen da ein und aus, knipsten, wo und was sie konnten, und verpraßten denn da den Raub. Wer an einem ehrlichen Orte ein unehrliches Gelüsten nicht befriedigen konnte, suchte da seiner los zu werden. Kurz, es war ein Ort, vor dem es einem schüzelet, wenn man dabei vorbeigeht, und man weiß, was da alles getrieben wird, und wie frech und ungestraft. Es giebt Menschen, deren Anblick einen abstößt, denen man gerne zehn Schritte vom Leibe bleibt; es giebt aber auch Orte, wo es einem erst wieder recht wohl wird, wenn man sie eine halbe Stunde im Rücken hat.

„An diesem Orte wurde Lisabeth geboren und auferzogen. Vater und Mutter waren überkindet und hatten für gar nichts Augen, Ohren und Nase, als für sich durchzubringen und alle Tage einen Kreuzer zu verdienen, damit alle sich halb satt essen und es alle Wochen noch einen Märitgang erleiden möge. Sie nahmen gar keine Zeit, mit den Kindern sich abzugeben; wenn sie ihnen nur vor den Füßen wegkamen, so waren sie zufrieden; sie etwas zu lehren, zur Arbeit anzuhalten, hätte ihnen zu viel Zeit weggenommen, und sie in die Schule zu senden, das hätten

sie dem Dolders Pfaff nicht zu Gefallen gethan. Das jüngste mußte von den älteren gehütet werden; aber je weiter diese mit ihm vom Hause wegkamen, so daß die Eltern es nicht schreien hörten, desto lieber war es ihnen. So brachten die Kinder ihre meiste Zeit auf der Gasse zu und da, wo etwas ging, das ihnen wohlgefiel; und was das eine aufschnappte, das brichtete es den andern. Sie konnten halbe Tage bei der Pinte sitzen und sich an den Worten und dem Thun ergötzen, das da wahrnehmbar war.

„Das Lisabethli war ein lustig, frisch Mädchen, aber, von niemand zurechtgewiesen, ein frech Mädchen; es drängte sich allenthalben hinzu, wo es etwas zu erhaschen gab; und wenn es jemand essen oder trinken sah, so ruhte es nicht, bis es auch etwas davon erkriegte. Es wurde der Liebling der Handwerksburschen, die dort im Schachen hausten. Es giebt eine Klasse von sehr honorigen Handwerksburschen; aber die war in jenem Schachen nicht zu finden. Jeder Sauniggel zog sich dort zu. Um die herum sammelten sich noch andere Kerls ähnlichen Schlags, und manchmal noch solche, die über Unfug wachen sollten, und da ging, was konnte und mochte; und man sollte meinen, das sei in Rußland geschehen, wo man sich damit tröstet, daß der Kaiser weit sei. Nun waren viele dieser Burschen ruchlos genug, mit diesem Mädchen schauerlich umzugehen; niemand achtete sich darauf. Die Mutter war Wäscherin dieser Burschen; das Mädchen mußte Wäsche austragen; was bei der Übergabe alles ging und was für Trinkgelder es erhielt, will ich nicht erzählen. Der Vater hatte hie und da auch einen Gesellen oder einen Lehrbuben, und mit dem Lehrbuben trieb das Lisabethli dann, was es von den Gesellen gelernt hatte. Da aber in diesem Schachen nichts ohne Branntwein zugehen konnte, so lernte das Meitschi diesen auch trinken nach

Noten und lernte bei den Abendsitzen, denen es beiwohnte, zu dem Trinken auch spielen. Ja, es geht die Rede, daß in diesem Schachen der Branntwein die Milch ersetze, daß man zum Frühstück, zum Mittag-, zum Nachtessen Branntwein in Kacheln auf dem Tische habe, Brot darein brocke oder ihn zu der Erdäpfelrösti mit Löffeln esse, wie an ordentlichen Baurenörtern die Milch. Möglich, daß es in des Meitschis Vaterhaus ebenso zuging. Als es älter wurde, — groß kann man nicht sagen, denn es blieb ein kleiner Stungg, die Krone war abgebrochen worden — sollte es etwas verdienen; aber es konnte nichts, es kam mit keiner Sache irgend wohin, weil es in keiner Übung hatte als im Maul gebrauchen und mit Buben händeln. Da begehrte der Vater auf einmal über das Meitschi auf, es hätte nun plötzlich alles können sollen. Lisabethli hatte aber einen bösen Kopf, ließ sich nicht viel sagen und begehrte auf wie ein Rohrspatz. Endlich vermittelte die pfiffige Mutter. Lisabethli sollte in die Fabrike gehen. Das war dem Vater recht, gab es doch da etwas zu verdienen; war dem Meitschi recht der vielen Gelegenheiten wegen, die es da hatte auf dem Hin- und Herwege und um die Fabrike herum, und weil es seine Arbeit am Schatten machen konnte. Es klagte immer, an der Sonne kriege es geschwollene Beine.

„Es trieb nun das Fabrikgehen und wurde um nichts besser; es alterte (wuchs kann man nicht sagen) heran zu einer lüsternen, unterwiesenen Dirne, mußte aber die Fabrike verlassen — warum? sagte man nicht. Daheim wollte man es nicht dulden seines bösen Maules, seiner Meisterlosigkeit wegen; dienen bei Bauern wollte es auch nicht, der Sonne wegen, an die es sich doch hätte wagen müssen. Es wollte nun eine Herrenjungfer werden und suchte Dienstplätze in einem Herrenhause; am liebsten wäre es nach Bern gegangen, weil es dort am

ersten auf eine reiche Heirat hoffte, trotz seines abgegriffenen Gesichtes. Es hatte gehört, daß dort gar reiche Herren seien. In einem Herrenhause, stellte es sich vor, hätten es alle Bewohner wie Herren und es wie eine Herrenfrau, könne am Kaffeetische sitzen, und wenn es nicht mehr Kaffee möge, in den Keller übers Brönz, und die Arbeit mache weiß Gott wer, vielleicht Gott selbst, auf alle Fälle nicht es an seinem Kaffeetische oder hinter seiner Flasche.

„Da nun aber seine Hirngespinste nirgends in Erfüllung gingen, da man seine unverschämte Zunge, sein Lügen nirgends lange ertrug, so konnte es nirgends lange sein, konnte am Ende, wie es sagte, die Sklaverei nicht mehr ertragen, in welcher es nicht alle Abende seinen Schätzen nachlaufen, nicht alle Sonntage irgend einer Hudelten zusteuern und halbe Nächte fortbleiben konnte. Es segelte wieder nach Hause, giebt sich vorgeblich mit Wollenrüsten ab, denkt aber gar nicht an seine Arbeit, sondern an seine Buben und stellt, wo es nur kann, sich mit seinen schliefrigen Augen jedem Schlingel unter die Nase, hoffend, er werde erst sein Schatz, dann sein Mann. Denn heiraten, heiraten will es fürs Teufels Gewalt durch jedes Mittel; im Heiraten hofft es seine Seligkeit und Branntwein genug in alle Ewigkeit. So ward das dicke Lisabeth, was es jetzt ist."

Der Alte leitete unterdessen emsig Wasser auf und ab, flotschte mit seinen drei Zoll hohen Holzbödenschuhen keck im Wasser herum, wohin ich ihm mit meinen Stiefelchen nicht folgen konnte. Nachdem er ein halb Dutzend kleine Bretter mit der Schaufel herausgewogen und anderwärts mit der schmalen Seite der Schaufel wieder eingeschlagen, Erdschollen säuberlich bei Seite gesetzt und sie wieder bei den frisch eingesteckten Brettern zurecht gedrückt hatte, stützte er sich auf sein Schäufelchen

und sah ernstlich zu, wie das Wasser ab- und auffloß, nahm hier eine Scholle weg, legte dort eine andere zu, hob hier ein Brett einen Zoll höher, gab jenem dort einen oder zwei abgemessene Schläge, alles mit einer Miene, daß man sah, er sei ganz mit Leib und Seele bei seinem Werke; daß er wohl wisse, was er mache; daß er wie ein getreuer Vater mit aller Sorgfalt jedem Gräschen das Maß Wasser zukommen lasse, welches dem Gräschen heilsam sei. O, sie ist gar rührend zu schauen, diese Sorgfalt im Kleinen wie im Großen, und dankbar schienen die Gräschen sie anzuerkennen. Alle sahen so freundlich zu ihrem Pfleger auf und jedem schimmerten ein oder zwei Thränchen in seinen grünen Äugelein. Freundlich sah der Alte sie an, eins nach dem andern, ob jedem auch wohl sein Teil werde; und als er sah, wie allen so wohlbehaglich ward und wie munter sie sich aufreckten im kühlen Wasser, da sagte er traurig: „Ja, Gräschen kann ich erquicken und grünen lassen zu Tausenden, und sie verkünden ihres Schöpfers Lob und Ehre; aber Menschen muß ich schaurig verderben sehen, kann von ihnen nicht ableiten das giftige Wasser, sie nicht erquicken mit dem gesunden Wasser, das Gott so reichlich und ohne Mühe uns sprudeln läßt; sie, die zu Ebenbildern Gottes geschaffen sind, leben zu Schmach und Ärgernis und liegen in Sünden zu Hause, während jede Blume in den Matten, jedes Vögelein in den Zweigen den Schöpfer preist! Heute, am Tage des Herrn, wer ist's, der ihn heiliget? Das grüne Gräschen im kühlen Wasser oder das versoffene Mensch in seinem stinkenden Bette? Ja, und Stüdi und Lisi hätten auch schöne Blumen werden können in Gottes Garten, wenn die Welt nicht gewesen wäre; das thut einem so weh, und der kurzsichtige Mensch möchte Gott fragen: Herr, warum hast du das an ihnen geschehen lassen? Und schwer kömmt es ihn an, diese Frage mit der Antwort

zu stellen: Des Herrn Wege sind wunderbar und seine Gerichte unerforschlich! Doch werde auch ich ungerecht," sagte der Alte nach einigem Sinnen. „Hätten doch Marei und Lisabeth nicht ebenso schöne Blumen werden können in Gottes Garten, wenn das Verderben sie nicht so frühe erfaßt, den Körper zerstört, den Geist niedergetreten und der ganzen Erscheinung den Stempel unaussprechlicher Gemeinheit aufgedrückt hätte? In Stübi und Lisi erkennt der Mensch noch das Höhere, Bessere, die äußere Hülle ist noch nicht ganz zerstört; sie erzeugt unwillkürlich ein trauriges Gefühl durch den Anblick des Gegensatzes zwischen ihren Anlagen und ihrer gegenwärtigen Erscheinung; das Auge wird bestochen und das Mitleid für das sichtbar Bessere in ihnen redet laut. Bei den beiden andern wird das Auge nicht bestochen, man fühlt kein Mitleid mit ihnen, weil man sie zu nichts Besserem bestimmt glaubt, weil man keine Spur mehr sieht von dem, was sie hätten werden können. Ist das aber nicht ungerecht, verdienen sie eben nicht deswegen das meiste Mitleid, weil der Mehltau des Lasters sich so früh bei ihnen angesetzt und die ganze Pflanze bis zur Unkenntlichkeit zerstört hat?"

So schwatzte der Alte, auf sein Wässerschüfeli gelehnt, und mit großen Augen sah ich den philosophierenden Bauer an, und sah dann um ihn herum, ob nicht etwa ein Professor hinter ihm stehe und für ihn rede; aber ich sah niemanden als den alten Bauersmann und sein Wässerschüfeli.

Das kam mir ganz wunderlich vor, daß im Kanton Bern ein Bauersmann so rede, und daß so nahe bei so viehischem Sinn so tiefer Sinn wohnen sollte. Der Alte sah meine Augen wohl, aber er verwunderte sich nicht darüber, brachte sie auch nicht in Rede, sondern erzählte mir dann auf meine Bitte noch das Folgende. Jetzt würde ich mich über den Alten nicht mehr

verwundern, denn fand ich doch seither im Kanton Bern noch mehrere Männer in Zwilch und Halblein, deren einer an tiefem Sinn und gesundem Denken mehr wog, als zehn ordentliche oder außerordentliche Professoren samt ihren Brillen, ihrer Kompendien-Gelehrsamkeit, ihren verrückten Theorieen und fabelhafter Arroganz.

„Stübi“, sagte der Alte, „war ein gar liebliches Mädchen von Jugend auf, sinnig und gar nicht so wild und ungestüm, wie die andern Kinder. Es war immer, als ob es etwas Apartes denke, und doch wußte es zu thun, was es einem an den Augen absah, und sah immer gar reinlich aus. Sein Vater war Fuhrmann, führte ein etwas liederliches Leben, wozu Fuhrleute sich gerne verführen lassen, und starb früh. Seine Mutter hatte anders geheiratet, bekam Kinder, und das Mädchen hatte es gar bös; es hätte nirgends sein und doch alles machen sollen. Seine Stiefgeschwister waren häßliche, böse Dinger und quälten das Schwesterchen gar sehr, und der Vater mochte je länger je weniger leiden, daß Stübi so hübsch, seine Kinder so häßlich seien. Und Stübi, als ob es zum Trotz wäre, wurde alle Tage lieblicher und hatte gar etwas Apartes an sich; es war fast, als ob es ein Herrenkind wäre, und es wurde ihm auch oft vorgehalten, wie vornehm es sich gebärde.

„Ich wohnte nicht weit von ihnen, hatte das Mädchen immer im Auge und ein absonderlich Wohlgefallen an ihm gehabt. So oft es an meinem Hause vorbei ging, hatte ich ein Wort für das Mädchen und erhielt dafür eine freundliche Antwort. Mein Sohn hatte ein Weib genommen und nach Landesgebrauch Kinder erhalten, und ich dachte oft bei mir, Stübi möchte ich einst zum Kindermeitschi haben. Ein freundlich, reinlich, sittsam Meitschi ist ein wahrer Fund und Goldes wert; leider aber ist es Mode, daß, sobald eines fünf zählen lernt,

wird es alsobald zu hochmütig, um Kindermeitschi zu sein. Als ich hörte, wie bös es Stübi habe, und wie ungern gesehen es zu Hause sei, ließ ich ein Wort davon Stübi fallen, und als es gar nicht unabgeneigt schien, redete ich darüber mit dessen Mutter. Die sagte mir, ihr wäre es recht; je eher Stübi fortkäme, desto lieber wäre es ihr; es sei ganz verstockt, sie könne gar nichts mit ihm anfangen. Aber es habe eine gar grausam vornehme Gotte in Bern, die sei Köchin bei einem alten Junker Landvogt, und die habe neulich geschrieben, sie wolle nächstens hinauskommen und dann sehen, was mit Stübi anzufangen sei. So müsse sie nun warten, bis diese käme, um mir den Bescheid zu geben. Sie möchte die Gotte nicht böse machen, Stübi könne vielleicht von ihr erben; sie sei fett wie der Amme, habe alle Tage vornehm zu essen, Weißbrei und Birenschnitze und Fleisch, sie wisse nicht, wie oft in der Woche; wenn daher nicht bald ein Schlagfluß — Gott bhüet-is davor — sie treffe, so wisse sie nicht, wer an Schlagflüssen mehr sterben solle.

„Die Gotte kam bald, und ich erhielt einen abschlägigen Bescheid. Dreißig Jahre hatte die in Bern gedient und einen Stolz eingesogen, ärger als ihr alter Landvogt einen haben mochte. Sie betrachtete die Bauern wie Hottentotten oder Neufundländer, und das Leben auf dem Lande so, als ob das Fegfeuer ein Tanzsaal dagegen wäre. Sie schimpfte gar lästerlich über das Bauernvolk, als ob sie von einem spanischen Herzog abgestammt wäre und nicht von einer armen Schaubhüttlerin; bei jeder Gelegenheit warf sie mit Baurenpack, Baurenpflegeln und Lümmeln um sich. Bei solchen wollte sie nun ihr Gotteli, das ihr gar wohl gefiel, nicht lassen. Sie könnte es vor Gott nicht verantworten, sagte sie, wenn sie es in den Händen dieser Lümmel ließe, daß sie es hielten wie ein Haustierchen, alle Jahre für ein Paar Stumphosen und ein Paar

Holzschuhe, ihm zu fressen gäben, was die Säue nicht möchten, und an der Fastnacht Küchli, die kein Hund verdauen könnte, durch die man mit keiner Waldsäge käme, bei denen es würde so schwarz wie eines Schwarzwälders Hosen und so dumm bliebe, daß es nicht wüßte, wo in Bern der Weibermärit sei und der guldige Adler. Nein, vor Gott könnte sie das nicht verantworten, man solle es dem Baurenlümmel nur sagen. Sie wolle etwas an das Meitschi wenden und es zu einer Näherin thun; wenn es nähen könne, so schickte es sich perfekt für eine Kammerjungfer. Sie kenne eine Näherin, die auch eine Zeit lang in Bern gedient und jetzt Witfrau sei. Die wisse doch, was Manier sei, und daß ein Unterschied sei zwischen einem Hund und einem Menschen. Die werde ihr schon den Gefallen thun und Stüdi nehmen; da sei es doch anders versorgt, als so bei einem halbleinigen Kalb.

„Diese Näherin war ein unsauberes Weibsstück, es frug aber dem die Gotte wenig nach; war sie doch in Bern gewesen, und das wog bei der alten Köchin alles auf. Sie war eine von den saubern Witwen, welche ihre Kinder der Gemeinde oder Gevatterleuten aufbürden, um dann ein freies Leben führen, den Krug so lange ins Wasser tragen zu können, bis er bricht.

„Sie war eine gute Arbeiterin, aber sie arbeitete um besser zu leben; um ihre Kinder bekümmerte sie sich nicht; sie arbeitete um Mannsvolk damit anzuziehen; ob ihre Kinder Schuhe hätten oder blaugefrorne Füße, focht sie nicht an.

„Dieses Weib führte sich nun recht auf wie eine ausgelassene, zaum- und zügellose Witwe. Sie war allenthalben, wo es lustig ging, in Bädern, auf Märkten; hatte allenthalben gute Bekanntschaft und brachte von dort immer Kilter zum Übernachten heim, Männer und ledige Bursche. Sie hatte aber

nur ein Bett, und bei ihr mußte Stübeli, das liebliche Mädchen, schlafen und Zeugin sein von all ihrem Treiben, mußte alle Nächte tiefer und tiefer sich einweihen lassen in das Leben einer geilen Witwe. Diese Witwe war nun nicht nur eine Liebhaberin vom Mannenvolk, sondern auch vom Trinken; beides ist gerne bei einander. Sie hatte immer eine Flasche von etwas im Schäftchen, bald dieses, bald jenes. Wenn sie nun des Morgens im Winter bei strubem oder kaltem Wetter auf die Stör mußten, nahm sie ein Gläschen zur Herzstärkung, und weil sie gerne das Stillschweigen Stübelis erkaufen wollte, drang sie ihm auch eins auf. Es nahm dasselbe anfangs gar ungerne, aber das gute Mädchen wollte die Meisterfrau nicht böse machen, meinte, es sei wirklich etwas Gutes und es schicke sich, daß es solches Wasser auch trinken lerne, überwand sich und lernte es trinken.

„Oft erhielten sie noch an den Orten, wo sie waren, Brönz, um 9 oder um 3 Uhr, hie und da also dreimal des Tages — ein Mädchen, das noch nicht unterwiesen war! — So gewöhnte Stübeli sich an das Brönz und es ward ihm Bedürfnis.

„Ehe die Lehrzeit zu Ende war, starb die Gotte, und richtig an einem Schlagfluß, wie vorausgesagt worden war. Sie hatte am Neujahr ihrem Herrn Landvogt eine Gans gebraten und sie mit Kastanien gefüllt. Der Herr Landvogt aß die beiden Flügel, einen Schinken und auch etwas von den schönen, weißen Bruststücken nebst einem Teil der Kastanien; die Köchin versorgte den Rest und mit besonderem Wohlgefallen das Bürzi. Aber es war das letzte Mal, daß sie Gans gegessen hatten; ehe eine Woche um war, lagen beide im Grabe, sie und ihr alter Landvogt. Nun war es aus mit dem Kammerjungferdienst, und Stübeli blieb bei seiner Meisterin. Es blieb lange noch ein scheinbar still und sittsam Mädchen, dem man den im

Innern hausenden giftigen Wurm nicht ansah. Es wuchs schön auf und hatte Backen wie Milch und Blut, und etwas Geschleckeetes, daß alles auf ihns sah, wenn es in eine Tanzstube kam. Die Witfrau legte es darauf an, Stübeli ganz zu ihrer Kumpanin zu machen, munterte es zum Kilterhalten auf, duldete diese in ihrem Bette; kurz, ich mag nicht davon reden. Ein lustiger Bauernsohn fand Gefallen an dem Meitschi und das Meitschi an ihm, und es schien auf einmal ganz eingezogen leben zu wollen, ganz wie ein anderer Mensch. Aber der Vater des Burschen that wüst, die Meisterin wußte auch ihre Hände trennend dazwischen zu haben, und aus der Heirat ward nichts.

„Es schien Stübeli fast das Herz abzudrücken anfangs, dann aber stürzte es sich köpflings in die Ausschweifungen hinein. Es schien, als ob es der ganzen Welt damit etwas zu leide thun wollte, wie leider junge oder unkluge Leute oft thun, daß sie sich selbst zu Grunde richten oder zu Schanden machen, in der Meinung jemand anderm weh zu thun damit.

„Es verließ endlich, wegen eines Buhlen entzweit, seine Meisterin und arbeitete für sich selbst. Es ist eine gute Arbeiterin, hat darum viel zu thun, ist treu, aber nimmt den Branntwein immer lieber und jedes Mannsbild ist ihm recht; deswegen hat es schon manche Stör verloren. Man glaubt oft, es trinke, nur um zu vergessen, was, in den Hintergrund seiner Seele zurückgedrängt, sich noch immer regt. Es heißt, es habe keinen Schlaf mehr, daher arbeitet es oft Nächte durch, und trinkt besonders in diesen Nächten. Im Welschland gibt man in kalten Winternächten spät kiltenden Näherinnen kalte Äpfel, eins ist wohl so gut als das andere. Schon aber zeigen sich die Folgen dieses Treibens immer deutlicher. Der Beruf der Näherinnen auf dem Lande ist ohnehin gefährlich. Die sitzende Lebensart, dazu die schweren Speisen der Landleute, welche sie,

obgleich nicht schwer arbeitend, doch mitgenießen müssen; die kalten Füße, welche sie tagelang haben, oder die nassen, wenn sie am Morgen bei schlechtem Wege auf die Stör mußten, haben schon gar manche Näherin ins Grab gebracht. Es stockt das Blut, sein Umlauf ꝛc. wird gehemmt, und böses Blut ist wohl die böseste Krankheit, führt bald zu langen Martern, bald zu schnellem Tode.

„Wenn dann zu diesem noch der Branntwein kommt bei einer Näherin, der das Blut so schwer und schwarz macht, wenn man ihn nicht herausschwitzen kann, so mag man sich denken, wo das hinaus muß.

„Ich glaube nicht, daß alle Gläschen Branntwein schaden; ja, ich bekenne, daß ich zu Zeiten selbst eins nehme, wenn es harter oder kalter Arbeit gilt, oder an einem neblichten Morgen ein langes Wässern, und daß er mir da übel mache oder mich schwäche, habe ich nie empfunden. Aber wer eine Gewohnheit daraus macht, ist verloren, ich glaube es; wer die Gewohnheit bereits hat, muß ganz aufhören, halb kann er nicht, ich glaube es; und wer ein Stubenhocker ist, eine sitzende Lebensart führt, ein auf einen Fleck bindendes Handwerk, der soll den Branntwein, überhaupt starke Getränke, bleiben lassen, sonst ist er verloren; ich glaube es. Ein Schmied z. B. kann ertragen, was einen Weber tötet.

„So scheint es mir mit dem armen Stübeli zu gehen; es scheint mir bereits das Leben aus seinen äußern Teilen zu weichen; die Hände sehen so kalt und steif aus, daß es einen schaudert bei dem Anblick. Es schüttelt mich bei dem Gedanken, daß es mich anrühre, so eiskalt kommen sie mir vor.

„Das Traurigste von allem aber ist, daß das sein Verderben fühlende Stübi das ihm anvertraute Lehrmädchen auf die gleiche Weise ins Verderben zieht, wie es selbst hineingezogen worden ist.

„Bäbeli ist eine Tochter rechtschaffener Leute und wußte von dem allem nichts, was es jetzt mitmacht. Die Leute wollten diese Tochter das Nähen lernen lassen; es käme ihr immer komod, meinten sie. Sie hatten gehört, daß Stübi ein gute Näherin sei, dem Weitern frugen sie nichts nach. Sie hatten gar keinen Begriff davon, wie Kinder angesteckt und verdorben werden.

„Ja, Gott ist groß, wie der Türke sagt, und es muß etwas Herrliches in der menschlichen Natur liegen, und Gott muß, wie der schöne Glaube sagt, mit einem jeden Kinde einen Engel auf Erden senden, daß bei der fürchterlichen Sorglosigkeit so vieler Eltern noch so viel Gutes am Menschen geblieben ist. Treibt einer ein Handwerk gut, oder führt er ein gut Mundwerk, man vertraut ihm ein Kind an und frägt nie, ob er das große, allen Menschen aufgegebene Handwerk verstehe, aufzuerbauen das Ebenbild Gottes in seiner eigenen Erscheinung; Tausenden würde man keine hundert Franken ohne Unterpfand und Bürgschaft anvertrauen, aber ein Kind übergibt man ihnen mit Leib und Seele ohne Bedenken.

„Ja, schlechten Meistern, denen alle Partikulare in einer Gemeinde keinen eigenen Schuh anvertrauen würden, vertrauen ganze Gemeinden mit Leib und Seele ihre Kinder an. Man sinnet nicht, was es dem Menschen hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele. Man sinnet nicht, wie schwer das Beispiel einwirkt und wie zart eine Kinderseele für fremde Eindrücke ist. Man sinnet nicht, daß der eine verlorne Seele bleibt, der vollkommen nähen oder schmieden kann, aber an den neuen Menschen, der in Christo uns vorgebildet ist, keine Hand zu legen weiß.

„Darum auch wendet man viel größere Sorgfalt auf die Anlegung der Kapitalien, als auf die Unterbringung der Kinder.

Auf himmelschreiende Weise schickt man Kinder ins Welschland, und himmelschreiend bringt man sie im eigenen Kanton unter, und zwar nicht aus Bosheit, sondern weil man wohl Äcker kennt und Wiesen, Pferde und Kühe, aber nicht der Seele Natur und Wesen; und weil man thöricht wähnt, weil man Äcker kenne und Wiesen, Pferde und Kühe, kenne man auch der Seele Natur und Wesen. Aber doppelt thöricht ist die Obrigkeit zu nennen, welche diesen Wahn nicht nur bestärkt, sondern in demselben vorangeht. Da muß wohl, was oben sein soll, unten kommen, die Seele in den Staub, während die Füße gen Himmel gabeln.

„So hatten auch Bäbelis Eltern nicht darauf geachtet, was Stüdi neben seinem Nähen treibe, hatten ihm das Kind übergeben und die Hälfte des Lehrgeldes vorausbezahlt, und wahrscheinlich nun die andere Hälfte auch. Und wenn sie jetzt schon allerlei bemerken sollten, Bäbeli müßte doch bis ans Ende der Lehrzeit bleiben, damit man am Gelde keinen Schaden leide und an nichts schaden leide, was man sich ausbedungen hat. So nun muß Bäbeli mitmachen, was seine Meisterin macht. Es muß Branntwein trinken, muß bei Stüdis Kiltern schlafen, kann daneben auch seine eigenen haben im gleichen Bett, kann mit ihnen treiben, was es will, oder muß mit sich treiben lassen, was sie wollen, wenn es nicht will ausgelacht sein. So geht das arme Kind einen traurigen Weg, wahrscheinlich seinen Todesweg, und es weiß es nicht. Es hat nichts in sich, das es aufhält; es findet außer sich keine Hand, die es zurückreißt, es wird vorwärts getrieben wider Willen. Es schüttelt sich, wenn es Branntwein trinkt, es weint sicher an manchem Morgen über die vergangene Nacht, und doch trinkt es Branntwein und meidet die beweinten Nächte nicht, das arme, arme Kind!"

Es müsse doch schauderhaft schlecht im Kanton Bern aussehen, sagte ich; eine solche Verdorbenheit finde man nirgends. Nun begreife ich, warum es so kunterbunt hergehe daselbst, und man allenthalben anfange, ihn zu verachten und für den schlechtesten zu halten. An andern Orten sehe man doch zu den Kindern und wo man sie hinthue.

He, das glaube er nicht, sagte mein seinem Wasser noch immer zusehendes Bäuerlein; er glaube z'Gunteräri, man sei an vielen andern Orten noch viel schlechter, aber weniger aufrichtig. Er habe mir unverblümt sein volles Herz geleert. Ich hätte ihm vernünftig und teilnehmend geschienen, und da hätte er mir nicht an den Hosen geschmöckt, ob ich ein Zürcher oder ein Genfer oder ein Baseler sei, sondern nur aufrichtig seine Meinung gesagt. Er wisse wohl, daß wir Berner hierin dumm seien; Zürcher und Aargauer thäten ganz anders, die wüßten das Ding besser anzukehren und jeden Fremden zu überreden, Teufelsdreck rieche bei ihnen gerade so, wie an andern Orten Küchli und Eiertätsch. Was die Berner in Mißkredit bringe, sei nicht das Volk, sondern das Ghüder, das immer obenauf schwimme, wenn man die Masse aufrühre; in ordinäri Zeiten bilde es den Bodensatz; solches Ghüder setze sich aber bald wieder zu Boden, man brauche nur einwenig ruhig zu sein und aufzuhören zu guseln und umzurühren. Das wüßten die Teufelsbuben aber wohl, darum guselten sie immer und rührten beständig von neuem auf.

Nein, das sei es nicht, sagte ich; ich wüßte das Volk wohl von einigen Trinkern zu unterscheiden, aber nirgends hätte ich noch von solchen Dingen gehört und gelesen, noch fünf Mädchen hinter einer Maß Branntwein gesehen.

„Daß Ihr gerade diese fünf Mädchen gesehen, ist ein Zufall, Herr, und daß Ihr mich angetroffen, der ich kein Blatt

vor dem Maule habe, ist ein noch größerer Zufall, Herr. Daß Ihr an andern Orten nichts solches gesehen oder gelesen, wundert mich nicht, denn Ihr Herren Reisende und Ihr in schwarzen oder guttuchenen Kutten wisset nicht, was vorgeht im eigentlichen Volke. Dem Volke verstehen gar wenige in die Augen zu guggen, so recht aufs Leder hinein. Ich nehme kein Blatt vors Maul, Herr, das habt Ihr gehört; aber ich kenne auch Welsche und Freiburger, Aargauer und Zürcher, Kantönler und Landschäftler, kenne bsunderlich die Länder; aber ich tauschte wahrhaftig nicht mit ihnen, und unsere Mädchen nicht an die gwadeten Ländermädchen und noch an manche andere nicht. Aber wir Berner sind halt zu aufrichtig und sagen es laut, wie wir sind; da schießen dann die andern herzu und schreien: Losit, losit, säyt er's nit selber? und verbrüllen uns dann in der ganzen Welt."

„Ja, aber auch nichts habe ich gelesen, das dem gleichet, was von Euch zu lesen steht," sagte ich.

„Die, welche schreiben können," sagte er, „kennen gewöhnlich das Volk nicht, und wenn sie's auch kennen, so sind sie eben nicht aufrichtig; was können wir dafür, daß wir solche unter uns haben, die uns kennen von oben bis unten und hinten und vorne, und schreiben können und dazu aufrichtig sind und, was sie kennen, gerade heraussagen; ist das eigentlich nicht eine Sache, deren wir uns rühmen sollten, die uns vor andern bevorzuget, Herr? und daß wir solche aufrichtige Menschen nicht totschlagen, sondern uns gerne von ihnen den Spiegel vorhalten lassen, ist das nicht ein Zeichen, daß wir zur Besserung reif sind?"

Das Bäuerlein war warm geworden, und ich fand für gut abzubrechen, und bat es, daß es mir auf dem Heimweg noch Lisis Geschichte zum Besten geben möchte. „Eigentlich sollte

ich nicht," sagte er, „wenn es so gemeint ist, daß Ihr nur fraget, um uns Bernern es aufzurupfen. Und doch will ich es thun; aber mit der Vorrede, die Ihr zu Hause prüfen möget: daß Selbstkenntnis der erste Schritt zur Besserung ist, prüfen, ob Ihr diesen auch schon gethan habt.

„Lisi war ein Prachtmeitschi von Jugend auf und eines Vorgesetzten Tochter. Unsere verstorbene Frau Pfarrerin, ein ehemaliges vornehmes Granggelbei, welche vier gelbgrüne Griegglen von Mädchen hatte, schlank wie Haselstecken, meinte oft, Lisi sehe gar so gemein aus, es sei schade um dasselbe, sonst wäre es ein gutes Mädchen.

„Es leuchtete wie die Gesundheit selbst, und war immer drei Zoll größer als die größten Kinder seines Alters. Es war auch ein herzgut Kind, und wo es jemand einen Gefallen thun konnte, scheute es keine Mühe; wo es einem Armen eine Wohlthat erweisen konnte, da mußte sie erzwungen sein; wo es jemand bei Vater oder Mutter z'best reden konnte, sparte es weder Worte noch Flattieren. So ward es billig der Stolz der Eltern und der Liebling aller Leute. Wenn man das lustige Lisi von weitem sah, so lachte einem das Herz im Leibe, und ich glaube nicht, daß ein einziger Mensch ihm diese allgemeine Liebe vergönnt hat.

„Einzig dem Schulmeister war Lisi nicht ganz recht. Es trieb in der Schule alles Mögliche, nur mit dem Lernen mochte es nichts zu thun haben, und der Schulmeister wollte behaupten, es mache sich immer näher zu den Buben, als nötig sei; aber es achtete niemand seiner viel.

„Als es vierzehn Jahre alt war, starb in schneller Krankheit seine Mutter. Sie war eine brave Frau gewesen, hatte das Hauswesen meistens geführt, da ihr Mann viel abwesend war, und die Kinder zum Arbeiten gehalten; freilich, das Bessere im

Menschen zu hegen und zu pflegen hatte sie nicht Sinn, nicht Zeit.

„Lisi war das älteste Mädchen und war groß und stark wie ein achtzehnjähriges. Der Tod der Mutter ging ihm zu Herzen, und es fühlte, was ihm jetzt für eine Verpflichtung geworden sei. Es übernahm sie auch kräftig und munter, war früh und spät, und schaltete recht verständig, war den kleinen Geschwistern eine rechte Mutter. Der Vater, dem der Tod seiner Frau schwer zu Herzen gegangen war, weil dadurch eine Bürde an ihn zurückfiel, die er auf die Frau übergeladen hatte, mußte nun in der ersten Zeit daheim bleiben, was ihm ungewohnt vorkam. Als er sah, wie sein Meitschi in den Fußstapfen seiner Frau ging, wie alles seinen Fortgang nahm, als wenn seine Alte noch da wäre, freute er sich gar sehr darüber und ging alsobald wieder seiner Wege. Der thörichte Vater dachte nicht, welch Unterschied sei zwischen einer 40—50jährigen Frau, die durch 40jährige Reibungen der Welt in ihr Geleise gedrückt worden, und einem 14jährigen Mädchen, das die Welt erst zu berühren beginnt, in ein Geleise zu bringen sucht. Der thörichte Vater ging seiner Wege, und statt daheim zu seinem hübschen, guten Mädchen zu sehen, rühmte er es in den Wirtshäusern, an Steigerungen, Freundlichkeiten; im Gemeindrat schlug er auf den Tisch und schwur: es Meitschi, wie er heyg, heyg bim D..... Kene; er chönn acht Tag furt sy, das gang bim D..... glych; syg er daheim oder nit, sys Meitschi mach alls un es syg bim D..... erst 14jährig, das gäb einist e Büri, er well usbiete im ganze Lang! — So rühmte der Vater das Meitschi auch zu Hause, aber das verdarb es nicht. Aber andere Leute kamen auch und rühmten es. Liseli war gutherzig, und wo an einem Ort eine gutherzige Person in einer Küche waltet und Spycher- und Kellerschlüssel hat, da

riechen es hungerige Leute stundenweit und machen sich herbei mit Rühmen und Flattieren. Da ging nicht manche Stunde vorbei, daß nicht ein runzlicht Gesicht vor der Küchenthüre stund und dem an der Feuerplatte schwitzenden Liseli zurief: „Nei, bim Schieß, so wie du eis bisch, isch keis uf dr ganze Welt, un wenn si minethalb hundert Stung läng wär. Nei, wie bisch doch aber so hübsch, es düecht mi, es sötte all Buebe a dr bhange, wie dWespeni i-mene Hunghafe.“ — So ging es manchmal eine ganze Viertelstunde lang, und wer will es dem gutherzigen Meitschi verübeln, wenn es gerne hörte, wie lieb es die Leute hätten; wenn es gerne hörte, wie alle es gut mit ihm meinten; wenn es bei diesem Lob weich ward, es auch gut mit der Schmeichlerin meinte und seine milde Hand weit aufthat. Was wußte das gutherzige Meitschi von Falschheit und der Tücke der Leute, und wer öffnete ihm die Augen darüber?

„Neben diesen Leuten thaten auch das Mögliche die Diensten und Tauner, um das gute Liseli zu mißbrauchen.

„Die Mädchen flattierten ihm, eine wollte weiter sein als die andere, um mehr zu erhaschen; sie erzählten ihm von Buben, Kiltgang, Schätzele, erregten die Neugierde des kräftigen Mädchens, und was es dann mit halblauter Stimme im Kabisplätz oder beim Jäten oder beim Krautrüsten frug über die dunklen Gadengeheimnisse, das löste ihm bald die eine, bald die andere Magd gründlich und willig auf. Die Knechte hatten ihre Händel mit Liseli, guggten ihm freundlich in die Augen, machten ihm den Hof mit ihren saftigsten Redensarten und kamen ihm manchmal mit ihren kuhdreckigen Fingern wohl nahe, und zu einem Müntschi nahmen sie sich auch die Freiheit. Wer will es dem Meitschi verübeln, wenn es sich dessen nicht zu erwehren wußte, wenn es ihm nach und nach gefiel, ein Müntschi ihm

wohlthat und eine Rede ein eigenes Feuer ihm in sein rasches Blut goß? Wer warnte es, wer gab ihm ein Gegengewicht gegen alles, was auf sein Fleisch eindrang? Doch das hätte vielleicht noch nicht alles gemacht, findet man ja das Gleiche in gar vielen Häusern; aber es war noch eine andere Person in diesem Hause, und derselben muß man Liselis ganzes Verderben zuschreiben. In ihrem Hause war ein Tischgänger, der ein Handwerk trieb; ich sage nicht, war's ein Weber oder ein Schneider, ein Häftlimacher oder ein Druckenmacher; es war auf jeden Fall ein wüster, aber schlauer Bursche, der alle Vörtel zu gebrauchen wußte, um wohl und doch wohlfeil zu leben. Der ging schon lange bei ihnen aus und ein und war oft Wochen lang daheim, besonders im Sommer. Liseli, das kochte und die Haushaltung machte, war nun auch oft daheim, wenn alle auf dem Felde waren, oder es war draußen im Hause, während die andern in der Stube spannen. Nun schlich sich dieser verfluchte Tischgänger an das Mädchen, wie ein giftiger Wurm in einen schönen Apfel.

„Es ist eine ganz eigene Sache, wenn zwei Leutchen zurückbleiben in einem großen Hause, und gar willkommen ist das eine dem andern gegen die Längizyti, und gar heimelig wird es ihnen bei einander, und aus dem Heimelig entstehen oft unheimliche Dinge.

„So wußte der Tischgänger dem Liseli sich wert zu machen und lieb, wußte ihm Vieles zu brichten, und war ihm gar hilfreich bei schweren Geschäften, wo das Meitschi nicht z'Schlag kommen, niemand anderes rufen konnte. Wenn dann etwas Apartes gethan war, oder wenn er etwas Apartes im Kuchigänterli wußte, so verstund er Liselis Herz zu erweichen, daß es mit einem Stückli Fleisch oder Küchli heranrückte. Damit lockte er das Mädchen in seine Kammer unter dem Vorwande,

er wolle etwas Nasses dazu thun, so trocken gehe das Essen gar nicht gut. Dort brachte er bald roten Wein oder Zimmetwasser oder bloßes Brönz hervor, und nötigte dem wilden Mädchen auch ein Schlückchen oder zwei auf, und das Mädchen trank ihm diese zu Gefallen, und ihm zu Gefallen drei und vier. Zu dem Trinken geht auch ein Schäkern gut, besonders im leeren Haus in einsamer Kammer. Das Meitschi ahnte nichts Arges, wehrte sich, so weit das Wehren es lustig dünkte, und ließ zu, was ihm gefiel, alle Tag ein Stücklein mehr. Man weiß gar nicht, wie unvermerkt und schnell eine Gewohnheit entsteht, so merkte Lisi gar nicht, wie nach und nach ihm dieses Essen und Schäkern mit dem Tischgänger Bedürfnis wurde, und wie es ihn mahnte, wenn er es vergaß, und wie es für sich etwas nahm, wenn der Tischgänger nicht zu Hause war, und dann von des Vaters Brönz oder Wein.

„Und gar nicht merkt man, wie so eine Gewohnheit wächst, wie aus einem Maulvoll zwei und vier, aus zwei Schlücken ein halb Dutzend, aus einem Müntschi ein wüstes Treiben wird. Gar keine Ahnung hat der Harmlose, Unschuldige, wie schnell ein Spitzbube, der verführen will, seine Absicht erreicht, wenn er den andern am gewünschten Ort hat. So wurde Lisi verdorben, nicht nur, ehe es es einmal recht wußte, sondern die verbotenen Genüsse wurden ihm auch Bedürfnis, ehe jemand daran dachte und dem Meitschi es ansah."

„Aber, mein Gott," fragte ich, „ist's denn so gefährlich in einem Bauernhause? Ich dachte immer, die Verführungen fände man nur in der großen Welt."

„Ja, die Welt ist allenthalben, und wo die Welt ist, ist auch Verführung," sagte mein Mannli „und nirgends sind Menschen derselben mehr ausgesetzt, als da, wo kein Wächter in ihrer eigenen Brust erweckt wird und kein wachsames Auge

die ersten Schritte bemerkt, kein strenger Sinn sie hemmt. Man meint auf dem Lande, in den Städten sei die Verführung und das schlechte Leben zu Hause; ach, wenn man doch die Augen offen hätte für das, was rund um einen in der nächsten Umgebung vorgeht! Und wenn man dann den Dingen allen den rechten Namen geben würde, so würde man sicher nicht mehr den Splitter suchen in des Nächsten Auge und den Balken im eigenen nicht sehen.

„Nun tritt aber die wachsende Verdorbenheit immer deutlicher in Thaten hervor, wird immer ungescheuter; je mehr man des Lasters Freund wird, desto weniger schämt man sich desselben vor den Leuten.

„So kochte Liseli apartigs für sich und den Tischgänger, leerte dem Vater im Keller seine Guttern, trieb das Narrenwerk mit Tischgänger und andern immer zügelloser, das gewaltige, mächtige Mädchen, und seine Freigebigkeit, besonders wenn es angetrunken war, ging ins Aschgraue.

„Dieses Treiben konnte nicht ganz unbemerkt bleiben; aber es wurde doch nicht ruchbar, und Lisi wußte nicht, was es trieb, und noch viel weniger, daß man auf es merke. Es wurde alle Tage lustiger, sorgenloser, unbändiger; es sah nicht, welches Gewitter über ihm sich zu wölben begann.

„Aber die Mägde paßten ihm immer schärfer auf, aus Eifersucht und Gwunder, die Knechte begannen allerlei zu düderlen, der Vater konnte den schnellen Verbrauch aller Sachen nicht mehr recht begreifen und wollte nicht fassen, wo Lisi mit Anken- und Eiergeld hinkomme; die Nachbarsweiber begannen zu lächeln und zu zäpfeln mit einander, und ihre Fühlhörner hinauszustrecken fast bis an des Tischgängers Kammer.

„Da brach eines Morgens das Wetter über das arme Mädchen los. Eine der Mägde hatte, statt Kabis zu bschütten,

einen ganzen Abend mit einem Knecht verbahlt und war von Lisi abgekanzelt worden, wie recht war.

„Die Magd war aber eine Schlange, die stach, wenn man sie trat.

„Sie suchte und fand eine geheime Audienz bei dem Vater, dem sie schon lange zweg gestanden war, wo sie nur konnte.

„Als am Morgen Lisi sich allein und sicher glaubte, trieb es, wie gewohnt, sein Wesen mit dem Tischgänger, und als sie am besten dran waren, brach der Vater herein und seine Magd.

„Nun gab's eine wüste Geschichte. Lisi wurde geprügelt, der Tischgänger fortgejagt, und somit glaubte der Vater den Schaden radikal kuriert zu haben, während er nun mit der Magd sich mehr abgab, als recht war. Der Thor hatte nichts gemacht, als seine Tochter in aller Leute Mäuler gebracht; denn natürlich breiteten die Diensten die Geschichte aus, so weit sie konnten, während er selbst in die Gewalt der Magd kam. Lisis Ruf war auf immer zerstört, und jeder rechte Bursche wandte sich von ihm ab, während jeder Schlechtes im Sinn tragende sich herzuließ. Der Friede im Hause war auf immer dahin. Nun wollte die Magd auch regieren und das Bessere für sich behalten, Lisi der Magd nicht nachgeben, das Gewohnte nicht meiden, der Magd zum Trotz. So gab's Streit alle Tage, und Lisi wurde in diesen Händeln alle Tage schlauer und pfiffiger, wußte sein Treiben besser zu vermänteln und meisterhaft Sachen zu verflöken, um Geld zu bekommen. Es brach sogar in den Spycher, nahm aber Spreuer in der Hast statt Korn, für die ihm der Bäcker nichts gab als den Übernamen: dSpreuer-Lise.

„Die Magd, die den Alten zu heiraten gedachte, trieb es aber zu arg und ließ ihre Hörnlein zu weit heraus, so daß

sie dem Alten erleidete und er auf eine Witfrau mit Geld lossteuerte, weil er glaubte, Lisi eine Meisterin geben zu müssen. Die Magd kam ihm aber über seine Schliche, kam der Witfrau über den Hals, sagte ihr alle Schande und deckte zu gleicher Zeit ihr Leben mit dem Alten auf, in der zornigen Hoffnung, dadurch die Witwe von der Heirat abzuschrecken. Das gelang ihr auch. Aber der Alte, dadurch erbittert, jagte auch die Magd aus dem Hause; das war ihr Lohn für ihre Falschheit. Nun war's wieder beim alten im Hause, nur mit dem Unterschied, daß der Name des Hauses zerstört und Vater und Tochter in tiefer Schande waren und bleiben, daß im Hause nun alle Tage Streit ist, den die aufgewachsenen Geschwister Lisis vermehren helfen.

„Der Vater kann nicht durchgreifen, nur aufbegehren, wenn er einmal zu Hause ist, und zu Hause bleiben kann er nicht lange; so wird es gehen, so lange es kann und mag. Unterdessen schimpft alle Welt über Lisi: Vater und Brüder, Nachbarn und Nachbarinnen, und kein Mensch hat Erbarmen mit ihm, kein Mensch denkt an seine Verwahrlosung. Es ist gut, daß die Menschen nicht Gott und Richter sind; wenn sie auf heillose Weise Kinder verwahrlost, verführt haben, und die angerichtete Verdorbenheit an den Tag kommt, so soll das arme Kind gehängt, geschunden werden; an die, die am Verderben Schuld gewesen, denkt niemand."

„Aber könnte man Lisi nicht zusprechen, die Augen aufthun?" fragte ich. „Ach, du mein Gott," sagte der Alte; „der Herr wird wohl nur ein Gumi sein, daß er so etwas fragt. Dreiundzwanzig Stunden im Tag würde es mir nicht zuhören, sondern mich auslachen, mir vielleicht einen tüchtigen Schmatz geben oder ein Glas Brönz anbieten. Würde ich einmal endlich die glückliche Stunde treffen, so könnte ich es vielleicht weinen

machen ganze Melchtern voll; allein das Mädchen hat sein Lebtag nie von Selbstüberwindung gehört, wo soll es den Widerstand hernehmen gegen sein heiß siedend Blut? Die Scham ist dahin, das feinere Gefühl tot, und seine Religion war nie lebendig; so hat es nichts, gar nichts, an dem es herausgezogen werden oder sich herausziehen könnte aus dem immer enger und schroffer werdenden Abgrund, in den es hinuntergleitet, das arme Lisi!"

Wir waren unter diesen Gesprächen ins Dorf zurückgekommen; hie und da schaute aus dunkeln Fenstern ein ungewaschenes Gesicht, und vor dem Wirtshaus hantierte mit dem Besen die schläfrige Magd, halb angezogen und ihre seit acht Tagen nicht gewaschenen Füße aus verlöcherten Pantoffeln streckend.

Meinen Alten lud ich ein zum Frühstück; allein er schlug es aus, wie sehr ich auch anhielt. Er trinke erstlich keinen Kaffee, das schwarze Gschlüder verderbe nur den Magen, und zweitens wolle er an einem Sonntag Morgen und noch dazu vor der Predigt nicht ins Wirtshaus, es wäre das erste Mal in seinem Leben.

Das wäre mir doch leid, sagte ich, wenn ich ihn jetzt zum letztenmal sehen sollte; ich hätte einen gar lehrreichen Morgen mit ihm zugebracht. — Das stehe an mir, sagte er; wenn ich wieder herkomme und dem alten Häftlimacher nachfragen wolle, so könne jedes Kind mich zu ihm weisen. Somit gab er mir die Hand, rückte die weiße Kappe ein wenig und ließ mich verdutzt stehen.

Ich hatte hinter dem Mann einen Statthalter gesucht, oder einen alten, reich gewordenen Schulmeister, oder sonst ein Haupt der Gemeinde, und nun sollte es ein Häftlimacher sein! Einen Bären glaubte ich mir aufgebunden; allein der Wirt

bestätigte mir des Alten Rede und erzählte mir von demselben gar seltsam aparte Dinge, die zu weitläufig zu erzählen sind. Ich merkte wohl, daß der Wirt des Alten besonderer Freund nicht sei, wahrscheinlich gab er ihm wenig zu verdienen; und doch konnte er sich eines gewissen Respekts gegen denselben nicht erwehren, und, sich selbst darüber ärgernd, gab er so hintenum zu verstehen, vor dem müsse man sich in acht nehmen, er könne mehr als Brot essen; weit weg von ihm sei man am sichersten.

Ich merkte wohl, daß hier die Zeit noch nicht vorbei sei, wo man jeden, der an Verstand und Einsicht über die Menge sich erhob, als Hexenmeister fürchtete und verdächtigte. Der gleiche Wirt aber, der vor Hexen großen Respekt und sicher dem Viehdoktor schon manchen Batzen gegeben hatte für Mittel gegen das Verhexen, äußerte sich gar leichtfertig über religiöse Dinge und unsern Herrgott, als es zu läuten begann und andächtige Kirchgänger an unsern Fenstern vorüberzogen. So ist es leider an manchem Ort; man leugnet Gott und fürchtet den Teufel; man spottet über Wunder Gottes und glaubt fest an Hexen und ihre Künste; man kauft für schwer Geld Planetenbücher und würde unbedenklich die Bibel abschaffen, wenn man sie nicht auch noch für das Hexen gut glaubte.

Über die Mädchen dagegen war der Wirt viel besser zu sprechen als der Alte und meinte: Nach einer harten Woche sei ihnen doch auch etwas zu gönnen, und volls hätte er noch keins von ihnen gesehen. Wenn der Mensch jung sei, so müsse halt öppis gah. Als ich mein Bedenken äußerte, wie das aber endlich einen Ausgang nehmen würde, wenn man als jung solche Dinge und so arg treibe, gab er zur Antwort: Das wolle gar nichts sagen; er wüßte hundert Beispiele, daß die lustigsten Meitscheni, die es mit Wein, Branntwein und Buben

nicht eigelich genommen, die tollsten und brävsten Hausfrauen geworden seien.

Da ich dieses nicht glauben wollte und mich an das Sprüchwort hielt: „Jung gewohnt, alt gethan," so wurde mein Wirt anzüglich und begann zu sticheln, daß mit lustigen Leuten doch besser fortzukommen sei als mit geistlichen; die erstern gönnten doch andern noch etwas, die letztern aber niemand als sich selbst, und was sie andern als Sünde vorhielten, das trieben sie doppelt so arg heimlich. Ich merkte, daß der Wirt mich für einen neumodischen Heiligen nahm, und brach ab, zahlte meine Zeche und wanderte mit meinen Müsterlenen weiter.

Es war mir endlich auf meinen Reisen, die sonst ein ewiges tötendes Einerlei sind: alle Tage das gleiche Gchär mit den Kunden, alle Abende ein langweiliges Politisieren, oder, wenn mehrere Kollegen sich treffen, ein noch langweiligeres Witzereißen, und alle Morgen Kaffee und Butter und der Aufwärterin unausgeschlafenes Gesicht — etwas Merkwürdiges, Außergewöhnliches begegnet, das meine Gedanken beschäftigte, so daß ich sie nicht töten mußte mit dem Nachrechnen, wie viel meine gestrige Tagreise über die Kosten hinaus wohl meinen Herren eintragen werde, Fracht und Geldzins abgerechnet, oder mit dem Grübeln, was meine Herren Kollegen heimlich am verlassenen Ort getrieben haben möchten.

Es waren freilich keine fröhlich gaukelnden Gedanken, die mich begleiteten; es waren schwarze, schwere Gedanken, die man einem Gumi nicht zugetraut hätte; Gedanken über den Jammer, den die unglücklichen Menschen sich schaffen durch den Mißbrauch der Gaben Gottes; über den Jammer, den sie sich bereiten, weil sie ihr göttliches Wesen vergessen und sich zum Tiere machen; über den Jammer, der in einem Orte, wo dieser gemeine Sinn der übliche wird, einreißen müsse bei alt und

jung; über den Jammer, der einziehen müsse in die Häuser, in alle Haushaltungen, wo das gleiche Laster alle umstrickt, jung und alt.

Es faßte mich eine eigene Angst über das Schicksal unglücklicher Dorfschaften, in denen bestialische Laster einwurzeln und anwachsen von Generation zu Generation; mußte da nicht das Reich der Hölle auf Erden kommen, das Verderben anwachsen auf unglaubliche Weise, ja, die Menschheit wieder hinuntersinken zum Tiere?

Ist wohl der Gedanke wahr, daß die Menschheit sich alle Tage verschlechtere und die Welt böser werde von Stunde zu Stunde? Wo soll das hinaus? Die Tage der Sündflut dürfen nicht wiederkehren? Kommt aber dann das Feuer, ein Ende zu machen, und leitet das Feuerwasser der Wilden das Echo ein, verbindet der Branntwein die beiden Elemente, das Wasser, das die Sündflut schuf, das Feuer, das in den letzten Tagen die Welt verzehren soll?

Das waren Gedanken, deren ich nicht Meister werden, d. h. die ich ins Klare nicht auflösen konnte; aber sie brachten mich zum Vorsatz, die Sache im Auge zu behalten. Wie es mit den Mädchen gehe, wollte ich wissen, ob der Wirt recht hätte, daß liederliche Weibsbilder gute Hausmütter abgeben, oder ich, der an eine solche Umwandlung und ganz besonders beim weiblichen Geschlechte nicht glauben wollte; wollte auch das Dorf im Auge behalten oder die Gegend; wollte schauen, wie das Laster anschwelle und die armen Sterblichen überflute, oder ob eine Arche komme, die sie durch die wilden Wasserwogen trage an einen sichern Port.

So wanderte ich sinnend, wie ein Pfarrer am Samstag abends, meinen Weg fort, bis ich — plumps im Wasser lag.

Wie eine gebadete Maus kroch ich auf und war zufrieden, daß wenigstens jetzt sich ein sicherer Port fand. Dort stand ich nun pudelnaß, sah nach meinen Mustern und vergaß diese wieder, als ich ganze Rudel Kilcherleute auf mich zukommen sah. Links war Korn, rechts war Flachs; weder links noch rechts konnte ich mich retten, wenn ich nicht einen ganzen Rudel Buben hinter mir drein haben wollte. Unter das Brücklein über den Bach, der mich so naß gemacht, zu schlüpfen grusete mir auch. Ich mußte standhalten und mitten durch die Leute hindurch, die mir eben nicht christliche Gesinnungen zu hegen schienen. Spöttische Blicke schossen sie mir schon von weitem zu. „Es isch e Gumi, e Gumi, e Müsterler oder e Schnyder,“ hörte ich schon von weitem. „Es wird e Viviser Wyhengst sy,“ sagten die einen; „nei, es isch dä bim Schag; nei, es isch dä, wo dH . . wyler letzlich so voll gmacht hey u wo em ganze Städtli het müeße Wy zahle, e St. Galler,“ die andern; „er wird volle sy u de Weg nicht breycht ha;“ denn daß man nüchtern neben dem Weg in den Bach laufen könnte, das kam ihnen unmöglich vor. Ich machte ein dunkel Gesicht wie einer, der Spießrute laufen will, und hielt alles mannlich aus und that keinen einzigen Blick zurück, wenn ich auch ganze Haufen hinter mir stille stehen hörte.

So erreichte ich endlich das Dorf, wohin ich mein Pferd vorausgeschickt hatte. Und, wie die Leute in dem mir wohlbekannten Wirtshause, wo ich sonst als eine Ausnahme, d. h. als ein solider Mann, der mit dem Wirt manch vernünftig Wort über das Armenwesen u. a. m. schon geredet hatte, bekannt war, mich ansahen, will ich auch nicht malen. **Enfin**, ich kam wieder in trockene Kleider, und was ein guter Name macht, erfuhr ich; sie glaubten mir aufs Wort die Art, wie

ich ins Unglück geriet; unter Hunderten wäre dieses nicht Einem widerfahren.

Nun hätte ich eine herrliche Gelegenheit, Kreuz- und Querzüge eines Gumi abzukonterfeien, und besonders die eines Baseler Gumi. Der Baseler Gumi hat nicht das auffallend Liederliche, Frivole, wie andere seiner Sorte, manchmal etwas Einfaches, das ins Einfaltige überspielt; aber in allen Schlichen und Ränken des Handels, in der Weise des Aufdringens, den Vörteln beim Spedieren, der Benutzung aller Umstände, besonders beim Einfordern des Geldes für aufgedrungene Ware ist er allen Meister. Ja, Leute, nehmt euch nur in acht vor mir; ich bin der schlimmsten einer, wenn ich euch schon wie ein halber Lädi vorkomme. Ja, Krämer, hütet euch am meisten vor denen, die ihr als ganze Narren oder halbe Batli anseht; das sind die, welche es erproben, wie man am besten andere zum Narren halten kann, wenn man selbst für einen Narren angesehen wird.

Doch ich will dieses nicht thun, will verzichten auf die Ehre, eine neue Art von Reisebeschreibungen in die Welt zu bringen, die Reisebeschreibung eines Müsterlers. Eine solche existiert, soviel mir bekannt ist, noch nicht, und doch würde in einer solchen gewiß ein ganz eigenes Leben ans Licht treten, vielleicht ein Leben, das beleuchtet zu werden verdiente zum Wohl der Menschheit. Ich will nicht einmal, was ich ferners von den fünf Mädchen vernommen, einkleiden in alle die Umstände, unter denen ich es vernommen. Ich will kein Buch schreiben, sondern nur noch einige Seiten, und daher ohne allen Schmuck in dringlicher Kürze geben, was ich zum Heil und Frommen zu dieser Sache noch zu sagen habe.

Ich säumte nie, wenn ich durch den Ort reiste, wo ich die fünf Mädchen gesehen, bei meinem Häftlimacher einige Stunden zuzubringen. Er war ein hablicher Mann, der in einem nied-

lichen Hause wohnte und ein abträglich Heimet besaß. Sein Handwerk hatte ihm dazu verholfen. Das war auch die einzige Schwachheit, die ich an ihm bemerkte, daß er gar gerne über die Handwerker mitleidig die Achsel zuckte und sich bitter ärgerte, wenn sie klagten, es sei nüt meh z'mache, es sei allbets viel besser gewesen; daß er dann sagte: er sei nur ein verachteter Häftlimacher, aber wenn er heute wieder von vorne anfangen könnte, so wollte er noch einmal so viel machen, als er gemacht hätte. Aber wenn man zu etwas kommen wolle, so müsse man nicht mit Prächtle anfangen, nicht ganze Wochen blauen Montag machen, nicht in einem Chaisli herum fahren, Kegelplätzen und Bettwinkeln nach, statt die nötigen Gänge zu Fuß zu machen.

Jedesmal, wenn ich ihn besuchte, erzählte er mir Bruchstücke aus dem Leben der Mädchen, und die von Zeit zu Zeit vernommenen Bruchstücke sind es, welche ich jetzt zusammengehängt ohne weitere Einkleidung geben will, zum Nachsinnen für alle, zur Warnungstafel thörichter Eltern und leichtsinniger Mädchen.

Am schnellsten entwickelte sich des armen Stüdelis klagvolles Schicksal.

Seine Glieder erstarrten ihm immer mehr, sein Blut wurde immer schwärzer, immer träger, seine Augen wurden immer glanzloser, unbeweglicher, aber im Inwendigen begann eine schauerliche Gewalt sich zu regen. Im Leibe fing es an zu zucken und zu ziehen. Es war Stüdeli, als ob man seine Eingeweide mit einem Garbenknebel andrehe und umdrehe, als ob jemand mit einem scharfen Hobel an den Wänden des Magens herum fahre; jedes Stücklein Brot schien ihm zum Bohrer zu werden, das sich durch den Leib mit schonungsloser Spitze den Weg bahnen müsse. Es hieß, Stüdi hätte Magenkrämpfe; ein

weises Haupt sagte, es hätte einen Magenbruch. Dann kamen mitleidig die Weiber mit goldigem Mutterwasser, mit Hoffmannstropfen löffelweise, mit Enzenen- und Reckholterwasser, mit dem furchtbaren Karmeliterwasser. Und Stüdi sog gierig ein, was man ihm bot, und schaffte die Wasser und Tropfen an, daß es sie bei der Hand hätte Tag und Nacht. Sie stillten ihm den Schmerz, behauptete es; aber wie sein Magen das Essen immer weniger vertrug, wie eine düstere Glut ihm im Kopf zu brennen anfing, mit einer furchtbaren Innigkeit immer länger anhielt, daß es sich ihm manchmal wie eine schwarze Nacht über die Augen legte und es sich legen mußte, achtete es weniger. Es nahm dann einen Löffel Karmeliterwasser mehr, um schlafen zu können. Freilich kam dann Betäubung und das Arme vergaß seine Leiden. Aber schwach, betäubt stand es am Morgen dann auf, und sein Kopf glühte ihm und war so schwer, daß keine seiner Hände ihn stützen zu können schien; jedes seiner Augen schien zentnerig ihm aus den Höhlen über den Tisch hinrollen und es wieder hinein in den Boden ziehen zu wollen. So schleppte es sich lange noch von Stör zu Stör; aber die Klagen wurden immer lauter, man könne es nicht mehr brauchen, längs Stücks wisse man nicht, was mit ihm sei, es scheine nicht mehr zu hören, nicht mehr zu sehen und mache entweder alles verkehrt oder gar nichts und sehe vor sich hin, daß es einem angst und bange werde dabei.

Aber eines Morgens stand es nicht mehr auf. Eines Morgens hatte es seine Krämpfe furchtbar gehabt, eine Bäuerin sie mit bitterem Reckholterwasser gehemmt. Aber nun lag Stüdi in allen Gliedern eine schreckbare Mattigkeit mit namenlosem Schmerz, und im Kopfe zuckte und glühte es ihm gar wunderlich; ein schauerlich Lachen kam ihns manchmal an; es war, als ob es laut aufbrüllen müsse, es wußte nicht, ob vor Lust oder

Wut, vor Schmerz oder Angst. So viel Besinnung hatte es noch, daß es mitten im halben Tag von der Stör abnahm und heimging; sein Mädchen wollte es dort lassen zum Ausmachen. Aber den Leuten kam sein Zustand so unheimelig vor, daß sie es seiner Meisterin nachsandten.

Zu Hause nahm es erst Hoffmannstropfen, dann noch, als es ihm immer schauerlicher wurde, als der Frost ihm die Glieder zusammenschlug und ein Glühbrand ihm zum Kopf aus zu schlagen schien, eine tüchtige Dosis Karmeliterwasser. In der Nacht war's, daß das Lehrmädchen Hülfe rief im Nachbarhause. Es schlage Stüdi im Bett herum und Stüdi schreie: der Teufel wolle es nehmen, man solle doch der tusig Gotts willen zu Hülfe kommen. Die Leute besannen sich, endlich wagten sich ihrer drei hin und fanden Stüdi im grausenhaftesten Zustande. Es war allerdings, als ob eine fremde Macht es packen wolle, als ob es gegen dieselbe ringen müsse mit allen seinen Kräften, und dieses Ringen war so krampfhaft, gewaltig, daß es die drei kaum zu halten vermochten. Dazu stieß es Töne aus, so gellend, daß sie durch Mark und Bein gingen, und aus den Tönen erriet man bald, daß es ein Kind, das man ihm entreißen wolle, zu verteidigen wähne, bald sich selbst gegen Notzucht.

Man sandte nach dem Arzt, dann noch nach einem; sie redeten von Gehirnentzündung, von Nervenfieber, gaben Mittel, machten Überschläge; aber ihnen zum Trotz stellte sich bald unzweifelhaft ein furchtbarer Wahnsinn heraus, in welchem es völlig zum Tiere ward, alles unbeachtet von sich gehen ließ, alles zerriß, was ihm in die Hände kam, Betten, Kleider ꝛc., gegen alle Leute wütete, gegen jeden Nahenden alles schmiß, was es neben und unter sich fand.

Man mußte Stüdi anbinden, einsperren und that es auch. Man that es, wie man es auf dem Lande zu thun pflegt, auf eine schonungslose, unmenschliche Weise. Man verdingete es. Es wurde in eine Kammer eingeschlossen splitternackt; die Fenster wurden herausgenommen, die Löcher mit Laden zugenagelt; weder ein Sonnenblick noch ein Mondesstrahl fiel mehr in die dunkle Höhle; dorthin wurde ihm sein Essen gestellt, es konnte dasselbe essen oder verwahren, es konnte seinen Unrat essen oder das Essen, was es wollte; und ob man es nicht Tage lang vergaß, wer hat das aufgezeichnet?

Solche vernagelte Höhlen findet man noch mehrere im Kanton Bern. In welchem Zustande die armen Eingeschlossenen leben, kümmert niemand; ob man sie erfrieren oder verhungern läßt, ganz oder halb, untersucht niemand. Man schlägt sich um Stellen und Meinungen; aber getreue Berufserfüllung, ja, die Erfüllung wahrer Menschenpflicht macht wenigen graue Haare. Man hat so viel mit seiner Person, ihrem Kredit und Vorteil zu thun, daß man sich nicht mit armen, elenden Kreaturen befassen mag. Ja, wenn es vielleicht hieße: einer von einer andern politischen Partei mißhandle einen armen Wahnsinnigen, so würde dem Armen vielleicht geholfen, geklagt werden von Weiß oder Schwarz.

Stüdis Raserei dauerte einige Zeit, dann wurde es stiller und weicher, die glückliche Zeit seiner Liebe dämmerte in ihm auf, es koste mit seinem Schatz und schwatzte mit ihm, dann vergaß es ihn und träumte sich ein Kind; mit dem tändelte es auf die rührendste Weise, säugte es, sang ihm Wiegenlieder, wehrte ihm die Fliegen, zeigte es den Leuten, wie süß es schlafe, wie ein lieblich Mieneli es mache. Stroh hatte es sich zusammengewickelt; später beizte man ihm ein Kuderbützi, und mit diesem war es Tage lang glücklich, glücklicher als vielleicht in seinem

Leben nie. Diese Tage waren erbarmende Liebesblicke des himmlischen Vaters, die er auf sein armes, verwahrlostes Kind warf.

Dann tauchten aber in seinem Glück wieder auf die finstern, trüben Gestalten seines Unglücks, Gestalten, die es trennen wollten von Geliebten oder Kind, verführerische, räuberische Gestalten; und der Wahnsinn schwoll auf zur Wut, und die Nacht der Raserei deckte wieder das arme Kind.

Die Leute, bei welchen Stüdi war, waren nicht die schlimmsten Leute, aber nicht die verständigsten. Sie vergaßen es mit dem Essen selten; aber wenn Stüdi rasend wurde, so prügelte es der Mann gottvergessen ab, weil man ihm gesagt hatte, das sei gut dafür, also aus lauter Barmherzigkeit. War es wieder still und glücklich, so bat es sie wohl, daß sie es mit seinem Kinde an die Sonne ließen, und sie ließen es hinaus, anfangs behutsam und bewacht, dann aber immer sorgloser. Sie glaubten zu wissen im voraus, wenn die Umkehr eintrete. Sie ließen es halbe Tage ohne Aufsicht tändelnd unter einem Baume mit seinem Kinde. Dann kamen aber auch Kinder zu ihm, die seines Spiels spotteten, das kudrige Kind verhöhnten und es ihm nehmen wollten. Gewöhnlich bat es erst gar demütig, daß sie ihm aus der Sonne stehen, daß sie doch stille sein, es nicht wecken möchten. Aber ein wüster Sinn, der so gerne Hunde neckt und Unglückliche quält, ein wüster Sinn, gegen den in den Schulen und von den Eltern nicht genug gearbeitet, ja, der von Schulmeistern und Eltern nicht einmal erkannt wird, besonders bei den eigenen Kindern, der Sinn, der Tiere treibt, die unter ihnen verwundeten zu töten und zu fressen, trieb auch diese Kinder, ihre Neckereien fortzusetzen, bis Stüdi in den umstehenden Kindern die verhaßten Gestalten zu erblicken glaubte, in Wut geriet und dann nur unter furchtbaren Mißhandlungen gebändigt, nur nackt oder halbnackt in Gewahrsam gebracht werden konnte, und dem sahen die Kinder zu.

Doch endlich erbarmten sich auch die Kinder des armen Stübelis, und wenn ein wüster Bube es quälen wollte, so hielten die andern ihn ab. Es wandelte nach und nach weiter ums Haus herum und butelete sein Kind, ging scheu und still seiner Wege und stellte sich nur hie und da bei einer Frau, ihr sein Kind zu zeigen und zu preisen. Es achtete sich Tag oder Nacht nicht, daher es zuweilen spät oder gar nicht heim kam; bloß wenn ihm einfiel, das Kind sei durstig oder habe kalt, so suchte es sein Obdach.

So wanderte es auch einmal an einem hellen Wintertage, schlecht bekleidet, mit seinem Kinde ins Freie, und sang demselben immer vom Ätti vor, den wollten sie zusammen suchen gehen, der sei gar lieb und gut, und groß und schön, und sicher nicht weit da dänne.

So wandelte es bis spät herum und suchte dem Kinde seinen Ätti, stand vor manchem Mannsbild still, sah forschend es an, schüttelte traurig dann den Kopf und ging weiter. Endlich gegen Abend kehrte es in ein Haus ein, um sein Kind auf dem Ofen etwas zu erwärmen. Dort nahmen sie z'Imbiß und boten Stübeli auch an, nämlich Branntwein, und die wohlbeleibte Hausfrau brachte in aller Wohlmeinenheit ihm selbst das Glas und ein gewaltig Stück Brot. Es schüttelte Stübi, als es die ersten Tropfen trank; dann zog es gierig das ganze Glas in sich und dann noch eins, und in ihm fing ein neu Leben an aufzugehen; es fing an zu jauchzen und zu singen: heute noch werde es bei seinem Schatz sein, es und sein Kind. Und die Leute lachten des Armen und wollten es erzählen machen von seinem Schatz, aber Stübi ließ sich nicht halten; sein Schatz komme ihm entgegengefahren mit zwei braunen Hengsten, sagte es; säumen dürfe es nicht, warten könne er nicht. Es tanzte hinaus mit seinem Kinde in die

kalte Nacht — und niemand sah Stüdi lebendig wieder. Ein Bräutigam hatte seiner sich erbarmet und es heimgenommen.

Als der Frühling kam und die Buben Kauzennester suchten in wildem Krachen, da fanden sie einen Leichnam, grausam schon entstellt; aber es war Stüdeli, sein kudrig Kind am Herzen. So fand es sein jammervolles Ende, das arme Mädchen; Gott wird ihm wohl barmherziger gewesen sein als die Menschen, die es zu Grunde gerichtet und sich seiner erst erbarmten, nachdem sie es getötet hatten. Denn nun erst jammerten die Menschen, wie schade es eigentlich um dasselbe gewesen; andere balgeten, daß man nicht etwas an Stüdi gewagt, es wäre ihm vielleicht noch zu helfen gewesen, und der Pfarrer redete allenthalben von dem gottvergessenen Leichtsinn, in welchem man es hatte herumlaufen lassen. Aber Stüdi war tot und alle diese Reden halfen ihm nichts mehr.

Ob aber wohl alle diese Menschen, die so redeten, ein anderes Mal zu rechter Zeit reden werden, ehe ein Mensch zu Grunde gegangen ist?

Seiner Meisterin folgte Bäbi, das Lehrmädchen, bald nach.

Es war bei Stüdi ins wüste Leben eingeweiht worden und von irgend einem Strolchen schwanger, als es heimging nach vollbrachter Lehrzeit. Es wußte selbst nicht recht, was mit ihm war, und seine Eltern durfte es nicht fragen; es wußte, wie streng die waren. Es waren sogenannte brave Leute und thaten sich gar viel zu gut auf ihr braves Haus, ihre ehrbare Familie. Da hätte noch niemere nüt Schlechts gemacht, und niemere syg noh vor-em Richter g'si von-ne, als einist dr Großätti, wil er em Pfarrer siner Pflume heyg helfe schüttle; dr Landvogt heyg aber nume glachet u gfragt, ob si de ryf gsi syge. Diese Leute ließen ihre Kinder Kilter halten und zu Kilt gehen, so viel sie wollten, bekümmerten sich wenig darum, wo

sie hingingen und was sie eigentlich machten. „Aber es sött is eys ds Herrgetts sy mit emene uneheliche Chind dohar z'cho, mr schrisse-n-ihm dr Gring ab," sagten sie. Also kein unehelich Kind wollten sie; aber wenn ihre Töchter schwanger waren, ehe sie Hochzeit hielten, sagten sie nichts, wenn's nur kein unehlich Kind gab. Es war alles erlaubt bis an das bei ihnen; aber daran hielten sie fest und begehrten hoch auf, wie es ehrbar zuginge in ihrer Familie, und sie meinten es wirklich auch.

Die Leute hatten eine ganz eigene Religion und Sittlichkeit. Sie fragten nicht, was in der Bibel stehe, sondern was der Großätti gemacht und was öppe-n-o dr Bruch syg; sie fragten nicht, was die Bibel z. B. unter keusch verstehe, sondern was der Großätti u ds Großmüetti gemacht, das ist keusch! Und von dem gehen sie nicht ab; und man mag ihnen mit der Bibel kommen so oft und so deutlich man will, so sagen sie, sie mögen des Gstürms afe nüt, dr Großätti und ds Großmüetti syge fromm Lüt gsi u heyge dBibel o vrstange, u we's nit so i dr Bibel gsi wär, so hätte si's nit gmacht. Si möge dere neue Mode nüt; warum's de allbets viel besser gange syg?

Die Leute achteten sich Bäbis nicht, sondern achteten nur auf die Fürfüße, die es blätzen mußte, und ob es dieselben so gut mache, wie der Schneider. Aber Bäbi wurde immer dicker; es träumte ihm nichts Gutes, es gschmuechtete ihm fast, wenn es daran dachte, was sein könnte. Es wußte nicht, was anfangen, wußte kaum, wie der Bursche einen Taufnamen hatte, geschweige denn den Geschlechtsnamen und wo er wohnte. Es konnte nichts machen, als Tag um Tag verstreichen lassen in immer steigender Angst, wie es ihm ergehen werde, wenn sie einmal darüber kämen.

Wenn es dazu kommen konnte, so nahm es einen guten Schluck Brönz, um sein Elend zu vergessen; und wenn es

einen Kilter haben konnte, so ließ es mit sich machen, was er wollte, in der Hoffnung, er führe es z'Chilche. Aber den Kiltern ward die Sache verdächtig, sie blieben aus. Die Nachbarsweiber fingen an zu muckeln, redeten mit einander über die Gartenzäune hinein: es sei mit Käsjoggis Bäbi beim Schieß nicht richtig, es nähm se nume wunger, ob die Alte drum wüsse u wen es angeben werde. Es düech se doch, es wär Zyt drzue z'thue, u die Alte sötte-n-afe-n-öppis schmöcke. Endlich konnte eine sich nicht enthalten, Bäbis Mutter zu fragen: ob Bäbi nicht bald wolle verkünden lassen; sie hätte neue-n-afe-n-öppis drvo g'hört, u-n-es düech se, es sött z'weg sy drfür. Die nahm die Sache aber nicht für Gspaß auf. Wenn es Zeit sei zu verkünden, so werde es schon geschehen, sie hätten noch nie zu lange gewartet, es gehe weiter niemere nüt a u de söll me se rüyhig lah; sie würden sich schämen, wenn sie wären wie die und die. Die Leute sollten nur zu sich selbsten luegen; so was thäte ihnen nöter als sich mit ihnen abzugeben.

Aber als die Mutter heimkam, kam Bäbi ihr just entgegen mit einem Körbchen auf dem Kopf, und da düechte es sie in der That, der Kittel vorne kurze gar sehr und das Fürtuch sei auch nicht wie sonst. Da wurde ihr fast gschmuecht, und sie nahm Bäbi alsobald ins Gebet ins Hinterstübli und fragte es, was denn mit ihm sei, und sagte ihm, was die Leute sagen. Bäbi fiel fast durch den Boden ab, als die so gefürchtete Stunde so unvermutet es ereilte; es erhielt alle Farben, stotterte, es wisse nichts davon, es müßte es doch selbst am besten wissen. Aber es schlotterte so verdächtig, daß die Mutter immer mehr Verdacht faßte und immer heftiger auf Bäbi eindrang.

Zu diesem Examen kam noch der Vater, wußte sich gar nicht zu fassen vor Zorn, nahm die Tochter bei den Züpfen und schüttelte sie, bis sie dr tusig Gottswillen bat, er solle

doch aufhören, sie wolle ja alles bekennen. Sie bekannte, daß sie schwanger sei, durfte aber nicht sagen, daß sie nicht einmal wisse, wie der Kerl heiße, sondern gab in ihrer Herzensangst, unter der Eltern Drängen und Fäusten, einen andern an, einen Bauernsohn aus der Nähe, der freilich auch bei ihr gewesen war, aber erst, seitdem sie die Näherin verlassen hatte.

Die Eltern setzten ein bißchen lugg und wollten wissen, was er dazu sage, und warum er noch nicht gekommen sei, es ihnen anzusagen. Da mußte Bäbi bekennen, daß es ihm noch nichts gesagt, weil er seit einiger Zeit, es wisse nicht warum, nicht gekommen sei. Nun ging's wieder über Bäbi los, daß es so lange gewartet, bis sie in aller Leute Mäuler seien, und wenn die Alte nicht gewesen wäre, die wußte, daß es Stücki geben könnte, wenn man zu unerchannt mache, so hätte es der Alte fast tot geschlagen. Nun mußte Bäbi auf der Stelle fort, dem Burschen das Kind anzukünden. Es hielt dem Vater fast auf den Knieen an, daß er es doch übernehmen und zuerst mit des Burschen Vater reden solle; aber der Alte wollte nicht. „Selber tha, selber ha," sagte er; das sei ihr Leben lang in ihrer Familie nicht der Brauch gewesen, daß der Alte dChing syg goh akündte. Wenn es nicht mit dem Burschen zurückkomme, so lasse er es nicht lebendig aus den Fingern, gab er ihm als väterliche Herzstärkung mit auf den Weg.

Man kann denken, wie es Bäbi zu Mut war, und viel war es gemacht von ihm, daß es wirklich hinging und mit dem Burschen zu reden suchte.

Aber es ging den Weg wie den Todesweg, und er war es auch. Es lauerte dem Burschen auf, als er vom Essen herauskam, den Rossen über Nacht zu geben. Es sagte ihm, es sei öppis angers mit ihm und er werde es wohl z'Chilche führen wollen.

Der Bursche war noch nicht von den Ausgespitzten, von den Altburschen einer, sondern von denen, welche oft Suppen auszuessen haben, welche andere eingebrockt. Er erschrack gewaltig, suchte Ausreden und fand keine, meinte, Bäbi werde sich wohl irren, werde nicht schwanger sein, es solle sich besinnen, ob es nicht einen andern wüßte. Er könne kaum glauben, daß es von ihm sei, es hätte noch andere mehr gehabt. Je zaghafter der Bursche redete, desto mehr Mut faßte Bäbi, und wer weiß, ob es denselben nicht zuletzt noch überredet hätte, mit ihm zu den Eltern zu gehen, wenn nicht dessen Vater, der dem Gespräche hinten im Hausgange schon lange zugehört hatte, um die Ecke herumgekommen wäre und sich darein gemischt hätte. Der war ein Abgefeimter; er redete nur leisli, aber er zog die Mundwinkel gar bedenklich ein und zwitzerte mit den Augen, wie ein Kauz am Tage.

„Was heyt er Guets mit enangere?“ fragte der Fuchs; es werd öppe nüt apartigs sy, und Bäbi brauche da nit am Bysluft z'stoh; es soll i dStube-n-yche cho, sie werde-n-öppe nüt heimlichs mit enangere ha? Der Junge merkte, daß er am Alten eine Stütze hatte, und klagte, wie Bäbi ihm da unschuldig etwas anmute.

„Hest gmeint, Bäbeli,“ sagte er sanft, „du wellist üs fah wie dMüs i-re Falle; loh du is ume rüyhig. Lue, du bisch schwanger gsi, eh du hei cho bisch; me weiß, was dir für nes Lebe gfüehrt heyt, wie dir da ume gheyt syt, u wie eigelig dir gsi syt u wie dr erst best guet gnue gsi isch. Nei, Bäbeli, wenn nüt angers witt, so chast ume hey u ih leu dyne-n-Alte guete-n-Abe wünsche u si sölle de e schöne Trossel zweg mache u e neui Wagle, es düecht mi, du werdisch se bal bruche.“

So ließ er das Mädchen stehen, und wie lange das dastund in der Finsternis und weinte, daß es einen Stein hätte

erbarmen mögen, sah niemand. Es war ratlos, es durfte nicht heim, und schauerliche Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Aber es war so matt und müde, so zerschlagen, daß es keinen Mut fand zu irgend etwas in seinem kranken Herzen. Es dünkten ihns die Eltern so hart; es dachte, so könnte es doch mit einem Kinde nie umgehen; aber es fiel ihm nicht ein zu klagen, daß sie an allem Schuld seien, daß sie es zu der Näherin gethan, daß sie ihm nichts verboten, als ein unehelich Kind, und das hätte es ja auch nicht gewollt. Aber endlich kam ihm eine Ausrede in Sinn, die ihm Mut machte zum Heimgehen: der Bursche hätte nichts dagegen gehabt und wäre mitgekommen, aber da sei sein Alter dazu gekommen und hätte ihn aufgereiset und wüst gethan über sie alle und ihns fortgejagt, so daß dann der Bursche auch hätte wüst thun müssen, aus Furcht vor dem Alten.

Das war ein Blitzableiter, eine Lüge, die gar glücklich schien, Bäbi Schlägen entzog, aber schauerliche Folgen hatte, wie es oft geschieht, wenn der Mensch seine Rettung nicht im Anschließen an Gott sucht, sondern im Gegenteil, im Verleugnen, Verlassen desselben.

Seine Alten waren noch auf und empfingen das allein heimkommende Kind unsauber. Als sie aber die Ausrede hörten, wie dort der Vater sich hineingemischt, die Sache hintertrieben, allerlei Schmüzworte habe fallen lassen, da wandte sich der elterliche Zorn gegen diesen. Der bäurische Stolz erwachte gegen den Nachbar; allerlei Vorsätze und Reden: was der für einer sei, und wie man es ihm reisen wolle und sollte es 1000 Pfd. kosten, rollten über einander, und Bäbi blieb verschont. Und als es den glücklichen Erfolg sah, wurde es immer kecker, that immer mehr an die Sache, log immer mehr Reden des Alten, log immer fester, wie es selbst getrost den Ausgang

erwartete, und wie es sieben Eide auf einander thun wollte, daß es den rechten angegeben. Das arme Bäbi hoffte, die gewaltigen Reden seines Vaters, mit denen er am nächsten Morgen den Nachbar begrüßen wollte, werden eine Heirat erzwingen, und da stellte es sich so keck, damit der Vater um so kecker morgens sei. Aber der Nachbar ließ sich nicht erschrecken, und seinen Sohn hatte er tüchtig eingeschult, was er zu antworten hätte, daß Käsjoggi unverrichteter Sache abziehen mußte; aber erst, nachdem sie sich gegenseitig persönlich alle Schande gesagt hatten.

Nun war der Handel ein persönlicher geworden zwischen den Alten; jeder wollte gewinnen, um dem Dolder zu zeigen, daß man nicht der Leider sei. Bäbi und der Beklagte waren nur zwei Schwinger, die einen Handel ausmachen sollten, auf welchen andere gewettet. Die Alten fragten nicht mehr nach Recht oder Unrecht, sondern Käsjoggi, der brave, ehrliche Mann, sagte zu seiner Tochter, es solle bim Dolder luege, daß es chech syg, sust dräy er ihm den Hals um. Die Alte sagte dann freilich, falsch fluchen solle es nicht; aber wenn es nicht den rechten angegeben, so solle es sehen, wie es ihm gehe. Es sei schon eine grausame Schande, ein unehlich Kind zu haben; aber wenn der Bursche ane kneue müsse, so mache es doch noch weniger, und sie könnten es ihm eher verzeihen. Dann ärgerte sich wohl noch eine Schwester an ihm, daß es den angegeben; es hätte wohl denken können, er thue wüst; es werd doch nid öppe so-n-es Leyds sy, daß es nit meh als eine hätt az'gäh gha.

So eilte Bäbi seiner Niederkunft zu, die nicht so ganz überort eintraf, daß sie dem Handel ein Ende gemacht hätte. Es fehlten nicht sechs Wochen, und bei den ersten Kindern könne sich man dessen nicht viel achten, sagt man; die kämen, wann sie wollten, und nicht wann sie sollten.

Bäbi hoffte zu sterben in derselben, hoffte, daß das Kind sterben möchte; denn wie es sonst ein Ende nehmen solle, begriff es nicht; es fühlte immer mehr, wie gewaltig fürchterlich die Last wurde, welche es mit der Lüge sich aufgeladen. Und fürchterlicher kann wohl keine Last drücken und ziehen, als die, welche man weder Kraft hat zu tragen, noch abzuwerfen.

Aber Bäbi starb nicht; das Kind starb nicht. Das arme Kind wurde Johannes getauft; weil niemand es lieb hatte, sollte es doch Gott lieb haben. Bäbi ging auch zur Kirche; was es da gedacht hatte, hat es niemand gesagt. Lange soll es auf dem Kirchhofe gestanden sein.

Nun wurde der Handel fortgesetzt und kam, da die eigentlich Streitenden, die beiden Alten, Geld hatten, in die Hände der Agenten und Advokaten, und wurde ein fettes Fressen für sie. Zwei Jahre wurde gefochten mit dilatorischen Einreden, mit Pliken, Repliken und Dupliken, ehe man in dem so einfachen Handel zur Eiderkennung kam. In diesen zwei Jahren gingen mehrere hundert Franken auf, und machten auch ein Teilchen von den 100,000 Franken aus, welche das Land seit der neuen Weise, die Paternitätsgeschäfte zu führen, den Rechtsgelehrten mehr bezahlt, als früher. 100,000 Franken ist noch sehr wenig gesagt.

Als Bäbi in den Eid erkannt wurde, war's ihm, als ob eine kalte Hand das Herz ihm zusammendrücke; aber es machte zu dem Schmerz ein steinern Gesicht.

„Los, was dr Pfarrer seyt," sagte ihm sein Vater, als es zum erstenmal in die Unterweisung ging; „falsch flueche sotsch mr nit; aber we d' nit chechs bisch, su schlah-n-i dr dBei abenangere." Bäbi war chechs in der Unterweisung; der Pfarrer mochte noch so lieblich, noch so ernst ihm zusprechen, es blieb chechs; — es trank allemal, ehe es hinging, einen



halben oder einen ganzen Schoppen Brönz. Der Pfarrer sagte nachher, er habe noch selten eins so chechs gesehen; nur hätten seine hohen Roßhaarspitzen ihm zuweilen gezittert.

Der Pfarrer nahm sie noch einmal beide mit einander; da schien ihm Bäbi checher, als der Bursche. Warum? Bäbi wußte bestimmt, daß der Bursche log, wenn er sagte, er hätte nie mit ihm zu thun gehabt; der Bursche aber wußte nicht bestimmt, ob Bäbi recht oder lätz hatte.

Bäbis Mutter grusete es doch ab dem Eide. Noch niemand in der Familie hätte einen gethan, sagte sie. Sie versuchte daher vor demselben noch einen Handstreich. Johannesli sei dem Beklagten wie aus den Augen geschnitten, behauptete die ganze Familie, obgleich der eine dunkle, der andere heitere Augen, der eine eine hohe, der andere eine flache Nase, der eine einen weiten, aufgeworfenen, der andere einen zusammengekniffenen Mund hatte. Sie besinne sich noch gar wohl, wie vor 18 Jahren der Kerli ausgesehen habe; er sei uf und ähnlich dr Johannesli gewesen; dä sig de bim Dolder accurat wie us im use gschnitte. Sie nahm ihn daher einmal auf den Arm und wanderte dem andern Hause zu. Dort traf sie die Bäurin am Kabisbschütte, und sagte, sie habe doch einmal ihrem Großching zeigen wollen, wo sein Ätti daheim sei. Die Bäurin sagte, da könnte sie ihn noch weit tragen, ehe sie ihm das Heimet seines Ättis zeigen könne. Die Alte meinte aber, sie glaube, sie sei nicht weit drvo; sie söll doch ume dNase=n=uf ha, we si dörf, und das Ching aluege; si wüß de scho, wo es deheime syg. Die Andere sah auf und sagte, mi müeßt doch bling sy, we me well glaube, e settigi Chräye chömm us ihrer Familie. Nun sagten sich die beiden Weiber wüst, daß z'entum Alles still stund, und zuletzt die Bäurin die Alte und ihr Kind zu bschütten anfing statt des Kabis.

Die Alte mußte bschüttlet heim; und als sie heimkam, sagte sie Bäbi, we's de nit schweri, su schryßi si ihm d Züpfe-n-us; dene müsse es gezeigt sein, was sie für Leute seien, und sollte es Hab und Gut kosten.

Was in Bäbi vorging, ehe der Tag der Eidesleistung anbrach, weiß man nicht.

Aber als der Tag anbrach, da stund es blaß und zitternd auf. Die Mutter sagte ihm: sie hätte nicht geglaubt, daß es so es Leids sei; es solle sich nur nicht fürchten; sie werden es im Schloß ja nicht fressen. Es söll das näh, es werd ihm schon bessern. Es war ein Glas Vorschuß. Der Vater gab ihm fünf Batzen, es solle einen Schoppen Roten trinken; es werde ihm weniger g'schmuecht und chönn checher schweren, wenn es recht hätte. Aber es soll ihm nit ds Herrgetts si und jetz no abstah; es hätt's de früeher sölle säge.

Bäbi ging den Weg alleine; mit welchem Herzen, mit welchen Gedanken, weiß man nicht. Bei einer Krämerin trank es noch einen halben Schoppen Bätziwasser, oder vielleicht mehr, und ging dann ins Schloß. Der Beklagte war von seinem Vater begleitet; der redete für ihn. Ob die auch getrunken hatten, weiß man nicht; sie kamen wenigstens aus dem Wirtshause. Man mußte Bäbi das Brönz anriechen; aber dessen achtete sich niemand. Es war heute der Tag angesetzt für dieses Geschäft, und dieses Geschäft mußte also abgethan sein. Wer hätte es verschieben wollen, um kostenfällig zu werden?

Der Bursche zitterte, als er niederkniete; aber Bäbi nicht. Mit stierem Blick hatte es der ganzen Verhandlung zugehört, fast als ob sie ihns nicht anginge. Es plötschte mehr auf die Knie, als daß es niederfiel, und sagte mit wunderlich klingender Stimme das Vorgesprochene nach. Auch nicht mit einem Blick sah es auf den Burschen, der vielleicht dem Eid Einhalt gethan hätte, wenn sein Vater nicht da gewesen wäre.

Als es fertig war und aufstand, konnte es fast nicht, schwankte, als es die Treppe hinunterging. Es kam lange nicht heim. Leute wollen es an einem Bache haben stehen sehen, die Hände ringend; wollen es jammern gehört haben. Aber es kam doch heim, wo schon alles voll Frohlockens war, weil sie bereits vernommen, wie chechs Bäbi gewesen sei; es hätte sieben hinger enangere tha, we's nötig gsi wär. Sie hatten ihm ein Kaffee z'weg und Anken zum Brot gestellt, und rieten ab, wie sie es jetzt denen reisen wollten, und Bäbi sollte erzählen, was sie für Gesichter gemacht hätten.

Aber Bäbi mochte nicht erzählen, mochte nicht essen, hatte seinen Johannesli auf den Knien, küßte und drückte ihn, und dann fuhr es wieder von ihm weg, wie wenn es sich an etwas gestochen hätte. So viel erzählte noch der Schuhmacher, der eben auf der Stör war. Dann sah Bäbi kein Fremder mehr. Aber nach drei Tagen ging der Alte ganz verstört mit schwarzem Halstuch zum Pfarrer, zu fragen, wann man Bäbi beerdigen könne; es sei gestorben.

Der Pfarrer frug nach Bäbis Krankheit. Es grusams Fieber sei es plötzlich angekommen, und dann habe es einen Blutsturz bekommen. Das erfuhr der Pfarrer.

Die Leute aber munkelten allerlei, und einige wollten, daß der Pfarrer es untersuchen lasse, wie es gestorben sei, ehe er es auf den Kirchhof begraben lasse.

Der aber wollte nicht. Er sagte, man solle doch Bäbi jetzt ruhig lassen; es sei ja lange geplagt genug gewesen.

Die Eltern Bäbis waren eine Zeit lang wie verscheut, und nicht gerne ließen sie sich am Tage auf einer Straße blicken. Aber lange ging es nicht, bis die Alte sich wieder aufließ.

Sie seien ihr Leben lang gsellig gsi, sagte sie, und sie hätten zu allem dem Segen gehabt. Nur an dem Bäbi hätten

sie grusamen Verdruß gehabt; sie wüßte gar nicht, womit sie das verdient hätten; aber es müeß halt o e niedere Mönsch öppis ha. Es sei aber doch no guet gange, daß es z'erst heyg chönne schwere, ehe es gestorben sei; da hätten sie es dene Dolbere du no chönne reise!

Länger trieb Marei sein Spiel, und sein Meister ward immer verblendeter an ihm. Wenn Marei vor Tag aufstund und absichtlich im Hause Lärm machte, so sagte der Meister zu seiner Frau: „Wir haben doch die brävste Magd; unter hunderten ist nicht eine so. Los, wie sie gwirbet, und es ist noch nicht Tag. Wenn du so gewesen wärest, wir hätten es weiter gebracht." Die Meisterin begehrte dann auf, schalt Marei eine Augendienerin und lachte dazu unterm Deckbett. Sie wußte wohl, daß Marei Sachen kaperte, Eier bei Seite that und Milch und was sie erwischen konnte; daß sie heimliche Audienzen gab, und daß am Morgen ein Eiertätsch und ein Brönz im Gaden z'weg war. Es war auch recht rührend anzuhören, wie Marei mit einem Ankebälli unter der Scheube dem ihr begegnenden Alten erzählte, wie ihres Nachbars Jungfere doch eine sei; es wolle sich lebendig lassen zerschreißen, wenn die nicht flöke und stehle. Es vermöchte nicht mit einem solchen Löhnli so daher zu kommen wie sie. Aber wenn es von Ostern bis Martistag blutt laufen müßte, es wollte lieber, als für einen Kreuzer veruntreuen. Der Alte schmunzelte dann wieder über seine getreue Magd, und branzte mit seiner Alten: wenn die furt gehe, so sei sie alleine schuld; sie gebe ihr ja kein gut Wort, und es sei nichts recht, was sie mache. Und die Alte trieb den Alten mit bösen Worten zum Hause hinaus, und winkte dann der getreuen Magd, und beide führten sich lustig zu Gemüte, was die getreue Magd gemauset hatte. Aber die Alte führte sich die Sachen nur zu tapfer zu Gemüte; denn

ehe man es sich versah, schlug sie ein Schlagfluß, und tot war sie.

Der Alte that nicht nötlich; Marei that nicht nötlich. Der Alte brachte zum Ankleiden seiner Frau ein Hemd hervor, an welchem kein Stück war, mit welchem man an einem Daumen einen Umlauf hätte verbinden können. Das thue es sauft, meinte er; hoffärtig sein trage jetzt nichts mehr ab. Eine Nachbäurin wollte das aber nicht leiden. Das arme Eiseli müßte sich ja schämen, am jüngsten Tag aufzuerstehen in einem solchen Hudel, vor Gott dem Vater und allen den Leuten, Mannenvolk und Weibervolk. Aber sie hätte umsonst gejammert, wenn sie nicht hinzugesetzt: in diesem Hudel habe Eiseli sicher keine Ruhe im Grabe, sondern werde in demselben so oft erscheinen, bis man ihm ein besseres Hemd ins Grab gegeben. Das überzeugte endlich, und der Alte brachte ein besseres her. Doch nahm er kaum eins von einem ganzen halben Dutzend; und hätte er es im Versehen gethan und später bemerkt, so hätte er vielleicht Eiseli nicht Ruhe im Grabe gelassen. Wer will dieses dem alten, ländlichen Gyzgnäpper verübeln? Lief doch jüngst ein alter hoher Magistrat Gefahr, ausgegraben und mit einem ungeraden, schlechten Hemde angethan zu werden, weil der Abwart ihm unglücklicherweise ein schönes von einem halben Dutzend ins Grab gegeben hatte, und der lachende Erbe meinte: das sei eine schändliche Verschwendung, daß der Verstorbene im Grabe ein besseres Hemd trage als er, der Lebendige, unter den Lebendigen.

Nun erst glaubte sich Marei obenauf, und guggete dem Alten untere so zärtlich, als sein Gesicht vermochte. Es wollte des Alten Frau und Bäurin werden, und hatte gute Aussicht dazu. Dem Alten that die Zärtlichkeit gar wohl, und alles, was er umsonst haben konnte, hielt er für erlaubt, und wurde

Marei seine Frau, so ersparte er den Lohn. Aber schützig war er nicht, und pressierte nicht mit dem Verkünden.

Aber närr'sch that er mit Marei, wie es alte Witwer nur zu oft ankömmt, wenn sie einer alten Frau losgeworden sind. O, wenn so ein alter Witwer wüßte, was für ein Los ihm wartet bei einer jungen, glustigen Magd oder einer muntern Witwe: er würde seine Augen richten auf ein kühles Plätzchen an der Seite seiner Alten, statt geile Augen jedem geilen Geschöpfe zuzuwenden.

Marei war eine schlaue Dirne und sorgte für Figge und Mühle. Sie nahm unterdessen so viel sie konnte, damit sie ihr Schäfchen im Trocknen hätte, wenn den Alten eine andere Laune anwandeln sollte. Sie nahm aus Schränken und Gaden, aus Keller und aus den Hosensäcken des Alten. Sie versorgte die meisten der gestohlenen Sachen außer dem Hause bei guten Freunden. Solche gute Freunde findet man allenthalben, wo es ein altes, kinderloses Ehepaar, einen alten Witwer oder einen halbblinden Pfarrer zu rupfen gibt. Da ist's, als ob man es ordentlich für eine Sünde hielte, wenn man nichts von dieser Rupfete bekäme, nicht zu ihr wenigstens die Hand böte. Marei stahl z. B. dem Alten Mehl und Erdäpfel; in einem andern Hause machte man daraus Erdäpfelkuchen, und sandte aus nachbürlicher Freundschaft dem Alten auch einige. Der lebte nun gar herrlich daran, lobte die Gutmeinenheit der Leute; er ahnte nicht, daß er seine Erdäpfel, sein Mehl esse, und die andern lachten sich Kröpfe an den Hals ob der Freude des Alten an seinen Erdäpfelkuchen.

In Winkeln ließ Marei manchen Fünfunddreißiger fliegen für Brönz und Lebkuchen, womit es eine ganze Gesellschaft bewirtete; und wenn das Brönz zündete in seinem Gehirn, so erzählte es Dinge von seinem Treiben mit dem Alten, Züge

aus ihrem Stillleben, daß jedem züchtigen Menschen blau vor den Augen wurde. Von dem allem merkte der Alte nichts; es wäre unbegreiflich gewesen, wie verblendet der schlaue Fuchs auf einmal war, wenn man nicht wüßte, daß eben diese Verblendung die Krankheit ist, welcher alte Witwer unterworfen sind. Aber der Alte hatte Verwandte, welche erben wollten, welche nicht wollten, daß er heirate und daß der Kuckuck ihm Eier lege in sein warmes Nest zum Ausbrüten.

Sie wollten sich einschleichen mit Schmeicheln und Geschenken. Aber Marei wußte sich gar schlau zwischen sie und ihren Alten zu stellen, und wußte den natürlichen Widerwillen, den jeder Geizhals gegen lachende Erben hat, gar klug zu mächtiger Flamme anzublasen, daß sie sicher schien vor ihnen. Aber wenn ein Bauernhof auf dem Spiele steht, so gibt man nicht so schnell lugg. Sie spürten Marei nach, und Marei war so aufrichtig, besonders wenn es Brönz getrunken hatte, daß sie bald alles wußten, was sie wollten, und ihre Fallen stellen konnten. Marei verließ sich darauf, daß es gehe wie gewöhnlich, daß alle mit ihm im Bunde gegen den Alten seien, daß, wenn alle um ihr Treiben wüßten, es denn doch der Alte nicht vernehme. Denn dessen hat man tausend Beispiele, daß ganze Dorfschaften um das Treiben von Weibern und Töchtern, Knechten und Mägden ꝛc. wissen, aber keine Silbe vernimmt der Beteiligte. Erst wenn die Sache an den Tag gekommen, das Unglück geschehen ist, gehen den Leuten die Mäuler auf; dann laufen alle herbei und wollen alles gewußt und alles gedacht haben.

Marei hatte dabei die Verwandten vergessen, die erben wollten, die einen Vorteil hatten beim Reden zu rechter Zeit.

Die nun, wohl wissend, daß der Alte ihnen nichts glaube, bestachen eine Nachbarsfrau, daß sie demselben unter dem Schein

zärtlicher Teilnahme einen Floh hinters Ohr setze, ihn aufmerksam mache nach und nach auf Mareis Schliche und ihm Rat gebe, wie er darüber kommen könne. Sie machte ihre Sache meisterlich und hatte den Alten bald im Garne, hatte ihn bald überredet, daß er einmal, von einem Märit heimkommend, sein Geld wohl zähle, sich betrunken stelle, zärtlich thue und dann das Weitere gut beobachte. Er that also und fand, daß ihm drei Brabänter gestohlen wurden. Nun fing er einen höllischen Lärm an; es war, als ob ihm jemand ein Aschentuch vom Kopf genommen. Sein Geld war ihm doch lieber als das Marei. Er lief zuerst zur Nachbürin, ihr zu danken, und dann zum Landjäger, die Sache anzuzeigen. Er war nicht zufrieden, der Diebin die Gelegenheit zum Stehlen zu rauben und sie aus dem Hause zu schaffen, er wollte noch alles Gestohlene wieder erhalten. Ein guter Freund riet ihm davon ab und winkte ihm, was bei einer nähern Untersuchung vielleicht zur Sprache kommen könnte. Allein was läßt ein Geizhals alles über sich ergehen für einen Kreuzer, geschweige denn um der Hoffnung willen hundertfachen Kreuzerwert wieder zu erhalten?

Marei wurde eingezogen, seine Sachen ihm untersucht, und da fanden sich in einem Troge unzählbare gestohlene Sachen aller Art; aber Marei erzählte bei der Untersuchung auch Dinge, bei denen der Richter und sein Schreiber blinzen mußten. Und sie sparten das Fragen nicht, um an dem Vernehmen nicht verkürzt zu werden, um am Abend im Leist recht viel Lustiges auftischen zu können.

Doch das machte dem Alten nichts, und gerne wäre er noch den Hehlern zu Leibe gegangen, die Marei angab; allein die Gerechtigkeit wollte ihre kurzen Arme nicht bis zu diesen ausstrecken.

Marei kam ins Zuchthaus, und mit den schönsten Zeugnissen über seine Buße, Zerknirschung, Besserung wieder heraus. Doch kurios war's, daß der Fuhrmann, der es heimführte, ihm unterwegs zweimal Brönz zahlte; man wußte nicht für was.

Es mußte bei seinen Eltern sein und taunen gehen, um 6 Kreuzer oder 2 Batzen. Sein Wesen war etwas zimperliger geworden; aber seine Gelüste nach Brönz und Buben vermochte es je länger je weniger zu verbergen. Wenn das Neuni kam, so war es meist das erste bei der Flasche, und wenn es dunkelte, so war es das letzte, das um Stall und Futtergang, wo das Mannenvolk hantierte, herumstrich. Dies letztere gefällt aber selten einer Meisterfrau, darum brauchten es die Leute auch nur in der höchsten Not; es kam daher gar armselig daher und that dann immer wüster, wenn es zur Seltenheit zu einem Genusse kam.

Endlich gelang es ihm wieder bei einem Witwer in Dienst zu kommen, bei einem Menschen, der jedem Roman wohl anstehen würde. Dieser war ein durch und durch verhärteter Bösewicht und fähig zu jeder That; und mit einem wunderbaren Gemisch von Frechheit und Schlauheit bewahrte er sich vor dem kurzen Arm der Gerechtigkeit unberührt. Ein Weib war ihm gestorben, vom zweiten lebte er getrennt; was er mit ihnen trieb, was er mit seiner Nachbaren Weibern trieb, trieb mit den Weibern, denen er Statt und Platz in seinem Hause gab, will ich nicht erzählen. Aber er war auch einer von denen, welche fast jede andere Nacht auf das Marodieren ausgehen und Felder, Baumgärten und die Umgebungen der Häuser plündern, und meist wohlbeladen kehrte er heim. Wohl oft ist er gesehen, aber nie ergriffen worden, was auch gefährlich wäre; denn wie der Mann sich bewehrt, weiß niemand. In das Gemach, worin er seinen Raub aufbewahrt, hat noch kein anderes

Auge gesehen als das seine. Sein Thun kennen alle Leute, und doch macht demselben niemand ein Ende.

Dieser nahm Marei zu sich; er scheute das Zuchthaus nicht, und Marei scheute, trotz seiner Besserung, des Mannes Ruf nicht. Sie paßten, wie es schien, für einander, denn sie rühmten einander gegenseitig, und Marei fing an sich mehr aufzulassen mit Kleidern und hoffärtigem Wesen, fing an zu thun, als ob es da daheim und alles sein wäre, was des Meisters war. Viele wollten bemerken, daß es des Abends nicht mehr recht wisse, was es mache, und wie sturm es in der Küche und ums Haus herumhürsche. Doch wußte niemand, was es treibe des Tages über im Hause; denn dieses Haus stand an eines Waldes Rand, wie ein schmutziges Geheimnis; selten betrat es jemand. Bei großen Anlässen, bei Brecheten, Waschen, wo Weiber zusammen geboten wurden, wollten diese immer bemerken, daß Marei oft längs Stücks nicht wisse, was es mache oder rede. Bei solchen Anlässen konnte ihm sein Witwer das Brönz am wenigsten nachrechnen oder zumödelen, und da borgete es demselben auch nicht.

Einst, in einer finstern Sturmnacht, hörten die Nachbarn einen gräßlichen Schrei dringen durch Thüren und Wände; sie horchten auf, und noch einer, noch viel schauerlicher, drang ihnen durch Mark und Bein. Die Männer öffneten die Läufterli und die Weiber stunden schauernd mitten in der Stube, und durften, bebend vor einem neuen Schrei, nicht mehr den Atem ziehen. Aber kein Schrei ertönte mehr, stille blieb es draußen, nur der Wind brauste durch das Thal. Je stiller es aber ward, desto mehr nahm die Angst zu vor der gehörten Stimme und das Bangen, was sie gewesen, was sie bedeuten möchte. Aber ein Mann zündete seine Laterne an und sagte, dies sei nichts Übernatürliches, bedeute kein kommendes, sondern ein geschehenes

Unglück. Er hätte heute das Marei für das Wöschen z'weg machen gesehen, und niemand wisse, was da geschehen sei; dorther sei der Ton gekommen. Man müsse gehen und zusehen, wahrscheinlich sei der Alte wieder auf seiner Marode. Er ging und noch zwei mit ihm; aber die Weiber zitterten, als diese gingen, daß die Fenster klirrten. Drüben fanden sie die Thüre offen, fanden niemand in der Küche; stille war's darin, nur brodelte im Hintergrunde das Wasser in dem in den Boden eingegrabenen Kessel, und düster glühte das Feuer durch den Dampf.

Sie zündeten behutsam durch die Küche hin, sie zündeten bis zum Kessel, und aus dem Kessel ragte ihnen ein Kopf entgegen — es war Mareis Kopf, das gesotten im Kessel schwamm, in den es betrunken gestürzt, ohne Kraft und Besonnenheit sich wieder hinauszuhelfen. Mit seinem Wehgeschrei, das ihm keine Hülfe brachte, hatte das unglückliche Mädchen sein unglücklich Leben geendet.

Das Lisabeth führte in seinem Schachen zu seinem Wollenrüsten ein wüstes Leben und erhielt dafür einen wüsten Lohn.

Um jeden Preis zu einem Manne zu gelangen, nichts sehnlicher wünschend, als schwanger zu werden, weil es glaubte, das sei der einzige unfehlbare Weg zum Mannen, ward es nicht, was es wollte, sondern krank und zwar wüst krank. Es dokterte hie und da, es trank in die Tränker hinein Branntwein; während es den Leib salbete, versalbete es sich mit Branntwein, bis sein Hals zu einer Hölle ward, die mit teuflischem Feuer es peinigte. Es mußte ins Äußere Krankenhaus gebracht werden, und litt dort schwer und lang. In seinem aufgedunsenen Körper saß gar mancher alter, böser Rest, und gar tiefe Wurzeln hatte das neue Übel geschlagen, der guten Säfte waren gar wenige mehr, und der an Branntwein gewöhnte Körper fiel

durch Entbehrung desselben zusammen, ward unendlich matt und wollte gar nicht arbeiten helfen dem Arzt. Wenn dieser meinte, er hätte an einem Orte gewehrt, so brach das Feuer an einem andern Orte wieder aus. Endlich wurde Lisabeth geheilt entlassen, aber nicht gebessert. Und die Heilung war eine solche, wie sie bei dieser Krankheit möglich ist in diesem Körper. Man sieht nichts mehr einige Zeit davon, aber deren Folgen wird man früher oder später scharf fühlen müssen.

Lisabeth kam heim und redete mit so seltsamer Stimme und sah so jämmerlich aus, daß seine Bekannten fast nicht glauben konnten, daß dasselbe das alte Lisabeth sei. Aber es war das alte Lisabeth und sein alter Wandel; es, ein gebranntes Kind, fürchtete das Feuer nicht; auf alte Kinder paßt dieses Sprüchwort nicht immer, junge Kinder sind viel klüger. Und kurioser Weise gelang ihm jetzt, was es früher umsonst gesucht hatte; es fand einen Mann, und zwar einen halbbatzigen Gürtler, oder, vornehm gesagt, einen Silberarbeiter, einen ländlichen Goldschmied. Derselbe fabrizierte Uhrschlüssel, Fingerringe, Haften, Schnallen, kreuz- oder herzförmig, nahm dazu Silber, so viel er hatte, und füllte den Mangel mit etwas anderm aus. Er putzte auch Göllerketteli aus und hätte gerne welche gemacht, wenn er genugsam Kredit gehabt hätte. Er war ein kleiner, schmächtiger, schmutziger Kerl, mit einem Gesicht, das mit dem Leder aus einer hundertjährigen Postkutsche überzogen schien. In einer mäßigen Drucke hatte alle seine Ware Platz, und an den Märkten konnte er sie auf einem zweischuhigen Tischchen so schön auslegen, daß kein Stück das andere sehen konnte, geschweige denn berührte. Auf allen Märkten zog er herum, stund majestätisch an seinem Tischchen, verborgen hinter einer mächtigen, mit Silber beschlagenen Pfeife, und trotzig hing an der Seite des Kopfes, Sommer und Winter, seine klebrige

Pelzkappe. Und wenn er drei Batzen gelöst hatte, so pflanzte er sich hinter einen Teller, worin für einen halben Batzen Suppe war, hinter ein batziges Bein und ein batziges Baggeli, und streckte seine kurzen Beine so trotzig und kühn um sich her, als ob er des türkischen Kaisers Tochtermann sei. Diese quasi Mannsperson wollte ein Weib, das ihm die Drucke trage, zwischen durch damit hausiere und ihm zuweilen eins von seinen zweien Hemdern wasche. Lisabeth hatte schon lange ein Auge auf diese Mannsperson gehabt, der eine schöne Rolle spielte im Schachen. Man denke sich das Glück auf alle Märkte zu können, zwischen durch zu hausieren, und über alles noch die Hoffnung, es bis zu einem Charabänkli und bis ans Ordinäri zu bringen! Es wollte lange nicht gelingen, den Schachen-Schmetterling zu fangen; und was für Künste, für besondere Schickungen nötig waren, bis der kühne Gürtler in Lisabeths Falle war, und noch dazu ohne Schwangerschaft, will ich nicht erzählen. Das war nun anfangs ein Leben voller Glück, ein fortwährend Wandern durch dick und dünn, ein fortwährend Genießen von dick und dünn. Lisabeth ließ sich ordentlich z'weg an Fleisch und Kleidern.

Niemand konnte begreifen, wie die Gürtlerei das abtragen möge; aber Lisabeth trieb neben der Gürtlerei nun auf den Märkten, während der Gürtler hinter seinem Tischchen stund und hinter seinem batzigen Wein saß, noch einen andern Handel, um den der Gürtler wohl wußte, den er sich aber wohl gefallen ließ, weil dann Lisabeth später auch zu ihm saß und Geld brachte zu allerlei, bis sie sturm heim konnten. Es war manchmal merkwürdig, zu sehen, wie sie zusammen heim taumelten und bald die Drucke, bald das eine von ihnen im Kote lag. Doch gingen sie nicht immer zusammen. Zuweilen

hatte Lisabeth noch Bestellungen hier und dort auf einem Tentsch. Friedlich schieden sie sich da, wo die Wege sich trennten; und manchmal wartete der Gürtler geduldig seinem Weibe da, wo die Wege wieder zusammen liefen.

Mitten in dieses Schlaraffenleben hinein trat ihnen etwas Unerwartetes, Verwünschtes. Lisabeth wurde schwanger. Was früher die Lisabeth am höchsten gewünscht hatte, das war ihr jetzt am meisten zuwider; jetzt waren ihr Kinder gräßliche Schleiftröge für ihr Herumlaufen. Aber so geht es oft im Menschenleben: was heute der Mensch wünscht, kömmt heute nicht, wohl aber morgen, wenn es der Mensch über alle Berge wünscht. Gott wird wohl wissen, warum es also geht.

Lisabeth bündelte so lange herum als möglich und trank, um die Beschwerden dieses Lebens zu vergessen, etwas mehr als sonst. Endlich gebar sie einen Sohn und meinte, es müsse gestorben sein. Aber schon nach acht Tagen saß sie am Kindbettischmaus, wo es hoch herging und dem Gürtler ein Hut hoch oben auf dem Kopfe saß statt der Pelzkappe. Da war ein Rühmen und ein Rufen nach frischem Wein! Aber ob die Kindbetti bezahlt ist, weiß ich nicht. Nach drei Wochen war die Mutter an einem Märit von früh bis spät, und das Kind konnte zu Hause liegen im Kot und schreien zum Ersticken; das schor niemand. Eine Nachbarsfrau hatte den Auftrag, mittags, wenn sie von einer Brecheten heim kam, nach ihm zu sehen und ihm zu trinken zu geben. Das werde nicht alles zwänge; es hätte auch manchmal allein sein müssen; seine Mutter hätte es auch so gemacht. Es wolle dann etwas früher heim kommen als sonst, um es zu säugen; so lauteten Lisabeths Instruktionen. Aber Lisabeth kam nicht früher, und was

half dann dem Kind die mit Branntwein geschwängerte Milch! Und das Kind lag nicht nur einmal so, sondern oft. Zuweilen nahm es wohl die Mutter, putzte es heraus mit allem, was sie hatte; aber es zu waschen, kam ihr selten in Sinn. Mit demselben stund sie vor alle Häuser und lief mit ihm herum, so weit sie kommen konnte, und alle Leute sollten rühmen, wie das ein Kind sei, voll Schönheit und Klugheit, wie wenigstens seit dem Übergang keins mehr erschienen sei vor ihren Augen. Das Kind war aber plump, gelb, hatte böse Ausschläge; und ehe es reden oder laufen konnte, war ein zweites da. Mit diesem machte Lisabeth es wie mit dem ersten, ließ es liegen, wenn sie laufen wollte, aß und trank, was ihr gut dünkte, und nicht, was dem Kind gut war. Ja, sie ersinneten ein neues Mittel, um des Nachts ruhig schlafen zu können, ungeweckt von Kindsgeschrei; sie gaben den Kindern abends einen Löffel Branntwein; das sei bsunderbar gut fürs Schlafen, meinten sie. Aber je weniger man sich mit den Kindern abgeben mag, je mehr man sie vernachlässigt, desto weniger kommen sie einem aus den Händen, desto weniger Trost und Freude hat man von ihnen. Es zahlt sich das Meiste auf Erden; wer seiner Bäume am fleißigsten wartet, der erntet auch reichlich von ihnen; aber nichts zahlt sich reichlicher als fleißiges Warten, als treues Mühen um die Kinder; nichts rächt sich gräßlicher als ihre Vernachlässigung; nichts schlägt furchtbarer als die Selbstsucht einer Mutter, welche die aufopfernde Liebe verleugnet. Aber daß die Kinder das Thun gottloser Eltern mit verkrüppelter Seele, mit verkrüppeltem Leibe zahlen müssen, ist eins von den Rätseln Gottes, dessen Lösung über des Menschen Sinnen geht. Aber nicht wahr, lieber Vater, für diese Kinder hast du einen eigenen Himmel, in welchem es noch einmal so schön ist als in irgend einem andern, und für solche Eltern

eine Hölle, wo es noch einmal so heiß ist als in irgend einer andern?

Das zweite Kind war offenbar ein taubstummes; und ehe sie sich's versahen, kam dazu ein drittes, und eins nach dem andern bis auf sechs, und eines immer elender als das andere: stumm, mit beständigem Ausschlag, bösen Köpfen, Krätze u. s. w. behaftet, unreinlich Tag und Nacht, kraftlos und stumpf. Und zu allem diesem ordinäri Unglück noch außerordentliche. Lisabeth trug einmal ein Kind im Schachen herum und nahm wahrscheinlich zu viel Brönz zu sich, fiel auf dem Heimwege um, litt selbst keinen Schaden, aber das Kind brach das Bein zweimal. Das Kind, auf das die trunkene Mutter gefallen war, litt fürchterlich, litt lange und wird an seinem verkrüppelten Bein sein Leben lang leiden müssen. Andere Kinder verbrannten sich, aber sterben konnte keins; alle blieben am Leben, blieben lebendige Zeugen der Ruchlosigkeit der Eltern. Allemal, wenn Kinder begraben wurden, klagte die Lisabeth: wenn es recht zuginge, so müßten ihr auch welche sterben; aber ihr verrecke nie eins. Es werde sie eine Dolders M . . . verhexet haben, daß keins sterben könne.

Man kann sich das Elend dieser Leute gar nicht vorstellen. Der Verdienst nahm immer mehr ab; denn Lisabeth mußte immer mehr zu Hause sein, fand immer weniger Liebhaber. Der Gürtler vermochte immer weniger etwas in sein Handwerk zu setzen. Die Drucke wurde immer kleiner. Auf dem Tischli wurden die Lücken immer größer, der Verkauf also immer geringer. Dennoch wurden die Märkte nach wie vor besucht, wollte man sich da an Essen und Trinken nichts abbrechen; es mußte hausiert sein, und keinen Tag wollte man den Branntwein missen; die Guttere mußte fort und fort auf dem Arbeitstische stehen. Je weniger man verdiente, desto größer wurden

die Bedürfnisse. Der liebe Gott vermehrte von Tag zu Tag den Druck; er wollte die Eiterbeule ihnen ausdrücken; allein sie ließen alles, nur ihre Laster nicht. Sie schliefen auf einem verhudelten Laubsack, die Kinder unter Hudeln auf dem Ofen. Sie hatten in der ganzen Haushaltung nicht ein gutes Hemde mehr, keine guten Strümpfe mehr, keinen ordentlichen Hausrat keiner Art; aber sie ließen das Laufen und Trinken nicht, und jeder aufgebrachte Kreuzer wurde daran verwendet, und nicht zur Milderung des häuslichen Elendes. Die unglücklichen Kinder erhielten immer weniger zu essen; an ihrem Munde wollten die Eltern für ihr Gelüsten ersparen. Wenn das saubere Paar an einem Markte breit im Wirtshause saß und da auftragen ließ, saßen die armen sechs Kinder zu Hause bei kalten Erdäpfeln oder einer Wassersuppe oder bei gar nichts; denn die Mutter hatte oft das Herz, den Kindern zu sagen: sie könnten es sauft machen, bis sie heim käme; sie wollte ihnen dann etwas mitbringen. Und mehrere von den unglücklichen Kindern konnten nicht einmal betteln; sie waren ja stumm, konnten ihre von der Mutter zerdrückten Beine nicht brauchen.

Man stelle sich an kalten Wintertagen die sechs hungrigen, halb gekleideten, von ihren Eltern verlassenen Kinder vor, Kinder, mit allen Gebrechen behaftet; welch Jammer unter ihnen sein mußte, welch Jammergeschrei aus der Hütte ertönen mußte! So hart die Leute auch im Schachen waren, es hatte doch manche Frau Mitleid mit den verlassenen Würmern und brachte ihnen zu essen, und Thränen kamen ihr in die Augen, wenn die Armen an die gebrachte Kachel schossen, wie Schweine an den Trog, in den man ihnen das Fressen schüttet. Manche Frau wollte Lisabeth Vorstellungen machen; aber Lisabeth sagte ihr wüst: das gehe sie nichts an; es seien ihre King, und sie könnte mit ihnen machen, was sie wolle; es gehe niemere nüt

a. (Man sieht, die Frau hatte die neuesten liberalen oder vielmehr radikalen Grundsätze gut los.) Man wußte nicht, welche Kinder elender waren, die stummen und Krüppel, oder die, welche reden und gehen konnten. Die letzten konnten freilich betteln gehen; aber dafür sollten sie auch alles machen, sollten Holz schaffen und Essen herzutragen, sollten mit ihren ausgemergelten Leibchen der schwersten Arbeit sich unterziehen, für welche die Eltern zu faul waren, und kamen nie eine Nacht in ein Bett, nur unter Hudeln auf den harten Ofen.

Was viele Menschen leiden müssen, kennen viele Menschen nicht, können noch viel weniger in einen solchen Zustand sich hineindenken. O, wer hinein blicken könnte in eines solchen armen Kindes arme Seele, er würde blutige Thränen weinen über den Jammer, der da aufgeschichtet liegt; sein Herz würde ihm sagen, ob man das Recht hätte, so arme Kinder aus unmenschlichen Händen zu erlösen!

Gott drückte immer schwerer auf sie; er wollte, daß sie unter dem Drucke sich beugten vor ihm, daß sie aufschauten zu ihm. Aber ihre Augen waren verquollen; sie konnten nicht mehr zu Gott aufsehen; sie konnten nur sehen in ihr Elend hinein, in ihre Flasche. Sie fühlten den Druck, sie schimpften über die ganze Welt; aber daß Gott den Druck zu ihrer Bekehrung geordnet, kam ihnen nicht in Sinn. Sie gehörten zu den Leuten, die so in den Schmutz des Lebens versunken sind, daß Gott aus ihrem Leben durchaus verschwunden ist, die ihn weder fühlen, noch an ihn denken, die durchaus nichts mehr auf ihn beziehen. Sie sind aber auch nicht eigentliche Ungläubige, so wenig als man von einer Sau sagen wird, daß sie ein Atheist, ein Gottesleugner sei.

Sie gingen nur zur Kirche, wenn sie taufen ließen, und hatten bei der Taufe keine anderen Gefühle als diejenigen,

welche einer hat, der hungrig ist und bald an einen wohlbesetzten Tisch sich setzen will. Sie freuten sich auf Geschenke und Einbünde der Gevatterleute; denn die Einbünde dienten ihnen einige Wochen lang zu reichlichen Branntweingenüssen. Wie Gott auch drücken mochte, sie sahen nicht zu ihm auf, sie schrieen nur lauter auf und glaubten sich mehr erlaubt. Der Druck lastete besonders auf der dicken Lisabeth. Ihr lastervoller Körper begann mehr und mehr ein eigentliches Siechenhaus zu werden. Ihre Bresten alle will ich nicht nennen; sie sind zu ekelhaft; nur von einem muß ich reden. Ihre Beine schwollen ihr auf und wurden ihr so schwer wie Mühlsteine, daß ihr jedes Laufen die größte Pein verursachte, und doch mußte gelaufen sein.

Ihre Brust quoll zusammen und der Atem wußte fast nicht mehr wo aus. Wenn sie eine schnelle Bewegung machte, wenn sie einige hundert Schritte ging, so mußte sie den Atem suchen wie einen Gufenknopf, mußte stille stehen und schnupen, daß man es fast eine Viertelstunde weit hörte, und doch mußte gelaufen sein.

Wenn sie Branntwein trank, so war es ihr bald, als ob man den Zapfen, statt in die Flasche, in den Hals ihr stoße, bald, als ob sie hundert Nadelspitzen mitgeschluckt hätte; dann kam der Husten hastig aus der Brust herauf, schüttelte das dicke Mensch zusammen wie der Wind eine Bohnenstaude und trieb ihm die Augen aus dem Kopfe, daß jedes Lüftchen sie ihm wegwehen zu können schien; und doch mußte getrunken sein.

Auf seinem Laubsacke hatte es keinen Atem mehr des Nachts und mußte aufsitzen, mußte unters Fenster gehen, mußte jammern und wimmern ganze Nächte durch. Es behauptete, das komme von den Erdäpfeln her, die es nicht erleiden möge, aß keine Erdäpfel mehr; etwas Anderes mußte erbettelt, gestohlen oder gekauft sein; aber die fürchterlichen Spangen über der

Brust wollten nicht weichen. Es wollte nicht weiter werden drinnen in der geheimnisvollen Höhle, wo das geheimnisvolle Uhrwerk in gemessenen Schlägen pocht. Sie hatte fürchterliche Leiden, und zu den Leiden immer die gleichen Gelüsten, welche die Leiden auf unnennbare Weise steigerten. Es war, als ob alle Leiden, welche die armen Kinder ob ihrer mütterlichen Untreue gelitten, nun vervielfacht in ihrem Körper sich abgelagert hätten und da Rache übten an der gottlosen Mutter.

Kein Gelüsten nahm ab; aber jede Befriedigung brachte immer unerträglichere Leiden, Leiden, daß Sterben dagegen wie Hochzeitsfreuden gewesen wäre. Und doch wollte Lisabeth nicht sterben und sagte allen Leuten wüst, die ihm davon redeten. Und doch lernte Lisabeth nicht beten und fluchte mit den Leuten, so weit es sein Husten erlaubte, als sie es mahnten, den Pfarrer holen zu lassen. Es könne es machen ohne den schwarzen D., der könne ihm doch nichts machen mit seinem Gstürm, von dem man nicht wisse, was Gyx oder Gax sei.

Und so lebt die Elisabeth heut noch in jenem Schachen, kann nicht leben, kann nicht sterben. Sie kann nicht mehr gehen vom Hause weg. Aber wenn ihr bei einer Hütte ein aufgedunsen hustend Weib seht, das alle Viertelstunde einen Schritt macht, wenn ihr um dasselbe sechs Kinder kriechen seht, die eher Würmern als Menschen gleichen, wenn ihr hinter den glaslosen Fenstern eine schwarzgelbe Mumie seht, die mit Hammer und Zange etwas fichtet, und es euch scheint, als kriechen die sechs Würmer heran, witternd Totenfleisch, als Verkündiger des nahenden Todes für das dicke Weib und den gelben Mann, da steht still und schaut euch den Jammer an, denn da seht ihr die dicke geile Lisabeth, ihren üppigen Gürtler und ihre sechs armen, armen Würmchen; betet für sie, betet für die armen Würmchen, daß Gott sie bald erlöse und hinauf nehme in seinen schönen Himmel.

Während ich diese sämtlichen Nachrichten sammelte, hatte der Kaffee manchmal auf- und abgeschlagen, und manchen Stock französischen Runkelrübenzucker hatte ich für extra süßen holländischen verkauft. Manchmal hatte ich meinen alten Häftlimacher besucht und immer größere Erbauung an ihm gefunden. Ich lernte Land und Leute ganz anders kennen, als es mir sonst vorkam. Wie ganz anders kömmt einem wohl ein junger glatter Leib vor, wenn man ihn von außen im Vorbeigehen ansieht, als wenn man die Haut aufschneidet und das Innere des Leibes bloßlegt; ja, wie ganz anders würde einem mancher Mensch erscheinen, wenn man ihm nur einen Strumpf abziehen würde, geschweige denn etwas Mehreres. So ungefähr geht es auch mit Land und Leuten. Hinter der Oberfläche, die man im Vorbeireisen ansieht, kömmt meist etwas ganz Unerwartetes zum Vorschein, wenn man hinter dieselbe zu schauen vermag.

Aber wenn ich zu dem Häftlimacher kam, so war immer meine erste Frage nach Liseli; das Mädchen hatte ich, bestochen durch sein hübsches, munteres Wesen, ordentlich lieb gewonnen. Ja wahrhaftig, ich hätte mich in das Mädchen verlieben können aus reinem Mitleid trotz seinen Schwächen, wenn ich demselben näher gekommen wäre.

Einige Zeit durch vernahm ich eben nichts Merkwürdiges von ihr, es ging in ihrem Hause immer gleich zu. Streit am Morgen, Streit am Abend, jedes nahm, was es konnte, jedes that, was es wollte. Lange war es mit ihrem Knecht im Geschrei, mit eben dem Burschen, mit welchem es an jenem Abend gemeinsam gespielt hatte. Der hatte aber geglaubt, er habe das Recht zu nehmen so gut als die andern; die Brüder waren ihm darüber gekommen und bewiesen ihm mit tüchtigen Schlägen sein Unrecht und jagten ihn fort, und Lisi ließ ihn auch fahren. Später redete man ihr allerlei nach, man wollte es an Tanz-

sonntagen auf verdächtige Weise angetroffen haben, an Markttagen sollte es in offener Gaststube diesem oder jenem auf den Knieen gesessen, ihn ungescheut gemüntschelt haben, auf dem Heimweg an einem Hag liegen geblieben sein.

Reiche Bauern und bedeutender Verkehr lockten einen sogenannten Geschäftsmann, in dieser Gegend sich zu setzen. Es wissen vielleicht nicht alle Leute, was man unter Geschäftsmann versteht. Ein Geschäftsmann ist ein Chumm-mr-z'Hülf für alle Leute, die sich nicht selbst zu helfen wissen. Sie schreiben den Leuten, sie suchen ihnen Geld, sie treiben ihnen Geld ein, sie vertreten sie vor dem Richter, wenn der ihnen wohl will und sie annimmt, was er laut Gesetz eigentlich nicht müßte oder nicht sollte, ich weiß nicht welches von beiden. Sie machen ferner die Leute aufmerksam, wenn ihnen das kleinste Unrecht geschieht oder wenn vor 77 Jahren ihrem Großvater eins geschehen ist, und blasen den glimmenden Funken zu hellen Flammen an, bis ein lustiger Prozeß in vollem Gange ist. Diese Leute haben aber keine Patente keiner Art. Wenn daher Unterschriften nötig sind, zu Einlegung von Schriften &c., oder eigentliche Erscheinungen vor Gerichten, so tritt ein Fürsprech für sie ein. Diese Geschäftsmänner sind eigentlich für die Fürsprecher, was die sogenannten Treibauf für die Stadtmetzger oder Tannhuser Lari für die Roßweltsche. Und wie die Treibauf von den Landmetzgern gehaßt werden, so werden die Geschäftsmänner von den Agenten gehaßt, und nicht mit Ungrund; denn sie brauchen keine Patente, also keine Examen; keine Gesetze schränken sie ein oder bestimmen ihre Sporteln, sie leben daher wie die Vögel im Hirse. Und wenn sie das Kegeln gut verstehen, das Rappären zu 10 Batzen den Einsatz nicht scheuen, nebenbei mit den Karten gut umzugehen wissen, andere dabei tüchtig trunken machen, selbst nüchtern bleiben dabei und einen oder

zwei gute, hintersetzte Schlufene an der Hand haben, die das Geld nicht genau nachzählen, so steht ein solcher Geschäftsmann sich herrlich und wird bald zu vornehm, eine Stunde weit zu Fuß zu gehen.

Der Geschäftsmann, der in Liselis Nähe sich setzte, war ein in irgend einer Stadt mißratenes Subjekt, das dort nicht mehr fortkommen konnte, eine Portion Verschmitztheit besaß und vom Land nicht mehr wußte, als daß auf demselben reiche Bauern und hübsche Meitscheni seien. Er zweifelte keinen Augenblick, wenn er auf dem Lande sich zeige, so würden die reichen Bauern ihm zuströmen wie Krebse einer Rinderleber, und Meitscheni würden sich ihm anhängen ganze Steinkrätten voll; denn er bildete sich nicht wenig ein auf sein Reden und sein Gesicht und seinen etwas abgebürsteten grünen Rock. Doch ward er nie mit sich einig, ob die mäusegraue Anglaise ihm nicht noch besser stehe.

Aber das Ding wollte nicht gehen, wie er sich gedacht. Er wußte nicht, wie mit den Bauern anknüpfen, sein Pralatzgen in den Wirtshäusern zog niemand ihm zu. Mit den Meitschene ging es ihm ebenso. Neben jedem hübschen Meitschi stund ein handfester Baurenbursche, und da mein Geschäftsmann eben nicht handfest und kein Liebhaber von Schlägen war, so mußte er glustig in einer Ecke stehen und zusehen, wie die andern sich lustig machten. Des Nachts durfte er noch viel weniger den hübschen Mädchen nach, und wenn er es auch versuchte, so kam er nie bis zu einem Gaden, er lief schreckensvoll vor jedem Zaunstecken, der nur den kleinsten Katzenbuckel machte.

In seinen Nöten sah er Liseli verlassen stehen. Das kernhafte Mädchen gefiel ihm, das floh ihn nicht, niemand machte es ihm streitig. Im Gegenteil, alle hatten Freude daran, die beiden aneinander zu wagen, denn darin besteht gar oft die

Rache der Landleute gegen Geschäftsmänner ꝛc., die sich unter sie setzen, daß sie ihnen etwas Wurmstichiges anhängen. Das Geschäftsmännchen war grenzenloser Freude voll, mit einer so hübschen Baurentochter zusammen geraten zu sein. Liseli gefiel er auch, denn er sparte den Wein nicht. Sie zottelten zusammen heim, und als am Morgen das Männchen das große Baurenwesen sah, da dachte er, wie Liseli eine gute Partie sei, wie er da im Stöckli vielleicht umsonst z'Hus sein könne; und als er hörte, daß der Vater Vorgesetzter sei, so dachte er, der könne ihm am besten Arbeit und Kunden verschaffen. Er hielt daher nicht lange hinter dem Berge, sondern rückte alsobald mit seinem Antrage hervor. Das war dem Meitschi mehr als recht. Einen Mann hätte es schon lange gerne gehabt; zudem ward ihm das Arbeiten mehr und mehr zuwider, so gerne es dasselbe früher getrieben hatte. Aber starke Getränke erschlaffen nach und nach den Leib, eine gewisse Trägheit durchrieselt denselben, man mag, man kann fast nicht mehr arbeiten, und je mehr man trinkt, je länger man es treibt, um so weniger. Nicht umsonst giebt Gott dem Landmann so reichlich Erdäpfel und Milch zu seiner harten Arbeit.

Es hätte einen Bauer zwar auch genommen, aber so ein Geschäftsmann war ihm zehnmal anständiger. Bei dem konnte es die Herrenfrau machen, hatte höchstens das Bett zu machen und den Kaffee, und höchstens an einem Strumpf mit den Nadeln herum zu bohren. Es sagte daher mit allen Freuden ja, und der Vater sagte nicht nein. Er war Liseli nicht ungern los, er hatte auch nicht ungern einen Geschäftsmann zum Tochtermann, mußte der ihm doch umsonst machen, was er anderwärts bezahlen mußte.

Das Männchen war wie im Himmel. Eine schöne, eine reiche Frau, Kunden vollauf — mußte aber auch so etwas

ein Menschenkind, das bis dahin nichts gehabt hatte als leere Hoffnungen und eine Hutte voll Hochmut, nicht fast verrückt machen? Er marschierte auch am dritten Tag heim wie ein Güggel, grüßte nur den zehnten Menschen und wußte vor lauter Stolz nicht, sollte er danken, wenn ihn jemand grüßte.

Liseli nahm sich in acht, seine Schwachheit zu früh merken zu lassen. Wenn sie mit einander ausgingen, das Hochzeit anzugeben oder Verwandte zu besuchen ꝛc. und einkehrten, so trank es mäßig vor seines Bräutigams Augen, begnügte sich mit einem Schoppen oder einer Halbe; aber daß es sich nebenbei einen Schoppen oder eine Halbe extra kommen ließ hinter seinem Rücken und die Halbe im dunklen Gang den Hals hinuntergoß, das sagte es nicht; oder daß es einen halben Schoppen Branntwein noch geschwind zu sich nahm, wenn er bereits aus dem Wirtshause war, das merkte er auch nicht.

An der Hochzeit ging es lustig zu und, wie man sagt, waren beide so zugerichtet, daß keins den Zustand des andern merkte, eine merkwürdige Vorbedeutung an einem Hochzeitstage.

Lustig ging es zu in der ersten Zeit. Sie hatten immer etwas Gutes in des Vaters Stöckli, wo sie wohnten, um dasselbe sich durch den Morgen oder abends zu Gemüte zu führen. Und wenn der Mann fort war, so hieß er sein Weib ihm bis zum nächsten Wirtshaus entgegen kommen, und dieses ließ es sich nicht zweimal sagen und machte, daß es noch vor dem Manne dort war, um zuerst einen guten Grund zu legen mit Branntwein oder Rotem; beide schmeckten ihm gleich gut.

Aber allmählich erleidete das dem Geschäftsmanne. Er dachte sich immer deutlicher, daß er das Geld verdiene und es nicht billig sei, daß das Weib von allem habe, was er genieße, daß es ihm noch einmal so viel bschießen möge, wenn er allein esse und trinke ohne Weib. Er begehrte nichts mehr zu Hause

zu haben, aber er ging durch den Morgen in die benachbarte Pinte. Er hieß seine Frau nicht mehr ihm entgegen kommen, er selbst aber kam immer später heim, denn das Spielen gefiel ihm immer besser. Er führte seine Frau immer seltener mit sich an Märkte oder an Sonntagen hie und dort aus in ein Bad oder eine Tanzete. Aber Lisi ließ das sich nicht anfechten. Es schaffte daheim sich etwas an und gab dem Manne auch nichts davon. Und wenn der Mann fortblieb, so nahm es zu Hause einen Schluck desto mehr, und gar wohl war es ihm, wenn es etwas gstürm ins Bett konnte. Man schlafe noch einmal so wohl, meinte es, da wecke einen nicht e-n-ieberi Fleuge, und wenn es schon ein wenig donnere und blitze, so werde man davon nichts gwahr und brauche sich nicht zu fürchten.

Und wenn der Mann es nicht mehr mitnahm, so ging es auf eigene Faust, ging hie und dort z'Abesitz oder hatte etwas im Dorfe zu verrichten und nahm im Vorbeigang einen halbmäßigen Schluck zu sich. Ja, es ging auch weiter fort auf irgend einen Märit oder sonst auf irgend etwas. Und wenn es irgend einen gefälligen Gumi (Musterreuter) antraf, der es führen wollte in seinem eleganten Chaischen, so machte es diesem zu lieb anderhalb Tage aus anderhalb Stunden und blieb eine Nacht außer dem Hause. Wahrscheinlich hütete sie dem Gumi aus Dankbarkeit das Chaischen, während derselbe Geschäfte machte.

Liseli focht ganz ungeniert mit ihres Mannes Geld. Was sein sei, gehöre auch ihm, meinte es, und von Aufschreiben oder Rechnung geben hätte es nie gehört. Es nahm so viel, als es ankam, und brauchte nicht alles für sich. Es war noch immer das gutherzige Liseli, das jedermann helfen wollte. Jetzt konnte es nicht mehr von des Vaters Naturprodukten austeilen, darum teilte es von des Mannes Geld aus.

Dem Mann war das nicht recht, er muckelte manchmal, es fehle ihm wieder Geld, er könne gar nicht begreifen, wo alles hinkomme; wie viel er auch verdiene, es sei immer nichts da. Einmal hatte er eine wohlgezählte Summe für jemand anders eingenommen, und als er sie abliefern wollte, fehlte wieder. Da wurde das Männchen gewaltig zornig, es wußte wohl, daß niemand anders als seine Frau sich daran vergriffen. Auf dem Heimweg entschloß er sich, ein Exempel zu statuieren. Er kam heim wie auf Stelzen und strengte sich zu tiefer Baßstimme an und gurgelte auf wunderliche Weise die Frage hervor: „Hast du mir von dem Geld in dem und dem Sack gestohlen?“ Seine Frau verstund die wunderliche Stimme gar nicht und mußte ihn mehrmals fragen. Da fing der Mensch an dreinzuschlagen. Anfangs meinte Liseli, das Männchen sei besonders guter Laune und wolle es etwas kräftiger tätscheln, als er's sonst im Brauche habe. Als das Männchen aber statt mit der Hand, mit welcher es nichts ausrichtete, mit der Faust dreinschlug, so merkte Liseli, daß es Ernst sei, flammte nun auch auf, hob ihn mit beiden Händen hoch auf, schlug ihn aufs Bett und walkte ihn dort durch, bis er mit den zärtlichsten Namen um Vergebung flehte. Liseli war nicht unerbittlich: „Gell du dolders Schnuderbuebli, dir ha-n-is zeigt, wer Meister ist.“ So sagte es, und nachdem es das gesagt hatte, war es wieder die zärtlichste der Gattinnen. Das Männchen versuchte diese Kur niemals mehr. Aber er steckte, wenn er fortging, den Schlüssel zu sich, und wenn Liseli deswegen mit ihm aufbegehrte, so sagte er, es sei im Vergeß geschehen. Nun, Liseli machte kurzen Prozeß, es ließ einen eigenen machen; es liese sich nicht bvogten, sagte es, und bsungerbar von einem nicht, der nie so viel von seinen Eltern erben werde, daß man einer Laus das Fü . . e damit salben könnte.

Das Weibchen war auch Mutter geworden und hatte seine Kinder gar grausam lieb. Anfangs war es ihm immer unglücklich mit ihnen gegangen; es konnte, so lieb es sie hatte, so gerne es Kinder bekam, doch nie gehörig Sorge zu ihnen tragen. Was man ihm auch sagen mochte, es that alles, was ihm einfiel, es war durchaus nicht Meister irgend einer Lust. Kam ihm dann eins zu früh oder starb ihm sonst, so hintersinnete es sich fast, schlug sich den Kopf an die Wände, jammerte sich fast die Seele aus dem Leib, schrie, wenn es der Leiche des Kindes folgte, daß das ganze Dorf zusammenlief, fiel am Grabe fast zusammen, mußte mit Gewalt davon und in die Kirche gerissen werden. Und dabei war kein absichtlicher Spektakel, sondern alles kam von Herzen; aber daß es dann deswegen ein andermal vorsichtiger gewesen wäre, selb nicht. Endlich brachte es Kinder mit dem Leben davon und hatte eine gar unaussprechliche Freude an ihnen. Es war fast, als ob es sich ändern und wirklich eine treue Mutter werden wollte. Es lief nicht mehr so oft vom Hause weg und ließ nicht die Kinder alleine. Ehedem konnte nichts im Dorfe vorgehen, keine Hochzeit, kein Leichenbegängnis, wenn es nicht seine Nase über die Kirchhofsmauer gestreckt hätte. Jetzt konnten hundert Hochzeiten gefeiert werden und die Hochzeitleute in einem Dutzend Kutschen angefahren kommen, es versetzte keinen Schritt dafür, geschweige denn, daß es eine Stunde weit durch dick und dünn gelaufen wäre; die Lust zu solchen Dingen war ihm über der Liebe zu seinen Kindern rein vergangen.

Aber es narrte mit ihnen, wie man es mit jungen Katzen treibt, sie waren sein Spielzeug, seine Kurzweil; sie anzuziehen, sie zu füttern war seine Herzenslust. Sie hätten den ganzen Tag essen sollen, und wenn sie nicht essen mochten, so putzte es sie auf, konnte zehnmal probieren, was ihnen am besten

stehe, und wenn es dann glaubte, es gar gut gemacht zu haben, so ging es zu einer Nachbarin, die ihm die Kinder rühmen mußte, und wer ihm sie rühmte, dem hätte es das Herz aus dem Leibe gegeben. Aber das Brönz konnte es sich nicht abgewöhnen, kamen doch dasselbe und die Liebe zu seinen Kindern in keinen Widerstreit. Es konnte ein halbes Dutzend Gläschen trinken und dabei gar herzig die Kinder hätscheln und putzen. Und wenn es sie im Bette hatte, wie Langeweile hätte es nicht haben müssen, wenn es dieselbe nicht mit einem Gläschen nach dem andern vertrieben hätte. Sein Mann war selten zu Hause, war meist auf Geschäftsreisen, kam selten vor Mitternacht heim; der hatte also keine Muße, Liseli die Langezeit zu vertreiben oder es der üblen Gewohnheit zu entwöhnen. Zudem hatte er weder Kraft noch Verstand dazu. Und wenn einer auch alles gehabt hätte, Muße, Kraft und Verstand, wo soll einer die Frechheit und das Gesicht hernehmen, seiner Frau, die daheim sitzt, das Brönz abzustellen, während er selbst in allen Wirtshäusern herumläuft, sich halb voll Wein säuft, wenn er ihn bezahlen muß, und ganz voll, wenn er schmarotzen kann. Ich meine nicht, daß Geschäftsmänner nicht freche Gesichter machen können; doch so ein freches glaube ich wahrhaftig nicht. So nahm Liseli eins des Abends und trug den sturmen Kopf zu Bette. Die Leute, unter denen es den sturmen Kopf nicht herumtrug, meinten, es hätte sich gebessert; meinten, sie hätten nicht geglaubt, daß es noch so gut ausschlagen würde.

So viel erfuhr ich nach und nach von meinem Häftlimacher, der tiefer sah und mehr wußte als die andern Leute. Ich muß bekennen, ich hätte Liseli seine Sünde nicht angesehen; etwas stark rot war es wohl, dabei aber noch gar wetters appetitlich und sah recht stattlich aus.

Einmal war wieder ein heißer Nachmittag gewesen und aus demselben war ein schwüler Abend geworden; Gewitterwolken, schwarz und schaurig, bäumten sich am Himmel auf und drohten übers Land herein. Sie stocketen immer gewaltiger auf, sie hoben sich von den Gipfeln der Berge empor in den Himmel hinauf, neue Berge, die Gottes Hauch unter den Augen der Menschen bildete. Kein Lüftchen kühlte des Menschen Wange, kein grünes Blatt bewegte sich am grünen Baume. Ich hatte viele Geschäfte gemacht am gleichen Orte, wo ich vor manchem Jahre hergekommen war, als ich die fünf Mädchen traf, wohin ich jetzt wieder wollte. Ich pressierte nicht mit der Abreise. Ich wollte die Brämen vermeiden, die Hitze vorbei lassen und womöglich das Gewitter, das alle Augenblicke losbrechen zu wollen schien.

Aber die Hitze wollte nicht vorbei, das Gewitter nicht losbrechen; es war, als wenn es jemand erwarte da oben an den Flühnen. Gar ängstlich ist ein solch lautlos Drohen, und je länger es dauert, um so banger klopft des Menschen Herz. Endlich mußte es sein, ich konnte nicht länger warten; ich nahm das Herz in beide Hände und fuhr bei schon dunkelnder Nacht dem schwarzen Wolkenberge entgegen.

Da war es, als ob der wilde Geist im schwarzen Berge nur auf mich gewartet hätte, um des Windes Gewalt, der Blitze feurige Kraft, des Donners gewaltige Brust zu entfesseln.

Kaum einige Scheibenschüsse weit war ich gefahren mit bereits triefendem Pferde, als Windesseufzer in den Bäumen rauschten, als ein dumpfes, fernes Grollen hörbar wurde und einzelne Blitze über die schwarze Wolkenwand zuckten, wie Adjutanten sausend reiten vor des Heeres Fronte, wenn die Schlacht beginnen soll. Und langsam hob der gewaltige Berg sein dunkel

gezacktes Haupt immer höher über die Fluhwand und schien es tiefer und tiefer mir entgegen zu neigen. Immer ängstlicher rauschte der Wind; immer näher grollte der Donner; immer grasser zuckten die Blitze durch die Finsternis der werdenden Nacht. Und ich war allein auf einsamem Berge in schaurigem Tannenwalde und konnte nicht eilen auf dem steinigen, steilen Wege, durfte nicht schärmen unter den gefährlichen Bäumen. Das bebende Herz mußte ich zusammenfassen und geduldig warten, was der Herr über mich verhänge. Aber schaurig ist's einsam auf ödem, steinigem Berge, wenn über dem sündigen Haupte, wie glühende Schwerter, des Herrn Blitze sich kreuzen.

Ich mußte aussteigen, mußte das zitternde Pferd am Zügel führen, mußte gegen den Sturm hinan, den Berg hinauf. Der schwarze Wolkenberg senkte immer tiefer sich, kam immer näher; der gewaltige Aufruhr in seinem Schoße brach immer fürchterlicher los. Nun schien derselbe über mir einzubrechen, schien mit tausend Armen mich zu umfassen, mich vernichten zu wollen in seiner schrecklichen Umarmung. Das Feuer rollte über mir, vor und hinter mir am Boden. Tannen splitterten; Tannen loderten auf am Wege. Wasserbäche stürzten über mir zusammen und den Berg ab auf mich zu. Ununterbrochen brüllte der Donner, wie in wilder Schlachten wilder Mitte der hundertfache Kanonendonner nie verhallt. Ich wurde betäubt, die grenzenlosen Schrecken übermannten mich, und halb bewußtlos und resigniert mein Ende erwartend, ließ ich vom Pferde mich ziehen. Den Berg kam ich hinauf; aber aus dem Schoße des wetternden Berges war ich nicht; der war gar tief und groß. Schon war ich bald den Berg hinab, als es lichter um mich zu werden schien, die Blitze weniger blendend wurden, einzelne Donnerschläge wieder unterschieden werden konnten. Es war mir, als steige ich, wunderbar behütet, aus dem Krater eines feuer-

speienden Berges heraus und begrüße das Leben wieder. Ich war stille gestanden und schöpfte tief auf Atem. Da blendete mich ein gelber Blitz gar fürchterlich, und ein Donner schmetterte durch das Thal, wie ich keinen noch gehört. Mein Pferd riß mich fast in den Abgrund.

Als ich wieder aufschauen konnte, flammte vor mir im Thale ein Haus auf; ein roter Glutstrom stieg auf durch die schwarze Nacht, blutig den Himmel färbend. Nun ward's auf einmal wie lebendig um mich her. Feuerhörner wimmerten ängstlich von den Bergen; gewaltige Stimmen riefen von Hof zu Hof die Helfenden zusammen; eilende Gestalten tauchten auf und verschwanden ebenso schnell wieder. Bald zeigten auf fernen Berghöhen schnell eilende Lichter sich, die leuchtenden Rundellen, und das schaurige Rasseln der Feuerspritzen war vernehmbar, und manch Zorneswort vernahm ich, weil ich mit meinem langsam sich bewegenden Fuhrwerke die Eile der Eilenden hemmte. Es ward immer heller um mich; ich vernahm schon das Prasseln des Holzes, das Krachen einstürzender Balken, das Geräusch der Löschenden, die Stimmen der Gebietenden, sah vom Brande Eilende mit geretteten Dingen. Auf der Straße war das Drängen groß. Niemand wollte Platz mir machen; ich war allen im Wege. Da erkannte mich eines Krämers Sohn und bat mich, in eine Matte seitwärts zu fahren; dort wolle er mir schon zu meinem Pferde sehen. Ich gehorchte. Ich ging hinauf zur Brandstätte und sah nun, daß nicht das eigentliche Haus, sondern nur das Stöcklein brannte, daß man das Haus würde retten können. Ich sah aber dort, daß man immer noch mit dem Löschen des nicht zu rettenden Stöckleins beschäftigt war, während man alle Hände für das Haus hätte brauchen sollen.

Ich wunderte mich darüber, aber nicht lange. Ich sah einen alten Mann die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, hörte ihn bitten und weinen, daß man doch dr tusig Gotts gwille sys Liseli und ihre Kinder suchen solle; vielleicht lebten sie noch. Es war Liselis Vater, der an die Unmöglichkeit, daß sie noch leben könnten, nicht glauben wollte.

Liseli war wieder allein gewesen diesen Abend und hatte sich wahrscheinlich früh und sturm ins Bett gelegt. Das Gewitter weckte es nicht; was es weckte, wußte man nicht. In der ersten Angst waren die Hausbewohner in die Ställe gestürzt, dort das Vieh zu retten; denn sie glaubten das Feuer ı Hause. Dem ersten, der sich dem ganz in Flammen stehenden zernen Stöcklein zuwandte, begegnete Liseli, wie es ängstlich h seinen Kindern rief, ihn fragte, wo man sie hingetragen e. Als er ihm sagte, das wisse er nicht, es habe seine Kinder emand gesehen, da habe Liseli einen gräßlichen Schrei ausgestoßen und sei ins Feuer zurück gesprungen — und nicht mehr heraus gekommen. Niemand konnte ihm nach, so oft man es nachher, aber vielleicht zu spät, versuchte.

Liseli war sturm erwacht, konnte nicht denken, nicht sich fassen, folgte dem ersten Trieb und rettete, als es das Stöcklein brennen sah, sich aus dem Feuer. Draußen dachte es an seine Kinder; aber sturm erkannte es erst zu spät, daß es sie im Feuer vergessen in seiner Stürmi. Da brannte die Mutterliebe den Heldenmut an, der freudig geht in den Tod, und Liseli stürzte sich in die Flammen zu seinen Kindern; aber retten konnte es sie nicht, konnte nur mit ihnen sterben. Gott nahm es aus seinem Jammer und ersparte ihm den Jammer um seine verbrannten Kinder, die eine nüchterne Mutter gerettet hätte.

Als man endlich dem Feuer Meister geworden, das Häuschen zugänglich gemacht hatte, fand man drei Leichen, fand mitten im Stübchen Liseli, die Kinder beide an seine verbrannte Brust drückend.

Lautlos, tief ergriffen betrachteten die Menschen die drei Leichen. Was manche Mutter, die vielleicht auch sturm zu Bette geht, was mancher Mann, der nicht heim geht, wenn der Herr am Himmel donnert, dachte, weiß ich nicht. Kein hartes Wort fiel über Liseli; sein Tod hatte die Menschen gesühnt; und manches Herz betete für ihns, daß Gott seiner armen Seele gnädig sein möge.

Endlich kam der Mann und Vater heim. Er hatte den Herrn am Himmel donnern hören, hatte dessen laute Stimme gehört, wie er pflichtvergessene Hausväter heim rief zu Weib und Kind; aber er hatte bei den Karten im Gewinn gesessen, da fragte er wenig nach dem Herrn im Himmel, nach Weib und Kind. Er spielte noch fort, als die Feuerhörner ängstlich bliesen um Hülfe.

Er brachte vier gewonnene Fünfunddreißiger heim und fand daheim Weib und Kinder verbrannt, die keinen Vater gehabt hatten, der sie aus dem Feuer trug.

Von ihm ab wendete voll Abscheu sich jedes Auge; und „wenn der Herr diesen ins Feuer würfe, ich trüge ihn nicht heraus," dachten die geschwärzten Männer, die, an die langen Feuerhaken gelehnt, Liseli und ihre Kinder betrachteten, die Augen voll Wasser. Und daß sein Weib und sein Kind nicht so verlassen sterben sollen jämmerlich, das gelobte seinem Gott manch verirrter Mann.

Ergriffen stund ich an der Leiche; da nahm mich jemand bei der Hand. Es war mein alter Häftlimacher.

Ich wunderte mich darüber, aber nicht lange. Ich sah einen alten Mann die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, hörte ihn bitten und weinen, daß man doch dr tusig Gotts gwille sys Liseli und ihre Kinder suchen solle; vielleicht lebten sie noch. Es war Liselis Vater, der an die Unmöglichkeit, daß sie noch leben könnten, nicht glauben wollte.

Liseli war wieder allein gewesen diesen Abend und hatte sich wahrscheinlich früh und sturm ins Bett gelegt. Das Gewitter weckte es nicht; was es weckte, wußte man nicht. In der ersten Angst waren die Hausbewohner in die Ställe gestürzt, dort das Vieh zu retten; denn sie glaubten das Feuer im Hause. Dem ersten, der sich dem ganz in Flammen stehenden hölzernen Stöcklein zuwandte, begegnete Liseli, wie es ängstlich nach seinen Kindern rief, ihn fragte, wo man sie hingetragen habe. Als er ihm sagte, das wisse er nicht, es habe seine Kinder niemand gesehen, da habe Liseli einen gräßlichen Schrei ausgestoßen und sei ins Feuer zurückgesprungen — und nicht mehr heraus gekommen. Niemand konnte ihm nach, so oft man es nachher, aber vielleicht zu spät, versuchte.

Liseli war sturm erwacht, konnte nicht denken, nicht sich fassen, folgte dem ersten Trieb und rettete, als es das Stöcklein brennen sah, sich aus dem Feuer. Draußen dachte es an seine Kinder; aber sturm erkannte es erst zu spät, daß es sie im Feuer vergessen in seiner Stürmi. Da brannte die Mutterliebe den Heldenmut an, der freudig geht in den Tod, und Liseli stürzte sich in die Flammen zu seinen Kindern; aber retten konnte es sie nicht, konnte nur mit ihnen sterben. Gott nahm es aus seinem Jammer und ersparte ihm den Jammer um seine verbrannten Kinder, die eine nüchterne Mutter gerettet hätte.

Als man endlich dem Feuer Meister geworden, das Häuschen zugänglich gemacht hatte, fand man drei Leichen, fand mitten im Stübchen Liseli, die Kinder beide an seine verbrannte Brust drückend.

Lautlos, tief ergriffen betrachteten die Menschen die drei Leichen. Was manche Mutter, die vielleicht auch sturm zu Bette geht, was mancher Mann, der nicht heim geht, wenn der Herr am Himmel donnert, dachte, weiß ich nicht. Kein hartes Wort fiel über Liseli; sein Tod hatte die Menschen gesühnt; und manches Herz betete für ihns, daß Gott seiner armen Seele gnädig sein möge.

Endlich kam der Mann und Vater heim. Er hatte den Herrn am Himmel donnern hören, hatte dessen laute Stimme gehört, wie er pflichtvergessene Hausväter heim rief zu Weib und Kind; aber er hatte bei den Karten im Gewinn gesessen, da fragte er wenig nach dem Herrn im Himmel, nach Weib und Kind. Er spielte noch fort, als die Feuerhörner ängstlich bliesen um Hülfe.

Er brachte vier gewonnene Fünfunddreißiger heim und fand daheim Weib und Kinder verbrannt, die keinen Vater gehabt hatten, der sie aus dem Feuer trug.

Von ihm ab wendete voll Abscheu sich jedes Auge; und „wenn der Herr diesen ins Feuer würfe, ich trüge ihn nicht heraus," dachten die geschwärzten Männer, die, an die langen Feuerhaken gelehnt, Liseli und ihre Kinder betrachteten, die Augen voll Wasser. Und daß sein Weib und sein Kind nicht so verlassen sterben sollen jämm[illegible] das gelobte seinem Gott manch ver[illegible] Mann.

Er [illegible] ich an [illegible] nahm mich jemand bei der [illegible] r mein [illegible] her.

Ich wunderte mich darüber, aber nicht lange. Ich sah einen alten Mann die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, hörte ihn bitten und weinen, daß man doch dr tusig Gotts gwille sys Liseli und ihre Kinder suchen solle; vielleicht lebten sie noch. Es war Lisélis Vater, der an die Unmöglichkeit, daß sie noch leben könnten, nicht glauben wollte.

Liseli war wieder allein gewesen diesen Abend und hatte sich wahrscheinlich früh und sturm ins Bett gelegt. Das Gewitter weckte es nicht; was es weckte, wußte man nicht. In der ersten Angst waren die Hausbewohner in die Ställe gestürzt, dort das Vieh zu retten; denn sie glaubten das Feuer im Hause. Dem ersten, der sich dem ganz in Flammen stehenden hölzernen Stöcklein zuwandte, begegnete Liseli, wie es ängstlich nach seinen Kindern rief, ihn fragte, wo man sie hingetragen habe. Als er ihm sagte, das wisse er nicht, es habe seine Kinder niemand gesehen, da habe Liseli einen gräßlichen Schrei ausgestoßen und sei ins Feuer zurück gesprungen — und nicht mehr heraus gekommen. Niemand konnte ihm nach, so oft man es nachher, aber vielleicht zu spät, versuchte.

Liseli war sturm erwacht, konnte nicht denken, nicht sich fassen, folgte dem ersten Trieb und rettete, als es das Stöcklein brennen sah, sich aus dem Feuer. Draußen dachte es an seine Kinder; aber sturm erkannte es erst zu spät, daß es sie im Feuer vergessen in seiner Stürmi. Da brannte die Mutterliebe den Heldenmut an, der freudig geht in den Tod, und Liseli stürzte sich in die Flammen zu seinen Kindern; aber retten konnte es sie nicht, konnte nur mit ihnen sterben. Gott nahm es aus seinem Jammer und ersparte ihm den Jammer um seine verbrannten Kinder, die eine nüchterne Mutter gerettet hätte.

Als man endlich dem Feuer Meister geworden, das Häuschen zugänglich gemacht hatte, fand man drei Leichen, fand mitten im Stübchen Liseli, die Kinder beide an seine verbrannte Brust drückend.

Lautlos, tief ergriffen betrachteten die Menschen die drei Leichen. Was manche Mutter, die vielleicht auch sturm zu Bette geht, was mancher Mann, der nicht heim geht, wenn der Herr am Himmel donnert, dachte, weiß ich nicht. Kein hartes Wort fiel über Liseli; sein Tod hatte die Menschen gesühnt; und manches Herz betete für ihns, daß Gott seiner armen Seele gnädig sein möge.

Endlich kam der Mann und Vater heim. Er hatte den Herrn am Himmel donnern hören, hatte dessen laute Stimme gehört, wie er pflichtvergessene Hausväter heim rief zu Weib und Kind; aber er hatte bei den Karten im Gewinn gesessen, da fragte er wenig nach dem Herrn im Himmel, nach Weib und Kind. Er spielte noch fort, als die Feuerhörner ängstlich bliesen um Hülfe.

Er brachte vier gewonnene Fünfunddreißiger heim und fand daheim Weib und Kinder verbrannt, die keinen Vater gehabt hatten, der sie aus dem Feuer trug.

Von ihm ab wendete voll Abscheu sich jedes Auge; und „wenn der Herr diesen ins Feuer würfe, ich trüge ihn nicht heraus," dachten die geschwärzten Männer, die, an die langen Feuerhaken gelehnt, Liseli und ihre Kinder betrachteten, die Augen voll Wasser. Und daß sein Weib und sein Kind nicht so verlassen sterben sollen jämmerlich, das gelobte seinem Gott manch verirrter Mann.

Ergriffen stund ich an der Leiche; da nahm mich jemand bei der Hand. Es war mein alter Häftlimacher.

Wir opferten Liseli eine stumme Thräne, später seinem Andenken noch manches Wort, und daß sein Andenken Müttern und Vätern zum rettenden Engel werden möchte, ward unser Wunsch.



Dursli

der Branntweinsäufer

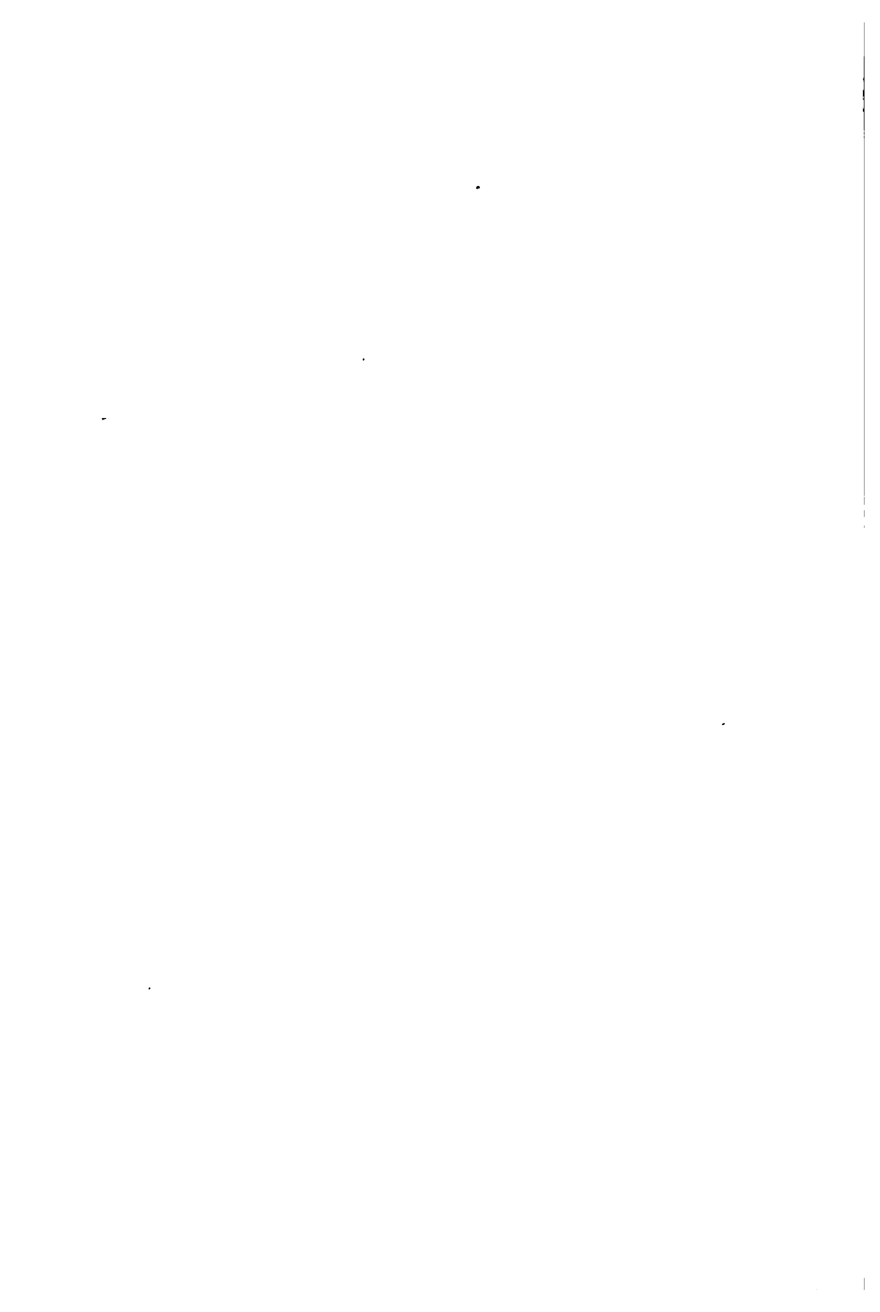
oder:

Der heilige Weihnachtsabend

Von

Jeremias Gotthelf





In einem jugendlich grünenden Thale stund eine altersgraue Hütte, und in derselben zwei Eheleute mittleren Alters in gar grausamer Verlegenheit.

Der Bürger Hans Joggi war in eine Versammlung der Tauner entboten worden, zur Zeit, wo wie zwei verirrte unbekannte Vögel die Worte „Freiheit und Gleichheit" über den Leberberg von Frankreich her ins Land geflogen kamen. Nun wurden Freiheit und Gleichheit von Vielen gar praktisch und handgreiflich verstanden, als ob die Freiheit das Recht wäre, zu thun nach Lust und Belieben, und die Gleichheit das Recht, zu nehmen nach Lust und Belieben jedem, der etwas habe, bis er nicht mehr habe, als einer der nichts hat. Es waren große Herren, welche die Worte so verstunden, absonderlich die französischen Generale, welche die Schweiz plünderten schamlos wie große Herren. Daher nicht zu verwundern, wenn viele Bauern sie auch so verstunden, die Zehnten abschafften und teilen wollten mit den Herren von Bern. Und warum sollten die Tauner nicht auch an diese Deutung der zwei Worte glauben, und mit den Bauern teilen wollen Wälder und Höfe? Die Bauern hätten ja kein Vorrecht vor den Herren, sagten die Tauner; wenn die Bauern mit den Herren teilen, so wüßten sie gar nicht, warum sie nicht mit den Bauern teilen sollten, es sei ja Freiheit und Gleichheit! Sie hielten also auch Versammlungen, um das Teilen abzuraten, und wo damit anzufangen sei. Diese waren freilich den

Bauern nicht recht, und sie schimpften gewaltig über das Schelmenpack, das so frech sich rühre und Gottes heiligen Willen vergessen zu haben scheine: daß der Tauner und des Tauners Kinder Tauner bleiben sollten in alle Ewigkeit jetzt auf Erden und einst im Himmel. Die Bauern meinten nämlich: die Gleichheit bestehe darin, daß die, welche ob ihnen stünden, mehr gewesen seien bis dahin, als sie, zu ihnen herabgezogen, ihnen gleich würden, oder wo möglich noch etwas weniger; was unter ihnen aber sei, solle bleiben wie bis dahin, da sei alles recht, und unterthänig solle bleiben sein Lebenlang, wer ihnen unterthänig geboren worden. Diese Auslegung aber hatten sie nicht ersinnet, sie ist eine sehr alte und übliche in allen Zeiten und Verhältnissen. Der gleiche Landvogt, der Ludwig den Sechszehnten als quasi Vetter betrachtete und sich unter die souveränen Häupter rechnete, würde dem Pfarrer ein merkwürdig Gesicht gemacht haben, wenn derselbe zu Ihro Gnaden gesagt hätte: Lieber Mitbürger!

Also zu einer Versammlung der Bürger-Tauner war Bürger Hans Joggi entboten worden, um das Teilen abreden zu helfen, das Teilen der Bauernhöfe.

Das war ihm gewaltig zu Kopfe gefahren, und seinem Weibe Sabine noch gewaltiger. Er hatte den angefangenen Korb in die Ecke geworfen, und sie hatte ihres Hausbauern Hund, der eben ihre Katze jagte, einen Stein nachgeworfen, nebst den Worten: „Wart ume, du wüeste dolders Burehung, was de bisch! We mr jetz de bal e Hung hey, u no e größere als du bisch, dä wird di de rangiere, du Uflat!"

Dann musterte sie den Mann in's Haus an seine Toilette. A-n-e seligi Vrsammlig gang me nit so grad ane, sondere gsundiget, di dolders Bure müeßte wüsse, mit wem si's z'thue heige, sagte sie. Sie hatte ihm bereits den mit der Scheube

abgebürsteten Dreizipfelhut kühn auf's geschwollene Haupt gesetzt, und betrachtete nun noch einmal andächtig ihren Bürger Hans Joggi von oben bis unten, und kam endlich mit den Augen auch bis zu den Strümpfen. O Himmel! wie erschrack sie, als ihr auf einmal die siebzehn wohlbekannten Löcher in denseben in die Augen fielen und durch dieselben ihres Mannes wohlbekannte Beine. Sie hatte diese Löcher hundertmal gesehen, ohne besondere Gemütsbewegung; erst jetzt, als ihr Bürger Hans Joggi in eine Versammlung sollte, erst jetzt fielen ihr diese Löcher zentnerig auf's Herz. Es war, als ob die Bürgerin Sabine auf einmal ganz andere Augen bekommen hätte, als des Korbers Sabine gehabt hatte. So durfte Sabine ihren Hans Joggi nicht in die Versammlung lassen, aber noch weniger ohne Strümpfe, so wenig als ehedem eine Bernerfrau ihren Mann ohne Barettli in den Großen Rat. Und Sabine bildete sich auch auf ihren Bürger und seine Versammlung wenigstens so viel ein, als die Stadtfrau auf ihren Mann und seine Würde — und welche Frau war wohl die witzigere?

Andere Strümpfe hatte aber Hans Joggi keine, und im Flicken war Sabine nie eine Hex gewesen. Auch hatte sie im vergangenen Herbst die Nadel verloren, die einst ein Schneider bei ihr auf der Stör vergessen hatte.

In dieser grausamen Verlegenheit war es, als das Ehepaar sich gegenüberstund in der altersgrauen Hütte. Da gedachte plötzlich die kluge Sabine an ihre eigenen Strümpfe, hub ihren lockeren Kittel auf, betrachtete die Strümpfe an den eigenen Beinen von hinten und von vornen, und sah jetzt zum erstenmal, wie viel besser ihre Strümpfe seien als des Mannes Strümpfe. Ihre hatten nur drei bis vier Löcher, und noch ganz unbedeutende, keines größer als eine weltsche Baumnuß — natürlich die Fürsüße, die man im Schuh verbergen konnte,

nicht gerechnet. Schnell löste sie die zusammengeknüpften Strumpfbänder und streifte sorgsam, damit die Löcher nicht größer würden, die Strümpfe von ihren etwas blau angelaufenen Beinen. Da fielen ihr plötzlich die Weiberzwicke in die Augen und die Angst auf's Herz, daß bei den damals noch gebräuchlichen unbequemen Spitzhosen Jedermann alsobald sehen müßte: ihr Bürger Hans Joggi hätte Weiberstrümpfe an, und wie das denn ein Gespött geben, und wie die dolders Bauernweiber lachen würden über eine Versammlig, wo die Männer Weiberstrümpfe an hätten.

Die langen Hosen sind doch komod; heutzutage sieht man in keiner Versammlig, wie viele Männer Weiberstrümpfe tragen.

Aber Sabine war ein standhaft, mutig Weib; nicht der erste, nicht der zweite Schreck machte es bewußtlos. Während Hans Joggi noch immer da stund, wie ein verblüffter Bohnenstecken, hatte Sabine schon unter dem Ofen hervor ein paar Überstrümpfe genistet, die Hans Joggi's Großvater in der Schlacht bei Vilmergen getragen, und seither Hans Joggi und sein Vater an jeder Musterung. Sie sahen recht kriegerisch aus und deckten trefflich Blößen und Zwicke, so daß kein Schlaukopf zu merken im Stande gewesen wäre, wie des Bürgers Hans Joggi's Beine in der Bürgerin Sabine's Strümpfen steckten.

Als Sabine ihren Hans Joggi rundum betrachtet hatte und in ungetrübtem Wohlgefallen, gab sie ihm das Zeichen zum Abmarsch. Martialisch unter seinem Dreispitz und in seinen Vilmerger-Überstrümpfen schritt er hervor aus dem Hause. Unter der Thüre stund die Bürgerin Sabine und sah mit Wohlbehagen ihn wandern. Aber als er zwanzig Schritte so martialisch gewandelt war, da rief sie: „Hans Joggi!“

Alsbald drehte Hans Joggi sich um und vernahm seines Weibes befehlende Worte: „Los, Hans Joggi, für minger als

ufs wenigst für zwo Chüeh Land nimm nit, sust lue de wie's dr geyt. U de lah dr nit so mageri Acherli gäh. Matte nimm! Matte nimm! si sy viel ringer z'werche und gäh notti meh Gras." So sprach die Bürgerin Sabine, die bis dahin über das andere Jahr neunzehn oder zwanzig Wochen lang eine magere Geiß zwischen Leben und Sterben zu erhalten vermochte. Und Hans Joggi sprach: „Häb nit Chummer, minger as für zwo Chüeh u-n-e Füllimähre nimm ih nit. Und dahin wandelte der kuraschierte Mann hoffnungsvoll, und unter der Hausthüre stund sein Weib, so lange noch ein Stücklein von den Vilmerger-Überstrümpfen zu sehen war, so lange noch ein Zipfel von des Bürger Hans Joggis Dreizipfel über die Zäune ragte.

Aber Bürgerin Sabine kam nicht zu ihren zwei Kühen, nicht zu ihrem großen Hund, und Bürger Hans Joggi nicht zu seiner Füllimähre.

Als genug Versammlungen gehalten worden waren, man einander sattsam wüst gesagt hatte, als viele Tauner in den neuen Pinten und viele Wirte an den neuen Pinten verarmet waren, als die Franzosen das Land auf das schändlichste ausgesogen, der Staat kein Geld mehr, nur Schulden hatte, Reiche und Arme nichts ziehen, nur zahlen sollten, da wurde die Menge dieses Zustandes satt, vor allen aus die sogenannten Mindern, die am schnellsten ausgesogen und zu dem Wenigsten gekommen waren; und an einem schönen Morgen waren die Helvötzler verstoben und die alten Herren wieder da, aber auf neue Mode. Der Staat war arm geworden, die Bauern kamen wieder zu Zehnten und Bodenzinsen, die Tauner blieben Tauner; alle hatten am Gelde gelitten! Womit man sündigt, damit wird man gestraft; der Traum war zu Schaum geworden. Warum wohl? Wenn man von Freiheit redet, dem schönen Himmelskinde, aber dieses nicht kennt in seiner heiligen Gestalt, sondern

nur Begehrlichkeit im Herzen trägt nach Vorteilen und Genüssen, da flieht, wenn die alten Schranken brechen, das Himmelskind von der freigewordenen Horde ungezähmter Lüste und in wüstem Kampfe ringen dann diese Lüste nach Genuß und Befriedigung, zerfleischen sich gegenseitig und treten achtlos nieder das Schönste, das Heiligste, bis endlich Gott die wild waltenden Kräfte wieder bindet in's alte Joch, weil sie frei kein Maß erkannten, wie der gewaltigste Strom in seine Ufer wieder muß, wie maßlos er sie auch überschritten. So nahmen die Zeiten von Freiheit und Gleichheit ein traurig Ende, weil man so traurig sie mißverstanden, so traurig sie mißbraucht hatte; aber in mancher Dorfschaft sind noch sichtbar die damals erhaltenen nun vierzigjährigen Wunden.

Dreißig gewaltige Jahre donnerten über den Erdboden von Strömen Blutes umrauscht. Vom äußersten Westen bis in den tiefen Norden hinein brannten die Kriegesfeuer und trieben die Völker auf in wilden Streit; Millionen strömten durch Europa von Westen bis in tiefen Norden, von Norden nach Westen, stunden einander in des Pulvers mörderischen Blitzen gegenüber, färbten mit ihrem Blute rot den russischen Schnee, düngten mit ihrem Blute neu Sachsens unendliche Felder; Throne stürzten übereinander, die Kronen wankten auf den gekrönten Häuptern. Da wurde es Abend und matt die Menschen, sie sehnten nach dem Schlafen sich. Um schlafen zu können, ketteten sie den mächtigen Geist, der sie nicht schlafen lassen wollte, der die Völker aufwirbelte, wie ein Wirbelwind den Straßenstaub, weit hinaus in's öde Meer an Helenas heißen Felsen. Ruhe sollte es werden, schlafen wollten die Menschen. Ruhig schien es nun, zu schlafen schienen alle, und an der Wiege der Schlafenden sangen Wiegenlieder der spottende achtzehnte Ludwig, der träumerisch gewordene Alexander. Es

träumten die Schlafenden allerlei von vergangenen Zeiten, die wiederkehrten, von neuen, noch nie dagewesenen. Und die Schlafenden regten sich in den Träumen unruhig und wild, dann schnarchten sie tief wieder auf. Und an der Wiege saßen nun andere Kindermädchen: der wollüstige, fromm gewordene Karl, der Kriegslieder sumsende Niklaus. Und der fromme Karl wollte nicht gestört sein in seinem Beten durch das Singen oder Bewachen, ja nicht einmal durch das Schnarchen seiner Kinder. — Er zog scharf und hart die Wiegenbänder über ihrer Brust zusammen, damit sie stille blieben für und für. Aber sie fuhren auf, und krampfhaft wie Erstickende griffen sie in die Bänder. Diese brachen, und die losgewordenen Erwachten jagten den verblüfften Karl weg von seiner Stelle, und ein neues Leben wogte wieder durch ganz Europa, drang wie ein elektrischer Schlag in alle Länder.

Kriege, welche Europa durchtoben, brechen wohl am hohen Bergeswall, den Gott um uns getürmt; aber des Geistes Wehen, den Flug der Ideen abzuhalten, sind keine Berge hoch genug, auch die unsern nicht. Es drängt sich einem immer deutlicher der Gedanke auf: als ob den Völkern nur eine Seele gegeben worden, und diese Seele Weh und Wohl, Lust und Leid, welches im fernen Amerika, im tiefen Asien ihr angethan worden, in jedem Thälchen Europas empfinde, und immer inniger empfinden solle, je mehr eben allenthalben diese Seele zum Bewußtsein komme, fühlen lerne. Vor dieser lebendig werdenden Menschenseele sollen dann schwinden des Meeres Weiten, des Leibes Beschränktheit.

Die Flut des Geistes, die in Frankreich wogte, strömte auch durch unser Ländchen und spritzte hoch an Herren und Untergebenen auf, erschreckte die einen, regte die andern auf. Wie nun Alles geschah, gehört nicht hieher; nur Eines muß, um des Folgenden willen, herausgehoben werden.

Kurzweg diese Erregung niederzuschlagen, wie im Jahr 1814, fühlten die Herren, ohne Halt von außen, sich zu schwach, sie suchten sie daher abzuleiten. War es alte Erfahrung, war es neue Kombination, welche sie auf diesen Ausweg brachte — genug, ein kluger war's, ein fruchtloser schien's damals, aber jetzt erscheint er als Drachensaat — und müssen wir endlich wohl ernten diese Drachensaat?

Sie erlaubten, was im Jahr 1814 mit Kopfabhauen bedroht ward, sie erlaubten, dem Volke seine Wünsche vor ihnen auszusprechen, ungestraft. — Zugleich aber gab man sich sehr viele Mühe, diese Wünsche von allem, was die Verfassung, die Stellung der Menschen zu einander im Staate betraf, ab, und auf materielle Vorteile: Fischezen, Waldberechtigungen, Wässerungen, Zehnten, Ehrschätze, Konzessionen, Consumogebühren, kurz, auf die Eigentumsverhältnisse zwischen dem Staate und den Privaten zu lenken. Mancher Oberamtmann damaliger Zeit könnte sagen, wie viel er sich die Erfüllung daheriger Aufträge kosten ließ; und vielleicht könnte uns noch manche Frau Oberamtmännin sagen, was sie an den damaligen Mahlzeiten für eine Suppe aufgestellt habe, Nudlen- oder Krebssuppe. Mit dem Erlesen dieser Wünsche hätte man Zeit gewonnen, bis die Russen vorgerückt an den Rhein, wie man hoffte, oder bis die Leute einander selbst in die Haare geraten. Auf alle Fälle hätten die Leute ob den fleischlichen Gelüsten das Höhere vergessen. Ob es recht war, diese Lawine anzuregen, dieses Feuer anzublasen, kömmt auf den Standpunkt an, auf den man sich stellt. Ein Anderes ist's, wenn man sich als Herrscherfamilie betrachtet, die angestammte Rechte gegen unrechtmäßige Eingriffe zu verteidigen hat; wieder ein Anderes, wenn man sich als Kinder des Vaterlandes betrachtet, dessen Wohl oder Weh Aller Wohl, Aller Weh sein, dessen Wohlfahrt,

geistige und leibliche, aller Kinder höchstes Streben sein soll. Je nachdem man sich auf einen Standpunkt stellt, muß man diesem Anregen der fleischlichen Gelüste, die keine Einigkeit dulden, keine wahre Freiheit erringen, bewahren, ertragen mögen, einen Namen geben. Aber wenn man auf den erstern Standpunkt sich stellt, so muß denn nie vergessen werden, daß man nicht auf das alte Berner Fundament, sondern nur auf einen Familienneubau sich stellt.

Nun aber war das Volk sich nicht selbst überlassen, es hätte sonst vielleicht an die Angel gebissen. Dem Volke gingen Führer voran, bewaffnet mit Klugheit und geschichtlichen Erfahrungen. Diese erkannten leicht die gelegten Fallen, hatten aber schwere Mühe, der ungebildeten Masse die fleischlichen Gelüste auszureden, ihr begreiflich zu machen, woran der Bauernkrieg gescheitert, was die Helvetik gestürzt. Ihre Mühe gelang ihnen so weit, daß die Leute für einstweilen, aber mit schweren Seufzern, ihres Herzens Gelüste unterdrückten und einfach bei der Sache blieben. Diesem einfachen Begehren nach Rechtsgleichheit mußten die alten Herren weichen; die einen thaten es aus Rechtlichkeit, die andern aus Ohnmacht. Das Patriziat hatte sich in eine so unnatürliche Stellung hinaufgeschraubt, daß ihm in ruhigen Zeiten andere Menschenkinder nur wie Mücken vorkamen, ihm selbst aber bei der geringsten Bewegung schwindeln mußte.

Die erfahrneren Männer konnten doch nicht hindern, daß unter der Hand nicht allerlei Fleischliches verheißen wurde denen, welchen man etwas Geistiges nicht begreiflich machen konnte; sie konnten mit Mühe verhindern, daß jene schweren Seufzer nach den Fleischtöpfen Egyptens nicht in der Verfassung erklangen; konnten aber nicht verhüten, daß sie fast in jede Großrats-

sitzung hineinklingen, daß sie wiederhallen durchs ganze Land und von Pinte zu Pinte.

Eine unzählbare Menge Begehren haben sich erzeugt in der begehrlichen Menschenbrust und durchschwärmen entfesselt unser Ländchen; und jedes neue Begehren zeuget neue Kinder, miner wildere, immer ungestümere.

Jede Korporation hat ihre Verlangen, jeder einzelne möchte ausbeuten die neue Zeit, en gros die einen, en détail die andern.

Alle Klassen der Gesellschaft haben ihr Gelüste, und an ihr Gewähren heften sie den Bestand der neuen Ordnung der Dinge. Wenn das nit dure gang, su heyg's bim Dolder nümme lang, höchstens bis am kalten Burdlef=Märit — kann man alle Tage in dieser oder jener Pinte hören. Ein traurig Zeichen, woran die Leute ihre Anhänglichkeit an die Verfassung, an die Freiheit knüpfen. Reise man durchs Oberland, durchs Niederland, durchs Seeland und noch etwas das hingere in die Juraberge hinein, so kömmt man nie aus diesen Begehren heraus, sie lagern wie ein schwarzer Nebel sich über dem Land, sie bilden die Atmosphäre in jeder Wirtsstube. Und statt daß die Regierung über diesem Nebel stehen sollte, wie die Sonne auch über jedem Nebel ist, deswegen ihn auch zerteilen, auflösen kann, hat sie sich leider mitten hineinziehen lassen, treibt näher und näher einem unwiderstehlichen Strudel zu; hat das Unwetter, welches die alten Herren in den Dezemberwünschen heraufbeschworen, das damals glücklich abgewendet worden, sich auf den Hals gebürdet. Es ist fast, als ob sie den Versuch wagen wollte, ob sie ihn eigentlich brechen könne oder nicht, den Hals nämlich. Und am Brüllen für diese Begehren klettern, wie an Kletterstangen die Turner nach Preisen, die neuen Kapacitäten empor zu Majestät und Herrlichkeit. Es ist unstreitig

bereits manchem Begehren entsprochen worden; oder mit andern Worten: die neue Ordnung der Dinge hat manchem bedeutenden fleischlichen Nutzen gebracht; manches Gelüste hat so viel erhalten, daß es zufrieden sein könnte, wenn es mit den Gelüsten nicht die Bewandtnis hätte, daß sie immer mehr wachsen, je mehr man ihnen dargiebt.

Und wenn wir die gewährten Begehren scharf in die Augen fassen, so finden wir, daß meist die Gelüste der Habenden befriedigt worden, an die Gelüste der Nichthabenden man wenig anders gedacht, als mit Ärgernis; die Schulmeister bloß hat man befriedigt, doch zum bittern Ärgernis Vieler. Die Straßen wurden den Besitzenden abgenommen; der niedrigere Salzpreis hilft dem Armen wenig; neue Wirtschaften können eher reiche Großräte oder deren Söhne und Neffen errichten als arme Tauner, besonders jetzt bei den hohen Patentgebühren; Holz ausführen kann der Besitzende, und nicht der arme Ghusmann, der das Holz entweder stehlen muß, oder immer teurer kaufen; die Zehnten werden dem erleichtert, der Felder besitzt, werden allfällig ihm abgeschafft, und nicht dem Nichthabenden; die neue Bäckerordnung kömmt bei der Unachtsamkeit der Polizei auch nicht den Armen zu gut, die keine Wage besitzen, oder sonst aus vielen Rücksichten nicht klagen dürfen; zu den höher besoldeten Stellen kömmt man auch schneller in einem Charabanc, als zu Fuß. Zu diesem Allem noch ist die Abschaffung der Armentellen in Rede gestellt, und dagegen nur unbestimmt von einer Unterstützung durch den Staat gesprochen.

Natürlich aber haben auch die Armen ihre Begehren, und niemand wird sich wundern, wenn diese Begehren in dem Maße wüst und roh sind, als diese Klasse roh und ungebildet ist. Und niemand sollte sich wundern, wenn diese Klasse bei ihren unbefriedigten Wünschen immer ungeduldiger, wilder wird und

allen Respekt vergißt, sowie sie denen, die es weniger nötig hätten als sie, in so vielen Teilen entsprochen sieht, ihnen, wie sie meinen, in nichts. Am wenigsten aber sollte man sich wundern, daß sie neben Anderem die Rechtsameni aufs Korn genommen, und einstweilen noch nicht Höfe, aber doch Wälder ꝛc. mit den Besitzern teilen wollen.

Wer den Lasten sich entwinden will, die einem Hofe auferlegt sind, der hat auch kein Recht mehr an die Genüsse, die damit verbunden sind. Wer keine Zehnten, Bodenzinse dem Grundherrn mehr geben will, der hat auch kein Recht an die Benutzung eines Waldes, die ihm der Grundherr nicht umsonst erlanbt, sondern eben gegen andere Leistungen.

Rechtsameni, Zehnten, Bodenzinse und Ehrschätze ꝛc. hängen weit näher zusammen, als man gewöhnlich sagt. Daher wohnen aus natürlichem Grunde die wildesten Zehntfresser mit den wildesten Rechtsamifressern zusammen. Wer will sich nun wundern, wenn in natürlichem Instinkt, daß eine vereinte Menge stärker sei, als der Einzelne, die Armen zusammenlaufen, zusammen ihr Leid sich klagen, auf die Besitzenden fluchen, und abraten, wie sie wohl zu etwas kommen möchten; wenn sie wiederum Versammlungen anstellen, wie zur Revolutionszeit, um die Haut des Bären zu teilen, den sie noch nicht geschossen! So sitzen sie in ihren Häusern zusammen, und wenn vom Abraten ihre Hälse trocken geworden, lassen sie Branntwein holen; so sitzen sie von Pinte zu Pinte zusammen, wo die Reichern nicht hinkommen, und frischen ihre sinkenden Hoffnungen mit Branntwein auf, tränken ihre zagenden Herzen zu kühnem Zugreifen. Ach, und diese armen Leute werden nie zu ihren Hoffnungen gelangen, werden nur von Tag zu Tag ärmer werden, von Tag zu Tag Weib und Kinder elender machen.

Diese erregten Gelüste und diese neuen Wirtschaften, wo die Gelüste alle Tage neu werden, werden vielleicht die neue Ordnung der Dinge untergraben, werden es vielleicht auch nicht thun. Ich bin kein Prophet, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß sie viele, viele Arme oder Mingere noch ärmer, daß sie aus manchem braven Hausvater einen Vagabund, Verschwender, einen branntweinsaufenden Trunkenbold machen werden; daß manches stille Glück dahin geht, manches Weib dem Grabe zu, und manches Kind einem lebenslänglichen Siechtum, weil der Vater in neuen Pinten neuen Gelüsten nachging, während daheim der Hunger und die Kälte Weib und Kinder marterten. Daß es so geht, weiß ich; hört, ich will Euch erzählen wie es geht, zur Warnung vielen Hausvätern, zur Notiz den Landesvätern.

Dursli war der Sohn eines sogenannten Tauners, d. h. des Besitzers einer Tauner-Rechtsame, einer Kuh und eines Häuschens. — Es giebt Rechtsameni, die auf gewissem Lande liegen, andere, die durch eine bestimmte Zahl von Jucharten bedingt werden, andere, die an gewisse Häuser gebunden sind. An gewissen Orten konnten sie von den Häusern getrennt und als ein für sich bestehendes Besitztum gekauft und verkauft werden, was aber wahrscheinlich nur ein Mißbrauch war. Der letztern eine besaß Durslis Vater, der küferte, Kübeli band und Züber und Holzschuhe machte, nie taunete, aber um seiner Rechtsame willen unter die Tauner gezählt ward.

Dursli war einziger Sohn und mutterlos. Sein Vater, der, um seine Reife auszuhauen, die Brille brauchte, sah auch am Sohne nicht viel, sah nicht streng ihm nach. Dursli saß nicht gern, der Vater desto lieber; darum band der eine Kübeli, während der andere zur Kuh und zum Lande sehen sollte

Darum, wenn der Vater den Dursli nicht sah, so glaubte er in aller Ehrlichkeit, er werde beim Land oder bei der Kuh sein; aber Dursli war noch an andern Orten gerne, als auf dem Lande, und liebte noch andere Geschöpfe, als ihr fünfdublönigs Kuhli. Er war ein lüstiger Kerli und nicht gerne lange an einem Orte, wo es nicht lustig ging; er war aber auch ein hübscher und witziger Kerli, den die Mädchen gar zu gerne sahen. Gar manches Mädchen schoß z'weg, wenn es ihn das Dorf nieder kommen sah, ergriff den Kessel, um Wasser zu holen, oder eine alte Scheube, um sie an die Schwirren im Bache zu hängen zum Auflindten. Es war aber auch kein Wunder, Dursli wußte so anmutig und anzüglich einige Minuten zu plaudern, so lächerlich einige Worte anzubenggeln, daß es allemal den Meitschene in allen Gliedern gramselte. Und er plauderte mit jedem Stüdi, hübsch und wüst, arm und reich; er hatte eine der gutmütigen Naturen, die für jedes weibliche Trutscheli ein freundliches Wort haben, für jedes Haghuri ein holdselig Lächeln. Daher war er auch einer von denen, die den Ruf haben, sie sehen die Meitscheni gerne (als ob nicht sehr oft die Burschen die Meitscheni am liebsten sähen, die es am besten verbergen können), den jedes Trutscheli in sich verliebt glaubt, über deren vermeintliche Untreue die Welt von Klagen wiederhallt. Es war selten eine Brechete oder eine Wösch, an welcher nicht irgend ein Schlärpli seinen Vertrauten, d. h. allen anwesenden Wöscher- und Brecherweibern zu jammern wußte, wie wüst Dursli es ihm gemacht, während Dursli auch nicht von ferne an eine begangene Sünde dachte. Dursli hatte schon lange ein aparti Meitschi, nicht nur im Auge, sondern auch im Herzen; aber sollte er deswegen alle andern hassen, d. h. sie angrännen, als ob er ein Brechmittel z'vorderist hätte? Wer gab den Meitschene das Recht, aus freundlichen Worten

und Mienen Ehepfänder zu machen? Da möchte der Teufel dabei sein, wenn dieses Recht aufkäme, da hätte ja ein freundlicher Bursche siebenmal siebzig Bräute am Halse, bevor nur einen einzigen Bartstengel am Kinn.

Dursli trug ein Bäbeli im Herzen, vermöglicher Leute Kind, hübsch von Angesicht und ebenrechter Größe. Wie Dursli redselig war und lustig, war Bäbeli ernst und schweigsam; wie Dursli lüftig und flüchtig war im Wirtshause und bei der Arbeit, war Bäbeli eingezogen und von unabtreiblichem Fleiß. Da konnte es lange Mittag läuten oder Feierabend, Bäbeli setzte deswegen nicht ab, wenn noch etwas auszumachen war.

Die Leute merkten es lange nicht, daß die Herzen Beider sich anzogen, und als sie es merkten, wollten sie es nicht begreifen. Sie wußten nichts von den Rätseln der Herzen, die angezogen und abgestoßen werden durch eine geheimnisvolle Macht, die waltet in den Tiefen der Herzen. Die jungen Leute wollten gar nicht fassen, wie der lustige Dursli an dem trockenen Bäbeli Gefallen finden könnte; und die alten Leute wollten nicht glauben, daß das verständige Bäbeli je den Hanswurst Durs zum Manne nehmen werde; sövel eifalts sei Bäbeli nicht, sagten sie. Und allerdings schien es lange, als sollten sie Recht behalten: denn wie sie sich beide anzogen, stießen sie sich auch ab. Wenn Bäbeli dem Dursli ein ernsthaft Gesicht machte, während alle andern Meitscheni ihm lachten, wenn Bäbeli sich an ihm ärgerte, während alle ihm flattierten, so ging in Dursli das Büchsenpulver an. Er zankte mit Bäbeli, zweifelte an dessen Liebe, und es schien ihm, als wolle ihm das Meitschi erleiden. Er begleitete vielleicht eine andere vom Tanze nach Hause, blieb acht Tage weg, aber dann zog es ihn an allen Haaren wieder zu Bäbeli. Und wenn Bäbeli sah, wie Dursli mit allen schäkerte, wie er hier und dort ausging, wenn es schon

nicht mit wollte, dann zog es ihm das Herz zusammen, und gar weh ward ihm in demselben.

Es schien ihm, Dursli liebe es nicht, er hielte ihns zum Narren, wie alle andern. Noch einmal so ernst war dann sein Gesicht, und ernst war es ihm, mit Dursli ganz zu brechen. Wenn es dann den Dursli wieder zu Bäbeli zog, wenn er in dunkler Nacht an dessen Fenster döppelte, sein Sprüchlein hersagte, ihm mit der lieblichsten Stimme den Namen gab, so hörte Bäbeli lange, lange nichts. Aber mit jedem Döppelen am Fenster döppelte es ihm auch stärker im Herzen, bis es endlich aufstund, aber mit dem ernsthaftesten Vorsatze, nicht aufzuthun, sondern dem Dursli auf das bestimmteste zu sagen, er solle ein für allemal es rühig lassen. Es kam mit dem allerernsthaftesten Gesichtchen unters Fenster, und ehe der Hahn einmal krähte, war Dursli bei ihm im dunkeln Kämmerlein und ihm lieber als nie.

Doch ans Heiraten dachte Dursli nicht, es war ihm lange wohl, so lustig und ohne Kummer in den Tag hinein zu leben, wie die Vögel im Hirse. Daß er bei diesem Leben seinen Vater ausnutze, daß es bei ihnen in den besten Zeiten eher rückwärts als vorwärts gehe, daran dachte er um so weniger, weil sein Vater, der es selbst nicht merkte, ihn nicht darauf aufmerksam machte; der hatte selbst gar große Freude und Meinig mit dem hübschen Burschen, und machte gerne in der Woche ein Paar Holzschuhe mehr, damit Dursli am Sonntag selbander tanzen könnte, d. h. tanzen drei Tänze alleine, während alle anderen zusehen mußten, weil er die Geiger besonders dafür bezahlt hatte, eine Sitte, welche bei der Sparsamkeit dieses Geschlechts in Abgang kommt, und sehr oft die Veranlassung zu den blutigsten Schlägereien war.

Da sollte plötzlich Durslis Vater eine in seiner Gutmütigkeit eingegangene Bürgschaft zahlen, und hatte weder Geld

dazu, noch Begriff, wie man sich in solchen Dingen zu benehmen hätte. Es kam bis zur Gantsteigerung. Der Alte hatte sein Häuschen verpläret; als ein Magnat herbeischlich und einen Ausweg zeigte, auf den der Alte z'sämefüeßlige sprang. Der Magnat kaufte die Rechtsami um selbstgemachten Preis.

Die Bürgschaft konnte bezahlt, das Häuschen behalten werden, und Holz erhielten sie noch immer ein wenig nach altem Gebrauch, der den Rechtsamelosen circa 1 Klafter gab.

Ein Unglück kömmt aber selten allein, sagt das Sprüchwort, und ganz richtig. Wenn auch kein eigentliches Ereignis kömmt, so ist beim ersten Unglück immer das zweite, in der Leute Mäuler zu kommen auf eigene Weise. Es ist, als ob die Leute auf einmal ganz anders würden, wenn sie aus Glück ins Unglück kommen, so wie allerdings ein Mensch auch ganz anders aussieht, wenn er aus sonniger Morgen- oder Abendröte vom Spazieren heim kömmt, als wenn er sich aus Gewittersturm oder Hagelwetter unter Dach flüchten muß. So erscheint ein Unglücklicher den Leuten gerne anders, als zu Zeiten seines Glücks. Was man vorher an ihm sah, sieht man nicht mehr, aber was man nicht sah, sieht man nun. Man sieht auf einmal keine Vorzüge, keine Tugenden mehr, sondern lauter Mängel, lauter Laster.

So ging es auch Dursli und seinem Vater. Bäbelis Vater, der Jahre lang den Dursli zu seinem Meitschi gehen ließ ungehindert, und höchstens zu seiner Alten sagte: „Los, ds Chüefers Bueb isch aber da! Mira! Aber we-n-i Bäbi wär, su wär er mr nume z'lustige!" schlug nun mit einmal hinten auf, sah und sagte Dinge von Dursli aus, die ihm früher nicht von ferne in Sinn gekommen waren.

Er fluchte nun mit Bäbeli, sagte ihm alle Schande, daß es sich mit so einem nütnutzigen Kerli abgeben möge, und ver-

bot ihm allen Umgang mit demselben. Dem Dursli sagte er allemal wüst, wenn er vor das Fensterchen kam und döppelte, und drohte ihm mit Schlägen. Das aber war gerade, was diese beiden Leutchen um so einiger machte und unzertrennlich. Es kam Bäbeli wüst vor, Dursli im Unglück zu verlassen; und das gute Meitschi, dem nicht die Rechtsami, sondern Dursli wohl gefallen hatte, fühlte gar inniges Mitleiden mit dem armen Burschen.

Zu was aber Mitleid gegen einen hübschen Burschen in einem Mädchenherzen wird, weiß jeder, der sich auch nur von weitem auf die Chemie der Mädchenherzen versteht. Beiläufig gesagt, ist das aber eine ganz andere Chemie, als die ordinäri Chemie; und mancher, der in der ordinäri Chemie eine Hex ist, ist in der Chemie der Mädchenherzen nur eine Chabisstorze.

Bei Dursli regte dieser Widerstand eine Kraft auf, die man bis dahin an ihm nicht wahrgenommen hatte. Bald that er wüst, daß Funken stoben, bald arbeitete er wie ein Roß, war alle Nächte vor Bäbelis Fensterchen, plagte es grausam mit Eifersucht und Vorwürfen seines Vaters t'wegen. Und wenn dieser ihm wüst sagte, so lüpfte es Dursli hoch auf vor Zorn, aber viel sagen durfte er nicht, Bäbelis t'wegen. Aber dann, wenn Dursli so viel seinetwillen stillschweigend erduldet hatte und im finstern Gäbeli sein Zorn Funken sprühte, war Bäbeli um so mitleidiger, so daß zuletzt der abwehrende Vater schweigen und froh sein mußte, wenn Dursli sein mitleidig gewesenes, nun hoffnungsvoll gewordenes Bäbeli noch nehmen wollte. Nun davon war die Rede nicht, Dursli war zu gutmütig, um nun seinerseits den Alten zu quälen mit Werweisen und Wüstthun, wie es sehr oft der Fall ist, und wozu Dursli die Aufreisung nicht fehlte. Sie hielten schnelle Hochzeit, an der aber doch getanzt sein mußte, Durslis t'wegen.

Bäbeli zog zu seinem Mann, und sie waren recht glücklich mit einander. Dursli machte fleißig Holzbödenschuhe und ließ sich zu einem soliden Hausvater an, so daß sich die Leute darob verwunderten. Hie und da nur, wenn er so von ungefähr dazu lief, kam er nicht von der Gesellschaft los, bis er einen Stüber hatte. Aber wenn er heim kam, that Bäbeli gar nicht, als ob es denselben bemerke, und machte sein freundlichstes Gesicht.

Freundliche Worte hatte Dursli noch immer für jedes Meitschi, aber jetzt thaten sie Bäbel nicht mehr weh, es wußte wohl, wie sie gemeint waren.

Durslis Vater hatte fast so viel Freude an seinem Söhniswyb, als an seinem Sohne, denn Bäbeli bäselete dem Alten, wie er es von seinem Sohne nicht gewohnt war. Aber seine Freude genoß er nicht lange. Er starb bald und hinterließ seinem Sohne sein Gütchen, nebst einigen Schulden. Und wie selten ein Unglück allein kömmt, so kömmt auch selten ein Todesfall allein; dem einen Schwäher ging der andere bald nach. Um dessen Erbe wurde gehadert, und als endlich der Hader zu Ende war, hatte niemand etwas gewonnen, als die Einsicht, um wie viel Hader unter Geschwistern ein Erbe zu schmälern vermag. Doch erbte Dursli noch immer so viel, daß er schuldenfrei wurde.

Nun ging es eine Zeit recht gut, und es gewann das Aussehen, als ob Dursli ein recht hablicher Mann werden würde. Bäbeli erhielt freilich ein Kind nach dem andern, aber da es das Kinderhaben nicht betrachtete als Vorwand zur Faulheit, zum Schmutz, zum Schlittenlassen, sondern als Sporn zu Fleiß und Reinlichkeit, so ward kein Kind eine Last, sondern jedes ein Segen. Die ganze Familie hatte ein schmuckes Aussehen, war wohl genährt; man sah aus allem, daß es da an Geld nicht mangle.

Die Weiber ließen gar zu gerne ihre Holzböden bei Dursli machen; breichen wie er konnte es ihnen keiner; und wenn er schon einen Batzen mehr forderte als andere, so sagten doch die Weiber, so billig wie er sei keiner. Und trotzdem, daß es ihm an Geld nicht fehlte, sah man doch Dursli immer seltener im Wirtshause; er hatte weit bis in das nächste; da lockte ihn die Nähe nicht, hingegen lockten ihn immer mehr seine Kinder ins Haus, die gar lieblich waren, an ihm wie Kletten hingen, so daß er die größte Freude an ihnen hatte; und gvätterle konnte er mit ihnen, wie das beste Kindemeitschi, und an diesem Gvätterle hatte er noch größere Freude, als die Kinder selbst. Bäbeli war dabei gar glücklich, und wenn es schon nicht viel redete, so sah es doch vergnüglich drein, und kam stattlicher daher, als manche Bäurin.

Nun kam die neue Zeit, die jedoch nicht neue Menschen brachte. Dursli nahm sich derselben nicht an; und wenn andere kannegießerten, so pflegte er zu sagen, das G'stürm mache ihm Langeweile. Das sei gut für die Großen, sagte er, die hätten etwas davon und könnten jetzt gut z'Platzg cho und großen Lohn machen; für sie geringe Leute heiße es immer: dr Hudi liest. Von der Verfassung, ihrer Bedeutung, ihren Vorteilen hatte er gar keinen Begriff. Wer regiere, sei ihm doch gleich, sagte er, ob ihr Ammann, oder ein Herr z'Bern, beide hätten groß Gringe, und beid werde doch geng z'ersch welle zu-ne selber luege. Aber nicht alle hatten es so wie Dursli. Mit immer scheeleren Augen sahen viele Kleineren auf die Größeren und alle die Vorteile, welche diese von der neuen Zeit hatten, oder sich davon versprachen. Sie thaten ihre Unzufriedenheit, daß sie nichts von der neuen Zeit hätten, ihre Mißgunst gegen die, welche sie zu benutzen wußten, laut kund. Man brauchte nur in einen Haufen Holzer zu geraten, um zu vernehmen, was sie für einen Unter-

schied* machten zwischen den Alten und zwischen den Neuen. Wenn dann eine ehrliche Haut die Mühe nehmen wollte, sie zu bekehren, so rühmte er ihnen die Vorteile, welche das Land von der neuen Verfassig hätte, wie das Gemeinwerchen aufgehört, wieviel Prozente am Zehnten geschenkt worden, wieviel man jährlich nur am Salz erspare, wie nun auf dem Lande auch Leute zu Ehre und Ansehen kommen könnten 2c. Aber gerade mit seinem Reden machte er das Übel nur ärger. Erstlich merkte er nicht, daß er unter dem Worte „Land" nur die habliche Klasse verstehe, und daß er selbst die Vorteile der Verfassung nur in handgreiflichen Vorzügen suche. Zweitens vernahm er bald von den Unzufriedenen, daß die Erleichterungen meist den Bauern zu gut kämen, die Armen nichts hätten davon, als teures Brot, teuren Anken und teures Holz, und daß bei dem Verdienst am Straßen man ihnen noch ein teures z'Imbiß anzurechnen wisse; daß es eine himmelschreiende Sache sei, wie die Reichen allein die Finger im Hunghafen hätten, und die Armen nichts als das Zusehen. — Wenn dann die gute Haut aus lauter Verlegenheit zu rühmen anfing, wie doch jetzt für die Schulen gesorgt werde und die Bildung des Volkes, wie man ja jeden zu erziehen suche, daß er für alles in der Welt gut werde, und wie das schön sei, wenn das ärmste Kind schreiben und rechnen lerne, so gut wie das reichste; so rührte er erst die Wespere recht auf. Was die Schulen abtrügen armen Leuten, frugen sie, sie gäben ihnen weder z'fresse, noch Kleider, aber vom Arbeiten nähmen sie ihnen die Kinder weg, und niemand wolle wegen dem verfluechte z'Schuelgah mehr ein Kind ihnen abnehmen, gäb es unterwiesen sei. Sie vermöchten es nicht, ihren Kindern Kleider machen zu lassen, daß sie es bei der Kälte wohl erleiden möchten auf dem Schulweg, und, wenn sie dieselben schicken müßten, so kämen sie ihnen krank

heim; sie vermöchten ihren Kindern nicht Milch und Brot in die Schule mitzugeben, daß sie über Mittag dort bleiben könnten, wie es die Bauern machen; so müßten ihre Kinder den bösen Schulweg des Tages viermal machen, und die Bauern thäten ihnen zum Trotz nicht wegen, so daß die Kinder manchmal aussähen, daß es einem das Herz im Leibe umdrehe. Klage man darüber, so gebe einem niemand Gehör; schicke man die Kinder nicht in die Schule, so müsse man bußen. Das sei allbets doch nicht so gegangen. Wenn man über schlechte Wege geklagt hätte, so hätten die meisten Landvögte die Bauern gringelt, daß sie es begriffen, daß sie einen Meister hätten. Aber man wisse wohl, es hacke keine Krähe der andern die Augen aus. Wenn nun die ehrliche Haut auf dieses alles wenig zu erwidern wußte, so sprang ihm ein Großhans, ein Bralatzgi zu Hilfe, und redete oberarm drein, wie es noch ganz anders kommen müsse, was man noch alles abschaffen, alles einführen, und wie man es den Geiß- und Kühliburen reisen wolle. Seit Adam und Eva wäre es der Brauch gewesen, daß solche das Maul hielten, und wenn sie es fürder aufthäten, so solle ihn d. T. zerschryße, wenn sie mehr einen Spryßen Holz erhielten. Man schaffe jetzt nächstens die Armentellen ab, und die D., welche es nicht machen können ohne Unterstützung, die schlage man z'tot.

Man kann sich leicht denken, daß so in die ärmere Klasse eine Gährung kommen mußte, wenn sie nicht nur nichts gewann bei der neuen Ordnung der Dinge, sondern noch das zu verlieren bedroht wurde, was sie bis dahin genutzet hatte; daß Neid und Eifersucht sich ihrer bemächtigen mußte, wenn andere mit Bärenfett lustig kocheten, während sie dürftig trockene Erdäpfel hatten, freilich mit dreikreuzigerem Salz. Aber was sind Erdäpfel mit dreikreuzerigem Salz gegen ein Herrenfressen — ich frage?

Auch in den ruhigsten Zeiten findet man bei den Armen eine mächtige Bitterkeit gegen die Reichen. Gar tief wurzelt in der tierischen, durch das Christentum nicht veredelten Natur der Neid; und leider sind noch gar zu viele Arme im rohen Urzustande, daher des Neides voll. Man findet ferner bei Ungebildeten ein ganz eigenes Mißtrauen gegen alle Menschen überhaupt, insbesondere aber gegen alle, die über ihnen stehen. Daher sieht die ganze mindere Klasse die sogenannten Magnaten, welche in den Gemeinden das Scepter führen, mit scheelen Augen an, und traut ihnen zu, daß sie sich ob dem Gemeindewesen oder den Armen selbst bereichern. Und wenn hie und da eine Hundsseele es wirklich also treibt, so erregt dieses einzige Beispiel das natürliche Mißtrauen immer neu, und hundert Unschuldige müssen es entgelten. Ihre Augen wandten sich daher vor allem aus auf das, was sie zunächst dem Gemeindewesen abgestohlen glaubten, auf Rechtsamene in Feld und Wald, auf Felder und Matten, die ehedem der Gemeinde gehört haben sollten, und man wisse nicht, wie sie der Gemeinde abhanden und in reiche Privathände gekommen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß es während der Revolution, und vielleicht vorher und gleich nachher wunderlich zu- und vielleicht manches unters Eis ging. Es gab viele Extraausgaben, die wahrscheinlich aus dem Gemeindgut, und nicht aus Tellen bestritten wurden. Die Reichen, welche Meister waren, tellten sich nicht gerne selbst, wenn sie es anders machen konnten. Man verkaufte Land, machte Schulden, und ob in der That in diesem Gewirr, wo niemand eine feste Oberaufsicht führte, alles mit rechten Dingen zuging — wer will das entscheiden? Über die Stadt Bern ist in dieser Beziehung eine Untersuchung verhängt. Man untersuche aber im ganzen Lande, namentlich in Schüpfen ꝛc., wie es damals zuging; erst dann

ist man gerecht. Zudem hatte man auch in pfiffiger Kurzsichtigkeit, wie sie denen oft eigen ist, die keinen Überblick haben, ihre Hoffnungen selbst erregt, ihre Aufmerksamkeit auf Vorteile, auf Staatswälder ꝛc. gerichtet, während zuletzt sich niemand mehr um sie bekümmerte. Dadurch entstund eine Gährung in der untern Klasse, von der man sich kaum einen Begriff macht, weil man gewöhnlich das Treiben der Armen nicht achtet, und noch viel weniger ihre Gemütsstimmungen. Es entstund eine Reizbarkeit, welche jede sie betreffende Verfügung auf das gehässigste auslegte. Als z. B. Veränderungen mit den Klosterpfründen und Spendmütschen vorgenommen wurden, wurde unter dieser Klasse allgemein angenommen, das geschähe von den neuen Herren, die Armen zu berauben. Als Einer, kurz nachdem er seine Stimme zu Ungunsten der bisher Genießenden abgegeben hatte, vom Schlag getroffen starb, da hätte man hören sollen, wie schnell durch viele Dörfer die Kunde fuhr, den und den hätte Gott erschlagen und der Teufel ihn geholt, weil er ein Armenfeind gewesen.

Wo unter die Leute Leben, Gährung kömmt, da ist ein Zusammenlaufen, Zusammenrotten, sich Aneinanderhalten, und dieses Zusammenrotten ist entweder ein plötzlich Zusammenthun, aber gewöhnlich ein ebenso schnell Auseinanderlaufen, zuweilen aber ein nachhaltig Aneinanderhalten; das erstere nennt man Versammlungen, das letztere, ein Produkt der neueren Zeit, Vereine. Und wo so eine Gährung unter die Leute kömmt, da sind immer Leute mit und ohne Schnäuze, welche während dieser Gährung im Trüben fischen wollen. Und wie der Alligator, wenn er einmal einen Neger gefressen, kein ander Fleisch mehr recht mag, so können diese Leute nicht mehr ohne Gährung, ohne Fischen im Trüben sein, und wenn alles wieder still und ruhig werden will, so guslen sie immer neu wieder

auf; und je wüster es geht, desto wöhler wird ihnen. Das sind Leute, die essen wollen, aber nicht arbeiten, das stille Wesen hassen und Fürwitz treiben, liederliche Schlingel mit gutem Mundwerk und vielen Gelüsten, die ihre Kinder hungern lassen könnten, um selbst desto besser zu fressen, die Vater und Mutter verraten würden um fünf Batzen, geschweige dann andere Leute, ja die für drei Kreuzer des Teufels Schwanz sich durchs Maul ziehen ließen, und zwar langsam.

Es war also ganz natürlich, daß bei dieser obwaltenden Stimmung, dieser Gährung in den untern Klassen auch unter ihnen Versammlungen, ja Vereine entstehen mußten zu gemeinsamem Verfechten der gemeinsamen Interessen; und ebenso natürlich, daß auch hier, wie die Raben bei einem Aas, jene Schlingel sich einfanden, diese Gährung auszubeuten, und zu dem Ende sie zu unterhalten, so lange als möglich, um so lange als möglich ohne Arbeit auf Kosten der armen Getäuschten leben, oder Kontos machen zu können, wie deren in Zeitungen erschienen sind. Es wäre merkwürdig gewesen, wenn diese Leute dazu gekommen wären, ihre Rechte im Großen Rate zu verteidigen. Da hätte der Geschichtsforscher sicher ebenso merkwürdige Aufschlüsse über Natur und Entstehung der Rechtsameni erhalten, als sie Tiefgelehrte ihm bereits über Natur und Entstehung der Zehnten gegeben hatten, und zwar ebenfalls im Großen Rat. Es ist merkwürdig, daß es jetzt zu diesem allem gekommen in und außerhalb den Räten.

Weil sie aber nun nicht reden konnten im Großen Rat, so redeten sie desto mehr in allen Schimpfwinkeln, und dann von Pinte zu Pinte, und in dieses Reden, diese Schimpfwinkel, diese Pinten hinein wurde Dursli gezogen — und das war sein Unglück.

Dursli bekümmerte sich anfangs um das ganze Treiben nichts; er machte Holzbödenschuhe auf Leib und Leben, trieb den Narren mit seinen Kindern, daß seiner Frau das Herz im Leibe lachte, aber nur ganz still. Und wenn die Woche aus war, so hatte er eine Hand voll Geld verdient; und wenn der Sonntag kam, so war fast allemal Fleisch auf dem Tisch; und wenn der Winter kam, so fehlte warme Kleidung nicht, den Großen nicht, den Kleinen nicht. Aber so still und glücklich sollte Dursli nicht bleiben; die Treiber in der Gährung hatten schon lange ihre Augen auf ihn gerichtet.

Dursli war ein lustiger Bursche; wo er war, waren andere auch gerne; und durch seine offene Ehrlichkeit hatte er bei vielen Leuten gutes Zutrauen; unter den Mindern war er einer der achtbarsten Männer. Er war einer der wenigen, die etwas vermochten, die nicht bloß fünf Batzen zu einer allfälligen Einlage hatten, sondern sie noch für andere bezahlen, die nicht nur aus dem eigenen Sack zehren, sondern noch andere gastfrei halten, sogar in einem leeren Bett jemand über Nacht halten und an seinem Tische füttern konnte.

Unter den Treibern war nun einer, den ich Schnepf nennen will, der wegen seiner Frechheit und Unverschämtheit den meisten Leuten wohlbekannt, doch höheren Orts nicht ohne Gunst war; dieser machte sich ganz besonders an Dursli. Er war mit Dursli auf einem Märitweg oder in Solothurn bekannt geworden, und eben viel brauchte der Schnepf nicht, um sich aufzubringen. Er konnte sich aufdringen, wo er die mißfälligsten Gesichter sah; warum hätte er dem Dursli sich nicht sollen aufdringen können, der allen Leuten ein freundliches Gesicht machte? Er fieng ihm nun an zu predigen von ihren Rechten und Hoffnungen, trotz einem Kapuziner; aber Dursli pfiff einen Länder dazu und sagte: er mache dr Burechbüri am liebsten Schuh, si heig dr

gattligst Fueß, wo=n'r no i de Hänge gha heig. Dann fieng Schnepf an zu fragen nach seiner verlornen Rechtsami, und wie das zugegangen sei damit? Arglos erzählte das Dursli, und dann wie vrfluecht Bäbelis Vater tha heig u=n=ihm's nit meh heig welle lah, aber dem heig er's du greiset. Da fieng dann der Schnepf an zu sagen, wie das nur ein Spitzbubenstreich von den Bauern und die ganze Geschichte nur abgekartet gewesen sei, um sie um die Rechtsami zu bringen; gerade auf diese Weise seien sie zum ganzen Wald und noch andern Dingen gekommen; aber jetzt sei die Zeit da, sie zu zwingen, wieder füre z'mache. Dursli sagte, er wolle nicht prozedieren und sein gut Geld schlechtem nachwerfen; und dann pfiff er einem Gügger, der ihm gegenüber hing, ein Gsätzli vor. Da mangle er nichts z'prozedieren, sagte der Schnepf, die neue Herre müeße=ne helfe, sust sölle si de luege. „Chumm mr doch nit mit de neue Herre," antwortete Dursli, „das isch grad e so wie=n=i's ha. J mah neu Schueh mache, so viel i will, su git's geng alt drus." Aber Schnepf sagte: da hätten sie die Wahl, sie könnten machen was sie wollten, aber dann wolle man es mit ihnen probieren. Und dann fieng er an, dem Dursli von seiner Familie zu reden, und wie jeder Vater zu seiner Familie sehen solle, und wie er die Pflicht habe, nichts fahren zu lassen, was der Familie gehöre, es syg geng um Wyb u Ching. Endlich fieng Dursli doch an zu hören, und es düechte ihn, Schnepf sollte doch auch etwas Recht haben. Als daher Schnepf ihm endlich sagte: er solle mit ihm kommen und o cho lose, was gang, er chönn de geng no luege; so ließ Dursli sich bereden und ging, und Bäbeli sagte nichts dazu, als: „Mach doch de süferli, we d' hei chunst; wenn allbets ds Anne Bäbeli erwachet, su cha=me's de fast nit meh etschläfe."

Wenn der Schnepf nun so in einer Versammlig obenan saß, so behandelte er alle von oben herab mit einer Art unverschämter Würde und predigte seine Meinung mit dem frechsten Anstrich von Unfehlbarkeit, daß ihm darin kaum einer in irgend einem Verein, er mag Namen haben wie er will, gleich kam. Damit aber flößte er den Leuten Respekt ein; und gerade seine Frechheit war es, die ihm Glauben verschaffte. Wenn er oben am Tisch so gewaltig räsonnierte, mit der Hand auf den Tisch schlug, alle Bauern verfluchte, sie armer Leute Schinder nannte, sich verfluchte: er aber wolle ihnen den Meister zeigen, daß sie in Ewigkeit an ihn denken sollten, sie seien einist a Rechte cho; so vergaßen die andern Maul und Nasen offen; ihre Augen funkelten vor Respekt, und ihre Herzen zitterten vor Lust nach der Bauern Rechtsamene, nach ihren Häusern und Gütern, nach ihren Gülten und Geldern. So etwas wie das tausendjährige Reich schwamm ihnen vor Augen, und sie fuhren mit ihren mageren Händen in ihre mageren Säckeli, und sie knübelten dem Schnepf und seinen Spießgesellen Geld dar, die Sache zu machen, und rühmten ihn dann bis in den Himmel hinauf, ungefähr wie die Bistümler ihre Helden, heute diesen, morgen einen andern. Auch Dursli kriegte von nun an gewaltigen Respekt vor ihm und unbedingten Glauben zu ihm. Wenn der Schnepf ihm gesagt hätte: es handle sich nicht nur um die Rechtsamene, sondern um die Teilung aller Felder und Häuser und Gülten, und obendrein seien in Bern noch hunderttausend Millionen Dublonen zu teilen bar, und dann noch Plätze, wo ein jeder tausend Dublonen wert sei alle Jahre, das alles stehe in der Verfassig; Dursli hätte es geglaubt; er war in diesen Dingen gerade wie ein Kind.

Doch Durslis Frau hatte vor dem Schnepf keinen Respekt, sondern in dem Maße, als dem Dursli der Respekt vor ihm

wuchs, wuchs ihr ein grenzenloser Widerwille gegen ihn. Derselbe kehrte nämlich, seitdem Dursli sein Anhänger geworden, in dessen Hause sehr oft ein, that ganz wie wenn er Herr im Hause wäre, und machte sich so breit und stattlich wie ein Junker. Er traktierte Bäbeli von oben herab wie eine Magd.

Er kommandierte, daß man hier aus, dort aus diesem oder jenem Bescheid machen solle, zu Dursli zu kommen, und machte dessen Stube zu einem Versammlungsort; sagte ungeniert, ehe die Gebotenen kamen: öppis Warms wäre ihm anständig. Wenn Leute da waren und sie eine Zeit lang poletet hatten, so hieß er Bäbeli ungeniert Wein oder Brönz holen und vergaß dann das Bezahlen. An solchen Abenden arbeitete Dursli natürlich nichts. Wenn halbe Nächte mit Kannegießern zugebracht wurden, so war man am Morgen nicht zweg zur Arbeit. Und wenn Dursli schon arbeiten wollte, so lief entweder das nächtliche Gesindel wieder herbei, um den Schnepf noch dieses oder das zu fragen, oder der Schnepf lachte den Dursli aus, daß er sich mit dem Holzbödele so gmühen möge, das trage doch ja nichts ab.

Gar oft lockte er den Dursli unter irgend einem Vorwand noch hie oder da aus, und fragte Bäbeli gar nie, ob es ihm auch anständig sei; er nahm so wenig Rücksicht auf ihns, und daß es auch einen Willen haben könnte, als er Rücksicht nahm auf sein eigen Weib und ihre Meinung. Eine solche Behandlung fühlen alle Weiber, auch wenn sie nur einen chudrigen Kittel an haben; kein Weib erträgt ungerochen eine solche Nichtachtung, besonders im eigenen Hause nicht. Und niemanden hassen die Weiber wohl ärger, als die, welche ihre Männer an der Arbeit stören, vom Hause locken, zu Ausgaben verführen, ihren Familien entfremden. Solche verlockende Männer verfolgt ein grimmiger Weiberhaß; und wenn nur der Zehnten aller

bösen Anwünschungen gereizter Weiber an ihnen in Erfüllung gehen sollte, so ist die Hölle nicht heiß genug für sie. Bäbeli war ein Weib, der Schnepf ein verlockender Mann, darum haßte es ihn wie die Pest. Weil es aber ein schweigsam Weib war, so sagte es dem Schnepf nicht wüst, hieß ihn nicht zum Teufel gehen, oder bei seinem hungernden Weibe und hungernden Kindern bleiben; es machte ihm bloß ein Gesicht, mit welchem man das ganze Inkwyler Seeli hätte zu Essig machen können, jagte mit dem Besen seinen hungrigen Hund vom Mueshafen weg, und hie und da entrann ihm eine Thüre etwas unsanft aus der Hand. Und wenn dann bei solchen Zusammenkünften Dursli erst nach Mitternacht ins Bett kam, so sagte es ihm auch nicht wüst, aber eher hätte er eine Floh das Ut-re-mi singen gelehrt, als daß er seiner Frau ein Wort abgewonnen hätte, er mochte es anstellen wie er wollte.

Wenn eines Morgens der Schnepf den Dursli fortlockte und dieser sagte: „Traueli! du söttisch mr dSchueh salbe,“ so sagte Bäbeli höchstens: „I ha gmeint, du wellisch hüt bschütte, wil's es guets Zeiche-n-isch;“ oder: „Hesch nit dm Sigrist siner Holzböde für hüt vrsproche?“

Brachte dann Dursli mit pochendem Herzen Ausreden vor, diese oder jene, so schwieg Bäbeli und Dursli ging. Er fühlte zwar wohl, daß er zu Hause bleiben sollte; die Arbeit war ihm noch das Gewohnte und ihre Vernachlässigung regte sein Gewissen an; aber er fürchtete sich, dem Schnepf etwas abzusagen. Zudem hat fast für alle Menschen ein von der Arbeit freier Tag, an welchem man unter freiem Himmel herumlaufen kann, etwas Anziehendes, dem man nur um Anderer Interesse willen zu widerstehen vermag. Dursli sah noch keine Not, keine Dringlichkeit der Arbeit, sah den Lätsch nicht, den der Teufel ihm anlegte; und weil seine Frau wenig sagte, nicht aufbegehrte, daß

er sie mehr fürchten mußte, als den Schnepf, der wüst gethan hätte, wenn Dursli nicht hätte mitkommen wollen, so ging er und ahnte nicht, wie es in Bäbelis Herzen siedete und kochte in Angst und Zorn.

Wohl sagte Bäbeli auch zuweilen, wenn der Schnepf fort ging und den Dursli daheim ließ: es wett, es hätt' dä zum letste Mal gseh; es wohle ihm allemal, wenn es ihm dFersere gsehh. — Dann nahm Dursli seines Freundes Partie und erzählte: wie er ein Aufrichtiger sei und ein Kuraschierter, was er alles für sie wage und was sie ihm einst zu verdanken haben würden; auch wie er g'ästimiert sei, und wie schon mancher Herr den Deckel vor ihm glüpft heyg und die Vornehmsten ihm Briefe geschrieben. Dann schwieg Bäbeli wieder und Dursli blieb des Schnepfen Freund; es wurde nicht die Gewalt gebraucht, ihn von demselben wegzuziehen, die Schnepf brauchte, den Dursli an sich zu ziehen. Wer weiß, wenn Bäbeli mehr geredet hätte im Ernst und mit Flattieren zu rechter Zeit, ob es nicht anders geworden wäre. Aber es war halt Bäbelis Natur so, und es fiel ihm nicht ein, seine Natur zu überwinden und sie nach den Umständen einzurichten; es ließ Kohli walten und würgte an seinem Verdruß im Stillen.

War ihm das doch nicht zu verargen, thun das ja auch ganz anders gebildete Weiber, als Bäbeli, daß sie halt ihrer Natur, d. h. ihrer Angewöhnung nach leben.

Es ist merkwürdig, daß Weiber und Männer weit eher zum Erreichen böser Zwecke, zum Betrügen, zum Verführen, zum Überlistelen, zur Erhaltung eines Schatzes ihrer Natur Gewalt anthun, als um guter Zwecke willen, um Menschen vom Bösen ab und zum Guten zu ziehen; und doch wäre hier der Lohn so groß und ist dort die Strafe so groß.

Freilich werden die Weiber sagen: es sei bös z'breiche, bald rede man zu viel und bald zu wenig, und an allem sollten immer

die Weiber schuld sein. Ja, ja, Weibchen, allerdings redet ihr bald zu wenig, bald zu viel, und an Vielem seid ihr schuld. Aber wenn ihr euch nur ein wenig wolltet brichten lassen, so könntet ihr bald ebenrecht reden lernen, dann hättet ihr den Schlüssel zu den meisten Männerherzen und könntet schuld sein, daß die halben Männer Engel würden.

So mußte das Bäbeli mit seinem Gift im Herzen lange Zeit Brönz holen bei irgend einem der zahllosen Verkäufer, denen die Regierung erlaubt hatte für fünfzehn Batzen jährlich zu verkaufen, was sie wollten.

Was so einer verkauft, untersucht man in der Schweiz nie. Es kann einer getrost Dreck brennen, ihm Branntwein sagen und ihn verkaufen. Wir leben in einem freien Lande, wo jeder dem andern vors Maul halten kann, was er will: geputzte und ungeputzte Kutteln, gekochte und ungekochte Blutwürste, Branntwein aus Dreck oder aus Essig. Da wo man das Brönz holte, hätte man es ungestraft auch trinken können; aber der Schnepf war lieber da, wo er das Essen umsonst hatte und das Glieger und er nicht allemal zu zahlen brauchte, was er holen ließ.

Einst kam er auch und mit ihm natürlich sein Hund; derselbe war noch hungriger als gewöhnlich und schnappte nach einem Stück Brot, welches ein Kind in der Hand hatte; unglücklicherweise schnappte er in seiner Gier zu weit, und blutig wurde des Kindes Hand, welche das Brot hielt. Da brannte das Feuer in Bäbeli auf, und mit einem feurigen Scheit schlug es auf den Hund, daß Funken stoben und der Hund mit seinem Geheul das Häuschen füllte. Der Schnepf wollte mit zornigen Worten seinem heulenden Hunde zu Hilfe, aber ihm flammten Bäbelis Augen entgegen in ungewohnter Glut und ein Fluß der Rede übergoß ihn, deren selbst seine Unverschämtheit nicht

standhalten konnte, daß er gehen mußte mit seinem hungrigen Hunde und das Wiederkommen nicht mehr versuchte.

Bäbeli sah mit Freuden ihn gehen und schwieg wieder. Es triumphierte im Herzen über die gewonnene Schlacht und meinte, den Dursli wieder ganz erobert zu haben. Das arme Tröpfli wußte nicht, daß der Sieg am leichtesten verloren geht, wenn man die Schlacht gewonnen glaubt.

Schnepf zog sich nur aus dem Hause zurück, von Dursli ließ er nicht. Er beschied ihn nun von Hause aus Bäbelis Augen weg, und Bäbeli sagte anfangs auch wieder nicht viel dazu; es war nur froh, wenn es den Riggel nicht sehen mußte.

Schon das moderierte Konzessionssystem, das so verwaltet wurde, daß sich Vielen die Überzeugung aufdrang: man wolle es mit Fleiß den Leuten erleiden und das Patentsystem als einzig vernünftig erscheinen lassen, hatte neue Pinten gebracht und das Patentsystem brachte nun noch unendlich mehr.

In einer einzigen Gemeinde sollen nach und nach bei siebzehn neue Wirtschaften entstanden sein. In vielen dieser Wirtschaften hatten Leute wie Schnepf Tristig und sichern Unterschlauf; in gar manche verirrte sich nie ein rechtlicher Mann, kein Vorgesetzter zeigte sich darin. Gar manche dieser Wirtschaften war nichts anders, als eine eigentliche Hudelwirtschaft. Der neue Wirt war selbst ein Hudel und hatte nicht soviel Geld im Hause, um die Patentgebühr zu bezahlen, und kein Fäßchen, das dreißig Maß hielt, und keinen Keller, in dem eine Sauerkabisstande Platz hatte, geschweige dann ein Faß, und keine Stube, in welcher man unter dem Unterzug durch konnte, ohne sich zu bücken, und in einer Ecke der Gaststube kindbettete sein Weib, in der andern war seine Mutter am Sterben. So war das schöne Lokal beschaffen, das er zu seiner Wirtschaft verzeigt hatte. Irgend ein alter Wirt streckte viel-

leicht die Patentgebühr dem neuen Hudelwirte vor gegen das Versprechen, bei ihm seine Provisionen, Strohflasche um Strohflasche, zu holen. Bei dem neuen Wirte konnte man dann den Speck von der Maus kaufen; das war die Erleichterung für das Publikum durch vermehrte Konkurrenz. Doch bitte ich, das vom Speck nur bildlich zu verstehen, denn in solchen Wirtschaften wäre selten wirklicher Speck zu haben gewesen, obschon es am Schmutz nicht mangelte; und wenn man auch Würste gehabt hätte, so hätte man doch keinen Speck gehabt, und von ihnen auch sagen können: diese Würste seien gerade wie die zu E., in äyne sei kein Speck und in diesen auch keiner.

In solchen Wirtschaften waren sie nun durchaus ungestört, rechtliche Leute genierten sie nicht; die Polizei — doch, wohlverstanden, nicht zusammengezählt — molestierte sie nicht; gewöhnlich war der Wirt auch noch ihr Hudelbruder. Hier konnten sie ihre Abreden treffen, ihre Herzen leeren, Bericht erstatten über neue Räte oder neue Versprechen, die sie erhalten.

War man nun da an einem Abend lange zusammen gesessen bei Branntwein, der stank wie Fürsüße, die ein Polizeier sechs Monate lang nur über die andere Nacht ab den Füßen gebracht, so hatte man am Morgen einen trockenen Hals und war nicht wohl, bis man ihn wieder annetzen konnte; oder man war am Abend daheim gewesen und am Morgen gwunderig zu vernehmen, was abgeredet worden, was für Nachrichten man empfangen; oder man war an einem andern Orte gewesen und mochte nicht warten, bis man erzählen konnte, was man da vernommen; oder man erwartete einige Ausgesandte zurück und erwartete von ihnen, sie brächten Bericht vom kürzesten Weg ins Schlaraffenland. So lagen eine Menge Gründe vor, den Arbeiter von der Arbeit weg in die Pinte zu ziehen, wo er zudem noch sicher war, einige andere anzutreffen und einige

Augenblicke kurzi Zyti zu haben. Man bestellte einen Schnaps und wollte ihn nur so im Fluge nehmen, aber doch zündete man eine Tubakpfife an, begann zu diskurieren; einer nach dem andern setzte sich, einen Schnaps nach dem andern nahm man, zu räsonnieren immer tiefer begann man; ein Rams, den Schnaps zu bezahlen, lief neben bei. Ehe man daran dachte, war die Zeit, wo Weib und Kinder daheim Erdäpfel aßen, vorbei; heim zu den kalten Erdäpfeln mochte man nicht, und doch war man hungrig. Man forderte von der Wirtin ein Schnäfeli Fleisch, und die gab es; denn so in einem Pintenschenk kann man so gut essen als in einem Wirtshause, und zwar warm und braucht sich nicht einmal herauszuhelfen, wie ehedem ein Pintewirt zu H.

Der war verklagt worden, daß er seinen Gästen Warmes zu essen gebe, welches in der Erlaubnis für eine Schenke ausdrücklich verboten war. „Verzeiht, gnädiger Junker Landvogt!“ sagte er, „Ihr wüsset, man muß das Fleisch kochen, ehe man es essen kann, und da wird es warm und das ist nicht verboten. So habe ich es auch diesmal kochen müssen, und habe den Gästen geng aghalten, sie sollten das Fleisch erst kalten lassen, ehe sie es äßen; aber si hey nit welle, si hey nit welle, u was ha=n=i sölle mache, es si ihrere gar mänge gsi?“

Waren diese Leute nun bis über Mittag im Wirtshause, so waren sie auch den Nachmittag durch da, kamen erst am Abend oder nachts heim, und kamen dann heim und wie? Sie hatten nichts verdient, aber manchen Batzen verthan, und am Morgen zog es sie an allen Haaren, bis sie wieder in der Kneipe waren, und wenn sie dann früher oder später heim gingen, so kriegten sie zu Hause immer saurere Gesichter und Sommers und Winters Kifel.

Es ist unter reichen Herren, Geschäftsleuten, Weibeln und Sekretärs oft der Brauch, daß sie ein dix-heures nehmen, ein

Gläsli Grüns oder einen halben Schoppen Roten oder es Tröpfli Malaga; dabei diskurieren sie, oder lesen eine Zeitung, oder warten der Post ab. Fast alle diese Herren, vielleicht die Weibel ausgenommen, haben ein bestimmtes Maß, das sie in Leib nehmen, eine bestimmte Zeit, welche sie im Kaffee oder im Stübli zubringen, und auf den bestimmten Glockenschlag stehen sie an ihrem Tische. Es ist da eine feste Ordnung, welche die Leute im Gleise behält. Äußerst selten wird sich vielleicht des Morgens ein Sekretär am Domino fünf Minuten versäumen lassen. Nachmittags beim Kaffee, von wo aus man nur ins Bureau muß und nicht heim zur Frau, nimmt man es bei weitem nicht so genau, die Sitzungstage ausgenommen. Es ist bei diesen Leuten allen eine mehr oder weniger geregelte Lebensweise, weil sie auch mehr oder weniger innerlich geregelt wurden, oder weil ihre gesellschaftliche Stellung oder ihre gesellschaftlichen Ansprüche sie in Ordnung erhalten und sogar auch in den Zeiten, wo man über der politischen Gesinnung den sittlichen Wert von oben herab aus den Augen verliert (aber hüte man sich, von oben herab diesen Grundsatz zu predigen, das Volk ist nicht der Meinung und dürfte ihm sehr derb widersprechen). Bei armen Leuten fehlt aber meist die innere und die äußere Regel, oder der Riegel, der das Weitergehen verschließt. Ihre Ansprüche, die sie verwirken könnten, beschränken sich höchstens auf Steuern, und meist schlummert bei ihnen die Sinnlichkeit nur, und, einmal erwacht, haben sie kein Gewicht, sie wieder in ihre Grenzen zu drängen. Daher sieht man in dieser Klasse Tausende, die Monate lang weder Wein noch Branntwein trinken; fangen sie aber einmal an, so hören sie nicht auf, bis sie betrunken sind oder kein Geld mehr haben. Ja, es giebt die sogenannten Stören, die Tage, Wochen lang währen, wo jeder Tag eine Hudlete ist, die bis auf sieben Wochen dauert.

So war einmal ein reicher Bauer, der, wenn er einmal, was aber selten geschah, des Sonntags ins Wirtshaus geriet, die ganze Woche dasselbe nicht verließ, bis am Samstag Abend sein Knecht mit allen seinen sechs Rossen vors Haus kam. Nachdem er dieselben dort einige Stunden gespienzelt, den Knecht auch halb gefüllt hatte, las er eins unter denselben aus und ritt heim, der Knecht mit den fünf andern hinten drein.

Je öfter man diesen Leuten Gelegenheit giebt, anzufangen, um so öfter werden sie voll, oder saufen, bis sie keinen Kreuzer mehr haben. Man kann darauf zählen, daß neunundneunzig von hunderten aus dieser Klasse, welche des Morgens in ein Wirtshaus gehen, Hudeln werden und Weib und Kinder hungern lassen. Tausende von diesen Leuten sah man Jahre lang auch des Abends selten im Wirtshause und an einem Werktag nie; sie hatten das Wirtshaus weit und den Kreuzer lieb; es war ihnen bei ihrer natürlichen Trägheit zuwider, abends noch eine halbe Stunde weit zu gehen; und den Tag über kam ihnen kein Sinn an das Wirtshaus, weil sie keines sahen; sie blieben also den Tag durch bei ihrer Arbeit, des Abends streckten sie auf den Ofen lang sich aus und schnarchten bald, daß die Strümpfe an der Ofenstange in Blamp kamen. Nun wird solchen Leuten ein Wirtshaus vor die Nase gestellt, oder ein Nachbar erhält für fünfzehn Batzen das Recht, über die Gasse zu verkaufen, was er will. Der Wirt will Gastig, der Nachbar Käufer, beide locken. Die Gedanken ans Wirtshaus erwachen, die Lust beginnt sich zu regen. Wenn der Abend gar lang ist und der Schlaf nicht kommen will, so denkt Hans: in der Pinte hätte er doch kürzere Zyti und er brauche nicht viel zu verthun, es sei ihm ja nicht wegen dem Brönz, sondern wegen der Gesellschaft; er brauche ja nicht einmal die Holzschuhe abzuziehen und Lederschuhe anzulegen — und ehe man es sich versieht, ist

Hans ab dem Ofen, hat sich aus der Thüre gedrückt und sitzt in der Pinte.

Joggi hat Heu gerüstet und es ist gar staubigs in diesem Jahr. Es dünkt ihn, als ob ganze Fuder Kris in seinem Halse wären; we's ume ache wär, denkt er, ache schwäyche wär dsbest; kalts Wasser macht ihm den Husten, e Tropf vo ds neue Wirts Chächere thät's am besten, bis zum Futtern hätte er gut Zeit. Und Joggi schwäycht ache, bis er so weit ache gschwäycht het, daß er ebe halb futtert, weil's-ne düecht, es syg ume halb ache u well geng wieder obsig u er müeß no ga nache bessere.

U Benz spaltet Stöck vor dem Hause am Morgen, u dr Byslust geyt scharf, u Benz het ume dünni Zwilchhösli a. Da sieht er den einen um den andern in die Pinte gehen; es nimmt ihn verflüemeret wunder, was sie miteinander hätten, und je mehr der Byslust ihm an den kalten Beinen krebelt, desto mehr nimmt es ihn wunder; und e Hampfele Wärmi ga z'näh, denkt er, schadi nüt; und ehe er es denkt, sitzt er im Pintli und säße vielleicht noch dort, wenn ihn seine Frau nicht heimgeholt hätte. Diese Leute merken den inneren Zug nicht, der in ihnen erwacht, sie zu diesen Genüssen treibt und ihnen alle diese Vorwände an die Hand giebt. Denn das alles sind nur Vorwände, welche die Sinnlichkeit dem Verstand vorspienzelt, und der Mensch überlistelet sich selbst achtundneunzigmal, während er die ganze übrige Menschenrasse nur zweimal zu bereden sucht. Diese Leute merken die steigende Gewohnheit nicht, das immer dringer werdende Bedürfnis nicht, sie fühlen nicht, wie sie immer willenlosere Sklaven einer Leidenschaft werden; und wenn endlich Not und Elend ihnen die Augen öffnen, so ist's nur, um den glühenden Jammer über sie auszugießen, der wie Wolkenbrüche über jeden einbrechen wird, der sich als seinen eigenen Teufel erkennt, der sich selbst eine eigene Hölle heizt, heißer und immer heißer,

der sich bei lebendigem Leibe, bei wachendem Verstande in dieser Hölle verkohlen fühlt. Daß jede neue Wirtschaft wenigstens ein halbes Dutzend solche arme Teufel mache, behauptete ich; erfahrene Männer behaupten, wenigstens die Hälfte zu gering sei meine Annahme. Ich weiß es nicht. Welches Departement kann uns sagen, wenn bei jeder neuen Wirtschaft nur ein halbes Dutzend solcher armen Teufel herauskäme, wie manche arme Seele den Staat die circa achzigtausend Livres kosten, die er als Patentgebühr bezieht? Und wenn jede dieser armen Seelen nur ein Weib und zwei Kinder besitzt und alle drei nur drei Jahre um ihr Elend und des Vaters Elend weinen, so sagt mir, ihr Staatskünstler, die ihr so viel aus euren Handbüchern zu reden wißt, in welchem Handbuche steht, wie viel Thränen diese unglücklichen Weiber und Kinder weinen, wie groß in drei Jahren der See würde, wenn alle diese Thränen zusammenflössen? Ihr wisset es nicht; es steht nirgends, es steht auch nichts in des großen Herren angekündigter, aber nicht herausgekommener vierbändigen Staatswirtschaft. Aber das weiß ich, daß ich diese Weiberthränen, diese Kinderthränen, die stromweis fließen, weil hunderte von überflüssigen Wirtschaften sind, weil in diesen Wirtschaften nie mehr Feierabend wird, die Väter vom Abend bis am hellen Morgen sitzen, an den Straßen sitzen, bis es in die Kirche läutet, und aus dem Wirtshause besoffen ins Gotteshaus gehen mit der Branntweinguttern und den Branntweingeist im Gotteshaus sich eingießen, statt eines andern Geistes — diese glühenden Weiber- und Kinderthränen möchte ich nicht auf dem Halse haben, wahrlich lieber einen Mühlstein am Halse.

O Freiheit! ja du bist ein Himmelskind, und dein Erscheinen sind goldene Liebesblicke, die der Vater da oben hinein in die Völker wirft. Aber wie entlaufene Kinder kommen mir

die aus dir geschnittenen Worte: Gewerbsfreiheit, persönliche Freiheit, Glaubensfreiheit vor. Sollen diese Worte schrankenlos zu verstehen sein, dann kann man kein Gewerbe hemmen des freien Glaubens wegen, dann muß man jedem Glauben den freien Lauf lassen, wenn er zum Gewerbe wird. Aus diesem Grunde sicherlich wurde schon zu mehreren Malen die Hausierordnung auf Prediger und Lehrer angewendet. — Kann man den Glauben zu den Gewerben rechnen? kann man die Wirtschaften zu den Gewerben rechnen? was kann man dann nicht mehr zu den Gewerben rechnen und was sollte nicht frei sein? O, prächtig klingt das Wort von persönlicher Freiheit. Frei soll sein der Mann, frei, zu treiben, was er will und mit wem er will, frei, Weiber zu schlagen, Kinder hungern zu lassen, frei, stehlen zu können, so lange es ihm nicht beliebt zu sagen: Ja, hochgeachtete Herren! ihr habt Recht, ich bin ein Schelm! Frei soll der Mann sein, ein Türke oder ein Heide sein, seine Kinder zu Gott oder dem Teufel führen, sein Weib des Teufels machen, ohne daß jemand der Kinder sich erbarmen, hemmend einschreiten soll — das heißt persönliche Freiheit. Jagt er aber sein Gut dem Teufel zu und bezeugen es sieben Zeugen, dann darf man etwas machen gegen persönliche Freiheit. Also gönnt man dem Teufel eher Weib uud Kinder, als Geld und Gut! — Aber ist dann nur der Mann persönlich frei, sind Weiber und Kinder nicht auch Personen? Allerdings; und wenn sie sich von der väterlichen Gewalt mit eigener Kraft losmachen können, so sind auch sie frei, und Kinder können ihre Eltern ebenfalls hungern lassen, wenn sie wollen, können sie hungern lassen bei bedeutendem Vermögen, können sie halb totschlagen, und die hilflosen Alten im Bette verbergen, und kein Hahn kräht darnach, wenn es schon alle Welt weiß. O du Lehre von der persönlichen Freiheit, wie ähnlich siehst du

dem Grundsatz, daß der Stärkere Meister sei! Nun soll im freien Lande der Gesamtwille der Stärkere, der Meister sein, nicht die Willkür oder die Thorheit von diesem und jenem; und dieser Gesamtwille will diese ungebundenen Freiheiten nicht, in welchen tausende von Persönlichkeiten zu Grunde gehen müssen. Dieser Gesamtwille erkennt neben Weibern und Kindern noch eine Menge Unmündige und Schwache im Lande, deren innere Freiheit noch nicht durch sittliche und religiöse Kraft errungen worden, die noch Kinder der Lust sind, Unmündige in der Erkenntnis des Guten und Bösen.

Von diesen die Lockungen fern zu halten und sie so viel als möglich von der Sünde abzuhalten, erkannte man in unserem Ländchen als Notwendigkeit, als echt christliche Bruderpflicht. Man betrachtete sich echt christlich als eine große Familie, und in diesem Sinne hießen sonst unsere Regenten Landesväter, die Vorgesetzten der Gemeinden Gemeindsväter. Vergaßen sie den Sinn in diesen Worten, so war ihre Thorheit groß, ihre Sünde schwer; aber ebenso groß ist die Thorheit, ebenso schwer die Sünde, in unser Ländchen, in unsere Familie die in Frankreich und in England und in Amerika ausgehegten Theorieen verpflanzen zu wollen, durch welche große Staaten regiert, der Einzelne aber ganz außer acht gelassen wird; da wohl frägt man dem Einzelnen gar nichts nach, sei er wie er wolle; daß der Staat besteht, ist die Hauptsache, alles giltet der Staat, nichts der Einzelne. Aber ist wohl der Staat um des Einzelnen willen da, oder der Einzelne um des Staates willen? ist die Vervollkommnung der Menschen oder die Ausführung einer Staatsidee Zweck des irdischen Lebens? Wer weiß, ob nicht in Meere von Blut die Vernachlässigung des Einzelnen über die Überhebung des Staates als eine weltgeschichtliche Thorheit eingegraben wird und zwar bald? In England und Amerika

drohen bereits die Blutbeulen aufzuquellen. — Wieviel Blut hat nicht bereits die Idee des Papismus, ob welcher der Christ vergessen wurde, gekostet?

Leibeigenschaft und unbedingte persönliche Freiheit sind Gegenfüßler; liegt wohl das Rechte unbedingt im einen oder im andern oder anderswo? Sollte die persönliche Freiheit nicht mit der innern sittlichen Freiheit in irgend einer Verbindung stehen, die Schranken erweitert, verengert werden je nach dem Stand der innern Kraft und Einsicht? Liegt es nicht dem Staate ob, dieses Verhältnis in seiner Gesetzgebung zu berücksichtigen, während dem Lehrstand zukömmt, die innere Kraft, die Einsicht der Einzelnen zu erhöhen? Kömmt das Geschrei nach Kirchenzucht nicht aus dem ängstlichen Vorgefühl, was wohl aus uns werden solle, wenn der Staat unbesonnen, den innern Zustand der Menschen nicht berücksichtigend, seinen alten Standpunkt verläßt, die der Sünde vorbauenden Schranken einreißt, der Sünde vom Staat aus so wenig Folge giebt als möglich?

Es ist das Geschrei eines von einem unbesonnenen Fuhrmann Gefahrenen, ein Versuchen, an dessen Stelle die Zügel zu ergreifen; aber das die unkundige Hand fühlende Roß würde dieser unkundigen Hand kaum gehorchen.

O, allweg ist es schön im kleinen Ländchen, wo noch der Bruder für den Bruder sorgt, daß er Speise hat für seinen Hunger und Kleider im Winter; wo der Bruder sorgt für des Bruders Kinder, daß das Erbe des Evangeliums ihnen nicht vorenthalten werde. Ja, schön ist's im kleinen Lande, wo dem Bruder nicht gleichgültig ist, fahre meine Seele zum Teufel in seine Qual; wo er nicht bloß dafür sorgt, daß mein Haus nicht durch das seine entzündet werde durch Stroh oder Schindeln, sondern wo er auch dafür sorgt, daß meine Seele

nicht entbrannt werde in unzähmbarer Lust durch Brandfackeln ringsum, durch unbewachte Häuser, aus welchen die tierische Lust nach allen schwachen unmündigen Seelen ihre Arme streckt.

Aber an Durslis Seite war eben kein hütender Bruder, und ihre geilen Arme streckten diese Häuser immer umschlingender nach ihm aus, und aus den Häusern hervor lockte immer dringender der wüste Schnepf, und nach diesen hin trieb den Dursli immer häufiger die eigene Lust und das böse Gewissen.

Die Bestellungen nahmen gar kein Ende. Sah Schnepf heute den Dursli, so sagte er ihm: „Komm dann morgen oder übermorgen um die und die Zeit dort oder dort hin, de cha-n-i dr bstimmte Bricht gäh, was geyt oder was ga söll.“ Dann ging Dursli hin, mußte einige Stunden warten; das that er natürlich nicht z'leerem, sondern bei einem Schoppen, einem Brönz; und wenn dann der Schnepf kam, so war er hungerig und durstig; Dursli mußte mithalten, vielleicht noch zahlen, weil Schnepf sagte, er hätte all sein Geld ihrem Fürsprech geben müssen; und ehe Dursli sich's versah, war der ganze Tag versäumt und zwanzig Batzen verthan.

Dann lief nicht bloß der Schnepf herum, sondern noch andere Treiber, Aufhetzer durchstrichen das Land, wenn ihnen zu Hause das Brot ausging oder der Appetit nach etwas von Fleisch erwachte. Wenn nun der eine oder der andere von ihnen in ein Dorf kam, so ging es fast wie bei den Stündelern, wenn ein Prediger sich zeigt, oder wie wenn ein Hase auf dem Felde tot liegt. Die Kunde fliegt von Haus zu Haus wie mit der Luft, und eine Versammlig ist z'weg, ehe man sich umsieht; der Geruch fliegt durch die Luft, und als ob sie in der Luft entstünden, schneit es Krähen und Elstern herbei, glustig ihre Schnäbel wetzend. Ein Kreis von Hoffenden hatte sich

im Augenblick um das wandernde Haupt gesammelt und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und gläubigem Geiste, was dasselbe ihnen vorlog; und nach und nach ergriff sie der Brannteweingeist und bannte sie fest um ihr lügend Haupt herum bis gegen Morgen; und hatten sie dann das eigene schwere Haupt einige Stunden zur Ruhe gelegt, so fanden sie am folgenden Morgen keine Lust zur Arbeit in demselben, wohl aber eine brennende Zunge, einen trockenen Hals; den Brand zu löschen mußte man dann ins nächste Pintenschenk. Und wenn auch einer einige Zeit den Gelüsten widerstund, die am Baume im Winde flatternde Flasche winkte dem Durstigen fort und fort, winkte immer dringlicher, bis sie den Lüsternen weggewinkt hatte von seiner Arbeit.

Zu allem diesem sagte anfangs Bäbeli wenig oder nichts; es war froh, daß Schnepf nicht wiederkam, und das Übel in Durslis Weggehen fühlte es noch nicht. Wenn eine Botschaft Dursli wegrief, es richtete sie noch freundlich aus; wenn er auf eine Reise sollte als Ausgeschossener, so salbete es ihm noch freiwillig die Schuhe.

Als allgemach die ungemachte Arbeit anwuchs, die Leute immer häufiger kamen, derselben nachzufragen und mit allerlei Ausreden kaum abgetädigt werden konnten; als hie und da Bäbeli von einer Bäurin anzügliche Reden hören mußte: wie es besser wäre, Dursli hockete bei der Arbeit, als dem Lumpenzeug nachzulaufen und mit den hungrigen Landstreichern gemeine Sache zu machen, es hätte ihm niemand viel darauf — da fing es doch an, dem Dursli vom Daheimbleiben zu reden und von ungemachter Arbeit, und machte ihm ein saures Gesicht, beides, wenn er ging und wenn er heimkam. Als nach und nach das vorrätige Geld abnahm, als Bäbeli nicht bloß die vorrätigen Batzen gar zu knapp abteilen und nichts mehr anschaffen konnte,

sondern in Durslis Abwesenheit gar keinen mehr fand, und wenn er heimkam und es Geld forderte, in dessen Sacke auch wenig oder nichts mehr war, dann sagte es mit mutzen Worten und vermeukter Stimme: „Es düecht mi, du söttisch's doch afe merke, was dys Gläuf abtreyt u wie's die Hudle mit dr meine; allbets hei mr Geld gha soviel wie nötig u jetz keis meh u du wirsch de bal gseh, we d' ke Geld meh hesch, wie si dr's mache."

Und wenn Bäbeli dieses gesagt hatte, so machte es wieder sein stilles Gesicht, daß die einen für ein saures, die andern für ein wehmütiges genommen hätten. Das that dann Dursli weh; es hatte ihn ohnehin ein inneres Unwohlsein, eine Unruhe ergriffen, denen er keine Namen geben konnte, ja deren Dasein er nicht wahrnahm, sondern die er bloß empfand. Weder er noch Bäbeli hatten eine Ahndung von der Gewalt, der Dursli sich nach und nach ergab, von der Gewalt, die in der wachsenden Gewohnheit liegt, im Wirtshaus zu sein statt im eigenen Hause, zu trinken statt zu arbeiten. Wenn dann Dursli unwohl ward bei Bäbelis Brummen, so suchte er sich zu rechtfertigen, als ob er für seiner Kinder Nutzen sorge, für seine Familie, und doch wollte dieser Grund ihm nicht wohl machen; er konnte kaum ein lustig Liedchen mehr pfeifen zu seiner Arbeit; es war ein Grollen und ein Reißen in ihm, dem er keinen Namen geben konnte, das ihn nicht ruhig ließ, bis das Getümmel seiner Kameraden oder der Nebel eines Gläschens es übermannten. Und Bäbeli ließ ihn dann ziehen mit seinem stillen Gesicht und empfing ihn wieder mit stillem Gesicht; mit seinen wenigen Worten glaubte es wahrscheinlich die Sache nur schlimmer gemacht zu haben, und es ward ihm leid, daß es Dursli böse gemacht, ihm vielleicht unrecht gethan; aber es sagte es nicht.

Dursli haßte aber das stille Gesicht als stetiger Vorwurf, dem er nicht widersprechen konnte, noch mehr als das aufbegehrische; er ward immer unwirscher und Bäbeli immer stiller. So gab's einen immer tiefern Riß zwischen beide; zwischen beiden erhob sich das fürchterliche Ehegespenst des Mißverstehens; und keines hatte die Kraft, es zu verscheuchen durch die Sonne der Liebe oder die Gewalt des Sturmes.

Es war Bäbeli nicht zu verargen, daß es nicht anders zu Werke ging, es war halt seine Natur so; aber eben weil es gut wäre, wenn jeder Mensch seine Natur, und nicht bloß seinen Magen kennen, meistern würde und nach den Umständen handeln könnte, komme ich wieder darauf zurück; und weil dieses in einer Ehe notwendig ist, wäre es nicht zu viel, wenn man siebenzigmal siebenmal darauf zurückkäme. Daß zwei Naturen in einer Ehe zusammenkommen, die zu einander passen wie zwei Finger an einer Hand, ist eine gar rare Sache.

Liebe und Furcht sind es, welche die Welt regieren; Liebe zieht an, Furcht schreckt ab. Die einen Naturen lassen sich mehr abschrecken, andere mehr anziehen; die einen Naturen vermögen besser durch die Furcht abzuschrecken, andere besser durch Liebe anzuziehen.

Steht nun ein Weib über ihrem Manne, d. h., sieht sie, daß er übel fährt, auf üble Wege sich locken läßt, will sie ihn abhalten, bekehren, so muß sie das entweder mit Furcht oder Liebe thun; und diese Liebe und diese Furcht müssen nachhaltig wirken in jedem Augenblicke, wie der Magnet in jedem gegebenen Augenblicke abstößt und anzieht. D. h., nicht nur hie und da muß die Frau eine Zärtlichkeit versuchen oder hie und da einen Fluch oder einen Trumpf oder eine Mauggere; sie muß auch nicht keifen wie ein Spitzhund, den man nicht fürchtet, der einen aber die Wände auf treiben kann mit seinem Gekläff,

und muß eben so wenig mit zuckersüßen Worten hold zu thun versuchen hie und da. Die Liebe muß stark sein und weich, muß beständig zu Tage liegen, muß des Mannes Herz stärker zu fassen wissen, als die Sache, von welcher die Liebe ihn losreißen will; und diese Liebe muß versöhnlich sein, siebenmal siebenzigmal vergeben können in einem Tage; sie darf aber nicht stumm sein, sie muß reden durch Mund und Augen. Und die Furcht, die das Weib einflößen will, muß gewaltiger und erschütternder sein als der Zug zu der verpönten Sache, und dem Weibe müssen in überlegener Willenskraft die Mittel, diese Furcht zu erregen, beständig bei der Hand sein. Die Geschichte lehrt uns, wie manches Weib gewaltige Männer gebeugt durch Liebe oder Furcht; und wie oft hört man nicht im täglichen Leben sagen: Mit dem cha sy Frau mache, was sie will; oder: We dä sy Frau nit förchte müeßt, es wüßt ke Mönsch, was er afieng vor Ugattlichi.

Aber wohl muß das Weib untersuchen, ob die Liebe oder der Wille größer in ihm sei, wer ihr gewaltigere Mittel zur Hand stelle; es muß gut untersucht werden, auf welcher Seite der Mann schwächer sei, ob für die Liebe zugänglicher oder empfänglicher für die Furcht, ob sein Herz obsig oder nidsig ringer gehe. Es gibt wenige Männer, die nicht durch Liebe oder Furcht zu bändigen wären, aber leider reizen viele Weiber nur und bändigen nicht; ihr ganzes Thun scheint ein ewiges Pröbeln, ist's aber nicht, sondern eben nichts anderes als ein willenloses Nachgeben ihrer reizbaren und eigentlich furchtsamen Natur. Sie probieren erst mit der Furcht, dann mit der Liebe, und keines recht, setzen mit beiden alle Augenblicke ab; sticheln dann oder kupen, weinen oder jammern, kehren das Widerwärtigste hervor, was sie in der Seele haben, und machen das schmählichste Gesicht, das ihr Leib vermag. Sie sind weder

liebenswürdig noch furchtbar, sondern abstoßend, unappetitlich, wandernde Seufzerbüchsen, ungesalbete Wagenräder. — Das zieht den Mann weder an, noch beugt es ihn. Es treibt ihn nur mehr und mehr aus dem Hause, macht ihn immer starrer in seinem Unrecht, verhärtet ihn mehr und mehr in seiner wunderlichen Selbstgerechtigkeit. Wie eigentlich seine Aufführung an seines Weibes Gesicht und Reden schuld ist, so behauptet er gerade das Gegenteil: seines Weibes Sauerkabisaugen vertreiben ihn daheim, bei einer solchen Rübräffeln möge er nicht sein.

Nein Weiber, wollt ihr Männer bekehren, nur kein juste-milieu, etwas vom Rechten muß es sein, nichts halb und halbes, nicht Wein und Wasser. Doch müßt ihr nicht bei jeder ehlichen Reibung, bei jeder unangenehmen Empfindung meinen, der Mann müsse bekehrt werden. Untersucht erst, ob die Ursache dieser Reibung eine Eigenheit sei, an die ihr euch zu gewöhnen habt, oder eine Verkehrtheit in euch selbst, die ihr abzulegen habt. Gott hat nicht umsonst dem Weibe die biegsamere Gestaltung gegeben; es soll dem Manne vorangehen in den Bekehrungen. Soll aber der Mann sich wirklich bekehren und traut ihr eurer Liebeswürdigkeit oder eurer Kraft nicht, oder glaubt ihr des Mannes Herz festgerostet wie die Stockschraube in einem alten Dragonerkarabiner, so denkt an ein köstlich Wörtlein. Es bringt nicht Lust zwar, klingt nicht wie Jubel, aber es legt gar kühl sich aufs heiße Herz, schmiegt gar weich und heilend sich auf blutige Wunden — „Ergebung“ heißt's.

Bäbeli fand dieses Wörtchen lange nicht; und als es dasselbe endlich fand, ging es lange, bis es demselben ein Plätzchen gemacht hatte in seinem jammervollen Herzen. Als aber einmal dieses Wort ein Plätzchen fand, seine Würzlein zu schlagen, da übte es auch seine wunderbar heilende Macht. Bäbeli vermochte geduldiger zu tragen sein Leid, geduldiger zu warten auf

die Stunde, die sein Herz ihm breche, oder die Stunde, die Durslis Herz wieder wende. Aber viel litt das arme stille Bäbeli bis dahin.

Man vermag wirklich selten die tiefen Gemütsleiden eines stillen, gemütlichen Weibes sich vorzustellen, dessen Mann ihm entfremdet, von fremden Hallunken der Arbeit entrissen und in ein Leben geführt wird, welches das Weib mehr in seiner Einbildungskraft sich vorstellt, als durch Anschauung kennt. Diese Leiden pfupfen nicht, knallen nicht, liegen nicht zu tage wie Wunden von Hieb oder Schuß, sie bluten nur innerlich; darum bemerken wenige Menschen ihr Dasein und noch wenigere denken sich den Schmerz, den sie bringen. Aber man denke sich einmal ein Weib, welches nicht bloß Sinnenlust einem Manne gleichsam zugesprengt hat, sondern das durch eigentliche Liebe an ihn gebunden worden und glücklich mit ihm gewesen und gemeinsam mit ihm ihres Glückes, ihrer Kinder sich gefreut hat. Man denke sich dieses Weib, wenn es allmählich wahrnimmt, wie eine andere Gewalt des Mannes sich bemächtigt und ihn wegzieht von Weib und Kind. Und dieser Gewalt weiß es in schüchternem Herzen nichts entgegenzusetzen und weiß auch das Leid darüber in keinen Vergnügungen, keinen Lustbarkeiten zu verflüchtigen. Es sitzt daheim und sinnet ungestört darüber nach, wie es ehedem gewesen und jetzt es ist. Es sitzt einen ganzen Tag daheim allein an seinem Rade und treibt mit einem Fuße die Wiege, mit dem andern das Spinnrad; leer ist des Mannes Arbeitsstuhl, aber rings um denselben der Arbeit die Menge, und hie und da hoschet jemand am Fenster und fragt, ob seine Sache fertig sei oder wie lange er denn noch warten müsse? und die Kinder fragen, wo der Ätti sei und wann er wieder heimkommen werde? Und das Müetti sitzt am Rade und weiß keinen andern Bescheid zu geben als: es wüß es nit. Muß

da nicht in seinem Herzen die Bitterkeit sich ansetzen und vor seiner Seele müssen da nicht aufsteigen Gedanken, einer düsterer als der andere? Müssen diese Gedanken es nicht führen in die Schlupfwinkel des Mannes, seiner Gspur nach? Da kömmt dann die Trauer, daß er, so herzgut wie er gewesen, solchem Treiben sich ergeben, mit solchen Menschen laichen möge; dann kömmt das Mißtrauen und die Eifersucht, und die denkt: wie ein Laster am andern hange und wie der und jener von des Mannes Kameraden auf dem Weibervolk sei, und wie in diesem und jenem Schlupfwinkel anlässige Menscher seien und wie der Mann ein alerter sei und was nun wohl alles da gehen möge. Und während dieses alles gehe, müsse es daheim sitzen, genug thun, werde vielleicht noch ausgelacht und verspottet.

Da kömmt dann wohl der Zorn wild aufflammend, und leider müssen bei mancher Mutter diesen Zorn die Kinder entgelten; doch bei Bäbeli nicht.

Und wenn der Mutter durch das unstete Leben des Mannes die ganze Last des Haushalts allein auffällt, wenn alles auf ihr liegt, ihre Kräfte von jeder Seite in Anspruch genommen werden und sie in jedem Augenblicke mehr die Unzulänglichkeit dieser Kräfte fühlt, muß da nicht die Ungeduld sich steigern zu fast unerträglichem Grade? Wenn die Frau allein sorgen soll, daß die Kinder Essen und Kleider haben, wenn sie nicht nur kochen, sondern auch pflanzen muß, allein Erdäpfel setzen und ausmachen, eine Kuh besorgen, grasen, heuen, melken, wenn sie noch spinnen soll dazu und Kinder haben und die älteren Kinder gaumen und in Ordnung halten, die Kinder alle noch klein sind, daß man sie mit einer Wanne alle decken könnte, sie vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen sein muß und oft ganze Nächte durch Kindern abwarten, und sie dennoch bei allem Fleiß nicht kommen mag, die Erdäpfel nicht zu rechter Zeit

gesetzt und ausgemacht, das Heu bregnet wird, und unterdessen treibt der Mann sich sorgenlos seinem lustigen Leben nach: so denke man sich doch, was für Gedanken diese arme Frau zu ihren Arbeiten, auf ihr Lager, wo sie vielleicht keine Viertelstunde schlafen kann, begleiten müssen!

Und wann dann endlich zu diesem Verlassensein, diesen Bedürfnissen noch die Not kömmt, unabwendbare, fürchterliche Not, wie furchtbar muß da des Weibes Gemüt nicht umnachtet werden? Wenn die Mutter Milch kaufen soll und es ist kein Geld mehr da, wenn die Kinder die Mutter um ein klein Schnefeli Bröt bitten und es ist keines mehr in der Tischdrucke, wenn die Mutter kochen soll und sie hat keinen Schmutz mehr im Häfeli, wenn der Winter kömmt und es ist kein warmes Kleidli mehr da, kein ganzes Schühlipaar, wenn ein für den Haushalt unentbehrlich Stück nach dem andern verkauft wird und kein Kind erhält ein Brösmeli Brot aus dem Gelde, wenn Gläubiger um Gläubiger Geld wollen und keiner befriedigt werden kann, wenn ein Mensch nach dem andern das Weib verächtlich behandelt und es vermag sich doch alles dessen nicht, wenn die Kinder weinend fragen, warum ihnen die andern Kinder den Ätti und das Müetti vorhalten und die Mutter keine Antwort weiß, wenn der Ätti voll heim kömmt und die Kinder in ihren armseligen Bettlein hungerig schnüpfen, wenn der Mangel, der Jammer immer größer wird und der Ätti immer verthunlicher, — sagt mir, Leute, was muß wohl des armen Weibes Seele erfassen?

Wehmut, Jammer muß das Weib ergreifen, wenn es sich so tiefer und tiefer sinken sieht unter alle die, denen es früher gleichgestanden oder über ihnen. Vor den Leuten mag es sich nicht mehr sehen lassen, die ihm früher seine Heirat gewehrt oder ihm dieselbe mißgönnt hatten. — In der Gattin Herzen streitet

die alte Liebe mit der neuen Bitterkeit, das Leid um den versinkenden Mann mit dem Zorn über seine Schuld an ihrem Elend.

In der Mutter Herzen wölbt sich wie mit Solothurner Stein unsäglicher Schmerz über ihrer armen Kinder Los, unsäglicher Kummer über ihr künftig Schicksal. Was soll aus den armen Würmern werden in diesem Elend, mit dem liederlichen Vater Tag um Tag vor Augen, mit der immer thränenden Mutter, der immer mehr die Kraft ausgeht, fürs Nötigste zu sorgen, und noch vielmehr die Kraft, die Kinder aufzurichten in diesem Jammer und in diesem Jammer zu verklären ihre unschuldigen Seelen?

Wer zählt mir wieder die Zahl dieser fürchterlichen Stunden, die ausschweifende Männer ihren armen Weibern bereiten? Und wenn dann in solchen Stunden der Teufel an das gepeinigte Herz trittet, sich da einzunisten, bösen Samen auszustreuen, dieses Herz zu verhärten, die Selbstsucht über die Mutterliebe, die eigene Lust über die Treue und die Pflicht zu erheben sucht, wer hat den Teufel herbeigerufen und ihm Platz gemacht an des Weibes Herz? Und wenn dem Teufel sein Werk gelingt, wenn er das Weib in des Mannes Fußstapfen zu bringen vermag, wenn es ihm gelingt, die Mutter wie den Vater zu dem Teufel ihrer eigenen Kinder zu machen, wer trägt die Schuld?

Und um die Seelenleiden eines solchen gepeinigten Weibes kümmern sich wenige, am wenigsten die, von denen die Pein ausgeht. Und wenn einmal aus diesen Herzen der Jammer bricht stromsweise oder nur in einzelnen Lauten, so hat der Mann keine Ahndung des innern Zustandes, den er selbst erzeugt; er fühlt nur das Lästige der Vorwürfe, das Unangenehme, angeklagt, beschuldigt worden zu sein, das Peinliche des Gefühls eigenen Unrechtes, das er sich zwar selbst nicht eingesteht; er

poltert auf und nimmt die Stimmung seines Weibes zum Vorwande fortzulaufen, weil bei einer solchen jammersüchtigen Frau es nicht auszuhalten sei.

So waren auch einst dem Bäbeli Jammertöne entfahren, als es eine Kachle wollte heften lassen und nicht zwei Kreuzer im ganzen Hause waren für die nötigen Häfte, und Dursli brannte auf über diese Verkündiger des innern gewöhnlichen Zustandes seiner Frau, die er nur für Ausbrüche zufälliger Laune nahm, und lief fort seine gewohnten Wege.

Als er so recht hässig und hastig ins Pintenschenk kam, wo Schnepf bereits oben am Tische saß, in der einen Hand seine Tubakpfeife, in der andern das Messer, und Dursli lange nicht lustig werden wollte, fragte ihn Schnepf, warum er ein Gesicht mache, als ob er hundert dörnige Wedeln gefressen hätte? Er hätte heute noch nichts Süßes gehabt, antwortete Dursli. „Dy Frau wird dr aber dr Plätz gmacht ha", sagte Einer. „Dyni wird o nit geng di freinsti sy, sie werde-n-alli glich si mit pflänne-n-u pläre, we's nit nah ihrem Gring geyt", sagte Dursli. „Ja, we di Dolders Wyber nit wäre, es wär eim dshalb bas, mi wär ganz e-n-angere Mönsch", sagte ein Dritter, „und doch thuet me so dolders dumm, bis me-n-eini het. Es chunt-ne aber bim Dolder wohl, daß me nit cha hingerfüre näh, da müeßte meh als die Halbe wieder süne nah-mene Ma, wie dHüng, we dr Mon schynt." Mi müeß die Dolders Husgränne-n-uschlopfe, u we si z'fast brüele welle, ne dr Gring i Brunntrog stoße, es besseri grad, sagte ein alter Roter. Ja, dr Wyber-t'wege mache er kein ander Gesicht mehr, sagte Schnepf, sein Weib könne seinetwegen kären und plären, soviel es wolle, das mache ihm gerade soviel, als ob eine Mücke ins Emmenthal fliege. Und wenn sie nicht schweigen wolle, so gebe er ihr eines zum Gring, daß sie sturm werde, dann vergesse sie

das Brüllen. Allbets sei er auch noch böse geworden und nichts hätte ihn so taub gemacht, als wenn sie immer Geld gefordert, und wenn er ihr keines gegeben, ihm vorgehalten hätte, er brauche alles für sich. So-n-e Frau sei nie z'friede; bald wolle sie Geld für Schmutz, bald für Salz, bald für Mehl, bald für Kaffee, bald für Milch; bald hätte ein Kind ein Gloschli nötig, bald ein Paar Schuhe; es nähm ein ds Tüfels wunder, was sie o alles z'rsinne müsse, für Geld z'bruche. Aber er sei allbets bald fertig mit ihr. Er sage ihr, sie hätte die Kinder gehabt, sie solle jetzt sehen, wie sie es mache. Wenn sie etwas fressen wollten, so könnten sie es verdienen; er müsse auch sehen, wo er es nehme, wenn er fressen wolle. Und wenn sie hoffärtigi Ching well, so söll sie ihnen anschaffen, ihm seien sie lange recht so. Wo är so-n-e Bueb gsi syg, syg er o nit geng gsundiget gsi, u heyg meh blutt Füeß gha, als Schueh dran. U de söll si ga heusche, es thüi's dene D. Bure sauft, ne o öppe z'helfe, u bsungerbar de Gvatterlütte, dene müeß me jetz hützutag afe geng dr Verstang mache, vo-ne selber heyge-ne afe wenig meh. U we si de no geng nit schwyge well, so gäb er-e eis z'm Gring u gang de. Mi müsse sich von denen D. Wybere nicht regieren lassen, sonst wär dKilche grad nit meh z'mitts im Dorf. Und wenn sie zu wüst thäten, so solle man ihnen nur sagen, si heyge eim für ds Tüfels Gwalt welle, si sölle eim jetz ha — das gschweyget die meisten. „Das gschweyget dr Tyni o, Dursli", sagte Schnepf, „we si scho eini vo de wüestiste ist. Du muest se aber angers i dFinger näh we d' e Ma sy wit. I hätt' ere scho lang dr Gring halb abgschrisse. Du muest se rangiere wie-n-e Schwabe-Mähre, sust ist grad niemere sicher um se ume." So predigte Schnepf seine radikalen und im Schwabenlande nationalen Grundsätze. Wenn das Politisieren zu Ende war, so verhandelten sie gar oft die Weiber, und jeder

erzählte, wie er es seiner Frau reise und wie er sie rangiere und wie man die Weiber am besten bodigen mög. Es ging fast wie im Schallenwerk, wo jeder Dieb der größte sein will und die andern brichtet, wie sie es machen müssen. Und während solchen Verhandlungen saßen die Weiber daheim und weinten und thaten hungrige Kinder zu Bette! Allein mit diesen öffentlichen Vorlesungen begnügte Schnepf sich nicht. Da er Bäbeli privatim auf der Mugge hatte, so hielt er Dursli noch Privatvorlesungen auf jedem Gang und sagte ihm, wie er Bäbeli z'weg nehmen solle. Sie mußten Wirkung thun, diese Vorlesungen, und thaten es auch bei Dursli; doch hatten sie nicht die, welche sie bei vielen andern und selbst schwachen Männern gehabt hätten. Dursli war sehr gutmütig, und das sind bekanntlich nicht alle schwachen Männer, obgleich gemeine Leute, d. h. Leute, die nicht nachdenken, sondern nur nachplappern, sehr oft Gutmütigkeit und Schwäche verwechseln. Es giebt schwache Männer, die höllisch giftig sind, und eben weil sie nicht gewaltthätig sein können, Gift in jedes Leben rühren, das sie umgiebt. Dursli mißhandelte seine Frau nicht mit den Fäusten; aber wären eigentlich Schläge nicht leichter zu ertragen als ein stetiges, immer wachsendes Elend? Wäre ein zu Zeiten aufbrausender, dreinschlagender Mann nicht leichter zu ertragen als einer, der mit wildem Gesicht des Abends heimkömmt, mit finsterem Gesicht des Morgens aufsteht, finstere Blicke überall herumsendet, schnöde Worte austeilt, mit niemand zufrieden ist, weil er es mit sich selbst nicht kann, der wie ein finster Gespenst im Hause herumgeht, bei dessen Verschwinden alle erst neu aufatmen und doch dieses Verschwinden wieder beweinen müssen, weil es das Mark aus dem Hause saugt. Ja, das Ehegespenst des Mißverstehens stund zwischen Bäbeli und Dursli immer finsterer, grauenvoller, drohender; es stund aber auch zwischen dem Vater und seinen Kindern.

Dursli hatte gar lustige und liebe Kinder; klein waren sie wie Ankenbälli, mit roten Backen und Augen wie Reckholderbeeren darin. Dann wuchsen sie auseinander schlank und schnell, wie das Werch in der Bünde, waren glernig und anschlägig und poßliger Art, fast wie Dursli; nur das älteste, ein Mädchen, schlug mehr der Mutter nach. Und Dursli hatte gar bsunderbar große Freude an seinen Kindern gehabt, und die Kinder hingen auch an ihm wie Kletten. Er konnte früher ob ihnen alle Kameradschaft, alle Wirtshäuser vergessen, ganze Sonntage mit ihnen gvätterle, und zu Kram für sie reute ihn kein Geld. „Bäbeli", hatte er oft gesagt in ihren guten Tagen, „es isch doch e Freud, sellige Ching z'ha; für die reut mi kei Arbeit nüt, u we-n-is Gott gsung laht, so mueß öppis a die gwängt sy, das muß nit ume so grad ane Holzbödeler gä." Und Gott ließ den Dursli gesund am Leibe, aber seine Seele wurde krank, und das mußten die armen Kinder schwerer entgelten als wenn sein Leib krank geworden wäre. Ach! gar viele Kinder jammern um den Ätti, wenn er auf dem Siechbette liegt; ach! noch viel mehr Kinder hätten Ursache blutige Thränen zu weinen, weil ihr Ätti in den Stricken des Teufels liegt; denn wer muß der Väter Sünden büßen — nicht die Kinder bis ins dritte und vierte Geschlecht? Wo das Laster über der Väter Seelen kömmt, da weicht meist die elterliche Liebe aus ihrem Herzen. Wo einer bösen Lüsten nachgeht, auf Kosten der Familie der Selbstsucht frönt, da werden ihm die Kinder allmählich nicht nur fremd, sondern lästig. Zudem drückt es wirklich auf niemand so schwer als auf die Kinder, wenn Zwiespalt ist zwischen den Eltern, wenn diesen jede frohe Laune schwindet, wenn sie nur trübe, saure Gesichter im Hause herumtragen. Die Kinder sind meist fröhlicher Art, der Freude so empfänglich, lachen so gerne, und lachen und spaßen namentlich mit den Eltern so gerne, und

dieses Spaßen und Lachen ist eine von Gott gegebene Wohlthat. — Diese Fröhlichkeit der Kinder ist das Frühlingswetter, welches die sauren Schneewolken des Winters ferne halten soll. Wenn nun aber Vater und Mutter nicht reden, wenn sie beisammen sind, oder bloß zankend und schnuzig, oder wenn die Mutter weint oder seufzt, wenn der Vater fort ist, da findet das heitere, offene Gemüt der Kinder keine offene Herzen mehr bei den Eltern; ihre kindliche Freude wirft keinen fröhlichen Schein mehr auf der Eltern Gesicht, findet keinen Wiederklang mehr in ihrer Brust; aber einen trüben Schatten wirft das elterliche Verhältnis in ihr junges Leben hinein. Und die Kinder haben ein unendlich feines Gefühl für die Liebe; ohne Nachdenken empfinden sie, von welcher Seite her der Schatten fällt in ihr junges Leben hinein, wo Liebe walte, wo Selbstsucht herrsche, ob des Vaters oder der Mutter Herz für sie schlage. Wo beider Herzen für die Kinder schlagen, in beiden Herzen Liebe wohnt, aber beide ihre Liebe nicht mehr verstehen, wo das Ehegespenst des Mißverständnisses zwischen sie getreten ist, Eigentümlichkeiten oder Vorurteile die Strahlen der Liebe auffangen und als Blitze des Hasses wiedergeben; wo diese Blitze die Kinder umzüngeln und weinend in die Ecken treiben, da treibt der Teufel ein traurig Spiel. Und wird dieses Teufelsspiel nie ein Ende nehmen, wird den armen Kindern an ihrem kindlichen Himmel nie ihre eigentliche Sonne wieder aufgehen, die elterliche Einigkeit und der aus der Einigkeit emporblühende Frohsinn?

Wo nun die Kinder die Selbsucht fühlen, wo ihre Seelen den Störer ihrer Freuden ahnen, da entfernen sie sich unwillkürlich. Wo aber ein böses Gewissen hauset, da fühlt es nicht bloß jedes Wort, es achtet auf jede Miene und deutet oft das Argloseste als Zeichen von Groll und Mißtrauen; so fühlt der

selbstsüchtige Vater ebenso fein und scharf, wie die Kinder, seine Selbstsucht, das Kinderentfremden, das Erkalten ihrer Liebe. Und daß das böse Gewissen entweder wegtreibt oder hart und roh macht, weiß jedermann. So trieb es auch Dursli von den Kindern weg, als den lebendigen Zeugen seines Unrechts, als den nie verstummenden Vorwürfen seiner väterlichen Untreue.

Und wenn nun aus Bäbelis innerlichem Jammer zuweilen Worte brachen, Worte des Jammers über das Los ihrer armen, armen Kinder, die es so bös hätten, von den Leuten so verachtet würden, fast keine Kleidchen mehr hätten, so daß es sie kaum mehr in die Schule schicken dürfe, so erbarmten den Dursli seine Kinder vielleicht im Herzen, aber er machte sich hart und verbarg sich hinter Schnepfs Worte: er hätte es auch nicht besser gehabt in seiner Jugend, hätte auch nicht mehr in die Schule gehen können; er wüßte nicht, warum es seine Kinder besser haben sollten!

Das nun war nicht wahr, Dursli hatte es besser gehabt; jedenfalls hatte er keinen liederlichen Vater gehabt, der ihm vor dem Munde weg das Brot versoff; und hätte er wirklich es nicht anders gehabt, als jetzt seine Kinder, so waren doch seine Worte eine jeden Vater schändende Rede. Aufgewiesen und wider sein eigentliches Wesen war Dursli unter die Väter geraten, die in sündiger Selbstsucht, in strafwürdiger Verblendung ihre eigene geistige Verblendung nicht erkennen und den Kindern leiblich und geistig nichts Besseres gönnen, als sie selbst genossen. „I ha o nit me glert u ha's doch müeße mache; my Alte het mi no angers z'weg gno; i ha o nit guet gha, es thuet-ne's sauft e so, u bi doch z'weg cho; u we de my Bueb e sövel macht als i, so cha-n-er z'friede sy; er cha de minethalb sini Ching angers la lehre, we's-ne freut.“ Das

sind dieser Väter Redensarten, die, grauenerregend, wiederhallen in Dörfern und Städten. Das sind aber nicht bloß Redensarten, sondern nach denselben werden tausende von Kindern erzogen, sollen nichts lernen, weil der Vater nichts gelernt, sollen bös haben, weil die Mutter bös gehabt, sollen z'Kilt laufen, weil es auch der Vater gethan, und müssen vielleicht tausendmal hören: „Du bisch e leyde; wo=n=i so alt bi gsy wi du, su bi=n=i e=n=angere Kerli gsi; da isch niemere sicher uf dr Gaß gsi, es het mi Alles gförchtet wyt und breit."

In allen diesen Vätern ist entweder die so oft und besonders bei dummen oder beschränkten oder einsam lebenden Menschen anzutreffende Selbstverklärung, in der sie in sich das unübertreffbare Urbild aller Gescheitheit und Geschicklichkeit erblicken, neben dem alle andern Menschen nur seien ungefähr was ein Kalb neben einer Kuh.

Es hat sicher schon mancher, wenn er so einen rechten vierschrötigen Tribel aus irgend einem Tannenwalde, wo man niemand Zweibeiniges sieht, als alle halb Jahre den Polizeier, wenn er an die Hausvätergemeinde bietet, vor sich hatte, die angenehme Empfindung gehabt, auf dessen Gesichte ellenlang lesen zu können: Red du ume, du bisch ume=n=es Chalb; doch diese Empfindung könnte sich auch wiederholen, wenn man mitten in einer Stadt stünde und nicht vor einem Tribel, sondern vor einem Herrn, der aber ungefähr mit gleichem Grunde ein Gesicht macht eben wie ein Tribel.

Oder in diesen Vätern ist ganz einfach des Teufels zweitgebornes Kind, der Neid, der den Abel erschlagen, und der nicht will, daß jemand es besser habe, besser sei als er, selbst das eigene Fleisch und Blut nicht.

Das ist aber eine traurige Väterrasse, die den Glauben nicht in sich trägt, daß die Erfahrungen, die Entbehrungen und

die Entdeckungen, die Leiden und die Freuden der früheren Geschlechter zu gut kommen sollen den nachfolgenden Geschlechtern, die diesen Glauben nicht durch das Streben ausdrückt, aus ihrer Kinder Leben alles zu entfernen, was in die eigene Jugend verkrüppelnd, störend, trübend hineingeragt hatte, in ihrer Kinder Jugend alles hineinzuziehen, was erst das jugendliche Sehnen, nun die männliche Erfahrung schmerzlich vermißt. Ja, das ist eine traurige Väterrasse, die nicht Allem aufbietet, in ihren Kindern das Ebenbild Gottes schöner und freudiger aufzurichten, als es sich in der eigenen Brust gestalten konnte.

Aber es war mit der wachsenden Selbstsucht des Lasters auch der immer wachsende Mangel, der Dursli immer engherziger machte, ein immer herzzerreißenderer Mangel.

Es giebt eine Menge Familien, die in einer gewissen Art von Wohlstand leben, und Ärmere sagen von diesen bald: die hätten Geld zum Fressen, Geld genug, so viel als Steine. Aber der Grund, auf welchem dieser Wohlstand ruht, ist gar schmal, darum auch durch geringen Wellenschlag untergraben und eingestürzt. Der Grund besteht im Ertrag von etwas Land, oder im täglichen Verdienst. Einjähriger Mißwachs, der Verlust einer Ziege oder einer Kuh können solche Leute auf Jahre schlagen oder in Mangel versetzen; Krankheiten der Familienglieder, daherige Ausgaben haben schnell das vorrätige Geldlein aufgezehrt, und es beginnt mühselig zuzugehen in der Haushaltung; wird der Vater krank, so müssen alle Andere sich aufraffen zu ungewohnter Anstrengung, sonst reißt Mangel ein. Jede ungewohnte Ausgabe wird fühlbar und muß durch verdoppelte Anstrengung gut gemacht werden, wenn es nicht rückwärts gehen soll. Wenn einmal Vater und Mutter z'Märit gehen, sich da einmal vergessen, eine halbe nach der andern bschicke und noch einkehren auf dem Heimweg, so muß es die Haushaltung Wochen

lang entgelten; das Brot wird noch mehr gespart, der Kaffee dünner gemacht und die Mehlsuppe um ein Bedenkliches lauterer. Wenn nun aber ungewohnte Ausgaben fast täglich wiederkehren und wenn in dem Maße als der Verdienst abnimmt, die Hudelzeit immer länger, die Arbeitszeit immer kürzer wird, so kann jeder Vernünftige sich denken, wie in einer solchen Haushaltung bald aller Wohlstand aufgezehrt und Not und Jammer immer schneller kommen, immer tiefer sich einfressen müssen.

Und wer zählt im Kanton Bern die Haushaltungen auf schmalem Boden, denen durch die neuen Wirtschaften, durch die politischen Aufregungen die Ausgaben vermehrt, der Verdienst verringert, der Grund ihres hablichen Seins weggefressen wird? Wer thut die Augen auf und sieht, wie eine um die andere ins Elend fällt, von der Not verschlungen?

Wir haben bald sieben gute Jahre hintereinander gehabt, in denen das Brot nicht teuer war, die Erdäpfel wohl gerieten; laßt nun magere Jahre kommen, nur zwei hintereinander, laßt die Lebensmittel teuer werden, dann wird man die Hände über dem Kopf zusammenschlagen ob dem Elende, das an den Tag kommen wird in den niedern Klassen, ob der Masse neuer Armen, die auf einmal vor den Thüren der Gemeindsstuben stehen. Und sie werden kommen diese magern Jahre; vor und nach Joseph haben auf die fetten Jahre die magern nie gefehlt; und wer weiß, ob sie nicht bereits vor der Thüre stehen, zum Einbrechen sich rüsten? wie dann, wenn in den fetten Jahren nicht gespart, sondern gegeudet wurde, wenn die Armen keinen Sparpfennig haben, die Regierungen keine Hand voll Korn, dem Wuchern zu wehren, die Kassen leer sind? Wird man da aus Kieselsteinen Brot machen können und auf den Straßen die Erdäpfel zusammenlesen oder volle Kornkästen finden?

In diese Klasse von schmalem Grunde gehörte auch Dursli; er war daher bei seinen Ausschweifungen bald geldlos, und doch gehörte er unter die Hablicheren in dieser Klasse. Er besaß ein Häuschen, brauchte also keinen Hauszins zu bezahlen, er konnte notdürftig eine Kuh halten, brauchte also wenig Milch zu kaufen, kein Land zum Pflanzen zu empfangen, und doch wurde sein Hudeln alsobald fühlbar.

Seinen Verdienst begann er im Sack mit sich zu tragen, legte ihn nicht mehr ins Gänterli, wo er sonst sein Geld verwahrte; dort war selten ein Kreuzer mehr.

Aus dem Ertrag ihres kleinen Heimwesens konnte bei den vielen Kindern wenig oder nichts gelöst werden; Bäbeli mußte daher jeden Kreuzer, den es in die Haushaltung brauchte, dem Dursli abbetteln, und erhielt ihn gewöhnlich mit Widerwillen.

Da Dursli immer weniger arbeitete, so reichte für ihn sein Verdienst nicht hin. Er hatte auf einmal eine Menge überflüssige Sachen, von denen er sonst gesagt hatte: er well se emel no bhalte, sie chöme-n-eim geng chumlich. Er hatte einen Habersack zu verkaufen, ein altes Flintli, dies und jenes von seinem Vater selig. In allen Ecken sah er etwas, das im Weg war, das man nicht mehr brauchte; selbst Werkzeug, fand er, hätte er allerlei, das nichts abtrage, das man des Jahrs nicht einmal brauche. Er ließ sich auskommen mit allen Vorräten und namentlich mit Holz, dessen sein Vater immer für manches Jahr vorrätig gehabt, und eben deswegen ein so berühmter Holzbödeler gewesen war. Im gelösten Geld war kein Segen, es verschwand immer, wie Schnee in der Maisonne (ehedem sagte man Märzsonne); und wenn Dursli es nicht selber brauchte, so wurde es ihm von andern abgezapft; denn von dem Gesindel, mit dem er sich abgab, wurde er gewaltig mißbraucht, dafür ihm dann alle Ehre angethan und ihm vorgerühmt, wie er ihre Stütze sei und

was er einst alles werden müsse und wie sie an seine Gutthaten sinnen werden. Als endlich alles Überflüssige fort war, geriet man in Schulden; denn Bäbeli und die Kinder mußten doch gelebt haben, und hatte man kein Geld, so mußte man dings nehmen. Bäbeli that es schrecklich ungern und nicht hinter dem Rücken des Mannes, sondern es sagte ihm immer: was man ase hier oder dort schuldig sei. Darüber fluchte Dursli dann mörderlich, nannte Bäcker- und Krämerschulden Weiberschulden, und hatten doch seine Kinder das Brot gegessen, den Kaffee getrunken. Er betrachtete immer mehr die Haushaltung als ihn nichts angehend, als fremd, als eine verfluchte Plag; aß und trank er doch immer weniger mit seiner Haushaltung, sondern immer mehr im Wirtshause. Dort mußte er nach und nach auch Schulden machen, was ihm leicht wurde, da man wohl wußte, er besitze noch ein Heimetli.

Während Dursli Schulden in den Wirtshäusern machte, also kein Geld für sich hatte, hatte er noch viel weniger dessen für die Haushaltung, und Bäbeli brachte es nicht übers Herz, so lange dings zu nehmen, es war es nicht gewohnt und schämte sich gar bitterlich, den Leuten in die Mäuler zu kommen. Bäbeli begann daher auch unter seinen Sachen zu suchen, was es allenfalls entbehren und veräußern konnte, ohne Aufsehen zu machen, um doch einige Zeit wieder das Nötigste bar kaufen zu können. So hatte es z. B. seine silbernen Göllerketteli nicht mehr getragen, aber sich herzlich gefreut, sie seinem ältesten Mädchen aufzubewahren, bis es unterwiesen sei. Eiseli war ein gar sinniges Mädchen, es that der Mutter, was es ihr an den Augen absehen konnte; und das arme Meitschi sah der Mutter auch den innern Gram an den Augen ab und weinte oft gar bitterlich, aber heimlich, über der Mutter Leid. Als aber einmal Dursli eine dreiwöchige Stör machte mit Lumpen und

nicht arbeitete und noch Kinder krank wurden dazu, da mußte Bäbeli sich nicht anders zu helfen, als die Kettchen heimlich zu verkaufen. Mit welchem Herzen aber eine arbeitsame Frau, eine liebende Mutter solche Sachen aus den Händen gibt, und wie es ihr bei jedem Stück, das sie verkaufen muß, ist, als reiße man ihr Stück um Stück das Herz aus, kann man sich denken.

So konnte am Ende das nicht länger gehen, die Lücke wurde zu groß. Unter Vorwänden verkaufte Dursli die Kuh und ihr nach gingen Schiff und Gschirr; aber der Erlös füllte den Abgrund nicht; zudem löst ein Hudel nie aus einer Sache, was ein huslicher Mann.

Ein Stückli Land nach dem andern ging fort, jedem weinte Bäbeli bitterlich nach: auf dem gab es den Flachs am liebsten, auf jenem den Kabis, von dem dritten molk man immer am meisten, wenn man dort grasete — und doch mußte Bäbeli sie verkaufen lassen. Es hätte nicht gewußt, wie es machen, ohne den Erlös aus ihnen.

Wenn dann Dursli ein Stück Geld frei bekam, so war er wieder Hans oben im Dorf und ein König unter seinen Schmarotzern. Er mußte in dieser Zeit einmal Kindbett halten; und wie jämmerlich es auch zu Hause aussah, so ließ er doch die Fünfunddreißiger flädern wie Federn.

Aber es findet nicht leicht etwas ein schnelleres Ende, als ein Stück Geld, aus dem man viel Rückständiges bezahlen muß und dessen Rest man nicht schnell wieder anwendet. Das hat mancher reiche Bauer erfahren, dem ein Kapital abgelöst wurde. Er nahm einige ungerade Päckli Münz, einige abgeschliffene Brabänter davon weg und that es dann in einem schön gestrichelten Säckli unten in den Schaft im Stübli. Und wenn er nach Jahresfrist den Schaden umsieht, ist es dem Säckli gschmuecht worde und es het nume no es Ränzli, wie ödper, der

a dr Uszehrig gstorbe ist. Geht es reichen Leuten so, um wie viel mehr dann nicht dem immer durstigen Dursli!

Wenn übrigens einmal eine Haushaltung von allem entblößt ist, wenn nirgends mehr etwas ist, nichts in der Küche, nichts im Keller, nichts in den Schäften, von keiner Sache etwas Vorrat mehr ist, kein Faden, kein G'spünnst, ja nicht einmal Plätze mehr, wenn die alle dem Hudilumper zugewandert sind für unentbehrliche Sachen; wenn so an allem Mangel ist und wenn man alles, was man kauft, bereits vor Wochen und Monaten hätte kaufen sollen, da b'schüßt kein Geld, da scheint gar kein Segen zu sein; da ist's wie mit einem ausgehungerten Menschen; den kann man lange füttern, doppelt so viel als einen andern, der Mond scheint noch lange durch ihn durch, und er sieht aus, als wenn er den hungrigen Zerbet hätte. Darum kann der Bär im Herbst, wenn er recht fett ist, von guten Dingen zum Winterschlafe sich hinlegen, und an den Tatzen saugend mag er es erleiden, bis die Sonne warm scheint; so überstehen leicht wohlversehene Haushaltungen vorübergehende Geldnot.

So eine ausgezehrte Haushaltung ist eine fürchterliche Sache und kömmt einem fast vor, wie ein auszehrender Mensch, nämlich hoffnungslos. Und eben weil alles nichts mehr bschüßt, verlieren solche Leute allen Mut, alle Kraft. „Es hilft doch alles nüt, was Tüfels will i", sagen sie; „gäb es paar Tag früecher oder später, z'Bode mueß es doch sy." Sie verlieren den Glauben, daß sie es epha können, und wo der Glaube verloren ist, daß man es nicht ume epha, sondern sich auch aufschwingen könne, da ist alles verloren; denn nur dieser Glaube gibt die Kraft und Ausdauer, welche notwendig ist, einer gesunkenen Haushaltung aufzuhelfen; und nur dieser Glaube, daß Besserung, Umkehr noch etwas helfen, daß es noch nicht zu spät sei, gibt

die Kraft einem Mann, von bösen Gewohnheiten sich loszureißen und der Familie sich wieder zuzuwenden. Und wo ein Mann so über die Stränge schlägt und keinen Glauben mehr hat an bessere Zeiten, da fängt gar zu gerne auch das Weib an den Mut zu verlieren, zu denken: wenn doch alles durch müsse, so wolle es ein Narr sein, sich allein zu plagen; es wolle auch noch einen Teil von Guetha, dem Bösha entrinne es doch nicht. Da geht es dann zweispännig dem Verderben zu; und unter den Rädern dieses Fuhrwerks, das zum Teufel geht, liegen die armen Kinder, werden gerädert von den zum Teufel fahrenden Eltern, und da ist kein Loskommen für sie; selten zeigt ein Retter sich, ehe die Seelen der armen Kinder in den Schlamm gerädert und gepreßt sind.

Doch so machte es das arme Bäbeli nicht; dazu hatte es seine Kinder zu lieb und war zu ehrbar gewohnt von Jugend auf. Es spann sich fast die Seele aus dem Leibe, um seinen Kindern den Hunger zu wehren und doch das Betteln zu ersparen. Das älteste Mädchen erkannte, wie gesagt, gar wohl ihre Not und der Mutter Leiden, weinte oft an der Mutter Halse und hielt ihr dr tusig Gotts wille an, sie solle es doch nie betteln schicken, es könnte nichts heuschen vor Schämen, könnte sich sein Leben lang nie mehr über die Sonne freuen, wenn die es mit dem Säckli hätte laufen sehen. Es wolle ja sonst alles machen, was ihm möglich sei, es wolle kein Brot mehr essen und sonst nur halb genug, wolle mit ihr spinnen, so früh und spät sie wolle, u ga Holz uflesen, dr Byslust mög ga wie er well.

Und treulich hielt es sein Versprechen; aber wie Eiseli auch und seine Mutter sich mühten, die Not und den Mangel konnten sie doch nicht wenden von ihrer Hütte, von den kleinen Kindern, besonders im Winter.

Und wenn Dursli zur Seltene wieder einmal schusterte und mit fertiggewordenen Holzschuhen ein Kind aussandte und das Kind die Batzen dafür heimbrachte, ach! wie sehnsüchtig sahen die armen Kinder auf die Batzen und dachten an ihre kalten Füßchen, an ihre hungrigen Mäglein und sahen mit nassen Augen zu, wo der Vater das Geld hinthue, ob in der Mutter Hand oder in seinen Sack; und wenn er es that in seinen Sack und polternd mit wildem Gesicht das Haus verließ, dann legten die armen Kindlein ihre Köpflein auf den leeren Tisch und ließen leise ihre Thränen rinnen und leise weinte am Spinnrade die Mutter. Aber wenn das leise Weinen der Kinder in lautes Schluchzen überging, dann brach auch der Mutter Herz und aufs Bett legte sie ihr Gesicht, den Kindern ihren Jammer zu verbergen.

Aber an diesen Jammer hat Keiner gedacht, der für das Patentsystem gestimmt hat; an diesen Jammer denkt Keiner, der jetzt, statt durch scharfe Ordnung die grenzenlosen Folgen desselben zu verhüten, die Hände ruhig in den Schoß legt und tubaket; am allerwenigsten die, welche die bestehenden Gesetze eigenmächtig erweitern und dann noch allemal hässig werden, wenn ihnen eine Übertretung der zu Schaumkellen gemachten Gesetze gemeldet wird.

Und wenn Dursli gemachte Arbeit selbst forttrug, so durfte weder Weib noch Kind fragen, ob er wiederkomme. Aber eins sah aus der Thüre, das andere aus dem Fenster, ob der Vater nicht wiederkomme mit einem Stücklein Geld, mit Holz, sie zu erwärmen, mit Brot, sie zu nähren; sie sahen hinaus, bis es dunkel ward draußen, bis es dunkel ward vor ihren Augen — wenn dann kein Vater kommen wollte, so betete mit den weinenden Kindern die weinende Mutter zum himmlischen Vater, daß er sie doch nicht verlasse, sondern ihr rechter Vater sein

möge. Aber ach! auch während dem Beten verließ der Hunger die armen Kinder nicht, und die vor Frost klappernden Zähne wollten oft das Beten hemmen.

Und während zu Hause Weib und Kinder hungerten und froren und beteten, drückte mit dem erhaltenen Gelde Durëli in einem Pintenschenk oder in einer Stubenwirtschaft sich nieder und trank Branntwein. Wenn er einen halben oder einen ganzen Schoppen getrunken hatte, so wollte er auch essen; und dieses Essen trieb er oft in sündigem Mutwillen an den Wänden umher und seine Kinder hungerten daheim. Und wenn er hier wüst gethan hatte, so ging er in eine andere Sauwirtschaft und spielte und raufte sich dort, und ging so von einer zur andern, bis der Morgen anbrach, und ging noch hie und da aus, bis ein Morgen nach dem andern anbrach — und daheim sahen die Kinder alle Abende vergebens aus den Fenstern nach dem Vater, bis es dunkel ward draußen, bis es dunkel ward vor ihren Augen. Und wenn dann kein Vater kam, so weinten sie und beteten mit der Mutter; aber ach! während dem Beten verließ die armen Kinder der Hunger nicht, und in ihr Beten hinein klang das Klappern der in Frost bebenden Zähne der armen Kinder — deren Vater im warmen Wirtshause saß.

Es war ein Winter eingebrochen, wie es sie zuweilen gibt, wo fast alle Monate eine strenge Kälte eintrittet, dann plötzlich bricht und in Tauwetter sich auflöst. Das sind die strengsten Winter für arme Leute. Ehe es kalt wird, schneit es; dann können sie kein Holz auflesen in den Wäldern, und die ungebahnten Wege bannen sie mit ihren schlechten Kleidern in ihre Häuser, wo manchmal kaum eine Maus etwas zu fressen fände. Dann kömmt die durch Mark und Bein, geschweige durch die dünnen Hüdeli, dringende Kälte, durchbricht die dünnen Wände der schlechten Hütte und treibt Viecht an deren innere Seiten.

Dann kömmt das Tauwetter, löst Schnee und Biecht in Wasser auf. In der Hütte tropfen alle Wände, daß es Schwetten gibt am Boden; draußen ist überall ein See, die Wälder sind unbetretbar; nicht einmal zum Bäcker können die armen Kinder in ihren schlechten Schuhen, mit keinen oder zersprengten Hinterstücken, ohne Fußwasser, und daheim ist kein warmer Ofen, die Füße zu trocknen und zu wärmen.

Ein solcher Winter war übers Land hereingebrochen und hatte viele Not gebracht und manche Krankheit. Bäbeli litt unaussprechlich mit seinen Kindern in diesem Winter. Das letzte Stück Land war verkauft worden, das letzte Stück Geld schon lange ausgegangen, mit dem Spinnen wegen dem immer mehr einbrechenden englischen Garn fast nichts mehr zu machen, und über Dursli schien ein immer wilderer schwarzer Geist zu kommen; er sah so wild drein, daß die Kinder sich verbargen, wenn er sie ansah, flohen, wenn er ihnen begegnete unter der Thüre oder in der Küche. Für den Winter hatte nichts angeschafft werden können, und wie Eiseli und der älteste Knabe sich auch preisgaben bei dem wüsten veränderlichen Wetter, konnten sie doch nicht das nötigste Holz zum Kochen zusammen bringen; und das Holz, das sie dr Gotts wille von der Gemeinde erhalten und so viel als möglich zum Heizen gespart hatten, ging vor Weihnacht zu Ende.

Erdäpfel hatten sie wohl genug gemacht, aber wie etwas dazu anschaffen, wie den armen Kindern ihre Schuhe nur im notdürftigsten Zustande halten? das trieb Bäbeli oft den Angstschweiß aus, und so weit kam's, daß es Nächte durch ohne Licht beim Mondschein spann. Und wenn in Durslis Anwesenheit nur eine Klage laut wurde, nur eine Bitte, deren Abschlag mit stillem Weinen vernommen wurde, so fuhr er wild zweg, schoß das Werkzeug in die Ecken, ließ die Arbeit liegen und machte sich fort und zeigte sich oft lange nicht wieder.

So war in Not und Nässe Weihnacht herangekommen. Der Tauwind schnob durch die Felder, die Dorfgassen thaten ihr weites Maul auf, armer Leute Kindern die Schuhe zu verschlingen, oder wenigstens ihnen ihre kalte Nässe in dieselben zu gießen.

Dursli war am Tage vor Weihnacht am Morgen heimgekommen und war herumgelegen. Sie hatten abgegessen, Erdäpfel, aber ohne dreikreuzeriges Salz.

„Johannesli,“ sagte die Mutter einem 7jährigen Knaben, „Johannesli, du blybst dä Nahmittag daheim, es macht viel z'strube Weg für di, du hesch so dä Morge ganz nassi Füeßli hei brocht, u de chasch-se niene tröchne.“ „Ach nei, Mueter,“ sagte Johannesli, „i mueß wäger z'Schuel, i cha nit daheime blybe.“ „Folg schön, Johannesli,“ sagte Bäbeli, „du weisch, we-n-i öppis bifehle, so blibt's de drby.“ Da hing Johannesli weinend der Mutter an die Scheube und jammerte: „Ach Mueter, soll i de myr Lebtig nüt Guets ha? Ds Ammes Benz het hüt e Morge ds Wirts Mareili ds Buech i Dreck use gschlage, u du bi-n-ihm's ga reiche, u du het's mr vrsproche, es well dä halb Tag es Pfyffebäggeli i dSchuel bringe, ganz es zuckerigs, u de well's mi es paar mal la drüber schlecke, u-n-es bringt's gwüß. Ds Wiehnechtchingli het ihm's scho am Donnstе vo Burdlef brocht; u du hey du die angere Ching gseyt: z'Abe chönn me de bim Beck großi Wiehnechtmanne luege, ganz vo Lebchueche: o Müeti, la mi doch recht ga!“

Wo wäre wohl die arme Mutter gewesen, die ihrem Johannesli, dem sie selbst nichts zu geben wußte, die Freude, ein Lebküchli wenigstens zu schlecken ein- oder zweimal, versagt hätte? Johannesli jauchzte laut auf, als er mit der Erlaubnis fortsprang, und die Mutter sah, das Gesicht ans Fenster gedrückt, ihm nach, sah, wie er schon nach wenig Sprüngen einen

Schuh verloren hatte und schuhlos im Wasser stand. Aber ehe sie ihn zurückrufen konnte, hatte der muntere Junge die Schuhe wieder an den Füßen und fühlte die nassen Füße nicht, fühlte nur das ihm wartende Glück und war den Augen der Mutter entschwunden. — Diese aber konnte sich nicht enthalten, dem faulenzenden Manne zu sagen: ob er eigentlich keinen Blutstropfen im Leibe mehr hätte für seine Kinder; nicht einmal ihre bösen Schühli möge er ihnen plätzen; es büech's doch, sie sötte-n-e afe dure. Aber Dursli hatte noch kein Herz für Weib und Kind. Es nähm-ne de wunger, sazte er, wenn er einmal rüyhig zu Hause sein könnte ohne Gchär; es söll si de niemere vrwungere, we-n-er nit daheim sy mög, we me de eim nie chönn rüyhig lah. Aber so syge die Dolders Wyber u. s. w. So polterte Dursli, obgleich Bäbeli schon lange wieder schwieg, bis er sich in Zorn gewerchet hatte und bis ihn der Zorn, der das Gewissen betäuben mußte, aufjagte und fort zum Hause aus, nachdem er mit seinem Fluchen das Kind in der Wiege geweckt hatte, so daß das ihm Zetermordio nachschrie. Es war fast, als ob dieses Geschrei ihn jage, denn er ging nicht in die nächste Wirtschaft, nicht in die zweite. Er durchschritt schnell das Dorf, durchstrich ein weites Feld, ging durch den im Tauwetter schwarzen Wald, alles durch Dick und Dünn, als ob er es nicht achte, schnurstracks dem nächsten Dorfe zu. Dort waren auch neue Pintenschenke, waren auch Bundesbrüder von allen Sorten und Schnepf nicht selten dort anzutreffen und Dursli dort ein wohlbekannter Gast. Es war eine düstere, niedere Stube, in die er trat; auf unsauberem Tisch stunden noch einige Schnapsgläser, aber Gäste waren keine da. Der schmutzige Wirt saß allein auf dem Ofen und tubakete.

„He, chunnst du," sagte der Wirt, „i ha afe glaubt, es well hüt niemer cho, es syg alles geistlich worde. Was wotsch, was

soll dr bringe?“ „Emel afe e Halbe,“ sagte Dursli, „aber Truese, i bi nasse.“ Als sie alleine saßen, sagte der Wirt: Dursli, es sei bald Neujahr und da werd me mit Zahle nie fertig, bsunderbar wenn man auch Dienste heyg, und wenn Dursli ihm geben könnte, was er ihm schuldig sei, es mach neue bei 73 Batzen, so wäre es ihm anständig, mi heig dSach o nit vrgebe. Dursli ward düster und sagte: das hätt' er emel nit grad by-n-ihm, es syge ihm o no viel Lüt schuldi u sinni nüt dra; er well-ne heusche, und wenn er de überchöm, su well er o zahle. „O bhüet-is,“ sagte der Wirt, „das pressiert nüt, i hätt's nume gern so bald als mügli; mi cha nit geng usgäh, me mueß ynäh o.“ Beider Gespräch war eben nicht zärtlich, als Schnepf kam, naß und müde, also auch nicht in zärtlicher Stimmung. Er that noch herrischer als sonst, und behandelte Wirt und Dursli tüchtig von oben herab, schimpfte über alle Leute und sagte: er hätte jetz doch bald genug für andere die Katze durch den Bach gezogen, er well jetz de afe andri o-n-e chly la mache, sie chönne de o gseh, was me für Profit drby heyg. Er ranzte den Dursli an, wie er es lustig habe daheim, auf dem warmen Ofen zu sitzen, während er in so strubem Wetter herumlaufen müsse, da könn e jede Baschi ein weites Maul mache; aber wenn man dann vor die Herre söll, da well si de niemere füre lah und e jedere well hingertsi drus; „es isch grad e-n-iedere e Höseler wie du.“ Dursli hatte seinen halben Drusen getrunken, war sonst aufgeregt und nahm das nicht so unterwürfig auf wie sonst. Er sagte: er hätte seinen Teil auch gethan und er sei nicht nur gelaufen, sondern er hätte noch viel Geld eingeschossen und viel für andere bezahlt; er möchte doch de jetz afe wüsse, ob er etwas ume überchöm und wann? er well nit länger ihre Melkkuh sein, all Lüt heusche ihm Geld, er möcht o afe wüsse, wer ihm sis ume gäbi, er hätt's neue nötig; und wenn ihm

Schnepf nur das geben wollte, was er für ihn aparti ausgelegt oder ihm gegeben, wenn er gesagt habe: „Dursli, i ha mys Geld i de-n-angere Hose vrgesse.“

Er wolle schon mit ihm rechnen, sagte Schnepf. Das käm ihm afe suser use, we-n-e-n-iedere Schnuderbueb ihm wett Rechnig darschla. Er sche . . . auf die paar Kreuzer, die ihm Dursli gegeben; we-n-er well dChutte drehe, su flüge-n-ihm Dublone dry, was dry mög. Er söll ihm hüt de afe nümme ds Mul ufthue, sust well er ihm de säge, was är für-ne Lumpebueb, für-ne Löhl sei.

So wetterte Schnepf auf den Dursli los mit seiner geschliffenen Zunge, daß dieser in stillem Ingrimm eine Zeit lang zuhörte und, da er mit den wenigen Worten, die er zwischen hineinbrachte, nichts ausrichtete, endlich die Thüre in die Hand nahm und ging. Aber es kochete wild in ihm, und der gelbe, lange Mann mit dem wilden schwarzen Bart sah unrichtig aus allen Begegnenden in der Abenddämmerung. — Mit dem innern Frieden war der heitere Dursli und seine roten Backen schon lange verschwunden. Er brachte es aber nicht weiter, als etwa hundert Schritte, d. h. zur nächsten Wirtschaft. Dort saßen Mehrere und spielten, trotzdem daß es heiliger Abend war; es waren auch Durslis Bekannte. Derselbe setzte sich zu ihnen, und nicht lange ging es, so sprach einer derselben ihn um ein paar Batzen Geld an, er well ihm's nach dem Neujahr wieder geben. Da brach Dursli wüst los: er solle ihm das zuerst wieder geben, was er ihm schuldig sei. Ihm fordere alles Geld und wenn er das seine wieder haben wolle, so hätte man keins für ihn; er sei jetzt bal lang genug dr Narr im Spiel gsi. — He we me Bundesbrüeder sy well, su müsse man einander helfen, hieß es, und er hätte noch lange mehr als sie, ein Häuschen, brauche keinen Hauszins zu geben.

Wolle er nicht Geld geben, so solle er wenigstens gut sein für ihre Üerti beim Wirt. Aber Dursli wollte nicht, wollte einmal wissen, was er von seinem Gutsein hätte; er sehe nichts dabei herauskommen, als ein Böshaben.

So entspann sich ein immer wüsterer Streit tief in die Nacht hinein, der in eine Schlägerei auszuarten drohte, von der der Wirt möglicherweise Ungelegenheiten haben konnte. Er suchte daher einzulenken und fragte Dursli: ob er nicht fort wolle, das sei die Nacht ja, wo die Bürglenherren ihren Umgang hielten? In der heiligen Nacht sei es nie richtig durch den Utzenstörfer Wald zu gehen. Da begann Dursli, in dem Wut und Branntwein ein wütend Feuer entzündet hatten, gar lästerliche Reden auszustoßen, die ich nicht wiederholen mag, denn er lästerte die heilige Nacht. Das Reputierlichste, was er sagte, war: daß er, der T. solle ihn nehmen, sich nicht fürchten thäte, wenn der Teufel selber käme, samt seiner Großmutter; er wollte dem Teufel den Schwanz ausreißen und damit seine Großmutter an die höchste Tanne hängen auf der Bürgeln. Den Andern, so wüst sie waren, war doch nach und nach bange, und es strich sich einer nach dem andern nach Hause. Und alleine saß bald der gelbe, wilde Dursli und saß hinter dem dritten Schoppen und wollte noch absolut etwas essen; und daheim saß bei erlöschender Lampe sein seufzend Weib und betete, und die armen blassen Kinder, die um eine lerre Tischdrucke und hinter einer kleinen Kachel gesessen, in welcher eine blinde Wassersuppe gewesen war, lagen schlafend in den Armen ihrer Engelein. Endlich schlug's eilf Uhr; in der düstern Stube saß der Wirt weit von Dursli hinter düsterer Lampe fast unsichtbar im Tabaksrauche; draußen heulte der Wind; Schnee und Regen schlugen prasselnd an die Fenster. Da schlug Dursli wild seine letzten Batzen auf den Tisch, vom Wirte schon

lange zum Weggehen gemahnt, und ehe derselbe schläfrig sie zusammengelesen hatte, war Dursli draußen in dem wilden Wetter.

Kein Lichtlein brannte mehr im Dorfe, kein Lichtlein brannte in Durslis Herzen, hohl heulte der Wind durch die Gassen und wirbelte Schnee und Regen herein. Ein furchtbarer Zorn brauste durch Durslis Adern über die Menschen, über die ganze Welt, über alles, alles; und daß ihm doch jemand begegnen möchte, den er halb totschlagen, daß ihn doch nur ein Hund anbellen möchte, den er erstechen könnte, war des gelben wilden Mannes Gebet in der heiligen Nacht. Aber still blieb's auf der Straße, still um die Häuser; kein Mensch eilte durch die Nacht, in die Nacht hinein bellte kein Hund; Gott wacht auch über die Schritte der Menschen, über das Bellen der Hunde. Aber immer gewaltiger toste der Sturm von ferne her, gleich dem Donner des aufgeregten, tausendjährige Felsen stürmenden Meeres, und grauenvolle Finsternis lagerte über der Erde. Und immer finsterer ward's, als er in die Einschläge kam, wo in dichten Reihen Bäume stehen mit weit hinausreichenden Ästen den Boden berührend, als der mächtige Wald wie eine unendliche schwarze Wand immer näher vor ihn trat; und immer fürchterlicher heulte der Wind durch der Eichen spröde Äste, durch der Tannen biegsame Wipfel. Und immer heißer kochte in Dursli der Zorn über Gott und Menschen, immer wilder stürmte er weiter; da glitschte er aus auf dem schlüpfrigen Fußweg und hart fiel er nieder. Fluchend, daß der Teufel alles nehmen möchte, sprang er auf, stürmte weiter nach wenig Schritten hart an einen Baum und stürzte rücklings nieder, und wie höhnend und jubelnd sauste über ihn hin der Sturm. Da rieselte wie vom kalten Boden auf eine kältende Gewalt ihm durch die Glieder, und ohne Fluch, aber trotzig

noch, stellte er sich auf die Beine und schritt rasch, als wie gegen einen Feind, dem immer schwärzer, grauser sich darstellenden Walde zu.

Da schlug, wie mit unsichtbarer Hand, ein herabhängender Ast das Gesicht ihm blutig; da fiel er halb betäubt über die Stapfeten in den Wald hinein, dicht bei der Bürgeln, und mit dem Kopf in eine Pfütze. Nun brach der ganze Trotz zusammen; das Bewußtsein, daß er ein Sandkorn sei in eines Allgewaltigen Hand, brach in ihm auf, ward aber zur schrecklichen Gespensterfurcht, die dicht vor sich in einem kleinen dichten Tannenbaum des Teufels Großmutter sah und in einem jungen schlanken Eichli den Teufel selbst. Höllenangst schnürte des Durslis kurz zuvor so trotzig Herz zusammen, die Lippen, die so frech gelästert hatten, bebten, und seine Zähne klapperten noch lauter, als die Zähne seiner Kinder, wenn sie beteten, vom Frost geschüttelt.

Dursli, der lange nie zu seinem Gott gebetet, denselben verhöhnt hatte, derselbe Dursli betete jetzt in heißer Seelenangst zum Teufel und seiner Großmutter, bat seine Lästerungen ab, bat, daß sie ihn doch ruhig ließen, daß er ihnen ja gern wolle helfen Teufel sein und im Lande herum hausieren wolle mit Aufweisungen und Branntwein, und daß er ihnen helfen wolle den Leuten die Haare noch verflüchter zusammenknüpfen, als sie bereits geknüpft wären. Da schien es dem zum Teufel Betenden, als ob derselbe zu seiner Großmutter sich neige, als ob es darauf hinter ihnen zu seufzen und zu stöhnen beginne, als ob etwas schlüpfe zwischen beiden durch über ihn weg und wie Windeswehen hinaufeile gegen die Koppiger Gaß mit fliegendem Atem.

Aber nur einen Augenblick hörte er es, dann brach es los, als ob die ganze Hölle von dem Teufel und seiner Großmutter aufgerufen worden sei gegen ihn. Es heulte wie Hundegebell,

es schmetterte wie Pferdewiehern und Hufengestampf, es klang wie das Hallo brünstiger Jäger, wie Sporrengeklirr und Peitschenknall, es klang und tönte über den Boden hin und durch die Wipfel der Bäume. Ihm wollten die Sinne vergehen. Aber die wilde, gräßliche Jagd weilte nicht bei ihm, sie eilte dem seufzenden Windeswehen nach hinauf in den Wald dem Lindenhubel zu. Und wie der gräßliche Spuk weiter und weiter vertönte, ward freier und freier des wilden Mannes in Todesangst geklemmte Brust, höher und höher hob er sein Gesicht aus der Pfütze. Und als er nichts mehr hörte, als er mit seinen verkoteten Augen auch den Teufel und seine Großmutter nicht mehr sah, da begann es ihm zu wohlen und er erhob sich. Schräg durch den Wald der Ecke des Einschlags zu zielend, um auf die Gasse zu kommen, tappte er mit zitternden Beinen vorwärts und dachte bei sich: wenn er jetzt dem Teufel entrinne, so söll dä ne de gwüß nümme überch o. Schwarz wie die Hölle war der Wald; den Weg fühlte er unter den Füßen; er sah nicht einmal die über einem Weg übliche Heiteri durch die Bäume. Vorsichtig tappte er auf dem bösen Wege, und er meinte schon, als heitere es ihm etwas gegen das Koppigen-Thürli zu, da ward oben im Walde gegen das Oberholz hin wieder hörbar ein seltsames Schnauben und Tosen. Als ob ein gespenstig Wild oberhalb dem Lindenhubel bei dem allen Jägern wohlbekannten Kreuzwege im Lohn sich gewendet und durch das Oberholz nieder dem verlassenen Lager zu eile und hinter ihm drein die wilde Jagd, die Hund und die Jäger, alles auf der Feldseite dem Bühl nach den Wald nieder, tobte es näher und immer näher, immer schauerlicher, immer grausiger. Kalt wurde Dursli ums Herz; jetzt konnte er Glauben fassen, aber den gräßlichen Glauben, daß der Teufel ihn nicht lassen wolle, und dieser Glaube stellte ihm die Haare bolzgrade

den feurigen Spitzen, zerriß er dennoch nicht, sein Leib war zäch geworden, wie es seine Seele war; aber unbeschreiblich war diese Pein, und des feurigen Ofens Pein dagegen wie Hochzeitlust. Und mitten in den Hecheln rollten glühende Walzen, und zwischen die Walzen rollten die Zerfetzten, und zusammengedrückt in den Walzen wieder in die Hecheln hinein in feinere und immer feinere.

Das Fallen nahm kein Ende, und an jeder Walze stund ein rotglühender Teufel und wirbelte Wolken feurigen Pfeffers auf die Zermalmten und lachte ihnen zu mit teuflischen Geberden: das sei des Teufels Trüel, wo er für seine Pinten den Branntwein presse aus denen, welche auf Erden Herzen gepeinigt, gemartert, zerdrückt hätten ihrer Weiber, ihrer Männer, ihrer Kinder Herzen. So fiel er von Hechel zu Hechel, von Walze zu Walze, und endlich in eine, aus der er nicht wieder hinaus kam; es ward wieder finster um ihn, durch die schwarze Nacht schien er wieder zu fahren und verlor sich selbst darin nach und nach, ward selbst zu einem Atom der Nacht.

Ausgetobt hatte der Sturm, durch zerrissene Wolken glänzte der untergehende Mond, gegen Morgen dämmerte Licht, und stille war's über der Erde; es war, als ob sie in tiefer Andacht lauschen wolle der frohen Kunde, daß ihr heute der Heiland geboren worden, der Ehre Gott in der Höhe bereiten werde und Friede den Welten.

Beim Koppigen-Thürli in der alten Griengrube regte es sich, und tiefes Stöhnen drang über die Ränder derselben. Dort lag Dursli, und in ihm dämmerte nach und nach wieder Bewußtsein empor; er begann zu fühlen, daß er noch lebe; aber schrecklich, in dumpfer Rückerinnerung des gräßlichen Traumes, schien ihm sein Zustand; wie Feuer brannte es ihn im Halse, in den Augen, allenthalben; zerstochen, zerfetzt schien ihm sein

Leib, herumgewirbelt in feurigen Walzen. Er begann sich zu erinnern, wie ihn der Teufel mit seines Stiefels Spitze seiner Hölle zugeschleudert und zu welchen Qualen er verdammt worden, weil er seine Kinder hungern und frieren ließ, während er in allen Kneipen schlemmte, weil er das Herz seines braven Weibes täglich gemartert hatte in scheußlicher Unbarmherzigkeit.

Heiß brannte ihn der Angstschweiß, aber nicht auf der Stirne (wer sich in der Hölle glaubt, dem brennt der Angstschweiß auf dem Herzen) und im Frost klapperten seine Glieder.

So lag er lange in schauerlicher Stille und lauschte seiner Qual. Aber stille blieb es um ihn; er hörte nicht des Feuers Prasseln, nicht der Walzen zermalmend Knirschen, nicht des glühroten Teufels Hohn, nicht der zermalmten Menschen Angstgestöhn; und stille schien ihm sein Leib zu liegen, nicht herumgewirbelt zu werden im Ofen, nicht zu fallen von Hechel zu Hechel; er wußte nicht mehr wo er war. Er versuchte die Augen zu öffnen, lange umsonst, und als die verkleisterten Augenlieder endlich sich trennten, sah er keine Nacht mehr, keine Teufel, kein Feuer; es flimmerten Sterne ihm in die Augen und der stille Mond warf seinen lieblichen Blick ihm zu. Da kam ein unbeschreiblich Gefühl über ihn; da wußte er, wie es einem armen verdammten Sünder zu Mute wird, wenn ihn Gottes Hand aus der Hölle führt; denn das wußte er nun, in der Hölle war er nicht; da glänzen Gottes Sterne nicht, da spendet nicht der stille Mond seinen tröstenden Schein. Aber wo war er, war er im Himmel? Er konnte es nicht glauben; er wußte nun, daß ein gewissenloser unbarmherziger Vater nicht in den Himmel komme. Seinen schweren, zerschlagenen Kopf hob er mühsam auf, sah mit immer tieferem Staunen um sich; denn er sah Baumwipfel, sah eine Grube um sich, hörte Wasser rauschen dicht neben sich; mühsam hob

er höher sich auf; da sah er sich im Walde, sah eine Straße, sah ein Thürlein, Felder hinter demselben, und hinter denselben ein langes Dorf, und endlich ward es ihm deutlich, daß er noch auf Erden sei, und zwar in der alten Griengrube beim Koppigen-Thürli. Da saß er nun, der jämmerlich zerschlagene, im Froste klappernde Mann, verwirrt und betäubt; und ehe er zur Besinnung gekommen, wie er in diese Griengrube geraten, ob auf einem natürlichen Wege, oder von guten Geistern aus der Hölle hieher getragen, übermannte ihn ein markdurchdringend Gefühl seiner Erbärmlichkeit; er weinte bitterlich, seit Jahren zum erstenmal. Seit Jahren zum erstenmal war der Feuergeist so recht gründlich aus seinem Leibe gewichen, und in seinem Leibe hatte er nichts mehr, als seine arme Seele; seit Jahren war der Feuergeist, der Branntewein Meister in diesem Leibe gewesen; er hatte geredet und gehandelt, und seine arme Seele war in seinem Leibe nur gewesen, was ein arm schitter weinend Muetterli, das ein bös Söhniswyb nur in finsterem Winkel duldet, und von dort aus nicht einmal einen Seufzer verträgt.

Nun hatte die kühle, nasse Nacht den Feuergeist gänzlich aus dem Leibe gejagt, und draußen in der Griengrube war kein Branntwein. Dursli trug glücklicherweise kein Gütterli bei sich, den bösen Geist konnte er nicht zurückrufen. Nun begann seine Seele sich zu regen, die arme Seele aus ihrem finstern Winkel hervor; und diese arme Seele, nun nicht mehr unter der Gewalt des Feuergeistes niedergehalten, begann zu reden, wie mit tausend Zungen, von Weib und Kindern, von falschen Freunden und teuflischen Verführern, von Elend und Not, von Gott und dem Teufel, und tausend Ohren schienen ihm zu wachsen und zu vervielfältigen alles, was seine tausend Zungen sprachen. Was andern in Jahren Stunde um Stunde ihr Gewissen zuraunt, überflutete Dursli auf einmal in Sekunden. Diese Flut

war nicht eine Rede, nicht ein langes Vorhalten vieler Dinge, es war das blitzartige Aufrollen seines ganzen Lebens, unverschleiert, unübertüncht, in seiner ganzen grellen Sündhaftigkeit: wie er es gehabt und wie er jetzt dran sei, was Weib und Kinder ausgestanden und wie er selbst sein eigener Teufel gewesen, wie er aus dem fröhlich singenden Dursli einen wüsten, wilden Mann gemacht: das stund alles lebendig vor seinem inneren aufgegangenen Auge. Da durchdrang ihn eine grenzenlose Mutlosigkeit, die tiefste Selbstverachtung; in so tiefes Elend hinein hatte er sich reißen lassen, mit so geringer Mühe hatte er sich aus einem liebenden Gatten und Vater zum Peiniger seines Weibes, seiner Kinder umschaffen lassen! Da fühlte er den Sinn dessen in sich, der betet: „Mein Gott, ich schäme mich, mein Angesicht aufzuheben zu Dir, mein Gott! Meine Missethaten sind über mein Haupt gewachsen, meine Schuld ist groß geworden bis in den Himmel.“ Da kamen von selbst aus seiner Seele die Worte: „Ihr Berge, fallet über mir zusammen, ihr Hügel decket mich!“

Und in diesem Elend kam die Sehnsucht über ihn nach seinen Kindern, nach seinem Bäbeli, wenn er den Kindern nur noch ein Müntschi geben, wenn er Bäbeli nur noch einmal die Hand drücken und ihm sagen könnte, wie leid ihm alles sei, dann, dünkte ihn, wolle er gerne sterben. Und wie er so sterbensmatt da schlotternd saß in der Griengrube, dachte er, er wisse nicht, wie weit noch sein Sterben sei, und wenn er noch einmal Weib und Kinder sehen wolle, so müsse er eilen; und so richtete er langsam sich auf; kein Glied war ihm gebrochen im Falle, aber gar langsam trugen ihn diese matten, zerschlagenen Glieder. — Schon beim Thürli mußte er wieder stille stehen und sich lehnen an den Thürlistock; sein Leib dünkte ihn viele, viele Centner schwer, und als ob er mit den Beinen tief in der Erde ginge, war es ihm; und seine Seele war auch so matt

und trostlos, daß er keinen Mut mehr darin fand, heimzugehen und sein Elend zu bekennen. Und als er so mutlos sich lehnte an den Thürlistock, begann es im vor ihm liegenden Dorfe zu läuten. Es war das Zeichen, daß die Menschen erwacht seien, daß sie sich bereiten wollten, dem Herrn Lob und Ehre darzubringen an seinem heiligen Tage, und alsobald mischte diesem Geläute das Kirchlein des Dorfes, woher Dursli gekommen war, seine schwesterlichen Klänge bei; und so wie es von beiden Kirchen her läutete hell und klar, so kamen aus weitern Kreisen her die Stimmen anderer Kirchen und bildeten zu den hellen Klängen den feierlichen Chor. Da ward ihm feierlich zu Mute; es war ihm, als riefe ihm dieses Leuten zu, heimzukehren, es war ihm, als ob auf dem Grunde seines Herzens sich ein Hoffen zu regen beginne auf eine neue kommende Zeit; als ob ihm der Glaube käme, daß auch ihm heute nicht nur der Welt Heiland, sondern gerade sein eigener Heiland geboren worden; als ob jede Glockenstimme eine Mahnung sei, daß Freude im Himmel sei über jeden sich bekehrenden Sünder und ein Frohlocken bei den heiligen Engeln; als ob jeder Ton, der ihm in die Ohren dringe, eine Verheißung sei, daß die Kraft Gottes so gut in sein Herz kommen könne, als seiner Glocken Stimme.

Es zog ihn aufs neue heimwärts, es glomm der Mut wieder zu seinem armen Weibe zu sagen: „Bäbeli, ich habe gesündigt vor Gott und vor Dir, ich bin nicht wert, Deiner Kinder Vater zu sein; aber kannst Du mir vergeben und vergessen, so will ich mit Gottes Hülfe ein anderer, der alte Dursli wieder werden.“ Und als er dieses dachte, da ward es warm in seinem Herzen und Thränen kamen ihm in die Augen, und er hob den Fuß zu dem heiligen Gang — da kreischte neben ihm ine Stimme, die zerdrückt aus einem verquollenen Halse kam:

„E, guete Tag, Dursli, was stehst du da wie ein Pfaff an einer Kilbi? siehst aus, als ob des Teufels Großmutter mit dir gnarret hätte, und luegst dry, wie wenn du an einem hämpfeligen Tannzapfen erworgen wolltest!“ Es war die Stimme der wohlbekannten Eh., berühmt als Wahrsagerin und Hexe, die in allen Pinten sehr gut bekannt war und mit allen Hudeln gute Kameradschaft hielt. „Komm du“, sagte sie, „mit mir hinterm Dorf durch, ins Pintli, e Trost gah näh, du hast es nötig; was Tüfels ist mit dir heute?“ Recht weichmütig wies er von der Hand dieses Ansinnen und sagte offenherzig: wie er heim wolle zu seinem Weibe und seinen armen Kindern, wie er sein wüstes Leben einsähe und ihnen wieder Vater sein wolle. Verwundert hatte die Eh. aus ihren triefenden Sauaugen ihn angesehen, als sie Dursli so reden hörte; und als er fertig war, schlug sie ein heiseres wüstes Gelächter auf: „Was Teufels kömmt dich an, Dursli“, sagte sie, „ist es dir tromsigs in Kopf gekommen, oder bist du bei den Stündelern in der Versammlig gsi? Was, dyr bleiche Gränne wotsch ga anechneue? Wotsch ere dr Gring groß mache u dr däweg dr Lätsch selber ga a Hals mache? Die würd dr de dr Plätz schön mache! Komm du ins Pintli gschwing; wenn du nur einen Tropf Guten im Leibe hast, so wirst du schon aus einem andern Loch pfeifen. Wenn es einen friert, so ist man nur ein halber Mensch, u du wirst diese Nacht volle a-mene Hag glege sy, u du wird dr ds Herz i dSchueh abe grütscht sy.“ — „Nein“, sagte Dursli, „von dem allem ist nichts; aber wenn dir begegnet wäre, was mir, du würdest auch wieder lernen beten.“ — „Nadis bott nit“, sagte die Eh., „und wenn der Tüfel selber chämt, er zwängti mi nit dr Kopf z'chiere.“ — „Wohl, Eh.“, sagte Dursli, „wenn du gesehen und gehört hättest, was ich, so würdest du auch glauben, daß no öppis angers isch, als was

me da gseht — und daß e Höll isch u daß me si ändere mueß, we me nit dry will.“ Und nun erzählte ihr Dursli offenherzig die Abenteuer der vergangenen Nacht, was er von der Bürglen herkommen sehen, wie der Teufel selbst ihn angeritten und durch die Luft geworfen, und wie er dann durch die Hölle gefahren und endlich in der Griengrube erwacht sei. Bei dieser Erzählung zog die Eh. nach und nach ein ernsthaftes Gesicht, und Dursli glaubte schon, sie bekehrt zu haben und zum Glauben gebracht; da leuchtete es in ihren Augen auf wie ein brennend Haus. „Und du willst geistlich werden, wo du jetzt glücklich werden kannst!“ schrie sie auf, und faßte Dursli mit ihren langen, klauichten Fingern krampfhaft beim Arme. „Weißt du und merkst du dann nicht, daß sich dir die Bürglenherren gekündet haben und daß sie dir ihre Schätze geben müssen, wenn du nur willst, und du Gurasche hättest und nit pflännetisch wie eine alte Frau. Und dr Tüfel wird afe gnietig sy, ne nah z'ryte; er het dir ja selber dr Stifel dargha, daß ufhockisch, und weil du dann da gestanden bist wie ein Ölgötz, so hat er dr einen Mupf in die Griengrube gegeben. Aber was du da von der Hölle sagst, das ist dir nume vorcho im Traum; dr Tüfel isch nit e Narr, daß er die, wo's mit ihm hey, geyt ga erschrecke, und de no hinte dry geyt ga quälen. Du mußt aber ein Fraufastenkind sein, daß du das alles gesehen. Und o Herr Jeses, Dursli, wie glücklich chönntisch werde, wenn nume Guraschi hättest. Wenn du auch wüßtest, wie groß der Schatz ist auf den Bürglen! Du könntest damit die Kirchberger und Utzenstörfer auskaufen, und der Dünkel-Dursli müeßt dy Schnuderbueb sy oder höchstens dy Melcher; dSchloßweyer z'Landshut chönntst ganz volle Branntenwein haben, und denn chönntist rüyhig im Gabenetli uf dr Terrasse hocke und hundert Knechte müßten dir ihn zueche tragen und alles in silberige Gschirre. Und dann chönntest deinen

Kindern meinethalben auch z'fresse la zuecho und dym Bäbi albeneinisch e Wedele für z'heize; aber e schöneri Frau würdist denn wohl welle, als so ne bleiche Gränne. Wenn du morgen Nacht wieder da bist, so kannst du den Schatz noch immer gewinnen; sie müssen drei Nächt nach einander den Wald durch abreiten und hinter ihnen her der Teufel. Komm doch geschwind ins Pintli, dort kannst du erwarmen, und ich will dir alles brichte, und was du zu machen hast." Aber Dursli sagte: „Nein, ins Pintli komm ich jetzt e mal einisch nicht, du kannst mich hier auch brichte, was das mit den Bürglenherren ist."

„Da auf der Bürglen", sagte die Ch., „ist vor alten Zeiten ein Schloß gestanden, und das hat gar grusam fürnehmen Edelleuten gehört, aber die sind liederlich gewesen und verputzten all ihr Gut, daß sie gar kein Geld mehr hatten für Wein zu kaufen und Kleider, und sind doch immer durstig gewesen und hoffärtig. Da haben sie sich dem Teufel übergeben mit Leib und Seele, und der hat ihnen zu schröcklich viel Geld und Gut geholfen, so viel sie nur haben wollten. Und wo sie das Geld gehabt, ist es ihnen doch nicht recht gewesen, daß sie sich dem Teufel übergeben; sie hätten das Geld behalten mögen und doch vom Teufel los sein; aber sie wußten nicht, wie sie das anfangen sollten; die Listigsten waren sie nicht."

Die sieben Brüder hätten aber ein Jungfräuli gehabt, das hätte ihnen ihre Sache gemacht und wäre aller Brüder Schatz gewesen und gar ein listiges. Das hätte ihnen gesagt: sie wüßte wohl, wie der Teufel z'bschyße wär, so daß sie ihm entrinnen könnten und doch alles behalten. Und die Brüder hätten dem Jungfräuli versprochen, der jüngste müsse es heiraten, wenn ihr Rat sie glücklich davon brächte.

Da hätte es gesagt, in der heiligen Nacht und zwei Tage und zwei Nächte nachher dürfe der Teufel nicht aus der Hölle

hervor, das hätte ihm einmal ein Pfaff gesagt. In der heiligen Nacht wollten sie sich also mit Hab und Gut fortmachen, und während den drei Tagen möchten sie denn doch weit kommen; wenn dann der Teufel wieder hervorkomme, so wisse er nicht, wo sie hingekommen seien, und wenn er sie nicht mehr finde, so seien sie ja entronnen. Aber der Teufel hatte auch einen Liebeshandel mit der Köchin zu Bürglen und die war schalus auf das Jungfräuli; sie sagte daher dem Teufel wieder, was im Wurfe sei zu seinem Schaden. Da sei der Teufel nicht in die Hölle gegangen, deren Thor während den drei heiligen Tagen verschlossen werde und damit man ihn nicht hineinjage, habe er sich als Draguner verkleidet und mit Wüstthun in der Nähe aufgehalten, und in der heiligen Nacht hätte er ihnen g'lußet unten am Schlosse auf einem großen schwarzen Rosse. Als sie nun fortzogen mit Sack und Pack, Hunden und Rossen, und voran mit dem jüngsten Bruder das Jungfräuli, sei er hinten drein geritten mit Sausen und Brausen, daß sie erschrocken fortstoben wie das Dürstengjäg, z'voran das Jungfräuli, welches alsbald ab dem Roß gefallen sei. In der heiligen Nacht hätte er ihnen eigentlich nichts thun dürfen; aber als sie vom Lindenhubel gegen das Oberholz zugeritten, wäre er ihnen vorangeritten und hätte sie ume gwehrt, daß sie den Wald hinunter hätten reiten müssen dem Bachteln-Brunnen zu mit wildem Angstgeschrei.

Dort hätten sie sich wieder umgewendet der Bürglen zu, und seien glücklich vor dem Teufel im Schlosse gewesen, und hätten das Thor wohl vermacht, so daß der Teufel, der in diesen Nächten keine aparti Gewalt hat, davor bleiben mußte.

„Drinnen ward den Brüdern nun gar angst, was der Teufel wohl mit ihnen anfangen werde, wenn die heilige Zeit vorbei sei. Aber das Jungfräuli, welches vor allen andern wieder im Schlosse

war, tröstete sie, der Teufel werde jetzt wohl wieder in der Hölle sein und in der folgenden Nacht sie nicht stören können; sie sollten die Flucht nur noch einmal versuchen. Sie thaten es, aber es ging ihnen akurat wie das erstemal. Da fürchteten sie sich noch mehr und drohten dem Jungfräuli, daß sie es dem Teufel dargeben wollten für seinen bösen Rat; es könne die Suppe selbst ausessen, die es eingebrockt. Aber das Jungfräuli hielt ihnen grusam an, daß sie das nicht thun sollten, sondern die Fahrt zum drittenmal versuchen. Wenn der Teufel schon nicht in der Hölle sei, so werde er sicher, weil er zwei Nächte hintereinander nicht geschlafen, jetzt so fest schlafen, daß er sie nicht höre, und wenn sie ume einist dänne wäre, so könnte er ihnen nicht mehr nach, er hätte sie ja nie einholen können; und die Ritter glaubten der Dirne und ritten zum drittenmal und zum drittenmal der Teufel hintendrein schnaubend in wildem Zorn. Aber diesmal hätte er sie weit hinauf ins Oberholz reiten lassen, ehe er sie herum gewehrt, weit in den Leimgruben-Einschlag hineingetrieben und dann erst ihrem Schlößlein zu. So hätte er sie versäumt, daß es gerade zwölf Uhr geschlagen, als der letzte Bruder unter dem Thor war, und gerade hinter ihm der Teufel. Der habe nun mit dem Glockenschlag Zwölf alle seine Macht erhalten, dem letzten Bruder das Genick umgedreht, und sei in den Schloßhof hineingefahren und habe allen Brüdern die Köpfe umgedreht und auch dem Jungfräuli. Dann habe er alle z'chlyne Stücklene zerschrisse. Nun habe er alles Geld und alle Edelsteine zusammengelesen und in den Brunnen geworfen und die zerschrissene Leut oben darauf, und habe sich verflucht: ihre Lust zum Reiten sollten sie büßen. Alle Jahre zu gleicher Zeit sollten sie reiten in wilder Jagd, bis einer das Herz habe, während er sie jage, zu ihm aufs Roß zu springen i ds Tüfels Name, mit zu reiten in das Schloß, dort,

während er den Brüdern thue, wie das erstemal, das Geld zusammenzuraffen und damit fort zu gehen; dann sollten sie Ruhe haben. Das dürfe niemer, hat er gedacht. Die, wo schatzgrabe hey auf der Bürglen, deuten den Fluch; aber sie hatten kein Guraschi und wollten es zwänge mit dem siebenten Buch Mosis. Damit hatten sie viel Läuf und Gäng und zuletzt nichts mehr davon, als lange Nasen und so dicke wie Küferhämmer. Aber du darfst, Dursli, sagte die Ch., du bist geng e Guraschierte gsi und hast niemere gförchtet, und z'verspiele ist do nüt; mi brucht jo nüt zmache als ufz'hocke=n=u z'ryte und dr Tüfel het dr jo dr Stifel selber dargha. Es hätte den Schatz sicher schon lange einer gehoben; aber es gibt gar wenige Fraufastenkinder, die meisten Leute sehen nichts von diesem Gjäg, sie hören es bloß. Komm jetzt ins Pintli; wenn du wieder einen halben Schoppen im Leibe hast, so bist du wieder der rechte Dursli. Komm, wir wollen heute eins saufen, während der D. Pfaff „Hem, Hem“ macht; ich zahle alles. Häb nit Chummer um das Zahlen, wenn du kein Geld hast. Und z'Nacht gehst du dann und reitest und bringst Geld mit, es weiß kein Mensch wie viel. Dann wollen wir ein lustig Leben führen mit einander ins Teufels Namen: Chrebseli z'Morge und Fischeli z'Nacht, und de dy bleichi Gränne lah Chuder spinne=n=i Gotts Name.“

Dursli hatte gespannt zugehört; recht wahrscheinlich kam ihm die ganze Geschichte vor; war es ihm doch, als fühle er noch des Teufels Stiefelspitze unterm Kinn; und das lustige Leben ohne Arbeit mit überflüssigem Gelde dünkte ihn auch gar schön, konnte er ja mit dem Gelde anfangen, was er wollte, es auch an Weib und Kind wenden; und ein Tröpflein Branntenwein könnt ihm auch nicht schaden; war's ihm doch, als sollte er Stück um Stück auseinanderfallen vor Müechti. Und hätte die Ch. ihr Branntenweingütterli wie gewöhnlich bei sich gehabt, wer weiß, was geschehen wäre?

Da klangen wieder wunderschöne helle Glockentöne durch die heiter werdenden Lüfte den Wald herauf. Es drangen dumpf und schauerlich, wie Stimmen aus einer andern Welt, aus tieferem Hintergrunde mächtige, erschütternde Klänge; sie verschwammen in einander zu den wunderbaren Lauten, welche die Lust der Welt aus den Herzen treiben, in tiefe Andacht die Seelen versenken und Millionen Knie beugen in wirklicher Demut vor dem Allerhöchsten.

Es läutete aus dem Solothunerbiet herauf, und zu dem Läuten von vielen Glocken klang in wunderbarer, erschütternder Tiefe laut und vernehmlich die große Glocke im Münster zu Solothurn.

Sie schlugen nicht unvernommen an Durslis Herz, sie kamen wie guter Geister warnende Stimmen in der Stunde der Versuchung. Wie aus hohem Himmel herab schienen ihm die wunderbaren Klänge zu kommen; sie kamen ihm vor wie die Stimmen seiner gestorbenen Eltern, denen Gott vergönne, aus einer andern Welt her den wankenden Sohn zu stärken, ihn zu mahnen an Weib und Kind, an Gott und die andere Welt, in der sie nun wandelten, weil sie fromm gewesen auf Erden und der Heiland ihnen auch geboren war. Und fromm bewegt fühlte Dursli sich wieder, es kam ihn an wie Heimweh nach Vater und Mutter; bei ihnen sein, sein müdes Haupt in ihren Schoß legen hätte er mögen; aber dann kamen ihm vor Weib und Kind, die er verlassen müßte; mit doppelter Sehnsucht fühlte er sich nach heim gezogen, sie noch einmal zu sehen, ihnen noch zu zeigen sein liebevolles Herz, ehe er folgen müsse dem elterlichen Rufen nach einer andern Welt. Er vergaß die Eh., ihre freche Rede, ihr wüstes Locken und unwillkürlich wendete er den Fuß der Heimat zu. Da krallte das Weib ihm in den Arm und wollte ihn drehen auf den Fußweg, der zum Pintli

führte, und trieb lachend ihr Gespött mit seiner Feigheit. Da kam den Dursli ein eigentlich Grausen an ob dem Weibe und der Gedanke, ob heute der Teufel, statt ein Dragoner, ein Weib geworden und in der Eh. stecke?

Schon schienen sich ihm ihre Haarschnüre emporzuringeln wie ein Schweif, Katzenaugen aus ihrem Gesicht ihn glühend anzufunkeln, ihre Zunge sich zu spitzen und zu züngeln wie eine leibhaftige Schlangenzunge, und die magern Finger zu feurigen Krallen zu werden, und als ob er sie feurig fühle am ergriffenen Arm bis ins Mark hinein, ward es ihm. Da kam ihn ein jäher Schrecken an, er riß sich los mit Gewalt und floh, so schnell es seine matten Glieder erlaubten, durch die Koppigengasse der Heimat zu, und hinter ihm drein schallte noch lange das rohe Fluchen, das heisere Gelächter des teuflischen Weibes.

Zwischen hohen und breiten Lebhägen durch, in denen Bäume von allen Arten stunden, lief sein Weg. Träge Gügger hüpften schwerfällig von Zweig zu Zweig; lüstige Amseln, gelb geschnäbelt, flogen schnell in kurzen Bogen vor ihm her; beide suchten in den Beeren des Hages ihr kaltes, aber süßes Morgenbrot. Vor ihm zeichneten sich am blauen Himmel immer deutlicher die Rauchwolken ab, steigend aus den Häusern der Menschen, die sich kochten einen warmen Morgenimbiß. Schwarz und dick und wild wirbelten aus den Öfen der Bäcker, die nicht weißes Brot und Ringe genug backen konnten für den heutigen Tag, die Rauchsäulen empor. Klarer und ruhiger stieg der Rauch auf aus den weißen Schornsteinen der Häuser, die an den Fenstern bekränzt waren mit niedlichen, sorgfältig gebygeten Scheitern aus Buchen- oder Eichenholz. Ungeduldig und zornig drängte sich derselbe aus mancher Küchenthüre, welche endlich die sorgsame Hausfrau öffnen mußte, um nicht zu ersticken darin. Dünn und fast unsichtbar umschwebte er, bequem aus dem dünnen Stroh

des Daches emporsteigend, die kleinen Häuschen, wo vor dem Hause kaum einige Respen lagen und in die Küche selten eigentliche Scheiter kamen. Ungetrübt aber blieb der Himmel über den Häusern, vor denen hohe Tannen stunden, an denen Flaschen und Bänder flattern. In solchen Häusern wird es am Tage des Herrn gar spät Tag. Der Gedanke an den Herrn weckt dort selten jemand; das Glockengeläute, das an den Herrn mahnt, verschläft man; nur das Klopfen der Gäste, das Hoffen von Gästen weckt aus dem Schlafe — aber wenn der Herr einst selber klopft, was wird dann für ein Erwachen sein für Leute, die Sonntags und Werktags den Herrn verschlafen haben?

Wie Dursli dem Dorfe näher kam, schien es ihm entgegen zu duften wie von Eiertätsch und Weihnachtsringen; geschäftig sah er die Leute um die Häuser sich regen mit Wasserholen und Holztragen, sah die Mädchen laufen mit ihren Milchtöpfen, Milch zu holen, die Küher mit ihren Bränten, Milch zu vertragen; hörte Kinder jubeln in hellen Freuden, einander ihre Ringe spienzelnd. Ein munterer Bube, pfausbackig und vierschrötig, in der einen Hand einen Milchhafen, in der andern einen großmächtigen Lebkuchen haltend, von dem er gierig abbiß, begegnete ihm und rief ihm zu in seiner Herzensfreude: „Lue doch, Dursli, wie mr ds Wiehnachtchingli e Lebchueche brocht het, er isch fast so groß wie my Chuttefecke."

Da wurden Dursli die Beine wieder schwer und es war ihm, als ob es ihm wie Rauch zu beißen anfange in den Augen und sie ihm übertreibe. Hatte sein Weib wohl etwas, um Rauch damit zu machen und Feuer? Er wußte es nicht, er hatte sich lange nicht darum bekümmert, und gestern war der Ofen kalt gewesen. Er wagte es nicht, dahin, wo seine Hütte lag, zu sehen: ob nicht auch ein lichtes Wölkchen schwimme über derselben? Daß sie den Herrn nicht verschliefen, das wußte er wohl; aber

hatten sie wohl auch etwas zu essen? Keine Eiertätsche, keine Weihnachtsringe, das wußte er wohl; aber hatten sie doch irgend etwas anderes, als das trübe Sinnen: was sie alles entbehren müßten, was sie alles nicht hätten, was andere Leute, weil sie einen Vater hätten, der sie vergesse? Seine armen Kinder saßen vielleicht um einen leeren Tisch am heutigen heiligen Tage und Weinen und Klagen war unter ihnen, während Freude sein soll auf Erden, und in den meisten Häusern Freude war.

Und er hatte keinen Kreuzer, ihnen etwas zu kaufen! So manchen Batzen hatte er mutwillig verschwendet, und jetzt, wo er Jahre vom Leben um etwas Geld gegeben, jetzt hatte er keinen Kreuzer, hatte gar nichts ihnen heimzubringen, als den wüsten, nichtsnutzigen Vater, der die Quelle von all ihrem Elend war, den mußte er heimtragen als seiner armen Kinder Weihnachtskindli. Das that Dursli gar bitter weh im Herzen; er floh daher das Dorf, um niemanden mehr zu begegnen, um keine Bäckerladen sehen zu müssen, in denen er nichts kaufen konnte, wo er nur an seine armen Kinder denken mußte, mit welch sehnsüchtigen Augen sie die Herrlichkeiten alle gestern werden betrachtet haben. Aber auf welche Fußwege er auch fliehen mochte, die rauchenden Häuser brachte er nicht aus dem Gesichte. Der Duft von allen den guten im Dorfe gekochten Dingen schien immer dichter ihn zu umwallen. Dagegen fand sein ängstlich suchend Auge keinen einzigen Zaunstecken, keinen im letzten Sturme abgebrochenen Ast, um wenigstens etwas zur Feuerung beitragen zu können. Er kam immer näher seinem Häuschen und immer schwerer ward ihm ums Herz; zu fliehen hatte er nicht mehr die Kraft, aber in die Erde hätte er versinken mögen. Neben dem Hause, das sein Häuschen bedeckte, konnte er nicht weiter, er lehnte sich an die Gartenwand und weinte wieder bitterlich. Es kam ein Jammer über ihn, wie ihn sicher nur

ein Vater empfinden kann, der Ernährer und Schützer seiner Familie sein soll, und der an einem heiligen Morgen zu durch seine Schuld hungrigen und frierenden Kindern heimkehrt, matt, zerschlagen, verschlemmt, aber seiner Schuld wohl sich bewußt. Ach, wenn Dursli dachte, wie vor einigen Jahren noch seine Kinder ihn jubelnd immer empfingen, und am fröhlichen Vater sich nicht satt küssen konnten, und wie er jetzt heimkehre, und wie seine Kinder nur weinen müßten, wenn sie ihn erblickten, und aus Angst vor ihm nicht einmal recht weinen dürften, da lief sein Jammer von neuem über.

Dursli stünde vielleicht noch dort, wenn ihm nicht jemand fortgeholfen hätte. Aus dem Schopfe des Hauses hatte ihn schon lange mit mißtrauischen und ärgerlichen Blicken ein Mann betrachtet, der mit Füttern sich beschäftigte. Endlich, da er sah, daß Dursli sich nicht da anlehne, um dem Ueli zu rufen, sondern daß er weine und zwar recht, trat er zu ihm fragend: „Was fehlt dir, Durs?“ Es war ein Nachbar und Jugendfreund von Dursli, der aber mit ihm schon lange keine Gemeinschaft mehr hielt, weil derselbe auf gemachte Vorstellungen ihm gar pöchischen Bescheid gegeben hatte. Vor Schluchzen konnte ihm Dursli fast nicht sagen, daß ihm aparti nichts fehle, aber daß er nicht heim dürfe, weil sie daheim wahrscheinlich nichts hätten, um einen warmen Ofen zu machen, und er ihnen nichts heimbringen könne; und daß er an diesem allem selbst schuld sei, drehe ihm fast das Herz aus dem Leibe. „Es ist gut, daß du das einmal einsiehst, und gut wäre es, du würdest es nie mehr vergessen. Deine Frau und Kinder dauren mich; darum nimm da vom Hausen zwei Wedelen, aber geschwind, und mache, daß du damit fortkömmst und dich mein Alter nicht sieht, sonst gibt es Donnerwetter. Er kann keinen Hudel leiden und dich am allerwenigsten, weil er deines Vaters Kamerad war und dich früher lieb hatte.“

So sprach Res zum Dursli. Da dieser sich nicht gleich fassen konnte, so schob ihm Res zwei mächtige Wedelen unter die Arme und ihn mit einer scharfen Ermahnung hinter der Ladenwand hervor seinem Häuschen zu.

Stille war Alles dort, zu die Küchenthüre, kein Räuchchen kräuselte sich weder über dem Dach noch unter demselben. Mit klopfendem Herzen drehte er den hölzernen Riegel um und trat in die Küche. Da war kein Feuer; die Feuerplatte, wie gewohnt, sauber abgerieben, und hinten im Kunstloch noch ein klein Häufchen warme Asche; also hatten sie diesen Morgen doch etwas Warmes gehabt. Das träufelte etwas Trost und Mut ihm ein; er legte seine Wedelen auf die Feuerplatte und trat an die Stubenthüre. Bis hierher hatte ihm sein Mut geholfen; hier verließ er ihn. Er hoffte, es öffne jemand, zu sehen, wer da sei. Aber stille blieb es in der Stube, nur glaubte er das Rad seiner Frau schnurren zu hören. Mit klopfendem Herzen lauschte er lange; er hörte kein Schrittlein, nicht einmal ein Flüstern. Er sog es so recht in sich, was es heiße, „ein armer Sünder" sein, und welch Unterschied es sei zwischen einem Vater, bei dessen Erscheinen Fenster und Thüren sich öffnen, ihm entgegen springt, was Beine hat, und den Beinen voraus die jubelnde Stimme schickt, auch wenn er keinen Kram bringt; und zwischen einem andern Vater, den man heimkommen hört, und niemand sich regt, ja vielleicht Große und Kleine zittern, sich verkriechen und beten, daß er wieder fortgehen und nicht sein wüstes Wesen noch bringen möchte in das Elend hinein, das er angerichtet.

Er hatte so manchmal mit wüstem Branntenweinkopf die Thüre aufgepoltert und war in die Stube hineingefahren, wie ein Habicht in einen Taubenschlag, und die Kinder waren in alle Ecken geschossen, als ob sie die Tauben wären — daß er nur

zu wohl wußte, warum niemand öffne. Er fühlte es, was es heiße, an einer Thüre stehen zu müssen, als ob es die Thüre der Hölle wäre, während es die Thüre des Paradieses sein soll, das jeder Vater sich selbst zu schaffen hat, die Thüre zu Weib und Kindern. Aber eben, Leute, merket euch dieses Zeichen wieder, wie der Mensch aus dem Himmel, den Gott ihm darbietet, die Hölle, aus dem Paradiese ein Dornen- und Distelfeld machen kann. Ach, wie er sich wieder sehnte nach einem Tröpfchen Branntenwein, um Mut und Kraft zu erhalten, seine eigene Thüre zu öffnen! So weit kömmt ein Mensch, wenn der Branntenwein sein Alles ist, daß er selbsten ein Nichts wird. Aber kein Branntenwein ward ihm; er mußte endlich die Thüre doch öffnen. Er wollte guten Tag sagen, aber er brachte es nicht heraus, es blieb ihm klemmen im Halse. Seine Frau spann und wiegelte zugleich das greinende jüngste Kind. Eiseli haspelte und die andern Kinder saßen um den Tisch, auf dem noch eine Kachle stand, der man es ansah, daß im Wasser gekochte Erdäpfelbitzli darin gewesen waren. Kalt und fröstelig war es in der Stube, doch sauber und reinlich; Bäbeli meinte nicht, je weniger man zu essen habe, desto unreinlicher müsse man werden.

Die Kinder hielten sich mäuschenstill, als er hineinkam, drückten ihre Köpfchen tief in die Arme hinein und Eiseli haspelte noch geschwinder, wie von innerer Angst getrieben, und Bäbeli fragte übers Rad weg tonlos: „Du wirst öppis z'Morge welle?" „Nein," sagte Dursli, von diesem Bilde, das er hundertmal gesehen, aber nie wahrgenommen hatte, tief ergriffen, „nein, essen mag ich nicht," so muecht und öde ihm auch war. Aber ihn friere gar, sagte er; er wolle einheizen und eine warme Stube machen, es sei gar kalt hier innen. Da sagte Bäbeli ganz leise: dann hätten sie kein Holz mehr für heute zum Kochen,

und wenn man sich durch den Morgen etwas leide, so werde über Mittag die Kunst warm vom Kochen. Da fand Dursli die Stimme wieder zu sagen: sie solle nur nicht Kummer haben, er hätte Holz mitgebracht. Da war's, als ob die Morgenröte besserer Tage schon auf der Kinder Wangen niederglänzte; ihre Backen röteten sich schon von der Hoffnung, heute eine warme Stube zu haben, und freundlicher sahen sie zum Vater auf. Aber beklommen fragte Bäbeli: „Woher bringst du Holz heute?“ „Wäger ha-n-i's nit gstohle“, sagte Dursli ohne aufzubegehren, „dr Res da äne het mr gäh, du chast-ne frage, ob's nit wahr syg.“ — Er ging hinaus und heizte mit Mühe ein in den kalten Ofen, an dem schon Tage lang nur die Kunst durch das Kochen warm geworden war, und wie warm die wird, wenn man keinen Säuen kocht, sondern nur mit zusammengelesenem Holz ein paar halbe Stunden im Tage etwas Warmes, das weiß jedermann. Als endlich das Feuer im Ofen prasselte, konnten sich die Kinder nicht enthalten, hinaus in die Küche zu kommen, vor den Ofen zu grupen, Hände und Gesichter mit innigem Wohlbehagen dem Feuer entgegen zu strecken und zu jubeln, wie lustig das doch brenne und wie warm. Wer nie recht Kälte ausstehen muß, begreift nicht, wie hoch der Arme die Warme hält. Nicht nur die Hände, sondern auch die Herzen tauten den Kindern am Feuer auf. Ach! Kinderherzen sind noch nicht mit tiefem Eis belegt; wenige warme Blicke vermögen das, welches sich in ihnen angesetzt hat, zu schmelzen.

Sie stunden näher und näher zum Vater; es war, als ob ordentlich ein Magnet sie zu ihm hinziehe; doch berührte ihn noch keins und auch der Vater durfte die Hand nach keinem ausstrecken aus Furcht, sie möchten entfliehen vor dieser harten väterlichen Hand. Endlich durchbrach ein vierjähriger Knabe die unsichtbare Scheidewand und legte seine Hände auf des Vaters

Backen; er solle doch fühlen, wie schön warm sie seien, und küßte darauf den Vater, weil er ihnen ein so schönes Feuer gemacht. Da durchrieselte den Dursli eine eigene Empfindung. Kindliche Küsse thun allen Vätern wohl, und als der Vater den verlornen Sohn küßte, mußte es auch diesem rieseln durchs Herz; aber muß es einem verlornen Vater nicht noch tiefer gehen, wenn sein unschuldig Kind, ob dem er die Hölle verdient, ihn küßt und mit dem Kusse ihm das Pfand der Vergebung gibt? Dursli konnte nichts sagen; aber er rührte nun ein Kind nach dem andern an und eins nach dem andern drängte sich ihm näher, bis er alle an einem Arfel hatte; da fühlte er es deutlich in seinem Herzen, daß er wieder ein besserer Mensch und glücklich werden könne.

Und wie das Feuer im Ofen verglomm, glomm ein anderes in ihm auf, und mutiger betrat er wieder die sich wärmende Stube. Drinnen hatte seine Frau ihren Spulen voll gesponnen und abgenommen und übergab ihn dem ältesten Mädchen zum Haspeln. Während dem räumte sie ab, ratsamte die Kinder, und gab dann, als Eiseli mit Haspeln fertig war, samt drei Strangen Garn demselben folgende Instruktionen: es solle diese drei Strangen unter die Scheube nehmen, daß sie ja niemand sehe, sie dem Garnjoggi bringen und daraus 6 Batzen zu lösen suchen. Und wenn es so viel Geld erhalten, so solle es einen Vierling Speck oder im Wirtshaus Feißi ab der Fleischsuppe, ein zweipfündig Brötli, einen halben Vierling Kaffee daraus kaufen und aus dem Rest abgenommene Milch, was es erleiden möge, damit sie etwas Warmes und diesmal, weil es doch Weihnacht sei, Erdäpfelrösti zu Mittag machen könnten. Die Kinder jubelten gewaltig, als sie von Erdäpfelrösti hörten; so was Gutes war ihnen schon seit langem nicht geworden. Und um ih-
Freude zu machen, hatte das arme Weib einen f

Teil der Nacht durch gesponnen, und der Vater hatte in den letzten Wochen ein Geld verpraßt, mit dem man zwanzig Erdäpfelröstene mit ganzen Hampfelen Speckbröckli hätte kochen können.

So sorgte also das Weib für alles Essen und der Vater hatte nichts, nicht einen Kreuzer, dazu gegeben. Doch hatte Dursli jetzt den Mut dazu zu sagen: er hätte kein Geld heute, aber es söll es sich diesmal nicht reuen lassen, in Zukunft müsse das anders gehen und Erdäpfelrösti ihnen nicht eine so seltsame Sache mehr sein. „Es wäre nötig," sagte Bäbeli, „daß es so kämte." Dann schwieg es wieder. „Ja Frau, so soll es kommen." Da sah ihn Bäbeli an mit einem Blick, in dem zerdrückte Liebe und verhaltener Zorn lag, beides, aber die Liebe tief gewurzelt, der Zorn nur wie Schaum auf der Oberfläche; an manchen Orten ist es umgekehrt. Bei diesem Blick ließ Bäbeli es bewenden und ging seinen Geschäften nach, und Dursli gab sich mit den Kindern ab still und freundlich; und wenn eins ihn anrührte, flog allemal ein trüber Zug aus seinem Gesichte fort, und mit sichtbarem Bestreben, ihm zu gefallen, aber nicht ohne Schüchternheit, gwirbeten die Kinder um ihn herum. Als Bäbeli dieses ungewohnte Treiben sah, glänzte ihm auch etwas in den Augen, aber es sagte nichts. Endlich sagte es: wenn es wüßte, daß er zu Hause bleiben und zu den Kindern sehen wollte, so möchte es gerne wieder einmal z'Chilche und zu ds Herre Tisch; es hätte schon lange darnach blanget und besonders jetzt. Und dann hätte es dem lieben Gott no abz'bätte, daß es heute gesponnen; es heyg das sust nie tha; „ds Eiseli wird scho choche, wenn's ume chunnt, und dSach mache." — Da ging dem armen Dursli ein Stich durchs Herz, daß er fast ab dem Ofen gefallen wäre. Als ihn jüngst der Hudeldrang so recht ankam, das von seinem Lande ein-

gelöste Geld verbraucht war, als er das ganze Haus durchsucht hatte, und er nichts mehr zu vergrützen fand, geriet er auch hinter seines Weibes Sachen, und da kam ihm unglücklicherweise noch ein schönes schwarzes Fürtuch in die Hände, das Bäbeli von seiner Mutter geerbt hatte und deswegen sehr wert hielt und nicht verkaufte. Dursli wußte das und nahm es doch weg. Er dachte in seinem Hudeldrang, Bäbeli werde diese Schürze doch so bald nicht brauchen und deswegen den Verlust am wenigsten merken. Und gerade jetzt, wo er Friede machen wollte für immer, wo ihm an Versöhnung alles gelegen war, mußte Bäbeli über seine Schelmerei kommen; aber wo eine Kirche gebaut wird, baut der Teufel eine Kapelle daneben; wo es Friede geben will, stößt er den Fuß dazwischen. Wie ein Maletschloß hing es dem Dursli vor dem Munde; als ob ihm einer die verkehrte Hand im Halstuch hätte, ward ihm. Da fragte Bäbeli noch einmal: „Hesch öppis drwider, we-n-i gange? I bi scho lang nüt gsi, u-n-es düecht mi, es liechteti mr uf em Herze, we-n-i einist wieder ga chönnt.„ „Bhüet-is nei,“ sagte Dursli, „aber i darf dr neuis fast nit säge; i bi viel zu-n-e wüeste a dr gsi u ha öppis gemacht, i darf's dr weiß Gott nit säge.“ „Säg's nume, das wird wohl o öppe z'ertrage sy,“ sagte Bäbeli. „Dein schwarzes Fürtuch habe ich dir verkauft, das du von der Mutter geerbt hast; aber du sollst es bis z'Ostern wieder haben, und sollte ich mir die Arme bis an die Ellbogen abwerchen,“ sagte Dursli. Man sah, es ward Bäbeli, als ob man ihm ein neues Weh anwürfe; in die Augen drang ihm das Wasser, seine Lippen bebten; aber zugleich begann eine unsichtbare Gewalt in seinem ganzen Wesen zu arbeiten, die nicht zum erstenmal den Kampf versuchte mit auflodernden Gemütsbewegungen. Bäbeli wußte, daß man mit zornigen Worten nichts ausrichte gegen ein störrisch gewordenes Gemüt,

und hatte daher ein stilles Verhalten sich angewöhnt; nur wenn es die Kinder betraf, entrann der Mutter noch zuweilen ein rasches Wort. „So will ich mein altes anlegen," sagte es leise, „das thut's einem armen Weibe, wie ich bin, sauft;" und ging hinein ins Stübli. Dursli fühlte wohl, daß er diese Schonung nicht verdiene; aber eben dieses unverdiente Schonen härtete seine Gelübde: ein anderer Gatte, ein anderer Vater werden zu wollen, wie Stahl gehärtet wird in des Feuers Glut. Bäbeli blieb lange im Stübli. Endlich, als es schon lange läutete zur Kirche, kam es heraus mit stillem Gesicht und armütig angethan. Es pressierte nicht fort und hatte noch dies und jenes den Kindern zu sagen, und Dursli mahnte auch nicht, daß es bereits verläutet habe; er wußte wohl, daß so armütig angethane Weiber nicht zuerst frühe zur Kirche gehen und nicht zuvorderst sich setzen, sondern ganz leise sich hineinschleichen, während die andern singen, und die hintersten Bänke suchen, damit kein verletzend Auge ihre Armütigkeit betrachte und das Weh in ihrem Herzen mehre.

Als endlich Bäbeli gehen wollte, längte ihm Dursli zaghaft die Hand und bat: „Bet de o für mi!" und Bäbeli sagte nichts, sah ihm tief in die Augen, seufzte dann auf und ging. Bald darauf kam Eiseli heim mit seinen Herrlichkeiten, und die Kinder umsprangen es und jedes wollte ihm auspacken, an die Hand gehen, und in fröhlichem Wirrwarr kamen sie einander zwischen die Beine. Und wehmütig schaute Dursli dem zu und allgemach wurde er immer matter. In seinem Magen knurrte und ruggete es; es dünkte ihn, sein ganzer Leib sei hohl und nie mehr zu füllen und im ganzen Hause war kein äßig Brösmeli als das Brötli, das Eiseli gebracht. Davon aber den Kindern vorweg zu essen, die es so sehnsüchtig ansahen, und es ohne die Mutter, die es ersponnen hatte, anzuschneiden, hätte er nicht übers Herz

gebracht. Die Zeit wollte nicht vorwärts; es dünkte ihn, der Tag stehe still wie zu Josuas Zeiten. Er bat Eiseli, daß es doch recht viel Rösti machen möchte, und als es ihm die kleine Platte voll Schybleni zeigte mit dem Bedeuten, daß keine mehr seien als die, da seufzte er schwer auf; denn er hätte die Hälfte mehr ring allein gegessen. Aber er klagte nicht, sondern dachte, Gott wolle ihm einmal zeigen, wie der Hunger thue; seine Kinder hätten oft seinetwegen gehungert; es sei nun billig, daß auch er einmal hungere. Aber daß er nicht mehr so hungern wolle und daß seine Kinder nicht mehr hungern sollten seinetwillen, das nahm er sich vor, so oft er eins der Kinder sah, so oft die kleine Platte Schybli ihm in die Augen fiel.

Bäbeli war spät in die Kirche gekommen und drückte sich gar demütig in einen Winkel. Es sah nicht viel auf; aber so oft es aufsah, wollte der böse Geist über ihns kommen, wollte ihm alle seine alten Gespielen zeigen und alle Weiber mit schönen schwarzen Fürtüchern, wollte ihm zuflüstern: siehe, wie hoffärtig die sind, wie armütig du; siehe, daran und daß du in fuchsrotem Fetzen zum heiligen Abendmahl gehen mußt, und alle Leute auf dich sehen, ist dein Hudel schuld; wäre der nicht, du könntest auch daher kommen wie die andern.

Aber Bäbeli wehrte sich standhaft gegen diesen Geist, sah nie mehr auf, sah nicht auf sein Fürtuch hin; es dachte nur an Gott, der unser Aller himmlischer Vater sei und keine Herzen verstoßen wolle, besonders die armen nicht. Dann schloß es sein Ohr der Predigt auf, wie heute der Weltheiland geboren worden sei, und wie er allen Menschen besonders geboren werden müsse, ja wie er vielleicht dem einen oder dem andern unter ihnen gerade heute geboren werde in Glaube, Hoffnung und Liebe; und wie dieser Heiland dann mächtig sei im Ertragen und im Schaffen, und Freude bringe über jede Seele

hatten sie wohl auch etwas zu essen? Keine Eiertätsche, keine Weihnachtsringe, das wußte er wohl; aber hatten sie doch irgend etwas anderes, als das trübe Sinnen: was sie alles entbehren müßten, was sie alles nicht hätten, was andere Leute, weil sie einen Vater hätten, der sie vergesse? Seine armen Kinder saßen vielleicht um einen leeren Tisch am heutigen heiligen Tage und Weinen und Klagen war unter ihnen, während Freude sein soll auf Erden, und in den meisten Häusern Freude war.

Und er hatte keinen Kreuzer, ihnen etwas zu kaufen! So manchen Batzen hatte er mutwillig verschwendet, und jetzt, wo er Jahre vom Leben um etwas Geld gegeben, jetzt hatte er keinen Kreuzer, hatte gar nichts ihnen heimzubringen, als den wüsten, nichtsnutzigen Vater, der die Quelle von all ihrem Elend war, den mußte er heimtragen als seiner armen Kinder Weihnachtskindli. Das that Dursli gar bitter weh im Herzen; er floh daher das Dorf, um niemanden mehr zu begegnen, um keine Bäckerladen sehen zu müssen, in denen er nichts kaufen konnte, wo er nur an seine armen Kinder denken mußte, mit welch sehnsüchtigen Augen sie die Herrlichkeiten alle gestern werden betrachtet haben. Aber auf welche Fußwege er auch fliehen mochte, die rauchenden Häuser brachte er nicht aus dem Gesichte. Der Duft von allen den guten im Dorfe gekochten Dingen schien immer dichter ihn zu umwallen. Dagegen fand sein ängstlich suchend Auge keinen einzigen Zaunstecken, keinen im letzten Sturme abgebrochenen Ast, um wenigstens etwas zur Feuerung beitragen zu können. Er kam immer näher seinem Häuschen und immer schwerer ward ihm ums Herz; zu fliehen hatte er nicht mehr die Kraft, aber in die Erde hätte er versinken mögen. Neben dem Hause, das sein Häuschen bedeckte, konnte er nicht weiter, er lehnte sich an die Gartenwand und weinte wieder bitterlich. Es kam ein Jammer über ihn, wie ihn sicher nur

ein Vater empfinden kann, der Ernährer und Schützer seiner Familie sein soll, und der an einem heiligen Morgen zu durch seine Schuld hungrigen und frierenden Kindern heimkehrt, matt, zerschlagen, verschlemmt, aber seiner Schuld wohl sich bewußt. Ach, wenn Dursli dachte, wie vor einigen Jahren noch seine Kinder ihn jubelnd immer empfingen, und am fröhlichen Vater sich nicht satt küssen konnten, und wie er jetzt heimkehre, und wie seine Kinder nur weinen müßten, wenn sie ihn erblickten, und aus Angst vor ihm nicht einmal recht weinen dürften, da lief sein Jammer von neuem über.

Dursli stünde vielleicht noch dort, wenn ihm nicht jemand fortgeholfen hätte. Aus dem Schopfe des Hauses hatte ihn schon lange mit mißtrauischen und ärgerlichen Blicken ein Mann betrachtet, der mit Füttern sich beschäftigte. Endlich, da er sah, daß Dursli sich nicht da anlehne, um dem Ueli zu rufen, sondern daß er weine und zwar recht, trat er zu ihm fragend: „Was fehlt dir, Durs?“ Es war ein Nachbar und Jugendfreund von Dursli, der aber mit ihm schon lange keine Gemeinschaft mehr hielt, weil derselbe auf gemachte Vorstellungen ihm gar pöchischen Bescheid gegeben hatte. Vor Schluchzen konnte ihm Dursli fast nicht sagen, daß ihm aparti nichts fehle, aber daß er nicht heim dürfe, weil sie daheim wahrscheinlich nichts hätten, um einen warmen Ofen zu machen, und er ihnen nichts heimbringen könne; und daß er an diesem allem selbst schuld sei, drehe ihm fast das Herz aus dem Leibe. „Es ist gut, daß du das einmal einsiehst, und gut wäre es, du würdest es nie mehr vergessen. Deine Frau und Kinder dauren mich; darum nimm da vom Haufen zwei Wedelen, aber geschwind, und mache, daß du damit fortkömmst und dich mein Alter nicht sieht, sonst gibt es Donnerwetter. Er kann keinen Hudel leiden und dich am allerwenigsten, weil er deines Vaters Kamerad war und dich früher lieb hatte.“

So sprach Res zum Dursli. Da dieser sich nicht gleich fassen konnte, so schob ihm Res zwei mächtige Wedelen unter die Arme und ihn mit einer scharfen Ermahnung hinter der Ladenwand hervor seinem Häuschen zu.

Stille war Alles dort, zu die Küchenthüre, kein Räuchchen kräuselte sich weder über dem Dach noch unter demselben. Mit klopfendem Herzen drehte er den hölzernen Riegel um und trat in die Küche. Da war kein Feuer; die Feuerplatte, wie gewohnt, sauber abgerieben, und hinten im Kunstloch noch ein klein Häufchen warme Asche; also hatten sie diesen Morgen doch etwas Warmes gehabt. Das träufelte etwas Trost und Mut ihm ein; er legte seine Wedelen auf die Feuerplatte und trat an die Stubenthüre. Bis hierher hatte ihm sein Mut geholfen; hier verließ er ihn. Er hoffte, es öffne jemand, zu sehen, wer da sei. Aber stille blieb es in der Stube, nur glaubte er das Rad seiner Frau schnurren zu hören. Mit klopfendem Herzen lauschte er lange; er hörte kein Schrittlein, nicht einmal ein Flüstern. Er sog es so recht in sich, was es heiße, „ein armer Sünder" sein, und welch Unterschied es sei zwischen einem Vater, bei dessen Erscheinen Fenster und Thüren sich öffnen, ihm entgegen springt, was Beine hat, und den Beinen voraus die jubelnde Stimme schickt, auch wenn er keinen Kram bringt; und zwiichen einem andern Vater, den man heimkommen hört, und niemand sich regt, ja vielleicht Große und Kleine zittern, sich verkriechen und beten, daß er wieder fortgehen und nicht sein wüstes Wesen noch bringen möchte in das Elend hinein, das er angerichtet.

Er hatte so manchmal mit wüstem Branntenweinkopf die Thüre aufgepoltert und war in die Stube hineingefahren, wie ein Habicht in einen Taubenschlag, und die Kinder waren in alle Ecken geschossen, als ob sie die Tauben wären — daß er nur

zu wohl wußte, warum niemand öffne. Er fühlte es, was es heiße, an einer Thüre stehen zu müssen, als ob es die Thüre der Hölle wäre, während es die Thüre des Paradieses sein soll, das jeder Vater sich selbst zu schaffen hat, die Thüre zu Weib und Kindern. Aber eben, Leute, merket euch dieses Zeichen wieder, wie der Mensch aus dem Himmel, den Gott ihm darbietet, die Hölle, aus dem Paradiese ein Dornen- und Distelfeld machen kann. Ach, wie er sich wieder sehnte nach einem Tröpfchen Branntenwein, um Mut und Kraft zu erhalten, seine eigene Thüre zu öffnen! So weit kömmt ein Mensch, wenn der Branntenwein sein Alles ist, daß er selbsten ein Nichts wird. Aber kein Branntenwein ward ihm; er mußte endlich die Thüre doch öffnen. Er wollte guten Tag sagen, aber er brachte es nicht heraus, es blieb ihm klemmen im Halse. Seine Frau spann und wiegelte zugleich das greinende jüngste Kind. Eiseli haspelte und die andern Kinder saßen um den Tisch, auf dem noch eine Kachle stand, der man es ansah, daß im Wasser gekochte Erdäpfelbitzli darin gewesen waren. Kalt und fröstelig war es in der Stube, doch sauber und reinlich; Bäbeli meinte nicht, je weniger man zu essen habe, desto unreinlicher müsse man werden.

Die Kinder hielten sich mäuschenstill, als er hineinkam, drückten ihre Köpfchen tief in die Arme hinein und Eiseli haspelte noch geschwinder, wie von innerer Angst getrieben, und Bäbeli fragte übers Rad weg tonlos: „Du wirst öppis z'Morge welle?“ „Nein,“ sagte Dursli, von diesem Bilde, das er hundertmal gesehen, aber nie wahrgenommen hatte, tief ergriffen, „nein, essen mag ich nicht,“ so muecht und öde ihm auch war. Aber ihn friere gar, sagte er; er wolle einheizen und eine warme Stube machen, es sei gar kalt hier innen. Da sagte Bäbeli ganz leise: dann hätten sie kein Holz mehr für heute zum Kochen,

und wenn man sich durch den Morgen etwas leide, so werde über Mittag die Kunst warm vom Kochen. Da fand Dursli die Stimme wieder zu sagen: sie solle nur nicht Kummer haben, er hätte Holz mitgebracht. Da war's, als ob die Morgenröte besserer Tage schon auf der Kinder Wangen niederglänzte; ihre Backen röteten sich schon von der Hoffnung, heute eine warme Stube zu haben, und freundlicher sahen sie zum Vater auf. Aber beklommen fragte Bäbeli: „Woher bringst du Holz heute?" „Wäger ha-n-i's nit gstohle", sagte Dursli ohne aufzubegehren, „dr Res da äne het mr gäh, du chast-ne frage, ob's nit wahr syg." — Er ging hinaus und heizte mit Mühe ein in den kalten Ofen, an dem schon Tage lang nur die Kunst durch das Kochen warm geworden war, und wie warm die wird, wenn man keinen Säuen kocht, sondern nur mit zusammengelesenem Holz ein paar halbe Stunden im Tage etwas Warmes, das weiß jedermann. Als endlich das Feuer im Ofen prasselte, konnten sich die Kinder nicht enthalten, hinaus in die Küche zu kommen, vor den Ofen zu grupen, Hände und Gesichter mit innigem Wohlbehagen dem Feuer entgegen zu strecken und zu jubeln, wie lustig das doch brenne und wie warm. Wer nie recht Kälte ausstehen muß, begreift nicht, wie hoch der Arme die Warme hält. Nicht nur die Hände, sondern auch die Herzen tauten den Kindern am Feuer auf. Ach! Kinderherzen sind noch nicht mit tiefem Eis belegt; wenige warme Blicke vermögen das, welches sich in ihnen angesetzt hat, zu schmelzen.

Sie stunden näher und näher zum Vater; es war, als ob ordentlich ein Magnet sie zu ihm hinziehe; doch berührte ihn noch keins und auch der Vater durfte die Hand nach keinem ausstrecken aus Furcht, sie möchten entfliehen vor dieser harten väterlichen Hand. Endlich durchbrach ein vierjähriger Knabe die unsichtbare Scheidewand und legte seine Hände auf des Vaters

Backen; er solle doch fühlen, wie schön warm sie seien, und küßte darauf den Vater, weil er ihnen ein so schönes Feuer gemacht. Da durchrieselte den Dursli eine eigene Empfindung. Kindliche Küsse thun allen Vätern wohl, und als der Vater den verlornen Sohn küßte, mußte es auch diesem rieseln durchs Herz; aber muß es einem verlornen Vater nicht noch tiefer gehen, wenn sein unschuldig Kind, ob dem er die Hölle verdient, ihn küßt und mit dem Kusse ihm das Pfand der Vergebung gibt? Dursli konnte nichts sagen; aber er rührte nun ein Kind nach dem andern an und eins nach dem andern drängte sich ihm näher, bis er alle an einem Arfel hatte; da fühlte er es deutlich in seinem Herzen, daß er wieder ein besserer Mensch und glücklich werden könne.

Und wie das Feuer im Ofen verglomm, glomm ein anderes in ihm auf, und mutiger betrat er wieder die sich wärmende Stube. Drinnen hatte seine Frau ihren Spulen voll gesponnen und abgenommen und übergab ihn dem ältesten Mädchen zum Haspeln. Während dem räumte sie ab, ratsamte die Kinder, und gab dann, als Eiseli mit Haspeln fertig war, samt drei Strangen Garn demselben folgende Instruktionen: es solle diese drei Strangen unter die Scheube nehmen, daß sie ja niemand sehe, sie dem Garnjoggi bringen und daraus 6 Batzen zu lösen suchen. Und wenn es so viel Geld erhalten, so solle es einen Vierling Speck oder im Wirtshaus Feißi ab der Fleischsuppe, ein zweipfündig Brötli, einen halben Vierling Kaffee daraus kaufen und aus dem Rest abgenommene Milch, was es erleiden möge, damit sie etwas Warmes und diesmal, weil es doch Weihnacht sei, Erdäpfelrösti zu Mittag machen könnten. Die Kinder jubelten gewaltig, als sie von Erdäpfelrösti hörten; so was Gutes war ihnen schon seit langem nicht geworden. Und um ihnen diese Freude zu machen, hatte das arme Weib einen bedeutenden

Teil der Nacht durch gesponnen, und der Vater hatte in den letzten Wochen ein Geld verpraßt, mit dem man zwanzig Erdäpfelröstene mit ganzen Hampfelen Speckbröckli hätte kochen können.

So sorgte also das Weib für alles Essen und der Vater hatte nichts, nicht einen Kreuzer, dazu gegeben. Doch hatte Dursli jetzt den Mut dazu zu sagen: er hätte kein Geld heute, aber es söll es sich diesmal nicht reuen lassen, in Zukunft müsse das anders gehen und Erdäpfelrösti ihnen nicht eine so seltsame Sache mehr sein. „Es wäre nötig," sagte Bäbeli, „daß es so kämte." Dann schwieg es wieder. „Ja Frau, so soll es kommen." Da sah ihn Bäbeli an mit einem Blick, in dem zerdrückte Liebe und verhaltener Zorn lag, beides, aber die Liebe tief gewurzelt, der Zorn nur wie Schaum auf der Oberfläche; an manchen Orten ist es umgekehrt. Bei diesem Blick ließ Bäbeli es bewenden und ging seinen Geschäften nach, und Dursli gab sich mit den Kindern ab still und freundlich; und wenn eins ihn anrührte, flog allemal ein trüber Zug aus seinem Gesichte fort, und mit sichtbarem Bestreben, ihm zu gefallen, aber nicht ohne Schüchternheit, gwirbeten die Kinder um ihn herum. Als Bäbeli dieses ungewohnte Treiben sah, glänzte ihm auch etwas in den Augen, aber es sagte nichts. Endlich sagte es: wenn es wüßte, daß er zu Hause bleiben und zu den Kindern sehen wollte, so möchte es gerne wieder einmal z'Chilche und zu ds Herre Tisch; es hätte schon lange darnach blanget und besonders jetzt. Und dann hätte es dem lieben Gott no abz'bätte, daß es heute gesponnen; es heyg das sust nie tha; „ds Eiseli wird scho choche, wenn's ume chunnt, und dSach mache." — Da ging dem armen Dursli ein Stich durchs Herz, daß er fast ab dem Ofen gefallen wäre. Als ihn jüngst der Hudeldrang so recht ankam, das von seinem Lande ein-

gelöste Geld verbraucht war, als er das ganze Haus durchsucht hatte, und er nichts mehr zu vergrützen fand, geriet er auch hinter seines Weibes Sachen, und da kam ihm unglücklicherweise noch ein schönes schwarzes Fürtuch in die Hände, das Bäbeli von seiner Mutter geerbt hatte und deswegen sehr wert hielt und nicht verkaufte. Dursli wußte das und nahm es doch weg. Er dachte in seinem Hudeldrang, Bäbeli werde diese Schürze doch so bald nicht brauchen und deswegen den Verlust am wenigsten merken. Und gerade jetzt, wo er Friede machen wollte für immer, wo ihm an Versöhnung alles gelegen war, mußte Bäbeli über seine Schelmerei kommen; aber wo eine Kirche gebaut wird, baut der Teufel eine Kapelle daneben; wo es Friede geben will, stößt er den Fuß dazwischen. Wie ein Maletschloß hing es dem Dursli vor dem Munde; als ob ihm einer die verkehrte Hand im Halstuch hätte, ward ihm. Da fragte Bäbeli noch einmal: „Hesch öppis drwider, we-n-i gange? I bi scho lang nüt gsi, u-n-es düecht mi, es liechteti mr uf em Herze, we-n-i einist wieder ga chönnt.„ „Bhüet-is nei," sagte Dursli, „aber i darf dr neuis fast nit säge; i bi viel zu-n-e wüeste a dr gsi u ha öppis gemacht, i darf's dr weiß Gott nit säge." „Säg's nume, das wird wohl o öppe z'ertrage sy," sagte Bäbeli. „Dein schwarzes Fürtuch habe ich dir verkauft, das du von der Mutter geerbt hast; aber du sollst es bis z'Ostern wieder haben, und sollte ich mir die Arme bis an die Ellbogen abwerchen," sagte Dursli. Man sah, es ward Bäbeli, als ob man ihm ein neues Weh anwürfe; in die Augen drang ihm das Wasser, seine Lippen bebten; aber zugleich begann eine unsichtbare Gewalt in seinem ganzen Wesen zu arbeiten, die nicht zum erstenmal den Kampf versuchte mit auflodernden Gemütsbewegungen. Bäbeli wußte, daß man mit zornigen Worten nichts ausrichte gegen ein störrisch gewordenes Gemüt,

und hatte daher ein stilles Verhalten sich angewöhnt; nur wenn es die Kinder betraf, entrann der Mutter noch zuweilen ein rasches Wort. „So will ich mein altes anlegen," sagte es leise, „das thut's einem armen Weibe, wie ich bin, sauft;" und ging hinein ins Stübli. Dursli fühlte wohl, daß er diese Schonung nicht verdiene; aber eben dieses unverdiente Schonen härtete seine Gelübde: ein anderer Gatte, ein anderer Vater werden zu wollen, wie Stahl gehärtet wird in des Feuers Glut. Bäbeli blieb lange im Stübli. Endlich, als es schon lange läutete zur Kirche, kam es heraus mit stillem Gesicht und armütig angethan. Es pressierte nicht fort und hatte noch dies und jenes den Kindern zu sagen, und Dursli mahnte auch nicht, daß es bereits verläutet habe; er wußte wohl, daß so armütig angethane Weiber nicht zuerst frühe zur Kirche gehen und nicht zuvorderst sich setzen, sondern ganz leise sich hineinschleichen, während die andern singen, und die hintersten Bänke suchen, damit kein verletzend Auge ihre Armütigkeit betrachte und das Weh in ihrem Herzen mehre.

Als endlich Bäbeli gehen wollte, längte ihm Dursli zaghaft die Hand und bat: „Bet de o für mi!" und Bäbeli sagte nichts, sah ihm tief in die Augen, seufzte dann auf und ging. Bald darauf kam Eiseli heim mit seinen Herrlichkeiten, und die Kinder umsprangen es und jedes wollte ihm auspacken, an die Hand gehen, und in fröhlichem Wirrwarr kamen sie einander zwischen die Beine. Und wehmütig schaute Dursli dem zu und allgemach wurde er immer matter. In seinem Magen knurrte und ruggete es; es dünkte ihn, sein ganzer Leib sei hohl und nie mehr zu füllen und im ganzen Hause war kein äßig Brösmeli als das Brötli, das Eiseli gebracht. Davon aber den Kindern vorweg zu essen, die es so sehnsüchtig ansahen, und es ohne die Mutter, die es ersponnen hatte, anzuschneiden, hätte er nicht übers Herz

gebracht. Die Zeit wollte nicht vorwärts; es dünkte ihn, der Tag stehe still wie zu Josuas Zeiten. Er bat Eiseli, daß es doch recht viel Rösti machen möchte, und als es ihm die kleine Platte voll Schnitzlein zeigte mit dem Bedeuten, daß keine mehr seien als die, da seufzte er schwer auf; denn er hätte die Hälfte mehr ring allein gegessen. Aber er klagte nicht, sondern dachte, Gott wolle ihm einmal zeigen, wie der Hunger thue; seine Kinder hätten oft seinetwegen gehungert; es sei nun billig, daß auch er einmal hungere. Aber daß er nicht mehr so hungern wolle und daß seine Kinder nicht mehr hungern sollten seinetwillen, das nahm er sich vor, so oft er eins der Kinder sah, so oft die kleine Platte Schnitzli ihm in die Augen fiel.

Bäbeli war spät in die Kirche gekommen und drückte sich gar demütig in einen Winkel. Es sah nicht viel auf; aber so oft es aufsah, wollte der böse Geist über ihns kommen, wollte ihm alle seine alten Gespielen zeigen und alle Weiber mit schönen schwarzen Fürtüchern, wollte ihm zuflüstern: siehe, wie hoffärtig die sind, wie armütig du; siehe, daran und daß du in fuchsrotem Fetzen zum heiligen Abendmahl gehen mußt, und alle Leute auf dich sehen, ist dein Hudel schuld; wäre der nicht, du könntest auch daher kommen wie die andern.

Aber Bäbeli wehrte sich standhaft gegen diesen Geist, sah nie mehr auf, sah nicht auf sein Fürtuch hin; es dachte nur an Gott, der unser Aller himmlischer Vater sei und keine Herzen verstoßen wolle, besonders die armen nicht. Dann schloß es sein Ohr der Predigt auf, wie heute der Weltheiland geboren worden sei, und wie er allen Menschen besonders geboren werden müsse, ja wie er vielleicht dem einen oder dem andern unter ihnen gerade heute geboren werde in Glaube, Hoffnung und Liebe; und wie dieser Heiland dann mächtig sei im Ertragen und im Schaffen, und Freude bringe über jede Seele

und Segen in jedes Haus. Und wenn dann Bäbeli an Dursli dachte, wie er so mild und weich heimgekommen und gesagt habe: „Bet o für mi," und wie es sich selbst überwunden und ohne Zorn fortgegangen sei, da schlug froh bewegt sein Herz, ob wohl ihm und seinen Kindern der Heiland einkehre in ihre Hütte und austreibe jeden bösen Geist. Und als es in froher Ahnung zum Nachtmahl ging, da ward ihm gar süß und selig dabei zu Mute. Es war ihm im Geiste, als sehe es die weiße Taube, die dem Noah das Ölblatt brachte, das Zeichen, daß die Wasser verlaufen, die Not vorbei, bessere Zeiten da seien; als schwebe sie ob seinem Haupte und lasse sacht und leise das Ölblatt auf seine Stirne nieder. Aufgerichtet ging Bäbeli heim, und wenn ein alter Bekannter ihm nicht freundlich dankte, ein paar böse Augen auf sein rotes Fürtuch sahen: es that ihm nicht weh im Herzen, es achtete es nicht einmal. Es eilte heim. Die Predigt hatte lange gedauert und das milde Wetter viele Leute zum Nachtmahl gezogen, jedoch ohne daß vielen in Sinn kam, daß Gott mit dem Tauwetter ihnen andeute, daß es auch in ihren Herzen auffrieren müsse, wenn darin der Heiland solle geboren werden, denn in gefrornem Boden wird nichts geboren. Es wollte die Kinder nicht warten lassen, und zudem ward ihm angst, ob es wohl Dursli nicht irgendwo fehlen möchte und eine schwere Krankheit im Anzug sei. Es kam eilig aber freundlich heim, und sah ohne Groll mit der alten Liebe den Dursli an; aber vor dem Jubel der Kinder, die es zu Tische zogen, weil die Milch schon erwellt sei, die Erdäpfelrösti fertig und man die Speckbröckli nicht dürfe kalten lassen, hatte es nicht Zeit zu fragen, ob's ihm fehle.

Mit freudestrahlenden Augen setzten sich die Kinder um den Tisch; und wenn sie schon mit andächtigen Gesichtern beteten, die Füße konnten nicht stille halten, die gingen wie

Fahnen in lustigem Sturme. So glücklich können Königskinder nie sein, so jauchzend nie sich um ihre goldenen Tafeln setzen. Sie haben nie entbehrt, nie so bis zum rechten Hunger gehungert, und wer nie entbehrt hat, kennt die rechte Freude, den eigentlichen Herzensjubel nicht. Ach Leute, wenn ihr wüßtet, wie glücklich man bei Wenigem sein kann, wie unglücklich oft bei Vielem; wie glücklich ein Mensch werden kann, wenn er als Kind sein Joch getragen, ihr machtet aus euren Kindern gewiß nicht lauter Weißbrotkindlein in Baumwolle eingewickelt. Wenn die an den Bysluft des Lebens müssen, wie werden die den Pfnüsel kriegen, und mit ihren Pfnüselgesichtern jammern über den wüsten Bysluft, und jammern, wenn der Bysluft vorbei ist, über den Pfnüsel, der sie nicht verlassen will, bei der wärmsten Sonne nicht!

Wie die Kinder in die Suppenkachel längten, und, wenn auf ihrem Löffel ein Dünkli Brot schwamm, den Löffel den andern zeigten und sagten: „Lue, Brot ha-n-i!" und die andern schrieen: „Lue, i o, i o!" Und wie sie dann in die Erdäpfelrösti längten und laut aufjubelten: „Lue, i ha-n-es Speckbröckli!" und dann den Löffel in das Kaffeechacheli dunkten und das Speckbröckli nie aus den Augen verloren, bis es im Munde war, und immerfort mit den Beinen zappelten und sie nicht stille halten konnten, wenn ihnen auch die Mutter sagte, sie machten wohl viel Lärm! Aber wie ein armer Sünder saß der Vater mitten unter den glücklichen Kindern. An dieser Freude sah er erst jetzt recht, wie bös sie es gehabt haben mußten, welche Not sie gelitten seinetwegen.

Wie zaudernd und zagend reckte er mit seinem Löffel in die Schüssel. Er war hungriger, als sie alle, ganz hohl inwendig. Der Hunger trieb ihn zum Zulangen recht tief in die Schüssel hinein; aber hatte er das Recht dazu, hatte er einen

Kreuzer zu dem Mahl beigetragen, war es nicht die Frucht des Schweißes einer bittern Nacht? Wie hungrig er war, er konnte die Bissen fast nicht hinunter bringen. Zudem, wenn er auf die kleinen Schüsseln sah, und den Hunger seiner Kinder an dem seinen maß, so schnürte tiefe Angst ihm die Brust zusammen: das Mahl möchte, auch wenn er nichts esse, für die Kinder nicht hinreichen, und wenn in keinem Hafen, in keiner Schüssel mehr etwas wäre, alles, alles gegessen, ein Kind zur Mutter noch sagen: „Ach Müetti, i bi no hungerig!“ Mit ängstlicher Miene sah er von der Erdäpfelrösti auf den Milchhafen, wie es mindere, sah auf die Kinder, wie ihr munterer Appetit nicht nachließ, sie alle Augenblicke sagten: „O wie guet! Müetti, hesch no meh Milch, we-n-i mys Chacheli us ha?“ Dann band er mit seiner Herzensangst den eigenen Hunger zusammen, längte so langsam als möglich in die Schüssel, schüttelte immer noch ab, und mäuelte am Rest, als ob er Hobelspäne im Munde hätte. Endlich war der letzte Bissen gegessen, der letzte Tropfen getrunken, und die Mutter hatte noch jedem als Dessert ein Stücklein Brot gegeben und das Brot war auch fast all geworden. Da öffnete ein Kind den Mund und dem Dursli drehte sich schon das Herz im Leibe um aus Angst, das Kind möchte jammern, daß nichts mehr da sei; aber der Herr, der mit wenigem viele speisen kann, hatte dieses Mahl gesegnet und das Kind sagte: „O Müetti, jetzt ha-n-i o so recht gnue, jetz mah-n-i's sauft erlyde bis z'Nacht, we-n-i scho nüt meh überchume“; „I o, i o!“ riefen alle mit. Das tönte dem armen Vater wie himmlische Lieder, ward ihm zur Speise, die seinen Hunger stillte; so recht frei aufatmen, so recht frei aufblicken konnte er zum erstenmale heute, denn er hatte in sich ein heiliges Gelübde gethan, daß sie bald ein Mahl aus seinem Verdienst halten wollten, wo

sie sich alle aus vollem Herzen freuen wollten ohne Kummer, daß nicht genug da sei.

Nach dem Essen haushaltete die Mutter, die gesättigten Kinder tummelten sich lustig, und der Vater hatte das jüngste Kind zum Gaumen übernommen. Erst hatte das Kind sich ihm entfremdet; denn gar lange war's, daß Dursli es nicht auf den Armen gehabt, ja ihm kein freundlich Gesicht gemacht hatte. Aber Dursli ließ nicht nach mit Flattieren und sang so lustig und that so narrochtig wie das beste Kindermeitschi, daß das Kind zu schreien aufhörte, ihn mit großen Augen ansah, und, als erkenne es nach und nach den Vater wieder, ihm zu lächeln begann, ihn bei der Nase nahm, und endlich auch beide Ärmchen um seinen Hals schlang und ihm Ä machte. Da fühlte Dursli, daß er wieder ganz daheim sei in seinem Hause. Die ältern Kinder mußten in die Kinderlehre. Heute ging es Dursli zu Herzen, als er sah, wie mühselig sie ihre bösen Schuhe durch den Kot brachten. Die jüngern, von dem guten Essen und dem wildelen schläfrig, legten sich aufs Ohr, und als auch das jüngste grännig wurde, legte es Dursli in die Wiege und trieb sie mit einem lustigen Liedchen lustig herum. Unterdessen war auch Bäbeli mit dem Haushalten fertig geworden und setzte sich hin zu Dursli an die Wiege; es wolle ihn ablösen, sagte es. Und dann fragte es: „Aber fehlt dr öppis? säg's doch recht; i will dr e Hafe voll Thee arichte." Da sagte Dursli: „O nei, es fehlt mr nüt, es isch mr lang nie bas gsi. Warum glaubst, es fehl mr öppis?" „Ach," sagte Bäbeli, „du bist neue hüt ganz e-n-angere als sust, i ha di lang lang nie meh so gseh. Ach, wenn's doch geng e so blieb!" sagte es ganz leise und fuhr mit der Hand über die stillen dunkeln Augen. Da war's, als ob das dunkle Ehegespenst, das sich zwischen beide gelagert hatte, in schneidender Kälte keinen Sonnenblick der Liebe von

einem zum andern lassend, von unsichtbarer Gewalt erfaßt, zerstöbe in die Lüfte und frei es werde zwischen beiden.

Da war's, als ob die alten Zeiten wieder kehrten, wo Dursli nach acht durchkupeten Tagen an seines Bäbelis Gadenfenster lockend stund und Bäbeli zuerst nichts hören wollte, dann herbei kam, dann, je näher er kam, desto inniger vom Geist der Versöhnung ergriffen, wenn Dursli so innig und treuherzig um Einlaß bat, in seinen Armen lag, ehe es wußte wie.

Aber diesmal kam Bäbeli zuerst, und pochte mit leisem Finger nur an Durslis Herz und dieses sprang, von tausend Empfindungen voll, alsobald auf, und ergoß sich in seines Weibes Seele. „Ja, Bäbeli," sagte Dursli, und nahm es bei der Hand, „ich weiß gar nicht, wie mir heute ist, bald weh und bald wohl, bald will's mr ds Herz zrschryße, we-n-i gseh, a was i allem dSchuld bi; u de gspüre-n-i i mr öppis, das mr seyt, i chönn wieder guet mache, u i gspüre, daß i's o will, de wird's mr wieder wohl, u-n-es düecht mi, i mög nit warte, bis i cha arbeite, i möcht scho hüt de Werchzüg füre näh. O Herr Jeses, was cha's doch us-eme Mönsch gä, u-n-er merkt selber nit wie. Es het mi hüt scho mengisch düecht, i möcht tief i dErde-n-abeschlüfe, oder mr dr Chopf a dr Wand zrschlage, we-n-i so gseh ha, was für ne Wüeste-n-i gsi bi, u wie-n-i mi a dir u de Chinge vrsünget ha. Es nimmt mi nume wunder, daß o nit viel wüester mit mr tha hest?" — Hier hätte nun manches Weib, dessen Herz eine Bütti voll Lauge ist, den Zapfen gezogen aus dieser Bütti, und hätte die Lauge laufen lassen über den weichen Mann, und alle lang verhaltenen Gefühle über ihn ergossen. Und wie im Tauwetter die Steine rollen in einer Rist an den Bergen, hätte es Vorwürfe rollen lassen, wie wüst er gethan und was jede Frau

über ihn gesagt, und wie groß ihre Not und Elend gewesen, und wie eine andere ihn würde rangiert haben, und mit solchen Reden hätte sie wieder verschlossen des Mannes Herz, aus dem offen die Reue floß; die Reue wäre zur Galle geworden, denn solche Weiberreden sind auffallend zerstörende Elemente für solche Empfindung, und am Abend wäre Dursli vielleicht schon wieder in einer Pinte gesessen.

Aber Bäbeli schmiegte sich näher an Dursli und fand keine Worte zu Vorwürfen; alle seine vorrätigen Worte brauchte es, ihm zu sagen, wie wohl es auch ihm im Herzen werde, es könne nicht sagen wie, daß es seinen Dursli wieder habe. Es hätte doch immer gehofft, es sei noch nicht alles verloren. Wenn es ihn so recht gschauet habe, so habe es ihns immer dünkt, es sei noch so viel vom frühern Dursli an ihm, daß er nicht so schlecht sein könne, daß eigentlich seine Kameradschaft und die Aufweisig an allem schuld sei und vor allem der wüste Schnepf, der ihm gerade vorkomme wie sein Eheteufel („Gott verzieh mr my Sünd"). Es habe es manchmal dünkt, wenn es o nume=n=einist eine Stunde gäbe, wo es ihm die Sache so recht sagen könnte in der Liebe und ihm zeigen könnte, wie lieb es ihn habe und einzig an ihm hange und wie es niemere gut mit ihm meine, als gerade es, es würde schon bessere, und es möchte ihn wohl änne ume bringe. Aber es habe nie so recht mit ihm reden können; entweder sei er unwirsche heimgekommen, dann habe es sich gefürchtet; oder es selbst sei zornig gewesen, und da habe es wohl gewußt, daß es schweigen müsse; oder es habe ihns gar grusam duret und ds Pläre sei ihm im Hals gewesen; dann habe es kein Wort hervorgebracht um kein Lieb nit. Es sei sein Lebtag nie e Rede gsi, und so habe es sich ihm nie welle schicke; es habe deswegen manchmal halb Nächt dure pläret und dr lieb Gott bete, er söll doch für ihns reden, es könne

nicht. Nun nähmte es ihns doch gar wunder, was es eigentlich gegeben habe, da doch niemere mit Dursli geredet habe, daß er heute so ganz anders sei, und es immer mehr hoffe und glaube, heute werde ihnen der Heiland geboren und die Taube Noahs bringe ihnen heute das Ölblatt, wie es ihm so wunderbarerweise in der Kirche vorgekommen sei. Da zog Dursli seine Kappe ab und sagte: „Wohl, Bäbeli, het öpper mit mir gredt. Dä da obe het ghört, was du betet hest, und da het er selber mit mir gredet. Jetzt erst begreife ich, wie das alles so hat kommen müssen, und wie, ich möchte fast sagen, Gott und der Teufel sich um mich gestritten haben.

Und nun erzählte Dursli seinem wie jung gewordenen Weibchen, wie alles gekommen. Er habe wohl gesehen, wie arm er werde, aber er habe ihm nicht nachdenken mögen. Was er verkauft, habe ihn allemal grusam gereut, aber um ihm nicht nachdenken zu müssen, habe er gesoffen; dabei habe er es etwas vergessen können. Am unwöhlsten sei ihm immer daheim gewesen; es habe ihm immer geschienen, man sehe ihn mit verdächtigen Augen an und wolle ihm Vorwürfe machen, und die hätte er nicht erleiden mögen, weil er nichts darauf zu sagen gewußt Rechtmäßiges. Es habe ihn immer gedünkt, er komme unwert, und die Kinder frügen ihm nichts mehr nach und hasseten ihn, und das habe er gar nicht an ihnen ertragen mögen, weil er sie im verborgenen noch immer so lieb gehabt; und dann habe er wüst gethan und sie alle noch weiter von ihm vertrieben. Aber auch unter seinen Kameraden sei er immer unwohler gewesen. Seitdem er nicht mehr so viel Geld gehabt, sei er unwerter geworden; man habe ihn nicht halb mehr so viel gerühmt, und sich seiner immer weniger geachtet. Habe er kein Geld mehr leihen wollen oder können, so habe man ihn ausgeführt, habe er zurück haben wollen, so habe man ihm wüst gesagt; habe

auch er borgen wollen, so habe niemand Geld gehabt für ihn. Die Sache, für die er so viel eingesetzt, scheine nicht vorwärts zu wollen. Es sei ihm immer mehr, das sei nur so ein Lockvogel gewesen für Geld und andere Sachen, und dagegen hätten alle Geld von ihm gewollt, denen er schuldig gewesen. So sei es ihm auch gestern abend gegangen in Koppigen, als er hier in vollem Zorn fortgelaufen. Schon im Hinübergehen habe es ihm aufrüchen wollen, es wäre eigentlich bräver von ihm, wenn er seinen Kindern die Holzschuhe plätzte als so herumzulaufen. Als er nun dort noch gesehen, wie wert er allen eigentlich sei und ihnen nur was eine Fliege den Spinnen, zum Aussuggen, so sei es schwarz wie ein fürchterlich Donnerwetter in ihm aufgestiegen und ganze Wolkenberge seien über ihn eingestürmt und in Blitz und Donner sei das Wetter ausgebrochen und doch nicht recht; nach vielem Streit sei er fortgelaufen endlich. Und noch immer habe es ihn gedünkt, es wolle ihn zersprengen, und wie Feuer habe es ihm im Kopf gebrannt. Er sei überall rasete gewesen und hätte mit der ganzen Welt händeln mögen. In diesem Gemütszustand habe ihn der Graus der Nacht erfaßt und Gott der Herr habe ihn lind gemacht, und ihm die Augen aufgethan. Und was er nun diesen Morgen alles erfahren und gesehen, das habe ihn so streng zweggenommen, daß er gewiß glaube, er könne jetzt halten, was er verspreche. Aber weh thue es ihm, was sie seinetwegen gelitten, er werde das nie vergessen und es nie gut machen können. „O wohl, Dursli“, sagte Bäbeli und schlug seinen Arm um ihn, „bis du ume wieder üse, so ist nicht nur grad alles vergesse, sondern wir wissen erst dann recht, was es heißt, e guete-n-Ätti z'ha. Mir hätte's ja nie recht glert wüsse, wenn d' nit e Rung wüest tha hättisch. Es ist wahr, es hat mir schrecklich weh gethan, wenn ich ein Stück Hausrat, ein Stück Land nach dem andern gehen sah; die arme

Ching, die arme Ching! Ha-n-i de denkt, was sölle die de ha einisch! Wahr ist's, es het mir grusam weh tha, als sie keine rechten Kleider mehr hatten und nicht Speis und wir bald allen Leuten schuldig geworden sind. Ich durfte mich fast nicht mehr zeigen vor den Leuten und niemand mehr ansehen aus Furcht, ich sehe ein spöttisch Gesicht. Und wenn ich eins von meinen Geschwistern angetroffen, so fuhr es mich hart an und sagte mir: „Gell, jetz weisch, was d' für e Ma hesch; gell, hättisch gfolget, wo me dir-ne gwehrt het! Aber jetzt chumm nit cho chlage." Aber weiß Gott, es ist mir nie z'Sinn cho, öpperem ga z'chlage, als em liebe Gott; dem ha-n-i's gseyt, wie's mer um ds Herz isch. Aber das alles hätt' no nüt g'macht, i hätt' no gern welle-n-arm sy und keis Land meh ha und keini Chleidleni für dChing, we sie nume no e-n-Ätti gha hätte. Aber daß du nichts mehr von ihnen wolltest, sie nie mehr freundlich ansahest, gerade machtest, als wenn sie nicht deine wären; das het mi em meiste duret. Und dann kamen noch die Kinder und fragten, warum dr Ätti geng höhne syg, was sie ihm echt o z'leid tha heyge, und weinten, daß sie ihm nie am rechten Ort seien, er sie allenthalben wegschüpfe. Das hätte ihm dann das Herz zerreißen wollen. Es habe ihns manchmal dünkt, wenn's nume sterbe chönnt, und de heyg es de die Ching müesse-n-aluege-n-u denke, was de us-ne werdi, wer de zu-ne luege sött, wenn es nimme da wär, und da heyg es dr lieb Gott bete, daß er es doch lay lebe, es well gern alles Elend usstah."

„Nein", sagte Dursli, „sterbe sottsch mr nit, mys Bäbeli, du muest by mr blybe. Ach, ich habe dich so nötig! Ich bin wüst krank gewesen und jetzt noch schwach, da muß mir jemand abwarten mit Raten und Warnen und Däselen, und muß mir helfen den guten Weg finden. Und das mußt du, mein liebes Fraueli. Und Elend sollst du keins mehr ausstehen; ich will

anfangen zu arbeiten, daß es Funken gibt. Es ist noch Arbeit da, und wenn es heißt: dr Dursli ist e-n-andere worde, er arbeitet wieder, so kommen die Weiber grad daher wie dSpatze nach einer Bäunde. Es soll bald für das nötigste gesorgt sein und dann will ich sehen, ob ich das Verlorne nicht wieder einbringe. Es hat schon mancher gar nichts gehabt und ist vermöglich geworden bei einem Handwerk, wie ich habe. Aber wenn du mir nume wieder vergesse kannst, was ihr meinethalben leiden mußtet; ich will es nicht vergessen, keinen Tag und keine Nacht. Wenn du mich nur so recht lieb haben könntest wieder wie allbets und die Kinder mich wieder hätten wie den alten Ätti, dann dünkt mich, ich könnte alles ausstehen; aber wenn man mich nicht lieb hätte, oder mir das Alte wieder hervorzöge, da wüßte ich nicht, wie es ginge."

„O Dursli, my Dursli, häb doch recht nit Chummer!" sagte Bäbeli und hing ihm am Halse. „Es dünkt mich, ich möchte dir das Herz aus dem Leibe geben, und lieb habe ich dich ja immer gehabt, aber ich durfte es dir nicht zeigen und das wollte mich manchmal fast zersprengen. Aber ich habe auch meine Fehler, ich weiß es wohl. Ich hätte oft ein Wörtlein in der Liebe mehr reden sollen, aber ich habe es verdrückt. Meine Mutter sagte allbets: „we me nüt säg, su fehl me nüt"; aber ich sehe jetzt auch ein, daß man mit Nütsäge wüst fehlen kann. Hätte ich zur rechten Zeit mehr geredet, es wäre mit mym liebe Dursli o anders cho. Und dChind, Dursli, die werde an dir hange wie dChlette und du kannst gewiß mit ihnen machen, was du willst; es sy gwüß gar gueti Ching und gar witzige, u we si gseh, daß me se lieb het, su cha me mit-ne mache, was me will. O my Dursli, o my Dursli! ha-n-i di wieder?" sagte Bäbeli, und nahm ihn noch einmal a-n-es Ärfeli. Da erwachte der Kleine in der Wiege, lächelte gar holdselig auf und streckte

die Ärmchen aus, und sie nahmen ihn auf und um beide schlang er seine Ärmchen; es war, als wäre er ein Engelchen aus dem Himmel, das zu neuem unauflöslichem Bunde die beiden einsegnen wolle. Und beiden war es auch gar warm ums Herz; sie fühlten, es war eine heilige Stunde, und Engel flogen durch die Stube. Niemand störte diese heilige Stunde. Erst als sie ihre unauslöschlichen Siegel aufgedrückt hatte den beiden aufgebrochenen Herzen, kamen die Kinder heim oder erwachten und brachten neue Liebe.

Und bald darauf klopfte es draußen, und es war, als ob der liebe Gott Raben sende, den armen Dursli, der zwar seinen Hunger vergessen, ihn aber doch noch im Leibe hatte, zu speisen. Es kamen Gevatterleute, mehrere hintereinander, und brachten das Gutjahr den Kindern und Weihnachtringe damit. Wahrscheinlich dachten sie: die armen Kinder hätten heute nichts zu essen, während der Vater in irgend einer Pinte sich wohl sein lasse; denn es gibt noch immer und allenthalben gute Leute, die nicht nur an sich, sondern auch an andere und besonders an gute Kinder denken. Sie waren alle gar verwundert, den Dursli anzutreffen, und gaben ihm die Hand nur so halb und halb; und er machte auch ein Armsündergesicht und wußte nicht recht, wie sich gebärden. Es kam auch eine junge, lustige, anderthalbcentnerige Baurentochter, die ein halb Dutzend Edelfräuleins mit gesundem Blut und Gutmütigkeit hätte versehen können. Sie packte auch allerlei aus, gab es aber nur gegen Müntschi ihrem Götti ab, und das muntere Meitschi schmatzte gar brünstig; es war, als ob es ihm mit jedem Müntschi wohle. Mit hellen Augen sah es sich aber doch überall um, und als es den Dursli auf dem Ofen ansichtig wurde, machte es ihm eine saure Miene und schnauzte ihn an: „Bist du o da, i ha glaubt, du seiest ganz an einem andern Ort.“ Und man sah es dem Meitschi

deutlich an, es krabbelte ihm in seinen warmen Gliedern, dem Dursli wüst zu sagen, oder ihn zu haaren. Aber es ging und winkte dem Bäbeli hinaus, drückte ihm dort extra noch zehn Batzen in die Hand (vielleicht seine ganze Ersparnis aus Eiergeld oder Trinkgeldern) mit dem Bedeuten, es söll de für is u syni magere Ching o öppe-n-es Bitzli Fleisch chaufe-n-u n-e Halbi, „aber bis mr bym Dolder nit ds Hergetts, dym wüeste Hung es Brösmeli drvo z'gä!" Dursli litt das still, im Gedanken, daß er es wohl verdienet, daß aber übers Jahr die Leute ihn mit andern Augen ansehen sollten.

So sorgte der liebe Vater droben dafür, daß sie nicht hungrig seinen heiligen Abend zubringen mußten, sondern sich des Glaubens freuen konnten, daß der Herr die Seinen nicht verlasse, daß er auch dafür sorge, daß geweihte Stunden nicht durch peinigende Gefühle gestört werden. Die armen Leute hatten nun auch am Abend genug zu essen, und die Kinder mußten nicht vom Mittag her genug haben.

Und Bäbeli sorgte nach seinen Kräften für ein zweites fröhliches Mahl. Zu den Weihnachtringen hatte es ganze Milch holen lassen, seit langem, langem zum erstenmale, und zum Kaffee nur halb und halb Schiggore genommen. Nun tafelten sie herrlich und in Freuden. Es dünkte Dursli, er habe seiner Lebtag nie so herrlich gegessen, als sei ihm etwas aus dem Halse fort, das ihm schon lange alle Speisen verbittert und ihn manchmal beim Essen übel gewürgt hatte. Als er sein Kacheli zum drittenmale zum Füllen darstreckte, bezeugte ihm Bäbeli seine Freude, daß er so toll möge, und also ganz gesund sei; er habe heute mittag so gar nichts gegessen. Da erzählte er ganz aufrichtig, wie er geglaubt, es sei zu wenig da, und so habe er nicht den andern ihre Sache vorweg nehmen mögen; deswegen sei er nun so hungrig. Da streckten ihm die Kinder ihre Ringen-

stücke dar und sagten: „Nimm, Ätti und iß.“ „U mys o, u mys o!“ schrie es um den ganzem Tisch, und Eiseli küschelte der Mutter; es sei noch Milch draußen, ob es gehen und sie erwellen solle. Und Dursli hatte die größte Mühe zu erwehren, daß man ihm jetzt nicht zu viel gab, wie er diesen Mittag zu wenig gehabt hatte.

So tafelten sie herrlich und in Freuden, mit offenem Herzen, fröhlichen Gesichtern und munterem Gespräch; doch hatten der Eltern Stimmen immer einen weichen Ton. Und als sie abgetafelt hatten, sollte die fröhliche Kinderschar ihren schlechten Bettlein zu, in denen sie gar trefflich schliefen, weil sie nicht wußten, wie schlecht sie waren. Aber sie hatten diesmal immer noch etwas mit dem Vater zu thun, ihm etwas zu sagen, und wenn er einem die Hand gab und es an sich zog, so machte keines gerne dem andern Platz und jedes wollte ein Müntschi haben, ehe es ging; und bei jedem, das gehen mußte, weil ein anderes kam, wischte sich Dursli die Augen und betete: „Vater, vergieb mir, ich wußte nicht, was ich that!“

Und was Dursli und sein Weib seit langer Zeit zum erstenmal wieder mit einander beteten — denn um gemeinsam beten zu können, muß man ein Herz und eine Seele sein — das hörte Gott, und Freude war darüber im ganzen Himmel.

Am andern Morgen früh setzte nun Dursli sich zur Arbeit; er hatte keine Ruhe im Bett, und arbeitete von früh bis spät; und alle vorrätige Arbeit fergete er und suchte neue auf, und man gab ihm gerne, wenn er die Arbeit machen und nicht ein halbes Jahr im Hause behalten wolle. (Zuerst aber machte er seinen eigenen Kindern ihre Schuhe zurecht). Vor allem aus wollte er, daß sie aus seinem Verdienst neujahren könnten ordentlicherweise, wie sie es vor altem gewohnt waren; es sollte das ein Zeichen sein der wiederkehrenden besseren Zeit. Und er

brachte es auch dahin, daß am selben Tage zweierlei Fleisch auf seinem Tische stund, grünes Fleisch und Schweinefleisch und glänzender Sauerkabis und zwei Kacheln Milch mit schöner dicker Nidle oben drauf. Die mußten den Wein ersetzen, mit dem er es noch nicht probieren wollte; er fürchtete den Nachdurst am folgenden Tag, fürchtete überhaupt in seinen noch schwachen Nerven die unheimliche, zu Kopf steigende Wärme, die so lange sein böser Geist gewesen war. Und geht ja vielen Leuten nichts über Milch zu Fleisch und Sauerkraut. So konnten sie freilich an diesem Mahle keine Gesundheiten ausbringen, daß die Lebehoch an den Wänden klebten; aber sie saßen in so innigerer Freude beisammen, uud der Engel des Friedens sprach zum Engel der Liebe: „Hier ist gut sein, hier laß uns Hütten bauen, dir eine und mir eine!“

Und Dursli hielt sich gut und fest, wie ein wackerer Soldat, bei allen den Kämpfen, die nun kamen; denn mit einem Entschluß und einem Mahl ist eine Bekehrung nicht abgethan, sind nicht alle Folgen der frühern Verirrung aufgehoben. Er hatte einen Feind in sich, der ihm noch viel zu schaffen machte. Es war eine leibliche, innere Leere, Öde, ein Nagen, das nach etwas verlangte, und das allerdings mit eiuem Gläschen Branntwein geheilt gewesen wäre für eine Stunde oder zwei. Aber er versuchte demselben abzuhelfen mit einem Mümpfeli Brot, und siehe, nach und nach that es vollkommen den Dienst. Es schien ihm, als ob er gar matt in allen Gliedern sei, seitdem er nicht mehr trinke; aber seitdem er nicht mehr trank, kam der Appetit ihm wieder; er aß wie ein Drescher, und bald schien er sich stärker als nie. Seine Saufkameraden kamen wohl auch und lockten, machten ihm Bescheid, da- oder dorthin, rebelten ihn auf der Straße an, und brauchten alle Mittel in Ernst und Hohn, ihn wieder anzuziehen. Aber das

Rauhe, das er sonst im Hause gegen die Seinigen hervorgekehrt und sie damit von sich weggescheucht hatte, das kehrte er jetzt gegen seine Kameraden und er vertrieb sie endlich auch damit. Der Schnepf kam sogar wieder selbst bis in sein Haus, aber Dursli hielt nun mit ihm z'Bode und er kam nicht wieder.

Am schwersten aber ward ihm, den Mut und den Glauben aufrecht zu erhalten, daß seine Arbeit noch etwas bschüße und wieder bessere Zeiten bringen werde. Wenn er so recht die Leere allenthalben in Kisten und Kästen anblickte und sah, was alles noch anzuschaffen sei; wenn er seine Schulden hier und dort überschlug, die noch abzubezahlen waren; wenn er überdachte, wie viel er erwerben müsse, bis er wieder im vorigen Stand sei, und dabei betrachtete, wie langsam die Arbeit von statten ging, wie mühsam nur Kreuzer um Kreuzer hervorzupressen sei, wie man in der Stunde, in welcher man füglich einen Lvr. verthue, mit Not einen Batzen verdiene: dann wollte es ihm manchmal fast gschmuecht werden und aller Mut vergehen und scheinen, es bschüße doch nichts, alles sei vergebens, es sei am besten, alles tschädern zu lassen. Aber dann heiterte ihn Bäbeli wieder auf und rechnete ihm vor, was doch schon alles wieder verdient sei, zeigte ihm die bessere, die leichtere Seite. Und die Kinder gingen ihm zur Hand, wie sie nur konnten, und wenn er sie etwas brauchen konnte, so war es ihre größte Freude, so daß er sah, wie viel sie ihm bald, recht angeleitet, helfen könnten, und daß er fester und fester den Glauben faßte, wenn sie alle an einem Seile zögen, so komme es doch noch gut.

Und es kam wirklich immer besser. Man sah es bald der ganzen Haushaltung an, daß der Vater ein anderer war. Die Kinder machten allenthalben ganz andere Gesichter und der Schulmeister sagte oft: er wüsse gar nicht, was es gegeben hätte; ds Holzbödelers Ching flöge allerdinge durchs Fragenbuch. Sie

hatten hie und da auch Brot oder einen Äpfel im Sack, wenn sie in die Schule kamen, und mußten nicht bloß glustig zusehen, wenn andere aßen. Sie waren sonst oft sitzen geblieben traurig auf ihren Plätzen, wenn der Schulmeister die andern Kinder hinausließ, um nur nicht sehen zu müssen der andern Herrlichkeiten. Bäbeli hatte wieder ein Färbeli im Gesicht, verbarg sich nicht mehr vor den Menschen, und zahlte alles bar, was es kaufte oder holen ließ.

Dursli machte auch nicht mehr ein Gfräs, als ob er alle Leute fressen wollte, sah nicht mehr so gelb und wild aus. Er trällerte zuweilen ein Liedchen, oder pfiff vor sich hin; grüßte und dankte zum wenigsten wieder, wenn er jemand begegnete, und hatte ein vernünftig Wort für alle, die mit ihm reden wollten. Es verwunderten sich nach und nach auch alle Leute darüber und fragten sich: was es doch wohl so auf einmal gegeben haben möge? Dr Dursli sei ganz ein anderer geworden, man sehe es ihm und der ganzen Haushaltung deutlich an. Die Ch. streute aus: der Teufel habe ihn nehmen wollen in der heiligen Nacht; das hätte ihm das Herz i dHose=n=ache gmacht. Aber die Leute glaubten ihr doch nur halb. Sie sagten erstlich: wenn der Teufel jemand nehmen wolle, warum er nicht die Ch. nehme? und zweitens frugen sie: wenn der Teufel z'Ärsten ihn hätte nehmen wollen, warum er ihn dann nicht hätte nehmen können? Von den Bürglenherren sagte die Ch. nichts. Sie hoffte einen Guraschiertern auftreiben zu können, der dann auf ihre Rechnung mit dem Teufel reite und den Schatz gewinne.

Wer insgeheim am meisten Durslis Anderswerden im Auge hatte, waren desselben gegenüber wohnende Nachbarsleute, wo Res sein Freund gewesen war, und Sami, dessen Vater, seines Vaters Freund. Res hatte schon lange seine Leute auf=

merksam gemacht, wie Dursli sich ändere und die ganze Haushaltung ein besseres Aussehen bekomme. Allein sein Vater wollte es nicht glauben und darum sah er auch nichts. Wenn Dursli daheim bleibe, so geschehe es nur, weil er kein Geld mehr habe, oder ihm niemand mehr dings geben wolle, sagte er. Aber Dursli hatte augenscheinlich wieder Geld und er verhudelte es nicht wieder; man sah andere Kleider an den Kindern, sah sie alles bar zahlen und hörte, wie er hier und da etwas abgezahlt. Da sagte Sami: er hätte es bim D. nit glaubt, daß es möglich sei, daß ein Mohr seine Farbe ändere und ein Parder seine Flecken, und er glaube es noch jetzt nicht. Aber es scheine ihm, verirrte Menschen seien eben noch keine Mohren oder Parder, sondern eben nur verirrte Menschen, denen Besserung möglich sei. Aber verflüemeret wunder nähmte es ihn zu vernehmen, wodurch Dursli bekehrt worden und gerade an der heiligen Weihnacht.

Da kam einmal Dursli das Dorf herauf wohlgemut und pfeifend; er hatte Arbeit vertragen und klimperte mit dem Gelde im Sack. Vor ihrem Hause aber stunden Res und sein Vatrr tubakend und redeten die morndrige Arbeit ab, wenn es nämlich schön Wetter bleibe. Dursli wünschte ihnen einen guten Abend und schwenkte rasch gegen sein Haus ein; denn schon gumpeten ihm einige Kinder entgegen, und aus der Hausthür scholl es: „Dr Ätti, dr Ätti!“ Da rief Sami: „Se, wart e wenig! ume nit geng so hochmüetig vorby gschnußet, wie we d' e Prüß wärist; es thät dr's sauft, o-n-e weneli mit is z'chlappere.“ „Ja d'hüet-is, gar gern,“ sagte Dursli und hatte schon das Kind, das ihm zwischen die Beine gelaufen war, auf den Arm genommen und ein anderes an die Hand, „aber ich habe geglaubt, Ihr hättet mit einander zu reden, und dann habe ich gesehen, daß mein Fraueli mir wartet mit dem z'Nachtessen.“

— „Nun, das ist bravs von dir, daß du nicht gerne auf dich warten lassest und dir z'Sinn gekommen ist, wie weh es Weib und Kindern thut, wenn sie umsonst auf den Ätti warten müssen," sagte der Alte; „aber komm nachher zu uns z'Abesitz, du wirst nicht immer kilten." „Ich hätte wohl Zeit," sagte Dursli, „aber ich habe mir verheißen, nirgends mehr hin und zu gar niemand z'Abesitz zu gehen, als wenn meine Frau mitkömmt, und mache ich einmal ein Loch ins Gesetz, so ist d's ganz Gsetz wie-n-e Schumchelle — mi het Exempel. „Du bist bi Gop e ganze Pursch worde, mi wird z'letscht no Respekt vor dr ha müeße, und selbst Schultheißen könnten bei dir noch etwas lernen — gegenwärtig," sagte der Alte, und trieb seine Kappe auf dem Kopf herum. „Aber weißt du was? bringe deine Frau mit; sie wird wohl einmal abkommen können, wenn die Kinder schlafen und nirgend mehr Feuer ist. Sie kann ein Paar Fürfüße z'plätze mitbringe." „Nu, wenn sie abkommen kann, gar gern," sagte Dursli. Es nahm ihn wunder, was der Alte eigentlich mit ihm wolle? denn daß er es nun besser mit ihm meine, hatte er ihm noch nie zu erkennen gegeben, und ihm kaum gedankt, wenn er ihn gegrüßt. Als Bäbeli die Einladung vernahm, that sie ihm im Herzen wohl. Es erkannte daraus, daß auch andere Leute Durslis Besserung anerkannten; und da es sich seiner so lange geschämt hatte vor den Leuten, freute es sich jetzt, sich auf einmal mit ihm zu meinen vor denselben. Es thut Weibern gar wohl, sich mit den Männern meinen zu können.

Als sie hinüber kamen, stunden schon Küchlein auf dem Tisch (Res hatte kurz vorher Kindtaufe gehalten), und Wein, meinte der Alte, werde wohl noch an einem Orte sein. Sami konnte nicht lange hinterm Berge halten und so drum herum gehen, wie die Katze um den heißen Brei, um herauszulocken,

was er eigentlich wissen wollte, sondern er packte gleich heraus von der Leber weg. „Dein Alter und ich,“ sagte er, „sind unser Lebtag gute Freunde gewesen. Er war ein freiner Düseler, und schärfer wäre oft besser gewesen, aber er war mir nüsti lieb. Da mochte ich es gar nicht vertragen, daß sein Sohn ein Branntweinrülps werde und aller Hudeln Kamerad; und wenn ich dich einmal so angetroffen hätte, daß es sich mir wohl geschickt, so hättest du erfahren können, was es gegeben. Aber das traf sich nun nie so. Nun vernehme ich auf einmal, du habest dich ganz gebessert, und mein Bueb fing an zu rühmen und zu lärmen, wie du dich nun stellest, seit er dir hinter meinem Rücken zwei Wedeln gegeben. Aber die ganze Besserung kam mir so vor wie ein Morgennebel, und wegen den zwei Wedeln lachte ich ihn aus. Ich habe noch nie gehört, daß jemand wegen zwei Wedeln sich bekehrt hätte. Aber deine Besserung hielt an und das Ding kam wieder gut, und wie das zugegangen, nahm mich immer mehr wunder, denn alle Sachen wollen ihre Ursachen haben. Da habe ich auch allerlei gehört, was die Ch. brichtet, aber das sei ihrer Gattig gewesen, und rechten Bricht hätte ich nun einmal gerne vernommen.“

Da erzählte denn Dursli ihnen alles offenherzig, wie es ihm ergangen mit seinen Kameraden, wie es in seinem Gemüte getobt, wie er die Bürglenherren gehört, dem Teufel nahe gewesen, durch einen Teil der Hölle gefahren im Traume. Er verschwieg auch nicht, wie die Ch. ihn aufs neue versucht und was sie ihm erzählt und wie er geschwankt und sie vielleicht gesiegt hätte, wenn sie ein Branntweingütterli bei sich gehabt, daß er wieder des Teufels geworden wäre mit Leib und Seele; wie ihn aber die Glocken, die den Menschen ins Leben und aus dem Leben begleiten, und während demselben alle Tage daran mahnen, daß er mit Gott die Erde betreten, mit Gott

auf ihr wandeln müßte, wenn er mit Gott sie verlassen wollte, aufgemahnt hätten ganz eigen und wunderbar, und wie dann daheim Weib und Kinder ihn festgehalten hätten wunderbar, und wie in allem es deutlich gewesen, daß Gott Bäbelis Gebet erhört und statt seiner mit ihm geredet hätte. Und Bäbeli ergänzte mit glänzenden Augen an mancher Stelle den Bericht, und wie es nun ein neu Leben sei daheim, wie es gerade sei, als hätte man aus einer halben Hölle einen ganzen Himmel gemacht.

Oben am Tisch, ihm zur Rechten in der Hauptecke der Stube, gegen die Sonne hin die Bibel, saß auf einem Küssi der Urgroßvater des Hauses, ein zitternder, achtzigjähriger Greis, aber klaren Verstandes noch und immer frommen Sinnes, und deswegen nicht behaftet mit geistigen Altersgebrechen. „Es ist doch kurios," sagte dieser, auf einen Häglistecken die Hände gestützt, „es ist doch kurios, wie die Leute alles auslegen, Menschenwort und Gotteswort auf ihre Art; wie Gotteswort in dem Munde eines Gottlosen ein tötend Gift wird, im Munde des Frommen das gleiche Wort das wahre Lebenselixir; wie aber auch Menschenwort, eine Sage z. B., ganz anders klingt in gutem oder schlechtem Munde. Von früher Jugend an habe ich immer von den Bürglenherren reden hören, aber immer auf zweierlei Weise, je nachdem die Menschen waren. Menschen, die der Welt dienten, dem Geld oder dessen Genüssen, erzählten das Märlein von den Bürglen ungefähr wie die Eh. Aber niemand je hat den Mut gehabt, den Versuch zu wagen, niemand daran gedacht, was dann aus den Bürglenherren oder dem, der den Schatz gewinne, werden solle. Solche Menschen, die an der Erde hangen, denken nur an sich und nur an Genuß oder Besitz; die Gedanken an anderer und das eigene geistige Schicksal kommen nicht in ihren Sinn. Ganz

anders erzählten fromme Leute diese Sage, und in vollem Ernste; darum erbte sie sich auch fort durch so manches Geschlecht. Jetzt geht nach und nach der Glaube daran verloren, und deswegen verhallen sie; man erzählt sie einander nicht mehr, ja man schämt sich gar derselben: und doch liegen in ihnen so manche schöne Lehren verborgen. Aber so wird es des Herrn Wille sein. Er erzieht das Menschengeschlecht auf seine Weise. Da es noch kindlich war, redete er zu ihm wie zu einem Kinde; da es aber aufwuchs, da redete er zu ihm nach den Kräften seines Alters. Nun wird er wollen, daß man die Menschen so wenig mehr durch Märlein, als durch Bilder selig zu machen suche, sondern durch sein klar und lauter Wort."

Nachdenklich schwieg der Großvater nach seinen bedeutsamen Worten. Da wurde der Wunsch laut von einem zum andern, daß er doch von den Bürglenherren erzählen möchte nach seiner Weise. Es war tief Nacht geworden, und je tiefer es hineingeht in die dunkle Nacht, desto mächtiger zieht es auch den Menschen, sich hineinleuchten zu lassen in die dunkle unsichtbare Welt, von der er sich umringt fühlt. Während des Tages Schein die sichtbaren Dinge ihm erleuchtet, vergißt er ob ihnen die unsichtbare Welt; wenn dann aber die Nacht die Sinnenwelt verhüllt, dann drängt sich dem Menschen aus den Tiefen seines Geistes das Bewußtsein auf, daß er lebe inmitten einer unsichtbaren Welt. Und diese Welt sich zu gestalten unter Furcht und Zittern, mit Grauen und Beben, wie jedes Kind nur zitternd einen dunkeln Ort betritt, treibt ihn ein geheimnisvoller Drang. „Wohl will ich euch erzählen," sagte der Greis, „was ich von früher Jugend an erzählen gehört. Aber vergesset nicht, daß ich ein Märlein erzähle, daß aber dieses Märlein seinen tiefen Grund hat in jener Zeit, wo der Boden in den Herzen noch nicht urbar gemacht war für das einfache

Gotteswort und wo viele Verwalter desselben mit ihm wenig anzufangen wußten, und denn doch die unbändigen wilden Menschen in Schranken gehalten und gezähmt, die Unterdrückten getröstet werden sollten."

Als Reses Frau die Küchli herumgereicht und manchmal ermahnt hatte: „Nät doch, nät doch!" als Resli die Gläser gefüllt und Gesundheit gemacht und Dursli aus Samis Tubackseckel seine Pfeife gestopft hatte nach langem Weigern: er hätte auch bei sich, begann der Großätti Folgendes:

„Vor mehr als 900 Jahren war es noch gar wüst und öde in diesem Lande und viel weniger Leute waren in demselben. Wo jetzt Wiesen die schönen Kühe nähren, rauschte ein See oder dampfte Morast; wo jetzt Schnitter mähen, dehnte sich das schrankenlose Bett eines Waldbaches aus, warf wilder Wald seine dunkeln Schatten. Mitten in solchen Wald hinein zwischen wilde Flüsse, lustige Seen, trügerische Moräste bauten sieben Brüder sich eine kleine Burg auf dem Hügel, den man daher Bürglen nannte. Noch manch großes Schloß besaßen sie; aber sie wollten ein dunkles, finsteres Schlößchen haben für ihre dunkeln Thaten, wie auch die meisten Raubtiere die dunkle Nacht wählen für ihr blutiges Rauben und finstere Höhlen zum Aufenthalt. Das Böse drängt sich der Finsternis zu, verbirgt sich in die Lüge; das Gute freut sich des Lichts, sonnet sich in der Wahrheit. Es waren nämlich die sieben Brüder sieben blutige Raubtiere, die jeden Frevel verübten im öden Lande ohne Furcht vor Gott und vor Menschen; wenn diese übermächtig ihnen wurden, wußten sie sich zu retten auf verborgenen Pfaden durch die unzugänglichen Moräste auf ihre dunkle kleine Burg. Und es waren die sieben Brüder groß und stark wie Riesen, und wenn sie vom blutigen Raub weg verschwinden wollten spurlos, so trugen sie je einer nach dem

andern seinen Hengst durch die schmalen nassen Pfade zum dunkeln Schlößlein. Dort hausten sie oft Wochen lang in wilder blutiger Lust, trieben Jagd und manch Schandwerk des Tages, und am Abend ging ein wildes Zechen los; und wie der Wein zu sieden begann in ihren ungeheuren Gliedern, begann eine blutige Lust zu entbrennen in ihrer Seele, und war ein Gefangener auf dem Schlößlein und hatte dieser noch einen Blutstropfen in seinem Leibe, dann quälten ihm die fürchterlichen Brüder in diesen dunkeln Stunden ihn ab, und war kein Gefangener mehr da, dann warfen sie sich blutbrünstig auf einander, bis Bruderblut herumspritzte an den Wänden. Aber wie oft in finstrer Höhle die süßeste Quelle rieselt, wie in schauerlichster Schlucht die schönste Lilie wächst, wie in dunklen Kerker der Sonnenstrahl am sonnigsten fällt; so hauste mitten unter diesen menschlichen Ungeheuern in blutig finsterem Schlößchen das lieblichste Gebilde. Ein Schwesterlein hatten diese sieben Leuen, wie selten eins gesehen wird auf Erden. Wie zwei helle Sterne in des Himmels Blau glänzten dessen Augen, wie eine Rose im Morgentau das Antlitz, zart und schlank schwebte die Gestalt über der Erde, und wenn an den wunderschönen gelösten Haaren, die leichtgelockt das Fräulein umwallten, der Sonne Glanz sich brach, so war's, als ob ein goldner Mantel das wunderherrliche Kind umfließe. Und wie man schon in des wilden Löwen Zwinger ein Kind gesehen hat, spielend mit dessen Mähne, auf dessen Rücken sich setzen, ihn stachelnd mit den kleinen Füßchen, und den Löwen dazu blinzen wie in süßer Lust, knurrend in seinen mildesten Tönen; so spielte dieses himmlische Kind keck und kühn mit seinen Brüdern. Es spielte nicht bloß mit ihren Bärten, ihren Mähnen; es riß an ihnen in kühnem Mute und schlug sie rasch mit schlanker Gerte, wenn sie nicht seinem Willen schnell gehorchten. Wenn sie sich schlugen,

wenn sie andere quälten, so trat es furchtlos befehlend mitten unter sie, schlug mit seiner Gerte zwischen die Schwerter, schlug damit auf die Peiniger der Armen, und mit freundlichem Grinsen lachten die Brüder des Schwesterleins, und in seinem Anblick legten sich die Wellen des Zorns, und etwas Menschliches tauchte auf in ihren ungeheuern Leibern bei des Schwesterchens Schelten und Gebieten. Und wenn die Brüder der Leibeigenen Hütten verbrannt, ihr Korn zerstampft, in frevlem Mutwillen ihnen Wunden geschlagen hatten, so geißelte sie die Brüder mit Gerte und Rede; das Thor mußten sie ihr öffnen und Kuno, der wildeste der Brüder, mußte sie in der Leibeigenen Hütten begleiten, mit Balsam beladen oder Korn; ja die Brüder mußten Holz schaffen zu neuen Hütten. Es war als ob die lichte Himmelskönigin walte da oben im dunkeln Schlößlein, und als solche war sie auch angesehen weit herum; und wenn die wilden Brüder ferne waren auf Jagd oder Raub, so suchte, wer Trost und Hilfe nötig hatte, Trost und Hilfe bei dem lieben kecken Kinde. Unter diesen Armen fand das schöne Kind einst ein fremder Pfaffe, der im wilden Lande das Evangelium predigte, und in den reichen, weichen Boden im Herzen des schönen Kindes fing derselbe an, des Evangeliums heiligen Samen auszustreuen, und sechzig- und hundertfältig schoß er da auf in diesem starken, mächtigen Herzen. Zur frommen Jungfrau wuchs das Kind empor, aber auch aus der Jungfrau sprühte eine Kraft, die alle sieben Brüder bändigte; und auf welchen sie ihr sprühend Auge warf, der stand zu ihrem Dienst gefesselt, als ob demantene Ketten ihn bänden.

„Aber je mehr in ihrem Herzen Christi Sinn empor wuchs, desto mehr empörte sie der Brüder Thun, desto schärfer ward ihr Auge, das Häßliche und Wüste aufzufinden, und wunderbar schmiegten sich die wilden Brüder der mächtigen

Jungfrau. Da geschah es, daß der reinen Jungfrau die Augen aufgingen über das wüste Leben ihrer Magd mit ihren Brüdern, und daß sie dieselbe, als die niedere Magd mit frechen Worten sich erheben wollte, in jähem Zorne schlug und niedertrat. Es schwieg die Magd fürder gegen das Burgfräulein, verbarg ihr unzüchtig Leben und gleisnete, der giftigen Schlange gleich, zu den Füßen, die sie getreten. Aber mit giftiger Rede begann sie die Brüder zu umgarnen, mit boshafter Liebe sie zu umstricken. Mehr und mehr höhnte sie die Brüder über ihre Schwäche und der Schwester Meisterschaft; mehr und mehr versuchte sie, ihre Gunst zu sparen und zu spenden, je nachdem einer der Brüder der Schwester willfahrte oder trotzte. Wenn solches Reizen aus zahmen Menschen wilde macht, was muß es aus wilden machen? So begannen die Brüder zu knurren, zu brummen gegen die Schwester; aber diese kehrte sich daran so wenig als der Hausherr an das Knurren seines Hundes. Aber die Buhlerin stachelte immer giftiger und gewann sich immer größere Gewalt über die tierischen Brüder und reizte sie immer höher auf gegen die Schwester, und stachelte ihren Geiz gegen der Schwester Gutherzigkeit, und stachelte ihren Hochmut gegen der Schwester Gemeinschaft mit den Armen. Endlich ward zur Flamme die angeblasene Glut und die Brüder wollten Herren ihrer Herrin werden und verboten ihr, Geschenke zu geben und der Armen zu pflegen, mit manch grobem Wort. Da hob hoch auf sich die Maid, befahl ihrer niedern Magd, den Korb, schon gefüllt mit mancher Gutthat, ihr nachzutragen, und schritt des Schlosses Pforte zu mitten durch die Brüder, und ihrer klaren Augen zürnend Funkeln schlug lähmender auf die sieben Riesen ein, als hundert Männer kühn geschwungene Schwerter. Aber des hohen Fräuleins niedere Magd glühte nachtretend auch die Brüder mit ihren geilen Augen an, und

reizte sie auf mit höhnischem Munde und verächtlichen Geberden, daß Grimbart, der tierischste der Brüder, der niedern Magd zu Lieb und Huld, der Schwester Kleid ergriff und sie zurückriß in den Schloßhof und mißhandelnd der innern Thüre zustieß. Da hob das Fräulein kühn sich auf und, der Mißhandlung wehrend, redete es wie mit Pfeilen auf die Brüder ein, daß diese der alten Oberherrschaft sich zu beugen begannen und ihrer Schwester Herrlichkeit. Aber hinter dem Burgfräulein stund die geile Magd und höhnte die Brüder, höhnte mit Blick und Gebärden einen nach dem andern. Und die Blicke und Gebärden der lüsternen Magd siegten über der reinen Schwester Worte, und mit ihren gewaltigen Händen stießen sie die Schwester, die stolzen Blickes keines Wortes sie mehr würdigte, in des Schlößleins schlechtestes Gemach.

„Als das Burgfräulein Tage lang ausblieb in den Hütten der Armen, an den Lagerstätten Gemißhandelter, da machten sich Scharen auf, ihren goldenen Engel im Schlosse zu suchen; aber heulend und blutig stoben sie wieder heim, von Bolzen getroffen, von Hunden gejagt. Da wandelte alleine der fromme Pfaff den Burgweg auf, sein Beichtkind zu suchen, und kein Hund sprang ihn an, kein Bolz flog ihm entgegen; die Brüder fürchteten den Pfaff, der Pferde und Hunde gesund machen konnte, und der Gewalt über die Elemente habe, wie sie glaubten. Sie ließen ihn ungehindert ein zur Schwester, die sie zu dauren begann, ohne daß sie es zeigen durften vor ihrer Magd, die Tag für Tag ihre gestrengere Herrin wurde. Als der Pfaffe weiter ging, fragte er ums Wiederkommen, und gerne gestatteten es ihm die Brüder. Sie selbst zogen samt der Magd fort auf Raub und Mord und erst vor Weihnacht kehrten sie wieder heimlich ein ins Schlößchen. Am heiligen Vorabend hatten sie zwischen den Seen, Äschi zu, wütend gejagt, mit

Bär und Wolf gekämpft und kehrten abends blutig, müde, mit reicher Beute heim. Da begann ein Zechen, das immer wilder ward; jeder überprahlte den andern mit seinen Heldenthaten; sie träufelten in die Becher Blut aus ihren Jagdwunden und tranken einander zu auf Kampf und Sieg. Und immer unheimlicher glühte in ihren Adern das Feuer, immer unheimlicher sprühte es aus ihren Augen, ein immer fürchterlicherer Blutdurst kam über sie. Lauter und lauter scholl das Prahlen, ward zum Streit und die wilden Hände faßten die Schwerter zu Brudermord. Und draußen war es still und mild, und silbern schaute der Mond ins wüste Getümmel. Da schlug Gondebald, der schlauste der Brüder, Jagd vor durch die Nacht auf ein gefährlich Wild, damit die aufgeregte Wut nicht im Bruderblut sich kühle.

„Und jubelnd sprangen die Brüder auf, faßten ihre Speere und riefen nach Pferden und Hunden, die müde schlummerten von schwerem Tagewerk. Da trat die zur Herrin gewordene Magd unter sie und sprach: wenn sie jagen wollten, so wüßte sie ein edles Wild. Drunten im Walde unter den Eichen am Brunnen sitze ihr sauber Schwesterlein unter dem Schutze des heuchlerischen Pfaffen, umgeben von Bettlerscharen, und verteile der Brüder Hab und Gut; die zu jagen mit Hund und Roß wäre neue, lustige Jagd.

„Drunten saß allerdings das Burgfräulein unter armen Weibern und Kindern und tröstete die Armen mit allerlei Worten und Gaben. Es wußte, daß die Brüder heute in der heiligen Nacht zechen würden arg und wild, ohne um ihr arm Schwesterlein sich zu kümmern. Es sehnte sich nach seinen armen Kindern und Weibern. Der Pfaffe richtete an die Armen die treue Botschaft aus, und ein dem Fräulein treu ergebener Wächter ließ es hinaus, unbemerkt, wie er glaubte. Aber er

irrte sich. Die Magd hatte unter den Knechten einen Buhlen, und diesen zum Wächter bestellt über ihre Herrin. Dieser merkte ihre Abrede, traf daher auch die seinige mit der Magd, und als er das Fräulein am Brunnen wußte, brachte die Kunde den wütenden Brüdern die listige Magd.

„Laut aufheulend in schäumendem Zorn griffen sie nach Bogen und Armbrust, nach Speer und Schwert, und auf mußten die müden Tiere, Pferde und Hunde zu neuer, ungewohnter Jagd. Doch wie gebannt durch des Waidwerks Kunst und Regel ritten sie still, mühsam ihre Wut zügelnd, auf Umwegen, wie um ein edles Wild zu beschleichen, dem Brunnen zu. Und während sie ritten, blieb die Magd im Schlößlein mit ihrem Buhlen und in teuflischer Schadenfreude bereiteten sie ihr abgeredetes Werk.

„Unfern des Brunnens in tiefem Mondesschatten hielten lautlos die wilden Gestalten hoch zu Roß, an den Leinen die Hunde. Vor ihnen lag der freie Platz, mit einzelnen Eichen geschmückt, wo silbern die Quelle rieselte, und an derselben saß das schöne Burgfräulein in seinem goldenen Mantel, und rings um ihns die glückliche, beschenkte Menge armer Mütter, armer Kinder; hinter ihnen stund im Schatten einer mächtigen Eiche betend der Pfaff, und über allen wandelte am Himmel in stiller Klarheit der Mond und leuchtete mit seinem lieblichsten Lächeln der schönen Geberin zu, dem Austeilen ihrer Gaben. Da sah er vom hohen Himmel nieder die finstern Gestalten lauernd in des Waldes Schatten und ahnte das werdende Mörderstück. Er hieß die Winde warnend rauschen durch der Bäume Wipfel; aber die Glücklichen an der Quelle hörten es nicht, und durch die Harnische an die Mördergewissen vermochten die Winde nicht zu dringen. Da sah der Mond auf zu Gott, ob dieser wohl den Unschuldigen eine Hülfe bereite, aber stille blieb es da oben;

da wanderte er traurig weiter auf seiner luftigen Bahn, den Winden winkend, daß sie mit dem finstersten Wolkenschleier ihn verhüllen möchten. Aber ehe sie den Schleier gewoben hatten aus der Erde Dünsten, brach der Brüder Mordlust los und mit Holla und Hussa hetzten sie die Hunde, des Streites mit Bär und Wolf gewohnt, auf die arme Weiber- und Kinderschar, mit gespannten Bogen wie eines gejagten Wildes der Fliehenden gewärtig. Mit wütendem Geheul stürzten in weiten Sätzen die grimmen Hunde auf die Armen ein; wie schüchternes Wild fuhren die empor beim ersten Heulen der fürchterlichen Tiere. Aber wie ein klares Himmelsbild, golden glänzend in seinem flatternden Mantel, trat kühn das Burgfräulein den Hunden entgegen und rief mit ihrer hellen Silberstimme abwehrend auf sie ein. Die bekannte Stimme der geliebten, lang entbehrten Herrin drang an die Herzen der Hunde und mit freudigem Winseln schmiegten sie sich zu ihren Füßen, sprangen an ihr empor und vergaßen das zu jagende Wild, hörten nicht das immer wüthendere Holla und Hussa der Brüder. Da flogen von den Bogen der Wütenden die Bolzen und Pfeile in Menschen und Hunde mitten hinein, und Menschenjammer und Hundegeheul fuhr klagend auf zum Himmel. Aber den Bolzen und Pfeilen nach stürzten die Brüder mit geschwungenen Speeren. Schwankend, in der keuschen kühnen Brust einen blutigen Pfeil, trat ihnen die Schwester entgegen, breitete abwehrend die Arme aus und bat milde um Schonung für die arme Schar. Vor der holden Erscheinung prallten die Pferde zurück, aber der Schwester Stimme drang nicht zu der Brüder Herzen; die blutig gestachelten Rosse sollten über die holde Schwester weg in die Winselnden mitten hinein. Aber die gewaltigen Hengste setzten in bäumenden Sprüngen neben dem in blutigem Golde glänzenden Fräulein weg und kein Huf berührte sie. Sie wankte

den Wütenden nach, die zur Jagd gegeißelten Hunde lockend, blutende Kinder ihnen entreißend, Speere aus den Brüsten der Mütter ziehend. Sie achtete ihr strömend Blut nicht, sie wollte dem Gräuel wehren, aber immer leiser ward ihre Stimme, immer wankender ihr Fuß; die Hunde, die fliehende Kinder im Dunkel des Waldes zerrissen, hörten ihre Stimme nicht mehr. Da hörte sie, wie der Pfaff, an den Stamm der Eiche gelehnt, mit weithin hallender Stimme den Brüdern fluchte: daß das hier vergossene Blut auf ihre Seelen kommen und auf denselben brennen solle von Ewigkeit zu Ewigkeit, und daß sie keine Ruhe im Grabe haben, sondern an jeder Weihnacht hier jagen und morden müßten, so lange der Brunnen fließe, so lange der Mond am Himmel wandle.

„Da wandte sie sich zu ihm hin mit sterbenden Schritten, starrend in blutigem Golde, und leise leise flehte sie: „O wende den Fluch, es sind ja meine Brüder; wende ihn um Maria willen, der Himmelskönigin; und leise sank sie in die Kniee, und leise sank ihr Haupt zur Erde, und leise flochten Engelein aus den kleinen rieselnden Blutstropfen blühende Rosenkränze, das sterbende Haupt umwindend. Da sprach der Pfaff: „Den Fluch kann ich nicht mehr wenden; das gesprochene Wort geht zu Gott und liegt in seiner Hand; aber wenn die wütenden Brüder in tausend Jahren auf ihrer wilden Jagd zehn verwilderte Männer trostlosen Weibern, weinenden Kindern wieder zuführen, zur Sühne der hier gemordeten Mütter und Kinder, so mögen sie eingehen in des Grabes Ruhe; das Fernere walte Gott!“ „Das aber ist mein Walten, verfluchter Pfaffe!“ brüllte Kuno, der wildeste der Brüder, und schleuderte seinen Speer mit sicherer Hand. Durchbohrt sank sterbend der Pfaff nieder neben das scheidende Himmelskind, es segnend mit dem heiligen Kreuz; dann kam der Tod und drückte leise ihnen die Augen zu; und des Herrn

Engel trugen die Seelen der schuldlos Geschlachteten hinauf an den Ort, den ihnen der Herr bereitet hatte.

„Als ihr blutig Werk vollendet war und kein Lebendiger mehr atmete auf dem blutigen Platze, da saßen die Brüder wieder hoch zu Roß und zogen heim in dumpfem Schweigen. Finster war es am Himmel geworden, schwarz war der Wald, hohl ging der Wind und von ferne her brauste der Sturm heran. Als sie den Burgweg auf zum Thore ritten, stund es offen, hintenan und sterbend daneben der gebundene Wächter. Als er ihnen noch Kunde gegeben, daß ihre niedere Magd mit ihrem Buhlen ihn erdolchet und, mit all ihren Schätzen beladen, geflohen seien in des Waldes Nacht, verschied er. Da flammte es in ihrem wilden Gehirn auf wie die Strahlen des jüngsten Gerichts; laut auf, daß das Schlößlein zitterte, heulten sie in Weh und Wut, wandten die Rosse, hetzten die Hunde auf die neue Fährte, und jagten hinterdrein mit Holla und Hussa, mit Peitschenknall und Sporenklang dem schlechten Wilde nach. Die Dirne und ihr Buhle erschraken, als sie hinter sich die wilde Jagd vernahmen; sie hatten so schnelle Rückkehr nicht erwartet, nicht erwartet so schnelles Finden ihrer Spur. Mit Windeseile huschten sie seufzend und keuchend durch die Büsche graden Wegs den Wald hinauf, dem Lindenhubel zu. Aber näher und näher kam ihnen die wilde Jagd; sie verließen in rascher Wendung den geraden Lauf, eilten quer durch die Büsche, dann wieder den Wald hinab, glaubend, die Hunde zu täuschen. Aber müde Hunde lassen weniger sich täuschen, als frische. Die schreckliche Meute heulte immer näher an ihren Fersen, der wütende Jagdruf drang immer wilder auf sie ein. Sie flohen mit Windeseile am Waldessaume den Bühleinschlag ab, aber immer näher kam der Brüder Holla, der Rosse wildes Schnauben. Sie huschten über den Koppiger Weg, flohen die Wolfsteige nieder und

fast unbewußt dem blutigen Brunnen zu, und an ihren Fersen schienen die Hunde zu hangen, in ihrem Nacken funkelten die Speere. Als die wilde Jagd, Hunde, Wild und Jäger, zu einem Knäuel zusammengerollt, gestoben kam auf den blutigen Platz, da erleuchtete auf einmal ein gewaltiger Blitz den Platz; wie in Flammen stand der Wald und wie eingewurzelt plötzlich die ganze Jagd, und aus dem Boden heraus wuchs schwarz und ungeheuer eine Hand und faßte Wild, Jäger und Hunde zusammen, einem Büschel Grases gleich — ein ungeheurer Schrei — dann verschwand die Hand in die Erde und schwarz und stille war es wieder auf dem blutigen Platz. So soll am nächsten Morgen auf dem nächsten Hofe ein Kind erzählt haben, welches von allen das einzige war, das sich hatte retten können.

„Die Bürglenherren wurden nie mehr gesehen; leer stund ihr dunkles Schlößchen und verfiel allgemach. Aber im Frühjahr wurde es lebendig um den Brunnen herum. — Wenn die Sonne ihrer bräutlichen Erde die ersten freundlichen Blicke gibt, sprossen Blumen ohne Zahl um den Brunnen auf, wo des Fräuleins Thränen begraben liegen; und wie in goldnem Kleide glänzt der Brunnen weithin durch den Wald, gekränzt mit den goldnen Glockenblumen, der Kinder Freude. Und wo die Blutstropfen der Kinder fielen und begraben liegen weit herum in den Büschen, da sprossen Sträucher auf und mahnen mit den schwarzen Reckholderbeeren an die schwarzen vergossenen Blutstropfen der armen unschuldigen Kinder. Und im Frühjahr, wenn der Brunnen glänzt in seinem Golde, jubeln Kinderscharen um den Brunnen, sich Kränze flechtend aus den schönen Glockenblumen; und im Herbste, wenn reif die Beeren werden, streichen Kinder durch die Büsche zu sammeln die gleichen Reckholderbeeren. Und wenn die Kinder um den Brunnen jubeln, oder wenn sie durch die Büsche streifen, so soll unsichtbar in seinem goldnen Mantel

das Fräulein in ihrer Mitte sein, und sie hüten und wahren, und noch nie soll dort einem Übels begegnet sein. Darum auch heißt der Brunnen Bachtelenbrunnen, wie dort die Glockenblumen heißen, und Reckholdereinschläge die darum liegenden Gehäge. Aber wenn der Winter wieder kömmt und die heilige Weihnacht, dann sollen die Brüder wieder reiten still und finster zur blutigen Jagd, sollen wieder morden und wieder jagen die Dirne und ihren Buhlen Wald auf Wald ab und verschwinden in der schwarzen Hand am Brunnen. Neunhundert Jahre haben sie jetzt gejagt und darüber und in einer alten Chronik sollen acht Geschichten stehen von verwilderten Männern, welche die wilden Jäger trostlosen Müttern, weinenden Kindern wieder zugeführt."

Lautlos waren alle da gesessen, und bange preßte sich der Atem in jeder Brust, als der Alte endigte. Endlich rang sich Durslis Stimme frei und bebend fragte er: „Also habe ich nicht geträumt, und ich bin der neunte?" „Eine Sage habe ich erzählt", entgegnete der zitternde Greis; „aber alles, was auf Erden ist, ist Diener des Allerhöchsten; jeder Baum, jeder Stein und jedes Blatt, das am Baume sich bewegt, und jedes Sandkorn, das vom Steine der Wind weht. So wird jedes Wort aus Menschenmund zu Gottes Wort, wenn er will, und muß dienen zu Bekehrung und Erweckung der Menschen. So macht er auch die Sagen, so lange er sie noch duldet, zu seinen Dienern, und sprengt mit ihnen auch verschlossene Herzen. Des Herren Wege sind wunderbar, unerforschlich sind seine Ratschläge. Wie er die einen sucht in der Sonne hellem Licht, oder mit seines klaren Wortes Kraft, kann er andere suchen in wilder Sturmesnacht mit dunkler Sage ahnungsvollem Grauen. Zeuget deine Seele, daß dich Gott gefunden, so grüble nicht; sorge nur, daß du nicht wieder verloren gehst." — So sprach der Greis, und wankte an seinem Krückenstock seinem Bette zu.

Ergriffen von mächtigem Geisteswehen sprachen die Übrigen nur einzelne Worte, drückten die Hände sich und gingen ihrer Ruhe zu.

Dursli konnte nicht schlafen, aber in seliger Ruhe dachte er noch lange in beglücktem Gemüte an Gottes wunderbare Wege, und wie er in seiner Wundermacht mit Sturm und Regen, mit Weh und Graus Wunder schafft in den Herzen der Sterblichen; wie er verwandelt die Finsternis in Licht, den Aberglauben in Glauben, des Unglaubens öde Steppen in blumenreiche Gefilde.

Und als er fühlte, wie über ihn der Schlaf entfalte seine Schwingen, dankte er noch innig seinem Gott für die Wunder seiner Wege und bat ihn, daß er für und für mit seiner mächtigen Hand seiner Schwachheit aufhelfen möge; er selbst aber wolle die Augen offen halten und ihn erkennen in Nacht und Licht. Er betete, daß er alle Männer, die mit ihm auf gleichem Wege gingen, erfassen möchte mit seiner Kraft und sie wieder zuführen ihren jammernden Weibern, ihren verwahrlosten Kindern. Dann kam süßer Schlaf über ihn, und in süßem Frieden erwachte er, begrüßt von der Sonne Licht, vom sonnigen Lächeln seiner Kinder.

Und Dursli hielt fest am bessern Leben. Die Sonne ging ihm alle Tage neu auf in seinem Herzen; darum nahte sich auch alle Abend in sanften Schwingen der süße Schlaf, und alle Morgen erwachte er in süßem Frieden. Aber ehe er des Abends sich vom sanften Schlafe übermannen läßt, betet er für alle verwilderten Männer, die auf schlechten Wegen gehen, daß sie Gott ihren weinenden Weibern, ihren unglücklichen Kindern zurückführen möge.

Und Gott will des guten Durslis Gebet erhören, will die Sonne scheinen lassen über der Erde und aufblühen lassen ihre

